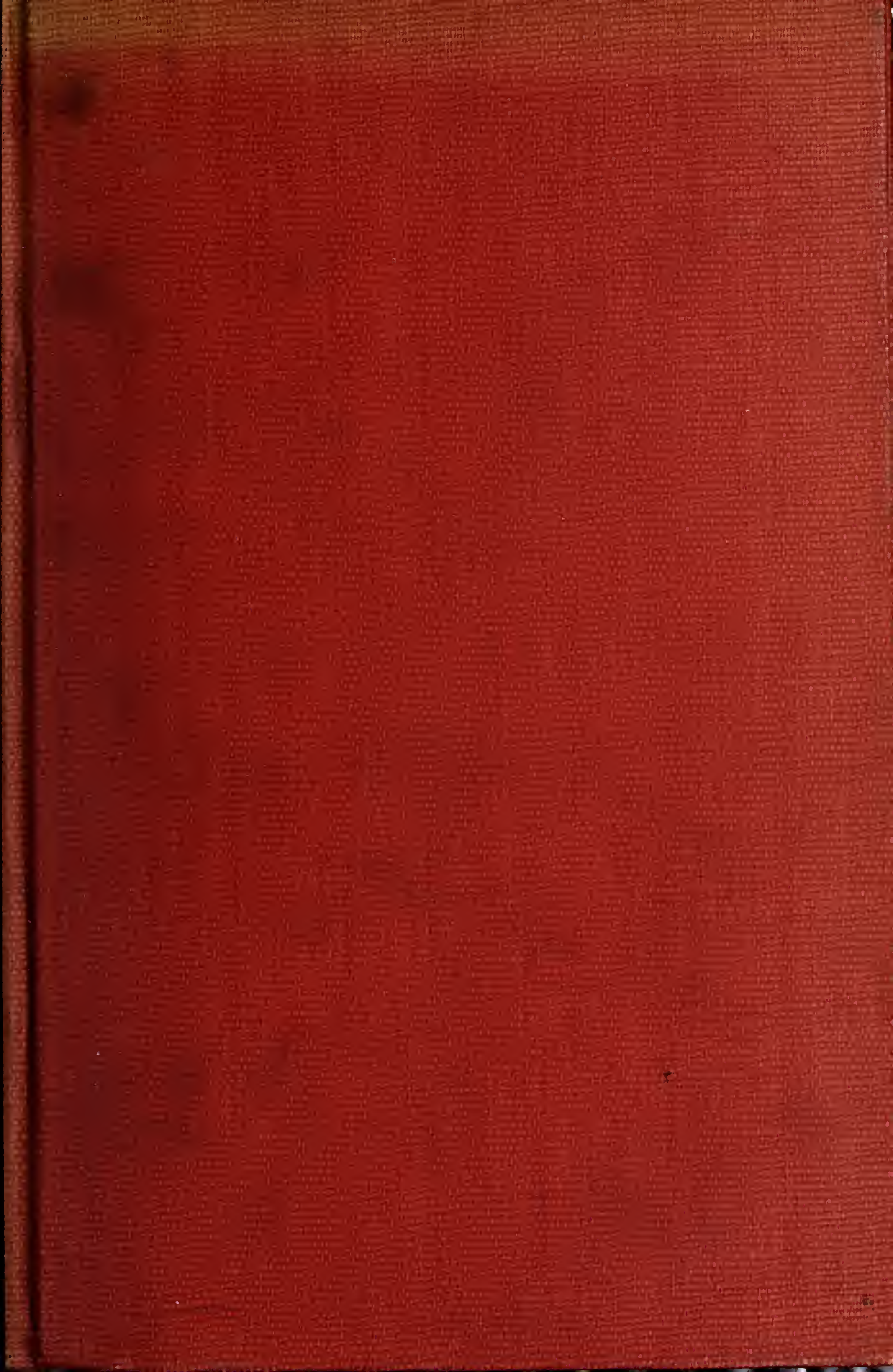
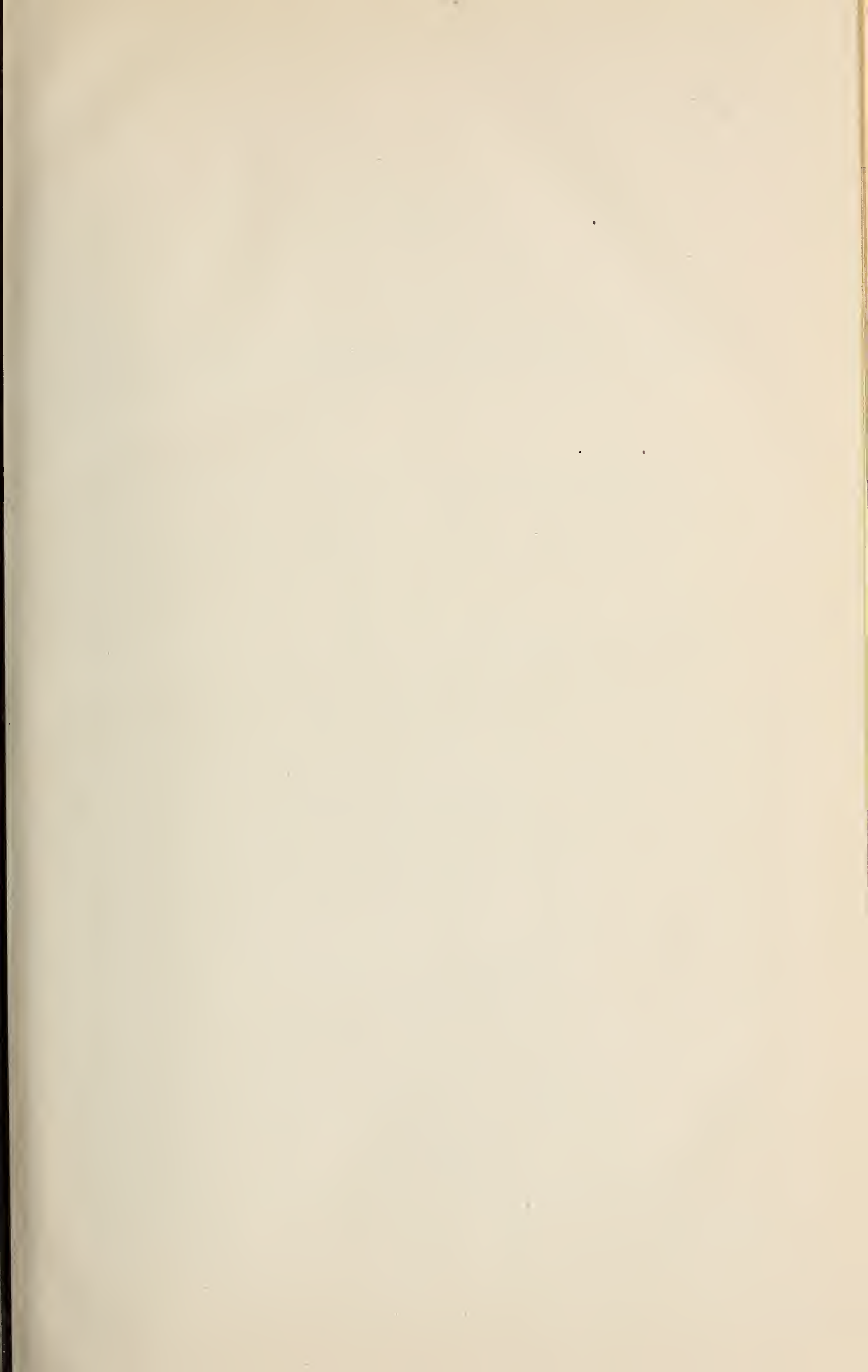
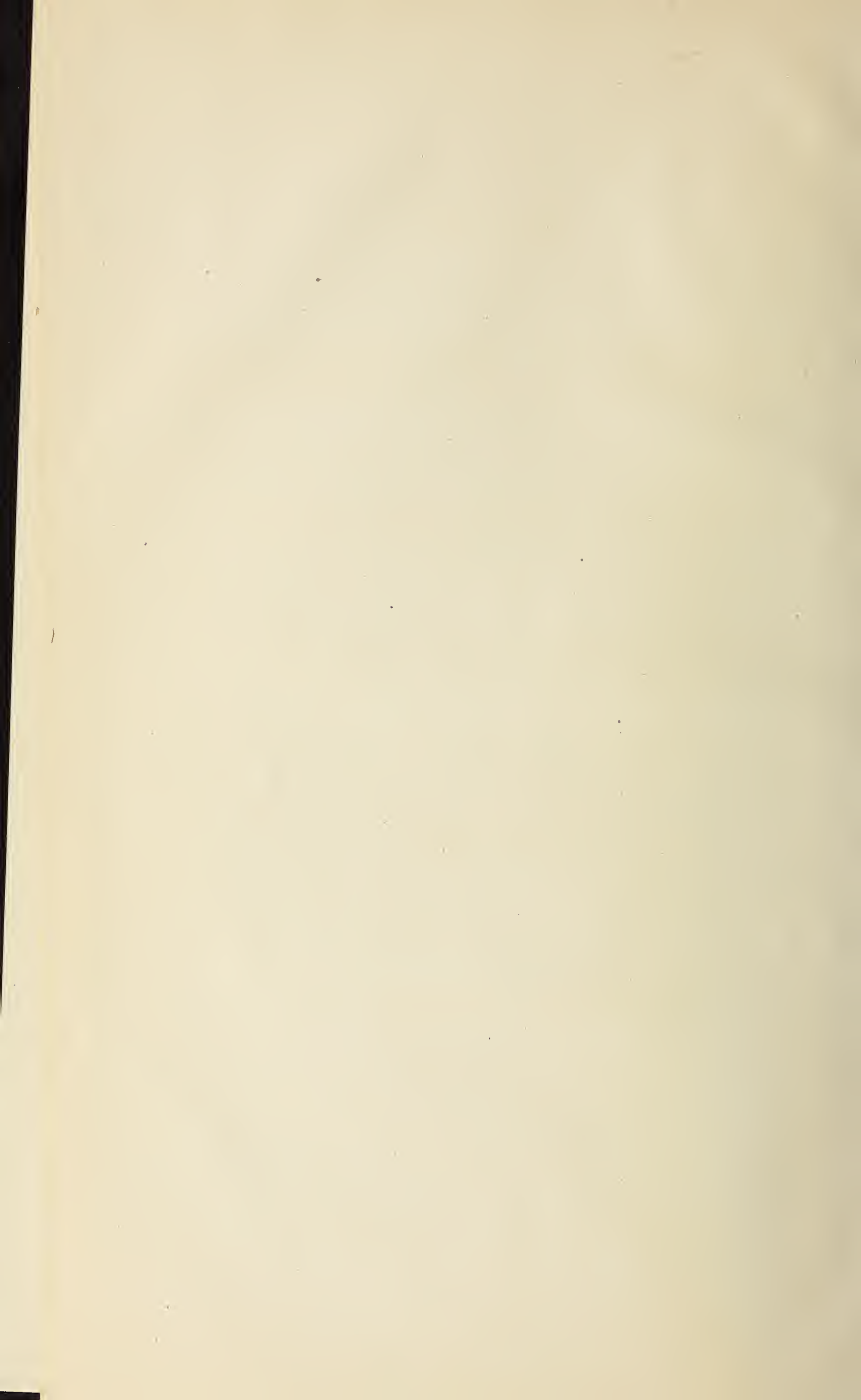



THE LIBRARY OF CONGRESS
1800









Aeltere

Franken-Geschichte.

Vom Anbeginn bis zum vierzehnten Jahrhundert.

(Urfranken. Westfranken. Ostfranken. Frankonien.)

Nach Geschichtsquellen fränkischer und französischer Archive bearbeitet

von

Georg Lommel.

Vierte Ausgabe.

Würzburg.

Druck und Verlag von J. M. Richter.

1870.

Aeltere

Franken-Geschichte.

Aeltere

Franken-Geschichte.

Vom Anbeginn bis zum vierzehnten Jahrhundert.

(Urfranken. Westfranken. Ostfranken. Frankonien.)

Nach Geschichtsquellen fränkischer und französischer Archive bearbeitet

von

Georg Lommel.

Vierte Ausgabe.

Würzburg.

Druck und Verlag von J. M. Richter.

1870.

Vorwort zur vierten Ausgabe.

Die Zahl derjenigen, welche vor manchem Jahrzehnt aus den damals noch ungeplünderten fränkischen Archiven die Frankengeschichte bearbeiteten und dieselbe als geborene Franken durch mündliche Ueberlieferungen ihrer Vorfahren, sowie durch jetzt großentheils erloschene örtliche Sagen ergänzen konnten, ist nahezu ausgestorben. Unter den noch Lebenden befindet sich der Verfasser dieses Werks, welches in erster Ausgabe 1832, in zweiter 1841, in dritter 1863 erschienen, und schon 1835 von der damaligen französischen Regierung wegen des Abschnitts „Westfranken" mit der großen goldenen Medaille beehrt worden ist.

Im Vorwort zu einer früheren Ausgabe sagt der Verfasser: „Es gab eine Zeit, wo Franken gleichzeitig das Herz und das Haupt Deutschlands war, wo somit von ihm das meiste deutsche Leben aus- und einströmte, und wo in weiterer Folge sechs Jahrhunderte hindurch (gerechnet von den ersten Karolingern bis zu den letzten Hohenstaufen und darüber) die Reichsgeschichte von der fränkischen sich nicht trennen läßt. Aus einem ähnlichen Grunde, weil nämlich der erste Frankenbund aus mehreren Stämmen und Stammresten Germaniens entsprang, muß die Quelle der Frankengeschichte bis in das Dunkel der deutschen Urgeschichte verfolgt werden. In den hier beschriebenen vierzehn Jahrhunderten aber liegt eine so durchgreifende Umgestaltung Deutschlands, Europa's und des Orients, daß ein Berichterstatter der maßgebenden Ereignisse und Begebenheiten unwillkürlich vom Sturmhauch der Bewegung mit fortgerissen wird, wie man sich denn überhaupt keinen wahren Geschichtschreiber als einen Freund des Stillstandes oder gar des Rückschritts denken kann."

Der Verfasser, welcher der bekannten Meinung eines altrömischen Autors, der Geschichtschreiber dürfe kein Vaterland

haben, die Behauptung entgegensetzt, daß nur Männer ihres Volkes dessen Geschichte schreiben können, weil sie für dessen Denkungsart und Handlungsweise den Probirstein, d. h. das richtige Verständniß in sich selbsten tragen, verleugnet nicht seinen politischen Parteistandpunkt; er bekennt sich offen als einen der geistigen oder wissenschaftlichen Rächer der dem fränkischen Volke seit Jahrhunderten widerfahrenen Unbilden, als Beerdiger gebannter und geächteter Ahnen. „Ich wag's, ein Grab dem Heißgeliebten aufzuwerfen." Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni. Gegenüber dynastischen Schönfärbereien und reaktionären Fälschungen gibt es auch in der Geschichtschreibung eine republikanische Solidarität . . . .

Das demokratische Franken hat sich seiner Vergangenheit nicht zu schämen; dieselbe überragt oftmals an religiöser Aufklärung und politischer Entschiedenheit die Gegenwart, nur zu gedenken des nulla crux, nulla corona unserer Altvordern. Allein die fränkische Hauptstadt trug von der Excommunication des salischen Kaisers Heinrich IV. an bis zum Untergang des Eilfstädtebundes eilfmal den Kirchenbann und zweimal die Reichsacht, und innerhalb ihrer nächsten Umgebung stieg und fiel in einem Blut- und Flammenmeer jene große demokratische Schilderhebung des sechzehnten Jahrhunderts. Nun könnten aber auch einmal Tage kommen, wo gewisse moderne Staatsgebilde, namentlich ein von einem volksfeindlichen fremden Eroberer nur plump zusammengefügtes, wie Kartenhäuser auseinanderfallen: bei solcher Möglichkeit ist die Geschichte eines Volkes doppelt dasjenige, was sie eigentlich immer sein sollte, dessen bester Rathgeber und Lehrmeister.

Im März 1870.

G. L.

Inhalt.

Seite.

I.

Das älteste Deutschland.

In der Mitte Europa's, umschlossen von Meeren und Strömen, von Hochgebirgen und dem „Schrecken seines Namens", lag vor zweitausend Jahren ein unermeßlicher Wald- und Moor-Boden, nach damaliger Weltanschauung ein Urland, welches riesige Eichen und diesen an zäher Kraft vergleichbare Menschen trug. Dieselben hielten sich ebenfalls für urerschaffen oder eingeboren, für Söhne der Mutter Hertha und des Vaters Teut oder Thuisto, von wannen der Namen „Teut'sche" oder „Dütsche". Wehr- oder Ger-Mannen wurden sie noch sonst genannt, von den Römern Germani, vielleicht im Hinblick auf ihr gleichlautendes Eigenschaftswort germanus, welches bei Einzelmenschen dieselbe Abkunft oder Blutsfreundschaft bedeutet. In der That erschienen die Germanen trotz ihrer Trennung in viele Stämme als ein äußerlich und innerlich sich ähnlich sehendes, durch hohen Wuchs, blaue Augen, blonde Haare wie durch geistige Eigenschaften ausgezeichnetes oder ausnahmsweises Brudervolk, gleich dem Pelasger und dem Hellenen Kinder des Kaukasus oder Sprossen des hochasischen Gebirgszugs Paropamisus. Also schildern römische Geschichtschreiber das deutsche Volk:

Gesäugt von der eigenen Mutter und nicht von fremder Amme wächst der Knabe, nackt, unter freiem Himmel, bei rauher Kost und steter Leibesübung, in der Gesellschaft seiner örtlichen Altersgenossen, gleichviel, ob sie von Fürsten und Edlen, von Freien und von Knechten stammen. Der Unterschied des Rangs und des Vermögens bleibt dem Jungen unbekannt; einen Vorzug erwerben erst spätere Handlungen. Vater oder älterer Bruder unterweisen ihn frühzeitig in Waidwerk und Waffengebrauch, in Vorspiel zu Kampf und Mannesthat, während ihn Mutter und Schwester im Buche der Natur, am

gestirnten Himmel lesen lehren, und der greise Ahnherr vor der Hütte der Altvordern begeisternde Heldenfahrten rühmt. So geschult, frei vom Drucke der römischen Vatergewalt und von den Geißelhieben der Spartaner-Jugend, wird der deutsche Knabe leibes- und seelenstark, ein junger Aar, der unter elterlichem Fittig seinem Erstlingsfluge entgegenreift.

Der Knabe wurde Jüngling, die Kamradschaft des Dorfs ein Bund der jungen Gaubewohner. Vor die feiertägliche Männer-Gemeinde traten die Gleichalterigen, und erhielten ihren Freibrief durch Ueberreichung etlicher einfachen eisernen Waffen, als da Schwert und Streitaxt, Speer und Schild. (Gold nemlich kannte oder achtete man nicht.) Hierauf ermahnte der Vorsteher im Namen der Anwesenden zu Ehre und Mannheit, zur Treue gegen das Vaterland. Nun folgte dem heimathlichen Leben die Wanderfahrt. Den Bären aufsuchend wie den gewaltigen Ur, durchstreiften die Jünglinge benachbarte Forsten und Gebirge, bisweilen auch weiter ziehend bis zu den sonnigen Ufern des Rheins oder des nordischen Herthasee's schauerlicher Umgebung, dem Weichbild grauer Sagen und geheimer Bünde. Gruß und Handschlag empfing sie bei allen germanischen Stämmen, denen selbst in Fehdezeiten die Gastfreundschaft heilig war. Traulich lagerten Wirth und Wanderer um Trinkhorn und Methkrug, forschend oder berichtend über Tagesereignisse, über Brauch und Treiben im Einzelgau oder über des größern Vaterlandes gemeinsamer Angelegenheit. War dann nach Tagen oder Wochen die braune Quelle versiecht, geleitete der Hausherr den Gast zur nächsten Hütte oder Gemeinde, nicht anders als einen alten Freund zu alten Freunden. So wanderte man in Nähe und Ferne, bis der Landfriede blutigen Kämpfen wich. Ernst und feierlich, begeistert vom vaterländischen Kriegsgesang und dem nahen Anblick der Frauen und Kinder, ging der Germane in die Schlacht, mitunter zurückweichend, um wieder vorzudringen mit vermehrter Gewalt, selten wirklich fliehend, indem ewige Schmach den Feigling und Erstickung im Sumpf und Schlamm den Verräther erwartete. Die gefallenen Helden deckte ein Rasenhügel oder Hünenmal; auch das Verbrennen der Leichname war den Germanen nicht unbekannt. Thränen und laute Klagen endeten bald, nie jedoch eine treue Erinnerung. Ausgezeichnete Todte lebten fort im Gedächtniß ihres Volks und in den Liedern seiner Barden.

Auch des Ueberlebenden harrte ein schönes Loos. Sie, die dem Schwerverwundeten mitten unter Feindesgeschoß das Blut gesaugt,

und ihn mit der Kraft verzweifelter Liebe gegen den Speer des Gegners gedeckt hatte, die todgeprüfte, unbefleckte Jungfrau reifern Alters reichte dem genesenen Jugendfreund die Hand, nochmals gelobend unbedingte Ausdauer und Theilnahme am Schicksal des Vermählten. So lebte die eine Frau dem einen Mann und seinen Erzeugten, in abgeschiedener Häuslichkeit und mütterlichem Wirken, mit keinem Gedanken hinaus und hinüber, im Gatten mehr die Ehe als das Geschlecht liebend, und treubesorgt um die ohne Vorrecht und Erstgeburt gleicherzogenen Kinder. Scheidung kannte man nicht; namenloser Schimpf bestrafte den Ehbruch. Nach dem Tode des Einzigen ehrte das Weib die erste Liebe, und verharrte bis an ihr Lebensende — eine keusche Wittwe. Was anderswo kein Gesetz vermag, das wirkte dort die Sitte; und der Frauen Lob war groß bei den Deutschen.

Laster warf man nur den Männern vor, nemlich Trunk und Spielsucht. Aber auch in der Verirrung spiegelte sich des Volkes leibliche und seelische Kraft. Zu berathen über Einzelner Unternehmung oder über die Verhältnisse des engern Bezirkes, versammelten sich die stimmfähigen Männer beim gemeinsamen Gelag. Dort berathschlagten sie, wohl auch stritten, schlugen und fochten die Berauschten die Nacht hindurch: Schlüsse faßten sie nur am nüchternen, versöhnenden Morgen. Sie beriethen, wie der Römer sagt, wann sie nicht heucheln, und beschlossen, wann sie nicht irren konnten. In ihren Freistunden und außer den volksthümlichen Turn- und Waffenspielen würfelten sie; und sieh! der starke Mann, der Hab und Gut verspielt, und den eigenen Leib auf den letzten Würfel gesetzt hatte, ging ohne Widerrede in die Knechtschaft des Schwächeren. Das hießen sie Worthalten. Der deutsche Knecht ward aber auch nicht gehalten wie ein Römersclave. Er baute das freilich mit den Früchten des Herbstes wenig vertraute Land; dafür war seine Abgabe an den Herrn nur gering, und was er erübrigte, sein Eigenthum. Zins steigern und Wucher treiben blieb unbekannt. Auch fiel das Loos des Knechtes nicht auf ewig. Der Herr entließ ihn leicht; denn der wahre Freie mag lieber Seinesgleichen um sich sehen als Unterdrückte. —

Einfach wie das ganze Volk war sein Gesetz und seine Verfassung. Es ward regiert von unbeschriebenen Menschenrechten, von altem Brauch und Herkommen, wo dies nicht mehr ausreichte, von Gottesgericht und Zweikampf und von den Beschlüssen der allgemeinen Volksversammlung. In schönen Maitagen unter sonnigem Blau oder unter hellem Sternenhimmel zusammentretend, entschied diese letzte Gewalt über

das, was vorher die Abgeordneten der einzelnen Gauen vor der Landesgemeinde berathen, entschied über Frieden und Krieg, Gesetz und Bündniß, berief den Heerbann, und ernannte den tapfersten, erfahrensten und treuesten seiner Streiter zum „Heerzog". Auch die übrigen Vorsteher für Krieg und Frieden wählte sie, und urtheilte als oberstes Landesgericht. Ihre Unterrichter mußten in Ehren und Würden ergraut sein; sie hießen drum die Graven. Wenige Stämme hatten Könige mit beschränkter Gewalt, ohne Außenglanz. Keine Steuern, nur Ehrengaben des Volkes nährten sie. Der vaterländischen Jugend freiwillige Geleitschaft war im Frieden ihr Schmuck, im Krieg ihre Schutzwehr; und wie es dem Gefolge Schande war, die Schlacht zu überleben, in der sein Fürst fiel, so konnte Dieser nicht mehr als Fürst oder Vorderster gelten, wenn er von Einem der Untergebenen an Einsicht und Muth übertroffen war. In den Tagen allgemeiner Vaterlandsgefahr fochten Alle — Könige und Freie unter dem vorerwähnten Herzog oder Bundesobmann.

Hoch über Fürsten und Volk, hoch auch über Walhalla, dem Sitze vergötterter Männer und Frauen, des herrlichen Odin und des gewaltreichen Thor, der wunderholden Freia und der weisen Jungfrau Iduna, hoch über diesem seelenvollen Sagenkreis der Druiden und Barden, der entweder nur die allgemeine Naturwahrheit einer weiblichen Urnacht und des erst von ihr geborenen und dann mit ihr vermählten und die Welt erzeugenden Urlichts*) oder aber die nachfolgende Zeit der ältesten Cultur-Helden umschrieb, schwebte unversinnlicht, gewandlos ein ewiges höchstes Wesen, von einem kindlichen Volke „Alfadur" benannt — der Allvater. Unter seiner Hut reifte nur sich selbst bekannt das Volk der Eichen, bis sein erstes, hoch aber unglücklich fliegendes Adlerpaar aus heimischem Horst auf die Weltbühne der Geschichte drang.

*) Die nordische Götterlehre oder vielmehr Schöpfungsgeschichte stellt die Demeter und den Dionysos der Pelasger (Isis und Osiris der Aegypter) in ähnlichen Gestalten dar, und bekundet dadurch sowie durch die Aehnlichkeit der Mysterien auf der Insel Rügen mit denen zu Eleusis die schon sonst unläugbare Stammverwandtschaft der Urgermanen mit den Urgriechen. Wir werden auf die dualistische Kosmogonie und Naturreligion der Deutschen bei den Bau-Mönchen und Laienbrüdern (Boas und Jachin) sowie bei den Tempelherren zurückkommen.

II.

Die ersten Deutschen.

1.

Bojorich und Teutobod.

Im Hochglanz ihrer Herrlichkeit stand die Weltstadt Rom. Italien und Griechenland, der schönste Theil Galliens und der pyrenäischen Halbinsel, die bekannten Länder der Erdtheile Asien und Afrika, die weite Hinterlassenschaft des macedonischen Eroberers lag besiegt. Mächtige Könige wanderten an goldenen Ketten in die unterirdischen Kerker, oder fristeten durch Tribut und Vasallendemuth ein unrühmliches Dasein. Edlere, gewandtere Feinde, wie die hochstrebenden Freistädte Korinthos und Karthago, waren zertrümmert oder weggetilgt vom Angesicht der Erde. Der Rest der Bewohner irrte heimathlos, oder baute das Land als Römersclave; ihre Schätze, Denkmäler und Trophäen schmückten Rom. Und inmitten dieses unübersehbaren Raubes erhob sich wie ein großer Beutehügel der capitolinische Fels, und auf diesem hinwieder in des Consuls oder Diktators Gestalt der Geist des Stifters Romulus-Quirinus, erinnernd an das Bild des Löwenbändigers Herakles, dessen Inneres zwar bewegt vom Sturm der Leidenschaft, dessen ruhige Außenseite aber an der Keule lehnt mit dem Wahlspruch: „Wer noch!" Zu solcher Höhe hatte eine immergleiche, unbeugsame Staatskunst und der hievon durchdrungene Sinn seiner Einzelbürger ein Hirten- und Räuberdorf emporgeschnellt; so fest stand die Römerburg, als die Vorhut des Feindes, der vom gerechten Schicksal zum Rächer der unterdrückten Nationen erlesen war, zum erstenmal an die ehrenen Pforten schlug. —

Auf steierischen Alpen stand Carbo der Römer Consul mit Heeresmacht, und hütete die Thore Italiens, als ungemeldet gewaffnetes Volk erschien, Einlaß begehrend und friedlichen Durchpaß. Das Volk stammte aus fernem Nord, von da, wo die graue See ihre Wogen weit in das Land spülte, und die überzählige Bevölkerung vom undankbaren Boden trieb. Chimbrer und Teutonen nannten sich die beiden Stämme, ihre Fürsten Bojorich und Teutobod. Mann und Weib, Alt und Jung verließ Hütte und Markung, und verband sich im großen Heereszug zur Gründung einer neuen Heimath. Vor ihnen

lag deutsches Erdreich, lagen die wirthbaren Fluren an den Strömen des südlichen Germaniens. Aber nicht Rhein, nicht Donau begränzte die kühne Wanderfahrt. Dunkle Sagen lockten sie, Sagen vom blühenden Wunderland jenseits der blauen Gebirge, von dort, wo der Natur freiwilliger Segen den Schweiß der Menschen entbehrlich mache, und nach harten Mühen reichen Ersatz biete. So zog das Volk alpenwärts. Der Welsche empfing die Fremden mit Freundesworten; Arges sann sein Herz. Treulose Führer gab er den friedlich weiter Begehrenden; die verhielten sie im langen Irrpfad der Gebirge. Der Consul selbst zog auf kürzerem Weg, und überfiel im Engpaß die Sicheren. Da entbrannte deren Zorn, sie erhoben die Waffen, stürmten bergan, und schlugen den entlarvten Feind im rächenden Gefechte. Nur ein furchtbares Hochgewitter, die Sieger stellend, rettete die Besiegten vom Untergang. Das war die erste Waffenprobe der Germanen mit den Weltbezwingern — die Schlacht von Noreja.

Friedlich lagerten die Sieger in den fruchtbaren Thälern zwischen Alpen und Donau, bei der Weide ihrer Heerde nicht vergessend die Möglichkeit einer ernstern Zukunft. Darum bauten sie das Feld mit Waffen zur Seite, und verbanden sich mit tapfern Stämmen aus westlicher Nachbarschaft, mit Ambronen und Tigurinern, den Bewohnern helvetischer Gaue an Emme und Limmat. Als nun der dritte Lenz erschien, mit ihm die Zeit, wo germanischer Sinn und Brauch nach Kampf und Abentheuern spähte, sandte das Volk Botschaft in das Lager des neuen Feldherrn Silanus, und von da zum Senat in der Hauptstadt, vortragend: „Die Deutschen wollen ein Stück Landes vom Römervolke zu Lehen nehmen, und dafür demselben stets mit Hand und Schwert gewärtig sein.“ Die über das Ackergesetz mit sich selbst zerfallene Republik verwarf trotzdem diesen nicht unbilligen Antrag. Da beschlossen die Zurückgewiesenen, mit den Waffen zu erringen, was ihren Bitten nicht gelungen war. Mit Ungestüm warfen sie sich auf das in Gallien gelagerte Heer des Silanus, und zerstäubten es nach kurzem Kampfe. Noch blutiger schlugen sie die Truppen seines Nachfolgers Cassius, und tödteten den Anführer auf dem Schlachtfeld. Des Heeres größter Theil lag hingestreckt, der überlebende Rest mußte durch's Joch kriechen. Dieses Tages Ruhm gebührt vor Allen den Helvetiern, die, geführt von dem Heldenjüngling Diviko, ihren überrheinischen Brüdern siegen halfen. Mit ähnlichem Mißgeschick stritt bald des Cassius Unterführer Aurelius Scaurus, ein Römer alter Zeit. Die Seinen entflohen; er selber ward gefangen. Furcht-

los trat dieser Mann vor den deutschen Kriegsrath, der ihn um die Lage Roms und um die besten Alpenwege fragte. In diesem ernsten Augenblick des eigenen Wohles vergessend, sprach der Patriot nur von der unüberwindlichen Macht und Hoheit seiner Vaterstadt, und rieth schnelle Beendigung des angeblich ungleichen Kampfes. Die Versammlung horchte verwundert; da erhob sich der Chimbrer Bojorich, und erschlug den Rühmenden mit der Streitaxt. Tugend ist's am Feind die Tugend ehren; bald rächte sich diese unrühmliche That des Fürsten an seinem ganzen Volke. Bevor aber das Adlerpaar getrennt in Nacht und Abgrund sank, schwang es sich noch einmal vereint und hoch zur Sonne des Ruhmes auf — das geschah in der Rhone-Schlacht mit den Consuln Manlius und Cäpio. Zum letztenmal boten die Deutschen Frieden und Vergleich; der übermüthige Cäpio verhöhnte sie. Zahllos stand das Römerheer, aber der Neid entzweite seine Führer. Das ersahen und nützten ihre Gegner zu einem raschen Angriff. Der bessere Consul sammt Hundert und Zwanzig Tausend Römern und Römerknechten blieb auf dem Platze; nur elf Flüchtlinge, worunter der Schlachtverderber Cäpio, brachten die Trauerkunde nach Rom. Grauenvoll war des Unbesonnenen Bestrafung.*) Rom beweinte diesen Tag als einen Todestag; die Germanen feierten ihn auf der Wahlstatt. Ruhmbestrahlt standen sie jetzt auf dem Höhe- und Wendepunkt ihres Glückes. Anstatt im ersten Anlauf Italien und sein bestürztes Capitol zu nehmen, rasteten sie in den üppigen Provinzen des südlichen Galliens, und gönnten ihren Feinden Zeit zur Erholung. Später trennten sich die beiden Stämme auch noch, um vereinzelt ihrem Schicksal zu begegnen.

Am Rande des Verderbens lag das Römerreich; betäubt blickten seine Bürger in die Zukunft. Als diese aber minder schwer in ihren ersten Tagen vorüberzog, als das feindliche Sturmgewölke fern blieb, und allmälig befreundeter Muth sich wieder einstellte: da kehrte die Hoffnung zurück, und mit ihr Rath und Thatkraft. In solchen Tagen höchster Landesgefahr galt in Rom ein alter Brauch. Freiwillig legte das Volk des Reiches Fahnen, Schwert und Richterstab in die Hand eines Einzigen, und das große Vertrauen schuf in der Regel große Herzen — die volkserwählten Diktatoren retteten das bedrängte Vaterland.

*) Er ward geächtet, entfloh aber durch Hülfe eines Freundes aus dem Gefängniß. Da strafte Rom den schuldigen Vater in der unschuldigen Tochter: der Scharfrichter mußte das Mädchen erst schänden, dann tödten, da nach dem Gesetze der Republik die Hinrichtung einer reinen Jungfrau nicht gestattet war.

Als solchen Retter, als Consul mit diktatorischer Gewalt ersah jetzt Rom einen Mann, der geboren in einer Hütte, großgewachsen im Zelt eines gemeinen Soldaten, ohne Vorschub des Glücks und der Empfehlung, nur durch eigene Kraft zum obersten Vorstand der Republik gestiegen war, und so eben als stolzer Triumphator den König Numidiens, das Scheusal Jugurtha, an goldener Kette durch Roms Thore führte. Die Plebejer jauchzten ihrem großen Standesgenossen, die Patrizier haßten den mächtigen Emporkömmling. Aber Furcht und gemeinsame Noth ließen Neid und Zwietracht verstummen, und einstimmig werden die Wahl des Oberfeldherrn gegen die Deutschen. Der Mann hieß Cajus Marius.

Neue Heere und der geschlagenen Trümmer sammelte Marius, und führte sie zum Rhonestrom nach Gallien. Dort schloß er sie und sich in festes Lager, auf daß des Feindes brausende Kraft an Wällen und Zaudern sich ermüde, dagegen der Freunde gesunkener Muth durch unschädlichen Anblick der Gefahr an diese sich gewöhne, oder minder sie scheue. So haben, der Fabel nach, furchtsame Thiere die Nähe des Löwen ertragen gelernt. Tag und Nacht übte der Feldherr sein Volk in den Waffen; eigentliche Kämpfe jedoch und schon die zu nahe Berührung des Feindes vermied er sorgfältig; weder der Spott der Germanen, die um sein Lager schwärmten, noch das wiedererwachende Ehrgefühl der Römer lockten ihn aus sichern Räumen. Nur wann er ein einzelstehendes, sorgloses Häuflein der Deutschen sah, führte er unversehens die große Uebermacht ins Freie, eilig im Rückzug nach ausgeführtem Handstreich. So hatte der Kriegsmeister durch Kleines auf Großes vorbereitet. Es wuchs der Zaghaften Muth mit der Ungeduld der Beherzten; bald verachteten die überlisteten Deutschen des Römers durchdachten Plan als Schwäche und Feigheit. In diesem Wahn trennten sich die Chimbrer vom Bruderstamme, und wandten sich links auf tirolischen Alpen nach Italien. Die Teutonen mit den helvetischen Bundesgenossen zogen gradaus, nach ihrer Meinung überstark zur alleinigen Vernichtung des entgegengesetzten Heeres. Im scheidenden Hohn befragten sie die Römer um Aufträge an ihre Frauen. Da brach Marius sein Lager ab, und folgte seitwärts auf den Höhen dem rechten Flügel der Germanen. —

An der südlichen Spitze des Lemansee's liegt ein Ort, Aquae Sextiae hießen ihn die Alten, heutzutage das Bad Aix les Bains in Nordsavoyen. Hohe Berge erheben sich zur Seite, der Fluß Arve bewässert das Thal. Seine beiden Ufer besetzten die Deutschen, auf den Höhen hielt

Marius. So ward sein Lager wasserarm. Das klagten die dürstenden Soldaten ihrem Feldherrn. „Dort", entgegnete dieser, und zeigte auf die von Feinden umschlossene Arve, „dort könnt ihr für Blut Wasser kaufen!" „So führe uns dahin", riefen Jene, „so lange wir noch Blut in unsern Adern haben!" „Erst muß das Lager befestigt sein!" entgegnete kalt der Consul. Und die alten Kriegsleute gehorchten schweigend, nicht also das neue Volk und die Knechte. Manche von Diesen liefen stromabwärts ans See- oder Rhone-Ufer, ihren Durst zu stillen, Andere trieben zu gleichem Zwecke Rosse und Mäuler hin. Dort badeten gerade ambronische Männer, und so vernichtete Zufall die Berechnung. Die Parteien wurden handgemein, von beiden Seiten kam Verstärkung, bald zeigten sich Bannerträger und Führer, und ein regelmäßiges Treffen begann. Die Ambronen hatten ihren Namen zum Feldgeschrei; die Ligurier, römische Bundsgenossen, riefen gleichfalls: „Ambronen vor!" Das täuschte und verwirrte die Gegner. Immer regelloser fochten Diese; endlich flohen sie, von den Römern verfolgt, zur Wagenburg der Teutonen. Hier aber stemmte sich die Flucht. Die teutonischen Weiber, Schwerter und Aexte schwingend, stürzten hervor, und hieben gleich schonungslos auf den eindringenden Feind wie auf die fliehenden Freunde, deren Entmuthigung sie für Verrath hielten und straften. Die Nacht unterbrach den Kampf. Besorgnißvoll nahte sie dem römischen Feldherrn, der einem plötzlichen Ueberfall seines unbefestigten Lagers entgegensah, grausenhaft seinem Heere, das durch die Schlachtgesänge und den wilden Lärm von jenseits wach erhalten ward. Allein der Deutschen Lärm verhallte in Worten; sie haderten über die Schuld des verlorenen Treffens, und vergeudeten die Zeit mit Berathungen. Da begann's zu tagen, und Marius traf seine Vorkehrung.

Dreitausend erlesene Streiter sandte er auf Umwegen in Verstecke, sein übriges Heer stellte er auf den Höhen in Schlachtordnung. Kaum ersahen die gleichfalls sich schaarenden Teutonen den kampfbereiten Feind, als sie wuthentbrannt durch den Gedanken des gestrigen Unfalls voll wilder Hast Sturm liefen, ordnungs- und athemlos auf den Berg kamen, und dort von geschlossenen Römercohorten ohne Mühe zurück ins Wasser-Thal geworfen wurden. In diesem Augenblick der Entscheidung brach der römische Hinterhalt aus dem Walde. Von Brust und Rücken gedrängt wankten die Teutonen, wankten und fochten bis zur Neige des Tages, wo der Kern der Mannen gesunken war, und der Rest mit der Wagenburg in die Flucht ging. Auf der Ferse

drängten die Sieger die Fliehenden unablässig den Abend, die Nacht hindurch. Da sandten der Teutonen Weiber und Töchter Botschaft zu Marius, und baten um Schonung und Aufnahme in das Jungfrauenkloster der Vesta zu Rom. Der Arglistige gab eine zweideutige Antwort. Die Frauen merkten, was ihnen bevorstand — Schändung und Knechtschaft. Ihr fester Willensmuth vereitelte aber die Pläne des Muthwillens — sie starben insgesammt den Männertod der Freien. Unter den Gefangenen war Teutobod. Er mußte vor dem Triumphwagen des Siegers gehen, wo er über alle Speere und Feldzeichen der Römer hinausragte, bald und doch zu spät sterbend in einem römischen Gefängniß.

Während des Untergangs ihrer teutonischen Brüder zogen die Chimbrer ohne Ahnung des traurigen Geschickes durch Tirol und von dort über den Tridenter Bergrücken nach Italien. Mitten in diesen Alpenhöhen lagerte der Feldherr Catulus in fester Verschanzung, quer über die Straße. Lustig und behende klimmten die deutschen Riesenbilder die beeisten Kuppen hinan, jauchzten bei Regen und Schnee, der ihnen an nackten Leibern fror, saßen und fuhren auf breiten Schilden von ragenden Felsen in schauerliche Gründe. Die Römer schreckte dieß. Schnell griffen die Chimbrer die zagenden Feinde an, und schlugen sie bis an die Etsch. Die Brücke dieses Flusses, von einem Castell geschirmt, vertheidigte Catulus. Da rissen die Sieger Eichen und Felsblöcke vom erhöhten Erdreich, schleuderten dröhnende Massen in den Fluß hinab, zertrümmernd das Brückenjoch. Hernach setzten sie auf Baumstämmen oder mit den Waffen schwimmend ans jenseitige Ufer. Die Gegner flohen. Erst hinter dem Posluß sammelte Catulus die Seinen; Viele von ihnen waren im ersten Schreck bis Rom geeilt. Dieses bebte; doch lebten noch Römer in seinen Mauern. Unter den Fliehenden war ein Sohn des Marcus Scaurus, ein Neffe des von Bojorich erschlagenen Aurelius. Finster empfing ihn der greise Vater. „Ich hätte deine Gebeine lieber in der Wahlstatt aufgelesen, als so dein lebendes Bild gesehen!“ zürnte der Alte, und verstieß sein einziges Kind für immer aus seiner Nähe. Da brauchte der ehrgekränkte Jüngling das am Feind gesparte Schwert gegen das eigene Leben. Thaten dieser Art vergehen nicht folgenlos. Auch die Besatzung des Etscher Brückenkopfes stritt würdig der Römer früherer Tage; die Deutschen ehrten ihre Tapferkeit, und gestatteten ihr gegen den Eid, nimmer gegen sie zu dienen, einen freien Abzug. Noch einmal öffnete hier das Glück seine Pforten, und mit ihnen den ebenen

Weg zur ungeschirmten Hauptstadt. Aber der bekannte Unglückszug im deutschen Charakter, überlange Berechnung vor dem Entschluß und stetes Haschen nach Gewährschaft für den sichern Ausgang, ließ die Sieger harren auf die Ankunft der lebend geglaubten Teutonen, und nebenbei in angeborener Trinklust und Behaglichkeit unter venetianischem Himmel die Stunden verträumen, in denen die alte Roma wieder erwachte, und zum fünftenmal und gegen ihr Grundgesetz den ferne stehenden Retter Marius an die Spitze des bedrohten Staates rief. —

Marius führte sein siegerprobtes Heer über die Savoyer Alpen, und stieß am rechten Po-Ufer zu den gelichteten Cohorten des Catulus. Beide Consuln setzten gemeinsam über den Strom, und schlugen Lager. Bei dessen Anblick sandten die Chimbrer Abgeordnete zu den Römern, und baten noch einmal um Einräumung eines Landstrichs für sie und ihre teutonischen Brüder. Ueber den Namen „Teutonen" lachte Marius überlaut, und gab die spöttische Antwort: „Kümmert euch nicht weiter um euere Brüder! Denn Diesen haben wir bereits Land, und zwar für ewige Zeit gegeben." Die Chimbrer verwiesen ihm diesen Hohn, und warnten vor der nahen Ankunft ihrer alten Kampfgenossen. „Sie sind schon da, frohlockte Marius, und ihr sollt nicht ohne brüderlichen Gruß von dannen ziehen!" Und nun wurden die gefangenen Teutonen, die Todesboten ihres großen Stammes, in Ketten und Banden vorgeführt. Traurig kehrten die Gesandten zu ihrem Volke, dessen erste Bestürzung bald zu wilder Racheflamme überging. Augenblicklich, nur von Wenigen begleitet, ritt Fürst Bojorich an das Römerlager, und forderte seine Besatzung zur Feldschlacht. „Ihr selber", rief er hinauf, „mögt nach freier Wahl Platz und Tag bestimmen, der über unser oder euer Recht entscheiden soll!" Von sicherer Warte aus erwiderte Marius: „Es ist zwar kein Römerbrauch, dergleichen Dinge mit dem Feinde vorher zu berathen; doch will ich Euch in diesem Stücke zu Willen sein." Darauf wählte er als Zeit den dritten Tag von da an, und die raudische Ebene zum Kampfplatz. Mit diesem Bescheid ritt Bojorich zu den Seinen.

Beide Theile rüsteten zum letzten entscheidenden Kampfe. Am dritten Tage trafen sie sich am bestimmten Ort, unfern der heutigen Stadt Vercelli, auf dem weiten Blachfeld, von dessen Marken die Sessia herab in den Po strömt. Die Römer hatten den Vorsprung; von dichten Nebeln verdeckt, errichtete Marius seine halbmondförmige Schlachtordnung. Seine siegreichen Legionen, zweiunddreißigtausend Mann, stellte er an beide Flügel; die minder verlässigen zwan-

zigtausend des Catulus keilte er ins Centrum. Die Fronte richtete er gegen Mitternacht, so daß die durchbrechende Mittagssonne und der ihr voranbrausende Südwind den Seinen in den Rücken, den Gegnern sammt Staub und Hitze ins Antlitz kam. Nach diesem Vorsieg der Römer reihten sich die Chimbrer auf der Wahlstatt. Das Fußvolk unbekannter Zahl bildete ein Viereck, die Leiber der Vorderglieder verschlungen mit eisernen Ketten, bei günstigem Geschick ein undurchdringliches Bollwerk gegen Feindessturm, im andern Fall ein Gebot des Zusammensterbens. Zur Rechten hielten fünfzehntausend Reiter, wohl bewehrt mit Schwert und Lanze, mit gähnenden Drachenhelmen und wehenden Büschen, weithinstrahlend in blankem Schild und Harnisch. Die Schlacht begann hart und blutig, mit zweifelhaftem Glück. Die römischen Reiter fielen auf das deutsche Fußvolk, die deutschen Reiter, schnell ansprengend, trieben jene vom Platze. Da rief Marius Roms Götter an, und zeigte seinem bangen Heere das glückverheißende Eingeweide des Opferstiers, laut ausrufend: „Mein ist der Sieg". Von Neuem erklang die ehrene Schlachtwage, nicht mehr so gleichgestellt, schon sinkend zum Nachtheil der Germanen. Der ganze bereits erwähnte Vortheil der römischen Stellung stritt jetzt wider sie, der heiße Augusttag badete die schwergepanzerten Nordländer im Schweiße, und als nun Faust an Faust und Brust an Brust kam, ward das lange Germanenschwert nutzlos, während das kurze, breite Römermesser auch im engen Raume Platz griff. Noch hielten die Chimbrer; da sank im Vordertreffen der Erste ihrer Helden — Bojorich. Er hatte lebend seinen Tod gerächt; Hügel Erschlagener betteten seine Leiche. Mit ihm fiel des Kampfes Plan und Leitung und der Muth der deutschen Streiter. Die Römer siegten. Dahingestreckt wie an einer langen Schnur lagen die kettenverbundenen Vorderreihen, nahe bei diesen der Chimbrer Herzog Lutz*). Zwei andere Führer hielten sich die Schwerter vor, und durchrannten sich im gleichen Stoße. Chlaodich und Chessorich**) wurden gefangen; die wenigen Haufen, die der Tod nicht nahm, theilten dieses Schicksal. Alles fiel oder wankte und floh, nicht also die chimbrischen Frauen. In schwarzem Gewande, mit aufgelösten Haaren standen sie auf der Wagenburg, und fochten herab mit Pfriemen und Speer, ihre fliehenden Männer eben so tödtend wie die verfolgenden Römer. Stunden lang hemmten sie den

---

*) Lugius oder Lucius nennt ihn Paulus Orosius.

**) Vermuthlich die Namen Chlodowig und Geiserich.

Sieg, und thürmten Leichen an der Stätte ihres Todes auf. Als aber die verhältnißlose Kraft allmälig sich erschöpfte, und der Feind, begünstigt von Glück und Uebermacht, durch den Verhau brach: da gedachten die Frauen des großen Beispiels ihrer teutonischen Schwestern, und beschlossen zu sterben. Im Ausbruch der Verzweiflung zerschmetterten sie erst ihre Kinder an Gestein und Eisen, wohl auch an den Schädeln ihrer Feinde; sich selbst mordeten sie dann, die Einen mit dem Schwerte, mit dem Strang die Andern; Viele warfen sich unter die Wagenräder und den zermalmenden Hufschlag der Pferde, Manche endeten auf noch grausenhaftere Weise, Alle aber als ein Fingerzeig für die Männerwelt, keine leibliche Todesart zu scheuen, wo es die Erhaltung des Seelenlebens, Freiheit und Ehre gilt! — So endete dieser langjährige, blutige Kampf im Jahre vor christlicher Zeitrechnung 101, nach Roms Erbauung 651, zwölf Jahre nach der Schlacht von Noreja, ein Jahr nach dem Untergang der Teutonen, 110 vor den Rachetagen in Teutoburg. — Ein seltener, schwer vergleichbarer Kampf! Mehr als einmal hatte er das großmächtige Weltreich an den Rand des Verderbens gedrängt, was alle damaligen Zeitgenossen einbekennen, und darum auch den Marius als dritten Stifter Roms ehren, gleichwie dort noch lange hernach eine nicht leicht beschreibliche Furcht ein chimbrischer Schrecken hieß. Kriegskunst und Fehler der Gegner, Vortheile der Cultur und Heimathnähe, List und Zufall siegten für das Römervolk.

2.

Ariovist.

Drei Jahrzehnte gingen über die Gräber der Chimbrer und Teutonen, keine Stimme drang inzwischen aus dunkelm Eichenland zum Gehör der Weltstadt und ihrer Schriftsteller: da flog ein dritter Adler auf, hoch und gewaltreich wie die ersten Beiden, und nach ähnlichem Flug erliegend ähnlichem Schicksal, weil nur das Hohe, das Streben nach Macht und Ehre, und nicht das Höchste, der unmittelbare Aufschwung zur Vaterlandssonne sein Streben war. Darum fiel er heimathlos wie seine Vorläufer Bojorich und Teutobod. Deutschlands Chronik aber wahrt seinen Namen, wie die Mutter das Andenken eines Sohnes, welcher, anstatt ihre Stütze zu werden, sich ihr entzog, jedoch immerhin und trotz selbstverschuldetem Untergang die Frucht ihres Leibes blieb.

Das Land Gallien lag in Zwietracht; zwei seiner Völker, Heduer und Sequaner, stritten um die Oberherrlichkeit. Lange schwankte der Sieg, am Ende neigte er sich auf die Seite der Erstern. Da begehrten die Letztern Schirm und Hilfe bei den Deutschen. Alsobald zogen 15,000 Schwaben, geführt von ihrem Herzog*) Ariovist über den Oberrhein, und ihnen nach der Streitbaren Viele aus ferneren schwäbischen Gauen. Ohne Verzug stießen sie zu den bedrängten Sequanern, und schlugen deren Feinde in zwei Schlachten, durch welche Blüthe und Kern des Heduervolkes vernichtet ward. Bei solcher Gegner Anblick sank der Muth der noch Ueberlebenden, und, der Hoffnung auf Wendeglück entsagend, beugten sie sich dem harten Joche der weiland von ihnen besiegten Sequaner. Gierig griffen diese nach dem Land, Geld und Schätzen der Unterlegenen; denjenigen aber, deren Beistand allein sie den Erwerb dankten, versagten sie den versprochenen oder gebührenden Antheil. Darum pfändeten sich die Schwaben am sequanischen Mutterland. Erbost und rachedürstend söhnten sich die Falschen mit ihren alten Feinden, den Heduern aus, lockten insgeheim alle Völker des nördlichen Galliens in ein Waffenbündniß gegen die Fremden, und traten urplötzlich als bewaffnete Gesammtnation der zehnmal schwächern Schaar der Deutschen gegenüber. Jetzt galt es Sieg oder sicheres Verderben. In diesem todesnahen Augenblick spornte Ariovist die spät aber furchtbar erwachende deutsche Begeisterung zu ungewöhnlicher Leistung, und im enggekeilten Freundesheer den gewaltigen Feindessturm empfangend, schlug er die kaum übersehbare Zahl an dem großen Tage von Amagetobria. Von diesem Sieg an hielt Ariovist die Treulosen unter scharfer Klinge, und eben so mißtrauend den römischen Nachbarn nach Süd hin — obwohl deren Senat erst kürzlich die beistandflehenden Heduer zur Ruhe verwiesen, — rüstete er auf den schlimmsten Fall, und berief aus den nahen Gauen der Markmänner und Haruder, der Vangionen, Nemeter, Tribocher und Sedusen**) tapfere Männer zu seinem Heerbann.

Im römerbeherrschten Südgallien gebot damals der Triumvir Cäsar, ein Riesengeist, als Staatsmann und Feldherr in seinem Volk

---

*) König hieß Ariovist nur bei den Römern; vor Marbod dem Markmännerkönig hatten die südwestlichen Stämme des großen Schweifen- oder Schwabenbundes keine Vorsteher solchen Namens. Sein Zuname wird „Aarenfürst“ und „Ehrenfest“ verdeutscht.

**) Meistens Rheinländer von der Hardt, Worms, Speier, Straßburg und Elsaß. Die Markmänner oder Markomannen wohnten, vor ihrer Wanderschaft nach Böhmen, gleichfalls am Rhein, an den helvetogermanischen Marken.

der Erste. Er hatte kaum die Provinz erreicht, und schon verherrlichte neuer Kriegsruhm seinen langgekannten Namen. Einen mächtigen Heereszug der Helvetier, der aus Noth und Uebervölkerung von kahlen Alpenhöhen gestiegen, und unter seinem Oberhaupt, dem greisen Diviko, in die Nähe römischen Besitzthums gedrungen war, hatte er so eben zwischen der Rhone und Saone angegriffen, blutig geworfen, und den dünnen Ueberrest in die verlassenen Gebirge zurückgejagt. Schnell drang die Kunde dieses großen Sieges durch ganz Gallien, und lieh seinen den Deutschen zinsbaren Bewohnern den Muth, wider das selbstverwirkte Schicksal sich aufzulehnen. Klagend erschienen die Boten der nördlichen Provinzen vor dem Besieger der Helvetier, und flehten um Befreiung von ihrer dermaligen Herrschaft. Und der ehrgeizige Triumvir nahm die Bitten gnädig auf, und versprach zu helfen. Sogleich ersuchte er durch Abgeordnete den deutschen Fürsten, zu einer wichtigen Verhandlung Ort und Zeit zu nennen. Ariovist verweigerte sein Kommen mit den Worten: „Hätte ich ein Anliegen bei Cäsar, so suchte ich ihn an seinem Wohnort auf; hat er eines hier zu Land, so mag er zu mir kommen. Zu Cäsar gehe ich aus guten Gründen nicht ohne genügende Heeresmacht; in diesem Augenblick eine solche zusammenzuziehen, belästigt mich. Uebrigens sehe ich nicht ein, was der Römerstaat oder sein Stellvertreter in einem von den Deutschen eroberten Lande zu verhandeln hat." Hierauf beschickte ihn der Triumvir zum andern Mal, und verlangte augenblickliche Einstellung der deutschen Werbungen jenseits des Rheins, Rückgabe der Geiseln an Heduer und Sequaner und Unterlaß der Feindseligkeiten gegen das gallische Volk überhaupt. Finster entgegnete der Herzog: „Das ist Kriegesbrauch, das die Sieger über die Besiegten richten, und mit ihnen zu Recht kommen nach eigener Satzung. In diesem Punkt hat auch das Römervolk von keinem Dritten jemals Einsprüche geduldet; es mag mir das gleiche Recht gönnen. Die Gallier, die uns zuerst und rücklings angefallen, sind von uns in ehrlicher, offener Feldschlacht überwunden worden, und zahlen nun den schuldigen Tribut; unbillig ist's von Cäsar, denselben durch sein Einmischen zu schmälern. Die gallischen Geiseln werde ich behalten, so lange es mir gutdünkt, und ihre übrigen Landsleute als vernünftiger Mann nicht bekriegen, so lange sie treu sind; werden sie untreu, dann verdienen sie auch den Schirm und die Fürsprache der Republik nicht. Was des Triumvirs endliche Drohung anlangt, so mag er den Kampf beginnen und erproben, was Deutsche vermögen, die seit vierzehn Jahren unter kein Dach gekom-

men sind.“ Nach diesem Bescheid bat Ariovist seine Stammgenossen am rechten Rheinufer um schleunige Verstärkung; Cäsar hierüber gewarnt und nicht wenig erschrocken, brach dem Plane der Gegner zuvorkommend gegen die Stadt Besançon auf.

Tag und Nacht marschirend nahm der Triumvir die reiche und wohlgefestete Hauptstadt der Sequaner. Doch dieser unverhoffte Glücksfall kehrte sich beinahe in gänzliches Verderben. In Besançon traf das Römerheer Flüchtlinge und reisende Krämer aus der germanogallischen Landschaft, und in ihrem Umgang hörte es oftmals schauerliche Sagen von der Riesengestalt der Deutschen und deren Alles niederschmetternden, unbesiegbaren Stärke. Furcht bemeisterte sich der Horchenden, erst der jungen aus vornehmen Geschlechtern stammenden Führer, dann auch des rauhern, kampfgewohnten Alters. Unter mancherlei Vorwand oder heimlich gar verließen die Verzagten das Feldlager, und die Beherzteren oder Jene, die noch Ehrgefühl und Gewohnheit zurückhielt, verhehlten nicht die Beklommenheit ihrer Seele. Häufig sah man diese in Gruppen stehen, klagen und weinen, ja selbst, wie in der Gewißheit des nahen Todes, ihre Testamente auf offenem Lagermarkt niederschreiben. Und schlimmer ward es noch, als die Scham der Furcht den Deckmantel überwarf, und in der Entschuldigung — nicht den Feind scheue man, sondern die öde Gegend und den gänzlichen Mangel des Vorraths — bittern Vorwürfen gegen den Urheber des Uebels Raum gab. Allgemein ward die Stimmung gegen den verwegenen Feldherrn; doch in solchen Momenten stand am festest n Cäsars Gefahren trotzende Geistesgröße. In ruhiger Hoheit trat er unter die versammelten Obersten und Hauptleute des Heeres, und verwies selben ernst ihre unzeitige Besorgniß. „Noch sei der Krieg nicht erklärt, und werde er es: wofür ein Bedenken? Für den Kriegsplan und den Unterhalt seiner Streiter habe längst der Feldherr vorgesorgt; diesen aber liege ob, in schweigendem Gehorsam die Beweise hievon abzuwarten; denn von jeher habe das Schicksal feige Meuterer mit Schmach und Verderben bedeckt.“ In milderem Tone fuhr der Redner fort: „Gedenket der Tage von Sextiä und Vercelli, wo eure Väter die Väter dieser Deutschen schlugen; gedenkt des neuern, des eigenen Thatenruhms, der von Euch vollbrachten Vernichtung der Helvetier! Anfängliche Bangigkeit verwandelt sich in Siegesfreude; die edelste Tugend ist die Beharrlichkeit! Darum — rief er aus — will ich heute noch beginnen, was ich für künftige Zeiten verspart hatte, heute noch erproben, was bei Euch fester steht, ob Furcht und Schande, ob Pflicht

und Ehre! Und folgt mir Niemand im weiten Heere: das weiß ich denn doch, daß die brave zehnte Legion mich ihren Führer nicht verlassen wird!" Solches Wort gebar die augenblicklichste Folge. Stürmisch jauchzte die zehnte Legion ihrem Lobredner zu, und dankte sogleich durch Abgeordnete für das schmeichelhafte Vertrauen. Nun entschuldigten auch die übrigen Legionen ihren Kleinmuth, und baten um Gelegenheit zum Auswetzen der Scharte. So gerächt und gesichert rückte Cäsar gegen den näher ziehenden Feind.

Der deutsche Herzog, harrend auf die Ankunft der überrheinischen Kriegsgesellen, gestand, um Zeit zu gewinnen, dem Triumvir die früher begehrte Unterredung zu. Cäsar genehmigte den Antrag, und am fünften Tage von da an ritten beide Feldherren, jeder Einzelne begleitet von zweihundert erlesenen Reitern, zu dem Hügel, der in gleicher Entfernung von den gegenseitigen Zelten lag. Bei der Zusammenkunft sprach zuerst der Römer, und dem Deutschen die vormalige Freundschaft der Weltstadt ins Gedächtniß rufend, wiederholte er sein bekanntes Begehren, und stützte sich dabei auf die Pflichten Roms gegen die gallischen Bundsgenossen. Der Deutsche entgegnete: „Nicht aus freiem Antrieb, nein! nur auf Bitten und Versprechen dieser Gallier bin ich, der Heimath entsagend, über den Rhein gegangen, und habe mir nach Kampf und Sieg vertragsmäßig Land, Tribut und Geiseln erworben. Diesen Erwerb muß ich meinem sonst heimathlosen Volke erhalten, wo nicht durch Frieden — durch Krieg, und für den letztern Fall bedarf ich deutscher Verstärkung, wie du weißt, als zuerst und rücklings Ueberfallener mehr zur Vertheidigung als zum Angriff. Die von dir gepriesene Römerfreundschaft muß mir zum Frommen, nicht zum Schaden sein; sonst kann ich sie entbehren. Wie ihr den Süden Galliens zur Provinz habt, so wir den Norden; wir kommen nicht zu euch, warum überschreitet ihr unsere Marken? Eure Bundsgenossenschaft mit den Galliern ist eitle Erfindung; ihr habt ihnen vordem niemals Hülfe geleistet, sie niemals euch, nicht einmal in diesen neuesten Tagen. Wohl aber fürchte ich, daß du unter der Larve freundlicher Verhandlung schlimme Pläne birgst, und darum muß ich dich als Feind betrachten, solange du dein Heer nicht zurückziehst; und dein Untergang, offen sag' ich's, würde Vielen deiner Mitbürger, die sich deinetwegen schon an mich gewendet, eine willkommene Kunde sein. Gefällt es dir aber, mich im friedlichen Besitze der erkämpften Landschaft nicht zu stören, dann will ich mit Gold und Eisen erkenntlich sein, und auf naher und ferner Waffenfahrt als treuer Bundesfreund

dich unterstützen." So der Herzog. Der Triumvir führte noch mancherlei Beweis-Gründe seines angeblichen Rechtes an, und beharrte auf des nördlichen Galliens Neutralität und selbstständiger Regierungsform. Da geriethen unvermuthet die beiden Geleitschaften fechtend aneinander, und unterbrachen so das Zwiegespräch ihrer Obern. Zwei Tage hernach bot Ariovist die Fortsetzung der Verhandlung an; Cäsar verwarf sie. Als Letzterer, sich wieder anders entschließend, einige zweideutige Gallier als Unterhändler zum Herzog sandte, erklärte dieser dieselben für Spione, und ließ sie fesseln. So mußte es zu dem kommen, was beide Theile innerlich begehrten, und was nur der eine seines Vortheils willen geraume Zeit zu verzögern strebte — zur Entscheidung des Schwertes.

Ariovist brach mit den Seinigen auf, und schlug ein neues Lager im Angesicht der Römer. So wurde diesen die Zufuhr aus befreundetem Gallien abgeschnitten. Fünf aufeinander folgende Tage stellte Cäsar die Römer in Schlachtordnung, und bot den Gegnern das Treffen an; doch die Schwaben verließen ihre Schanzen nicht, ihre Reiter nur tummelten sich zuweilen mit den Welschen. Sie zählten 6000 Rosse mit Panzermännern, jeder Einzelne begleitet von einem leichten Fußkämpfer, der mit dem Reiter Schritt haltend gegen den Feind lief, dem Siegenden siegen half, den Fallenden ersetzte, oder bei eiligem Rückzug sich an des Pferdes Nacken und Mähnen klammernd, mit Roß und Reiter zu den Seinen kam. Diese ungewohnte Kampfesart benachtheiligte die Römer. Ihr Feldherr sah Rettung nur in augenblicklichem Siege, und darum dehnte er unter blutigen Gefechten mit jenen gemischten Schaaren sein Lager bis in die Nähe des deutschen aus. Ariovist aber vermied noch immer eine Hauptschlacht. Da erfuhr der darum verlegene Triumvir von gefangenen Schwaben den Grund des Zögerns, eine Weissagung der Alrunen, die den Deutschen jede Schlacht vor dem Neumond als unheilbringend untersagte. Jetzt in seinem Vorhaben noch mehr bestärkt, rückte Cäsar sogleich mit seinem ganzen Heere dicht an das feindliche Lager. So war ein allgemeines Schlagen nimmer zu vermeiden, und der Herzog ordnete seine Schaaren. — Die sieben Völkerstämme reihte er in eben sovielen Schlachthaufen — ein alter Germanenbrauch, daß im Volksheer die Landsmannschaften und in diesen wieder die Gemeinden und Familien zusammen siegten oder starben. Im Rücken häufte er die Wagen und Karren, und von diesen herab baten weinende Frauen die vorüberziehenden Männer um Ausdauer und Bewahrung vor Knechtschaft

und Schande. Von diesem Schauspiel entflammt stürzten sich die Germanen auf die Römer, und warfen im ersten Anlauf den linken Flügel. Dagegen siegte der rechte Römerflügel, vom Feldherrn in Person geführt, über den linken der Deutschen, und zwang die durchbrochenen Reihen zu einem Viereck. Schnell gestaltet sich der ehrene Waffenthurm, die Außenglieder stemmen die Schilder vor, die Mittlern schichten sie über ihren Häuptern. Da braust die römische Reiterei unter dem tapfern Führer Crassus heran; die verwegensten Reiter springen von ihren Rossen auf das Schilderdach, zerreißen es, und erstechen von oben herab die bloßgestellten Träger. Das Viereck löste sich, der Gedanke an der Runen Weissagung lähmte den bessern Muth, und die Verwandten der für unüberwindlich geachteten Sueven ließen ihren Feinden das leichenbesäte Schlachtfeld. Alles rannte in wilder Flucht dem Rheine zu; doch nur Wenige erreichten lebend das rechte Ufer, unter diesen Ariovist. Er starb bald hernach im Dunkel der Wälder. Fürstlicher als der Fürst endeten seine beiden*) Frauen und die eine seiner Töchter; sie fielen bewaffnet unter Waffen. Die andere Tochter ward gefangen, und neben ihr der Rest der Krieger. Cäsar schonte deren Leben, und reihte sie als deutsche Legion seinem Heere ein. Dafür erstritten sie ihm zehn Jahre hernach in den pharsalischen Feldern die Weltherrschaft.

Nach diesem Untergang des mächtigen Herzogs trat der Triumvir offner und kühner mit seinen Plänen gegen Deutschlands Völker auf. Vorerst aber sollten die Gallier ihre an Ariovist verübte Untreue mit der schimpflichsten Knechtschaft büßen. Vergebens vereinten sich die Unterdrückten zu einem großen Volksbund; Cäsar trennte ihn durch List, und besiegte nicht ohne blutigen Widerstand**) die einzelnen Stämme. Dann zog er an den Niederrhein, den eben zwei germanische Völkerschaften, die Usipeten und Tenchtrer, überschritten hatten. Der Triumvir, seit der Schlacht von Besançon ganz Gallien für sein Eigenthum haltend, gebot den Land und Brod Ansuchenden eiligen Rückzug. Nach unnützer Verhandlung rüsteten die Germanen zur Gegenwehr, und bei dieser Gelegenheit geschah es, daß 800 ihrer Reiter

---

*) Ariovist entsagte mit der Heimath auch der heimischen Sitte, oder schloß die bei den Deutschen seltene Zweitehe aus Politik; seine zweite Frau war eine norische Königstochter, die erste aus Schwaben.

**) Der Todeskampf des gallischen Volks der Nervier ist reich an Thaten unvergänglichen Heldenthumes.

5000 zuerst angreifende Römer aus dem Felde schlugen. Ueber diese Schmach aufs äußerste erbittert, ersann Cäsar eine seinen Ruhm für immer schändende Handlung. Er lud alle Fürsten und Aeltesten der beiden Stämme zu einer Friedensberathung, und warf die eben so unbesorgt als zahlreich Erscheinenden ins Gefängniß. Schnell überfiel er nun das ahnungs- und führerlose Volk, und würgte es ohne Schonung und Gnade.*) Nur Wenige flohen über den Rhein; die nahm der deutsche Stamm der Sigambern**) auf. Barsch verlangte der Sieger die Auslieferung der Flüchtlinge; aber die edlen Freunde versagten dies mit den Worten: „Römerherrschaft endigt am Rhein; Cäsar duldet dort drüben keine Deutschen, wir dulden herüber keinen seiner Befehle." Da schlug der stolze Triumvir eine hölzerne Brücke, und setzte ins Land der Sigambern. Diese aber zogen sich bewaffnet in Wälder und Verhaue, und der Römer spürte keine Lust, zu folgen. Eiligst verließ er, von der suevischen Vorhut beobachtet, den gefährlichen Boden. Zum zweitenmal ging der Triumvir über den Strom, abermals ohne Erfolg. Er kehrte nach Gallien, und begnügte sich mit der jenseitigen Herrschaft. Bald rief ihn ein wichtigeres Werk, der Umsturz der Republik, in seine Heimath. In einem langen Siegeszuge tödtete er die römische Freiheit, nicht aber jedweden ihrer Söhne; mehrere der Ueberlebenden rächten die Mutter im Blute des Mörders. Am Rhein jedoch hat dieser Cäsar den ersten Grund zur Knechtschaft des letzten freien Volks gelegt, und seine Nachfolger im gallischen Oberbefehl bauten wie jener mehr mit List als Gewalt an der Erhöhung der Zwingburg. Bald ragte sie näher dem Himmel und näher seinen Blitzen.

3.

Armin.

Freiheit, die Frühlingsblume deutscher Urwälder, lag großen Theils unter dem Eisdruck der Römerherrschaft. Seit fünfzig Jahren umkreiste in engern und weitern Ringen die länderaufzehrende Schlange das letzte freie Volk der damals bekannten Erde; als nach beendeten

*) Diese Handlung empörte selbst Römer; der redliche Cato verlangte im Senat Cäsars Auslieferung an die Deutschen; Cato ward verlacht, Cäsar reich belohnt.

**) Die Sigambern wohnten am Siegflusse im heutigen Nassau, die beiden aufgeriebenen Stämme im angrenzenden Westphalen und Rheinland.

Bürgerkriegen der Krampf der eigenen Eingeweide gestillt, und ihr wundes Haupt anstatt des entfallenen Bürgerhutes mit der Kaiserkrone gedeckt war, erhob sie sich in blähender Kraft zur Vollendung des begonnenen Raubes. Zwei seiner neugewordnen Regentensöhne sandte Rom zur Eroberung Deutschlands aus, Beide Urenkel des ersten Rheinüberschreiters Cäsar und theilweise Erben seiner Sinnesart, den Erstern eine geborene Feldherrnseele voll vorwärtsdringenden Muthes, den Andern das zurückgezogene Lauertalent eines Staatsmanns. Mit trotziger Waffengewalt eroberte Drusus die Gränzen Germaniens, durch geschmeidige Hinterlist erhielt Tiberius das Gewonnene. Jener drang in vier leichenvollen Feldzügen vom Niederrhein bis zur Weser und Elbe, und behauptete durch zahlreiche Festen, Brückenköpfe, Dämme und Kanäle die äußere Herrschaft der Stromländer bis an die Nordsee. Dieser entzweite durch arge Ränke die ehrlichen Germanen, lockte Fürsten und Aelteste in Bündniß oder Ketten, und verpflanzte durch eine Treulosigkeit sonder Gleichen vierzig Tausend der entschlossensten Römerfeinde, den Kern der kühnen Sigambern, in das entlegenste Gallien. Den bessern Bruder hemmte endlich die Weissagung einer Alrune oder ein Traumbild und schnellfolgender Tod in seinem Schlachtenlauf; den nichtswürdigen rief die Mitregentschaft des Römerreichs aus friedlichem Winterlager am Lippefluß. Imperator Augustus erklärte nun die besetzten Länder unter dem Namen „Kleingermanien" für römische Provinzen, und gebot, sofort durch innere Einrichtung die äußere Erbschaft zu romanisiren.

Es war kein leichtes Ziel, erreichbar nur durch Umgestaltung des Bodens und seiner Bewohner. Doch das Schwerste, der Anfang war bereits gemacht. Die Volksehre, die dem Lande einst den Namen seines Gottes gab, lag gemordet durch die schimpfliche Benennung „Römerprovinz," im Tode bestätigend die Wahrheit, daß mit einer Tugend gewöhnlich die übrigen zu Grabe gehen. Bald folgten die andern Pulsadern der Nationalität — Volkssitte und Volkssprache. Rings um die römischen Lager entstanden an freundlichen Orten offene, belebte Märkte, und lockten die Deutschen aus ihren düstern, eintönigen Sitzen. Dort tauschten die Waldbewohner ihre Bären- und Marderfelle gegen römische Gewänder, ihr Wildpret, Holz und Eisen gegen die Erzeugnisse des Südens, und beflissen sich, dem lustigen, so einträglich scheinenden Verkehr zu lieb, der dort gebräuchlichen weicheren Lateinerzunge. Gab's einmal bei diesem Handel und Wandel Irrung oder ernsteren Auftritt, so stand ganz nahe zu Vermittlung oder Ent-

scheid der hohe Stuhl da, von dem herab der Statthalter Roms, umgeben von Advokaten und Liktoren, in Römersprache nach Römergesetzen Recht sprach. Allmälig wurde, bei der Händelsucht der Deutschen und bei ihren vielen von den Römern künstlich genährten Prozessen, das üble Thun zur üblen Gewohnheit, und die Gewohnheit zu einer Schuldigkeit. Die Unabhängigkeit der Gerichte, das letzte Bollwerk der Freiheit, lag zertrümmert, die heiligen Maleichen der grauen Richter lagen öd und stumm, unter den Rechtssprüchen der Feigheit oder Feilheit pflanzte der Despotismus seine Fahnen auf, und heuchlerische Politik wußte das Grab zu übertünchen. Burgen wurden erbaut, Colonien gegründet, Wälder und Berge durchbrochen, Flüsse und Sümpfe durch Brücken und Dämme gejocht; Himmel und Erde gestalteten sich, wie die Römer sagten, milder, und ein neuer Menschenschlag sollte das kluge Werk krönen. Darum wurden die Söhne deutscher Edlen bei früher Jugend in die Haupt- und Verführungsstadt der Welt gesandt, und dort nach Erlernung römischer Kriegs- und Friedenskünste durch Ehrenstellen im Heer und andere Gunstbezeugungen festgehalten, bei der Rückkehr in die Heimath für die neue Ordnung der Dinge im Voraus gewonnen. Die zu Hause sitzenden Alten schläferten mittlerweile die Statthalter durch Gastmähler, Geschenke und leere Titel ein; zum Ueberfluß wachte das erlesenste Römerheer in allen festen Plätzen vom Rhein zur Weser, und die streitbarste Gegenkraft am Stromgebiet, die vierzigtausend Sigambern, verjammerten, nachdem ihre Fürsten sich selbst getödtet, im fernen Ausland. So schien der goldene Vogel Jupiters heimisch zu werden auf den Felsen Teutoniens.

Unter den deutschen Jünglingen im Römerland befand sich Armin, der Sohn Siegmars, des ersten Fürsten der harzbewohnenden Cherusker. Er erlernte mit seinem jüngern Bruder die Kriegskunst, und bald gab der Frühreife ungemeine Proben seiner Geistes- und Körperskraft. In einem Kriege Roms gegen die wilden Unterdonauvölker hatte er sich mit Ruhm bedeckt, und empfing dafür aus der Hand des dankbaren Staatsoberhauptes das römische Bürgerrecht und die Ritterwürde. Vor dem jungen Germanen öffneten sich jetzt alle Zauber Italiens, die Aussicht auf Rang, Genuß und die übrigen Reizte eines wohlbestellten Außenlebens; allein sein Blick schweifte zu den heimischen Bergen, und sein Herz schlug unter goldenem Panzer nach Freiheit. Das Vaterland rief seinen Retter, je dumpfer der Ton, desto mehr zum Herzen dringend. Armin sah die Höhe des Capitols, den

eisernen Coloß mit thönernen Füßen, den nur der Abglanz der vorigen Herrschermacht und der dadurch befangene Völkerglaube in seiner ragenden Stellung hielt; er berechnete aber wohl auch das Gegengewicht, die Bleilast an den Füßen seines Volkes, jene gemüthliche oder vielmehr gemächliche Geduld bis zum Uebermaas. Ferner prüfte der fünfundzwanzigjährige Jüngling wohl auch das eigene Innere, und fand es frei von selbstsüchtigen Leidenschaften. Mit diesem Bewußtsein, welches Lebende wie ein wunderbarer Schild so gegen Feindeslanzen wie gegen die Pfeile heimischen Undanks deckt, und über unbesiegten Todten zu einer Kuppel ewigen Ruhmes wird, erhob sich der Manngewordene zum entschiedenen Vorsatz, er kehrte aus der Siebenhügelstadt zu den Gräbern seiner Väter.

In der Statthalterei am Rhein saß Q. Varus, ein Römer addeligen Geschlechts, voll Dünkel und Eigensinn, dabei dem Geiz ergeben und der Wohllust. Sein Vorgänger hieß S. Saturninus, das Widerspiel von Jenem. Dieser, ein lebensgeprüfter Soldat, gelehrt wie tapfer, offen, freigebig und von Sitten rein, wußte durch die Rechtlichkeit seines Charakters das Unrecht seines Amts und Auftrags zu mildern; er behandelte die Deutschen nicht als Unterthanen, sondern als Nachbaren, und gab ihnen statt der Befehle und Drohungen Freundesrath und billige Verträge. Er achtete das Kernvolk und dieses seinen Kenner; und so ward er, vielleicht wissenlos, das tüchtigste Bollwerk für die römische Zwingherrschaft gleichwie ein Damm gegen Deutschlands Erhebung; denn nicht mäßiger Gebrauch der Gewalt bricht den Bogen, wohl aber übertriebenes Spannen. Da rief das verblendete Rom seinen treuesten Diener ab, und sandte statt dessen einen übermüthigen Weichling, — immer wiederkehrender Fingerzeig in der Weltgeschichte, daß Tyrannen mit eigener Hand sich die Grube graben, und mehr durch ihre Schuld als durch den Kraftaufwand der Unterdrückten hinunterstürzen. Der neue Statthalter suchte sogleich Versäumtes nachzuholen, und ging mit Eifer ans Werk von Deutschlands Verrömerung. Den Vornehmen schmeichelte er, die freien Gemeinen behandelte er mit Verachtung. Wie ein Selbstherrscher schrieb er Steuern und Lieferungen aus, nicht für die Bedürfnisse des Staates, sondern zur Befriedigung seiner persönlichen Gierde, und drohte den Säumenden oder Widerspenstigen mit Ruthen und Beilen. Tiefer in's Land rückte er sein schreckendes Tribunal; und als das entrüstete Germanenvolk im ersten Staunen verstummte: da nahm der Thor das dumpfe Schweigen für knechtische Demuth, und überließ sich un=

gestört der Sinnlichkeit und der Herzenslust über den vermeintlichen Erfolg. So fand ihn der heimkehrende Armin im Feldlager an der Weser, das mehr einer asiatisch prunkenden Handelsstadt als einer Herberge der Waffen glich. Freundlich empfing der Statthalter den römischen Ritter, und zeichnete ihn mannigfach vor den übrigen deutschen Fürsten aus. Der Rächer aber verbarg die Stimmung seines Herzens, und erspähte mit scharfem Auge die Blösen der Unterdrücker. Mitten in der Feindesgewalt fand Armin den Weg zu deren Sturz. Es war Hochsommer, die Frucht reifte; bald nahte der Herbst und mit ihm die Zeit des Schneidens.

Mit Wenigen besprach Armin zu Anfang das große Werk der Befreiung, erst nur mit seinem Vater, dem Heldengreise Siegmar, dann mit seiner treuen Geleitschaft, mit den verlässigsten Männern Cheruska's und der anstoßenden Länder. Später durchwanderte er das ferne Bundesland der Sueven. Ueberall fand er denselben Haß gegen Römer und Römerthum, nicht überall den gleichen Sinn und Muth für Abschüttlung des fremden Joches. Die Wenigsten gaben sogleich sich unbedingt, Jünglinge meist, bei denen das Herz dem Gedanken voraneilt, und so den besten Willen erfolglos scheitern läßt. Solchen entgegengesetzt zeigten sich Jene, bei denen Verzweiflung den Platz für die Hoffnung nahm, und immer nur von der Unüberwindlichkeit der Dränger wie von der Unzuverlässigkeit der Gedrängten klagte. Wieder Andere waren wohl der Sache an und für sich nicht abgeneigt, schwankten aber in der Wahl der Mittel, und hofften mehr vom todten Worte „Zeit" als von der Lebendigkeit menschlicher Handlung. Mancher träumte vielleicht in der Römerherrschaft ein mäliges Vorwärtsschreiten zum Bessern, und verwechselte die nur aus dem Innern eines Volks sich erzeugende wahre Bildung mit dem trügerischen Culturschliff der Fremde. Diese vielen und vielfachen Gedankenströme einigte ein starker Geist im gemeinsamen Entschlusse, für Leben das Leben einzusetzen. Das gleiche Ziel verlangte sehr verschiedene Mittel. Armin dämpfte die dem Durchbruch nahe Kraft zu einstweiliger Duldung, und entflammte den todten Glauben durch die offenen Wundmale der Geschichte, durch das Bild des so oft darniedergeworfenen Römerreichs, durch das Bild der chimbrisch-teutonischen Siege. Er widerlegte, tadelte, bat und beschwor, und schloß begeisternd mit der Menschheit ewigen Rechten und dem starken Schildend, die Gottheit den Kämpfern für eine gute Sache leihe. So hauchte dieser Mann der Zeit der vordem starren Masse eine bewegende Seele ein,

und ward das Haupt eines großen Geheimbundes, oder, wie es schöner und wahrer klingt, der Stifter der ersten deutschen Eidgenossenschaft.

Der Herbst kam; Armin berief die Fürsten und Aeltesten Germaniens zu den Wodanseichen am Eggesterstein. Von Nähe und Ferne erschienen die Gerufenen — Arp und Katumer, die Herzoge der kriegserfahrenen Katten, ausgezeichnet durch den eisernen Blutring und das aufgewundene Haar, das Zeichen der Verwandtschaft mit den Schwaben — Malvend, der Fürst der Marsen, des Aeltesten deutschen Stammes, der die Ufer der Lippe bewohnte und den Wald, der den Tanfan, den Nationaltempel aller Deutschen barg — die Aeltesten der Brukterer, der Schifffahrer auf der Ems, und die Häuptlinge der Ansibarier ihrer obern Nachbaren. Ihnen folgten die kühnen Männer zwischen der Ems und Südersee, die Friesen, und diesen der nordwärts anstoßende, eben so arme als biedere Stamm der Chauchen, diesmal geführt von einem batavischen Manne, dem kriegerischen Ganask. Selbst von der äußersten Mark, von Schleswigs und Jütlands Buchten langten Chimbrer an, Anverwandte jener ersten Römersieger. Vom Elbeufer kamen die Fosen, später Sachsen benannt von Sax ihrem Schlachtmesser; es kamen die Longobarten, die Streiter mit den langen Barten, die Mitbewohner des Stroms, ein Stamm, gering an Zahl, aber furchtbar durch seine Thaten. Auch Wibel der Hermundure, der Zertrümmerer des vannianischen Königreichs, und seine freiheitsstolzen Genossen verließen die Höhen des Steigers und den mildern Main- und Saalgrund, und entsagten, der größern Heimath zu lieb, dem alten Verkehr mit den Römern am Rheinstrom. Was endlich von den usipetischen und tenchtrischen Reitern vor fünfzig Jahren dem meuchlerischen Ueberfall Cäsars entgangen, und seitdem im diesseitigen Germanien beherbergt war, sowie der in tiefen Wäldern verborgene Rest der Sigambern erhob sich jetzt voll Nachbegierde, und sandte seine Vertreter zum Haine der Berathung. Vom großen Schweifenbund erschienen die Führer der Semnonen. Alle vergaßen Bruderzwiste und den Vortheil der Einzelgauen, versöhnten und verbanden sich zur Erhaltung des Ganzen, Mahnung für die Enkelwelt, nicht wegen flüchtiger Zeitereignisse und Sonder-Interessen zu trennen, was die ewige Natur geeinigt hat. Wie der Regenbogen in mehrern Farben prangt, aber keiner derselben ermangeln darf, ohne daß der malerische Anblik der Himmelserscheinung verloren gehe: so zählt auch das deutsche Volk der Stämme Viele, unterschieden durch mehre oder mindere Abweichung in Sitte und Zunge, keinen aber, der

ohne Verdunklung Aller dem Bunde fehlen dürfte. In diesem stand jetzt der Stamm der Cherusker obenan, und unter seinen Fürsten Siegmar, Segest, Siegmund, Sesithak und Siegmar dem Andern*) ragte hinwieder empor der Sohn des Erstgenannten. Als Seele des Unternehmens legte er es den versammelten Volksboten vor, und bestimmte Zeit und Ort der Vollführung. Freudig staunend schlugen die Männer mit den Waffen an, und wählten oder bestätigten den Cherusker Armin als Herzog oder Heermann der Deutschen.**)

Nichts Vollkommenes unter dem Wolkenplan, keine Errungenschaft ohne Nähe des Mißlingens. Wie nach der Sage vierundzwanzig Jahre später beim Bundesmahl eines geistigen Befreiers ein seelenverkaufender Jünger sitzt, so lauerte auch hier mitten unter den Söhnen des Vaterlandes der Verräther. Dieser war Segest, ein cheruskischer Fürst, der Führer der Dulgibiner. Neid gegen Siegmars höher stehendes Geschlecht, Haß gegen Armin, der wider Segests Willen die dem Vater unähnliche Tochter gefreit, vielleicht auch Dankgefühl für die fremden Despoten, die schlauen Lobhudler des gefährlichen Häuptlings, beseelten diesen mit Arglist und Rachgier, und weihten seinen Namen der Schande und Verachtung. Er erhob sich in der Versammlung. Gleißnerisch pries er zuerst Cultur und Handel, die Geschenke römischer Freundschaft, und rieth deßhalb zur Erhaltung des Friedens. Im Frieden nur, meinte er, reife die Freiheit; Waffengewalt vertilge leicht die unterste Wurzel. Thöricht sei's, künftigen Gewinns halben den Vortheil der Gegenwart auf's Spiel zu setzen. Boshaft flocht der Sprechende Beispiele von oftmaligem Mißbrauch zu großer Gewalt ein, und warf hämische Blicke auf den verhaßten Eidam, dem seines Volkes unbedingtes Vertrauen den mächtigen Kriegsscepter in die Hände gab. Murren und Drohung unterbrach ihn, er stand verein-

---

*) Dieser Siegmar oder Segimerus, ein Bruder Segests und Sesithaks Vater, der später sammt seinem Sohne vom Germanikus aufgehoben, und über den Rhein verpflanzt wurde, darf nicht mit dem gleichnamigen Vater Armins, der bei Teutoburg fiel, verwechselt werden. Er war entweder schon sehr bejahrt oder kein großer Beförderer der Befreiung. Nach Tacitus verzieh ihm Germanikus leicht, schwerer seinem Sohne, der den Leichnam des Varus gehöhnt haben sollte.

**) Hermann war Titel, Armin (Adlermann) Vorname. Bekannt ist die Germanensitte, hiefür den Namen streitbarer Thiere zu wählen als da Adelhart (Adlerherz) Bärn-, Eber-, Rudhart u. s. w. (Bären-, Eber-, Rüdenherz). Die Römer kannten den römischen Ritter Armin zu lang und zu gut, als daß sie dessen Namen, wenn er „Hermann" gewesen, nicht Hermannius übersetzt hätten.

samt mit seiner Meinung. Keiner seiner fürstlichen Verwandten trat ihm bei, weder Bruder und Neffe, noch der eigene Sohn Siegmund, der, von den Römern zum Priester des gallisch-deutschen Stamms der Ubier*) bestellt, so eben von deren Altären zu dem Waffenhain seiner Väter geflohen war. Nur Einer der Anwesenden, Bojokal der Ansibare, unterstützte ihn. Auch diesen strafte Tadel und Hohn der Versammlung. Während die nächsten Landsleute, die übrigen ansibarischen (die Emsfahrenden) Führer, den Unwürdigen unter Vorwürfen umringten, und später sogar festnahmen, um ihn gefesselt als Zeugen seiner falschen Prophezeiung mitzuführen, verschwand Segest vom Eggesterstein. Dunkle Ahnung durchflog den Oberfeldherrn; er sah das Unternehmen wie das eigene Leben schwer bedroht. Doch wer gelernt, zu sterben, den irrleitet die Art des Todes nicht. Feindeslanze oder Eigenschwert, des Meuchlers Dolch oder der Strang feiler Richter gilten ihm gleich; jeder Pfad führt zum Licht, wenn davon die Seele durchdrungen war. Gläubig und entschlossen bot er seine Brust dem Schicksal, und nachdem er scheidend die Sache seines Volkes bestellt, und jedem Einzelstamm und Führer die Rolle für das nahe Schauspiel zugetheilt, verfolgte er mit seinem greisen Vater und anderen Fürsten die Spur des Verräthers, und gelangte zum römischen Lagerthor.

Beim nächtlichen Gastmahl lagerte Varus, um ihn die Fürsten und Aeltesten der Germanen, zu dieser Stunde noch fröhliche Zechgenossen, in der nächsten umgewandelt zu finsteren Rächern. In ihrer Reihe saß Segest. Mehrmals hatte dieser insgeheim den Statthalter vor der drohenden Gefahr gewarnt, doch stets zu seinem großen Verdruß denselben gerade für seine Stimme taub gefunden. Das Schicksal wiegte den Gewogenen in stolze Ruhe; des Statthalters Fassungskraft entschlief im Trotz auf Römermacht und in der Verachtung jedes Feindes. Jetzt aber stand der Kläger offen an der Tafel auf, und enthüllte laut den Plan zu Deutschlands Befreiung. Staunend horchte Varus, und heftete bedenkliche Blicke auf die deutschen Fürsten, zunächst auf Armin. Dieser aber saß in ernster Ruhe, und blickte dem Römer, den Verräther Segest keiner Gegenrede würdigend, fest ins Auge. Varus besann sich; ihm fiel Segests verjährte Feindschaft gegen das Haus Siegmars sowie die neuliche Entführung oder freiwillige Flucht

*) Von Cöln und Bonn ihren Städten nach West sich ausdehnend, später einer der ersten Bestandtheile des Frankenbundes.

der edelsinnigen Thusnelda zu ihrem jetzigen Gatten bei, und er bezweifelte die Wahrheitsliebe des Klägers. Noch einmal erhob sich Segest, und den Statthalter bei seinem Heil und bei dem seines römischen Vaterlands beschwörend, forderte er schnelles Gericht und augenblickliche Haft für sich und Armin. „Fessle mich und ihn — rief der Erboste — mich als Bürgen für die Wahrheit meiner Angabe, ihn als Unterpfand deiner Rettung! Ohne Haupt sind die Glieder regungslos!" Die deutschen Fürsten wollten sich erheben; Armin bat zu schweigen. Varus, von seinem Dämon fortgetrieben und ärgerlich über die zudringliche Heftigkeit des Häuptlings, schalt und beleidigte den Warner. Da stürmte Segest hinaus, um bald hernach entweder aus persönlichem Rachgefühl oder fortgerissen von der Allgemeinheit der Bewegung, den Unglauben seiner bisherigen Freunde mit dem Schwerte zu bestrafen.

So hatte ein sehr bewölkter Gesichtskreis sich plötzlich ausgehellt. Armin erfaßte rasch diesen günstigen Augenblick, und meldete dem bechernden Statthalter einen eben ausgebrochenen Aufstand der Ansibarier, die das Römercontingent innerhalb ihrer Marken eingefangen oder niedergemacht. Solche That erheischte begreiflich schwere Vergeltung, der erzürnte Römer beschloß sie für die nächsten Tage. Eile that Noth. Es war September, der Anfang der regnerischen Jahreszeit, der die Bergwässer jener Gegend schwillen, und Waldpfade unwegsam macht. Sogleich bot Varus das gesammte Heer auf, und mahnte auch die deutschen Fürsten zum Aufgebot ihrer Leute. Gern entfernten sich diese, auch noch begleitet von römischen Schutzwachen, die am nächstgelegenen Ort als Erstlingsopfer langverhaltner Rache fielen. Armin blieb bei Varus. Spät, erst am Eingang der riesigen Urwälder, verließ er den sorglosen Gegner, und flog zum Sammelort des Heerbanns. In rauschendem Waffenklang grüßten die Wehrmänner aus nahen und fernen Gauen den Bundesobmann,*) und der Gefeierte bestieg den Höhesitz, der zur Heerschau und Leitung der Völker erlesen war.

Varus führte sein Heer über das Waldgebirge, welches tiefe Thäler und schauervolle Schluchten kreuzten. Düsteres Erdreich unter düsterm Himmel. Wildverworrene Zweige wehren dem Licht, trügerischer

---

*) Klopstock gebraucht ohne Angabe der Quelle den Ausdruck Wergobreth, welcher im Falle historischer Wirklichkeit sich mit „Werk-Oberst" übersetzen ließe. K. vergleicht den Wergobreth mit dem Diktator der Römer.

Moorboden weicht unter dem Fuße. Wo es freier wird, schillern graue Sümpfe; reißende Waldbäche, die Quellen der Ems und Lippe, schäumen von Felsenhöhn. Die Römer standen im Teutoburger Walde. Ihr Feldherr gebot, Bäume zu fällen, eben so für Hellung und Ausgang, als für Damm und Brücken über Moor und Wasser. Das kostete Schweiß und Stunden; das Heer ward müde, bevor es den Feind sah. Langsam zog es weiter; da kam zuerst der Schrecken der Natur, ein fürchterlicher Sturm. Eichen stürzten entwurzelt, oder schleuderten Aeste und Sparren auf die Untenziehenden. Regen goß in Strömen, und erweichte vollends das feuchte Erdreich. Da galt's, hinauf zu kämpfen und hinab, mit geschildetem Arm dem Wetter von Oben zu begegnen, während der gespreitzte Fuß sich kaum auf dem schlüpfrigen Boden hielt. In dieser Noth erschien der Feind von der Seite. Felsblöcke und Stämme rollten von freien Hügeln her, Pfeile und Lanzen sausten aus Verhau und Dickicht. Bald begannen einzelne Deutsche in der Nähe den Angriff. Varus verbot Anfangs den Seinigen ernstliche Gegenwehr; ja er lud sogar in letzter Anwandlung seiner Machtträume die gewaffneten Feinde vor den römischen Richterstuhl; doch diese antworteten mit Hohnlachen und verdoppelten Geschossen. Der römische Zug verwirrte sich, der verhältnißlose Troß von Weibern und Kindern, von Knechten, Wagen und Thieren (Alles Folge von des Feldherrn Uebermuth oder Thorheit) gerieth unter die Legionen, keine Schlachtordnung ließ der enge Raum zu, kein Ordnungsruf ward im Lärm gehört; mit harter Mühe und empfindlichem Verlust erreichte die Masse den höheren Waldessaum und dort für diese Nacht den Lagerplatz. Durch äußersten Kraftaufwand errichteten die Müden heute noch Wall und Gezelt, so nothdürftig geschützt des Morgens harrend, der zum Rückzug aus Feindesland bestimmt worden war.

Im Grauen des Tages begann der Marsch nach dem Rheine, wo Asprennas, des Feldherrn Schwestersohn, in sichern Burgen Wache hielt. Wagen und Gepäcke wurden vorher verbrannt, der wehrlose Troß in die Mitte gestellt, dann der Zug in geordneten Heersäulen angetreten. Leichter ward dem Soldaten Rücken und Herz, lichter der Wald und mit ihm der Gedrängten Hoffnung. Sie erreichten einen freieren Ort, und schaarten sich dort zur Schlacht. Allein der deutsche Herzog rief sein eben so kampfbereites Volk von zu naher Verfolgung ab, und gebot, aus der Ferne zu streiten. So schwand der kurze Schein der Hoffnung; die Römer konnten dort nicht immer stehen, sie

mußten weiter und zwar mitten durch den Wald, das Weichbild doppelter Gefahr. Von Neuem brauste der Sturm und in ihn das wilde Schlachtgeschrei. Wie Todesruf klang's den Römern, den Deutschen wie die Stimme ihrer mitbeleidigten und miträchenden Gottheit. Mit jugendlichem Ungestümm sprangen Diese in den Feind, welchen Nässe, Frost und Hunger, das Leiden von Gestern und Heut und die Ahnung der noch schlimmern Zukunft, von einem durchgreifenden Widerstand abhielten. Bei diesem namenlosen Elend nahte zum zweitenmal ein geräumiger Lagerort. Zum Lagerschlagen aber fehlten den Erschöpften die Kräfte. Sie warfen nur wenige niedere Schanzen auf, die sprechenden Zeugen ihrer Ohnmacht; hinter diesen erwarteten sie ihre Dränger. Allein auch Armin rief seine Schaaren vom Kampfe zurück; auch von ihnen, die zügelloser Muth in die dichtesten Haufen trieb, war Mancher gefallen, Viele bluteten aus tiefen Wunden, Alle bedurften der Erholung. Sie ward ihnen beim nächtlichen Mahl und beim Siegessang ihrer Barden. Schweigen umlagerte die Römerstätte; nur der Verwundeten und Sterbenden Klagetöne unterbrachen sie; die Unversehrten starrten voll stummer Verzweiflung in die Nacht hinaus.

Der dritte Tag des Kampfs brach an, der elfte des Herbstmonds im neunten Jahr christlicher Zeitrechnung. Kaum dämmernd schwand der Morgen, das trübe Firmament schwärzte sich vollends, Wind und Regen brausten. Beim Sturm des Elements führte der Befreier das deutsche Volk zur Vollendung seines Tagwerks. Die Schalen der Wage hingen ungleich; die Germanen halbnackt, leicht bewaffnet, gewöhnt an Wetter und Waldgefecht, leiblich frisch durch die Nähe heimathlicher Pflege, seelenkräftig durch das Bewußtsein der gerechten Sache, gegenüber den von schweren Waffen und Panzern und ebenso von allen äußern Beschwerden wie innerlich vom Gedanken verübter Frevel und wohlverdienter Strafe niedergedrückten Römern. Doch nicht ohne heftige Gegenwehr erlag der Fremdlinge Verzweiflung der Eingeborenen Rachedurst. Ungewöhnliche Thaten geschahen noch, so von der Sieger Hand wie von jener der Besiegten; vor dem Tode wachte die entschlummerte Kraft der Römer auf. Fürchterlich stritten die drei Legionen für ihre Adler, für die heiligen Zeichen ihrer Gottheit, für die alten Gefährten ihrer Siege. Nur auf Leichenbergen erbeuteten die Deutschen die ersten Beiden; um den dritten mühten sie vergeblich ihren Eifer ab. Der römische Bannerherr, entweder in stiller Zorneswuth oder begeistert vom Gedanken, wie sonst im Glück

so jetzt im Unglück seiner Legion auf rechtem Weg voranzuschreiten, hielt noch einmal das Zeichen hoch empor; dann riß er den goldnen Vogel von der Stange, barg ihn fest im Gürtel, und rasch hinunter in den blutigen Sumpf sprang er mit seinem geretteten Heiligthum. Staunend standen die Germanen; die wankenden Quiriten stärkten sich an diesem mächtigen Anblick. Da starb Siegmar, der greise Vater Armins, den Lanzentod, und mit dem Fürsten sterbend besiegelte sein Geleit den alten Bund der Treue. Selbst der schwerste Schuldner dieses Tages, Varus der Weichling, schien ein Held geworden; er focht in der Vorderreihe, und scheute das drohende Verderben nicht. Als er jedoch die letzte Kraft der Legionen am unaufhaltsamen Sturm und Absturm der Deutschen zerschellen, als er den Eckthurm des Treffens, den gewaltigen Eggius sinken, und den andern Legaten, Cejonius genannt, zu den Gegnern überlaufen, Hinrichtung mit dem Strang einem ehrlichen Mannestod vorziehen sah: da erbaute der Schwerverwundete seinen Geist an diesem ernsten Doppelbild, und fiel, das Bessere wählend und eingedenk des väterlichen und großväterlichen Beispiels,*) in den eignen Degen. Mitten im Gefechte erwiesen einige Römersoldaten dem gewesenen Feldherrn die letzte Ehre, und scharrten die Leiche halbverbrannt im nahen Dickicht ein.

Varus Tod beendete allmälig den Widerstand. Die entschlossensten Römer folgten seinem Beispiel, die übrigen ergaben sich, oder versuchten zu fliehen. Der Reiterführer Vala Numonius mit seiner Schaar verließ zuerst den Kampfplatz, fand aber anstatt der Rettung nur das Schicksal der von ihm verlassenen Kriegsgenossen. Die nacheilenden Rächer erschlugen die Fliehenden, und ließen nur Wenig als Boten der Todesschlacht entrinnen. So lag das schönste Heer des Kaiserstaats — mit Troß und Bundesgenossen wohl vierzigtausend Mann stark — todt im Wald, Sumpf und Schluchten, und das unendliche Römerreich, für das der breite Ocean kein Damm mehr war, sah sich fortan vom schmalen Rhein begränzt. Unbeerdigt moderten die Gebeine der Weltbezwinger, ein schreckendes Denkmal der Vergeltung, unter ihnen die wieder ausgegrabene Leiche ihres Feldherrn, dessen Haupt dem Markmännerkönig Marbod, dem einzigen deutschen Fürsten, welcher der Sache seines Vaterlandes fremd geblieben, zum Zei-

---

*) Beide fielen als Republikaner, der Großvater auf den pharsalischen Feldern durch Feindeshand; der Vater nach der Schlacht von Philippi durch das eigene Schwert.

chen der Beschämung übersendet ward.*) Von den Gefangenen bluteten die Tribunen und ersten Centurionen als Sühnopfer an den Altären der Rache. Schmählicher endeten die römischen Sachwalter, die zweizüngigen Verdreher des Rechts, denen das Uebermaas des Hasses grausame Marter vor dem Tode gab. „Natter, höre zu zischen auf!" rief der Deutsche, der einem dieser Unglücklichen die Zunge aus dem Halse riß. Die am Leben verschonten Römer wurden als Leibeigene durchs Land vertheilt; mancher geborene Feldherr oder Senator Roms beschloß seine Tage in Deutschland als Thürhüter oder Viehknecht. Reiche Beute ward jedem Einzelstamm; Adler, Fahnen und Waffenschmuck verblieben als Gemeingut in den heiligen Hainen. Singend von ihren Thaten zogen die Männer der Nähe und Ferne heimwärts; nur die flinkere Jugend verweilte noch auf der Wahlstatt, von da aus den letzten Ueberrest des Römerthums, die Festen am Rhein, im raschen Wettlauf zu zerstören. Alle fielen bis auf die letzte, Aliso, die Burg an der Alme, die am längsten den Siegern widerstand.

Rom, die Herrscherstadt, schwelgte in Freude und Festen. Man feierte die Siege des Kaisersohns Tiberius über illyrische und pannonische Völker, und gedachte vorübergehends des gleichfalls unterjochten Deutschlands. Da traf die Kunde der ungeheuern Mordschlacht ein. Jammer und Entsetzen leerten die überfüllten Plätze, manches Herrenhaus beweinte mehr als einen Todten in Teutoburg, und das gemeine Volk, erschreckt durch wunderbare Anzeigen der Natur, bebte vor einem zweiten Alpenzug der Germanen, mit ihm sein Kaiser. Er legte mit dem Hofe Trauer an, gelobte der rettenden Gottheit reiche Gaben, und klagte, oftmals sein graues Haupt wider die Marmorwände rennend: „O Varus! Varus gib mir mein Heer zurück!" Sogleich wurden alle Germanen und Gallier aus Rom entfernt, die Wachen verdoppelt, und von der jüngern Bevölkerung Italiens der fünfte Mann ins Gewehr gerufen. Doch der Unterthanen Angst war mächtiger als das kaiserliche Aufgebot; nur die angedrohte und an Einzelnen wirklich vollzogene Todesstrafe konnte eine widerwillige Menge zusammentreiben. Da ließ August die Sklaven frei, berief alle dienstfreien Veteranen, und übertrug den Oberbefehl dieses großen Haufens dem Besieger Pannoniens, dem vormaligen Römervogt in Deutschland. Mit Vorsicht durchzog Tiberius Gallien, und verschanzte

---

*) Dieser sandte es an Augustus.

sich an dessen Gränze. Als zu seinem großen Erstaunen kein Germane über den Rhein kam, als dieses Volk, zufrieden mit der heimischen Freiheit, von jeder Eroberung sich fern hielt: da überschritt zuweilen wiedererwachender Römermuth auf Tageslänge den Strom, und verheerte das Uferland. Drei Jahre hauste so der Thronerbe Roms in seinen festen Linien; da starb sein Stiefvater Augustus, und der neue Kaiser legte nun Galliens Regierung und die Hut der Gränzen in die Hand seines Neffen Germanikus. Dieser ein junger, feuriger Soldat, stolz auf den Namen seines Vaters, des sogenannten Germanensiegers Drusus, dürstete nach Ruhm und Schlachten. Ein gräßlicher, mit harter Noth gedämpfter Aufstand seiner Legionen beschleunigte des Feldherrn Vorhaben, und, die innere Streitwuth der Römer nach Außen zu kehren, unternahm er den ersten Feldzug gegen die Deutschen.

Mit fünfzigtausend Streitern überschritt Germanikus den Rhein, und suchte zuerst im cäsischen Wald die alten Schanzen des Tiberius und seines Vaters auf. Dort befestete er ein Lager. Das nahe wohnende Volk der Marsen erhielt oder nahm hievon wenig Kunde; sie feierten dazumal ihr Maifest voll Fröhlichkeit und guter Dinge. Kundschafter meldeten dies dem Feldherrn; der schob augenblicklich seine ganze Macht vor. Der Legat Cäcinna bildete mit leichten Truppen die Vorhut; mit den Legionen folgte Germanikus. Die Nacht war sternhell, und dennoch ungesehen erreichten die Römer das Maifeld, wo das sorglose Volk ohne Wache und Posten, ohne Ahnung eines Feindes in Trunk und Schlaf niederlag. Jetzt brachen von vier Seiten zugleich die Legionen ein, und vertilgten Alles mit Schwert und Feuer. Weder Alter noch Geschlecht fand Schonung; Greise, Weiber, Kinder starben, das Profane fiel wie das Heiligthum, die marsischen Dörfer loderten, und der ehrwürdige, uralte Tanfana ward dem Boden gleich gemacht. Gräßlich wüthete der Sieger; doch jetzt erhoben sich in Racheglut alle Nachbarn, die Usipeten, die Brukterer und Tubanten; bewaffnet strömten sie zur Römerstraße, und verlegten den Paß im Walde. Noch zu rechter Zeit hörte Germanikus den Anschlag, und führte sein Heer in Schlachtreihen dem Rheine zu. Trotz dem stürzten die Deutschen mit gesammter Kraft von ihren Höhen, und zersprengten die Nachhut der Römer. Mit genauer Noth wendete Germanikus das Treffen, er entflammte die Kerntruppen durch große Versprechen, warf mit ihnen den Feind, und erreichte glücklich sein Winterlager in Gallien.

Während dieses Kampfes lag Deutschlands Befreier im — Gefängniß. Der Schwiegervater hatte nächtlich des Eidams Haus überfallen, und ihn und die Seinen auf sein Schloß geführt. Das Volk vergaß des Retters, bis es selber Rettung bedurfte; nun befreite es den Befreier, oder vielleicht auch Dieser sich, als bei der Kunde von der Marsen Ermordung seine Vaterlandsliebe alle körperlichen Hindernisse verzweifelt niederwarf. Schnell sammelte Armin eine Schaar Getreuer, und belagerte nun den Römerfreund Segest in der eigenen Feste. Bei diesem Bürgerkrieg beschloß Germanikus seinen zweiten Feldzug. Der Unterführer Cäcinna kehrte sich mit vier Legionen gegen Cherusker und Marsen; der Statthalter drang ins Land der Katten. Wieder einmal kämpfte er mit Sorglosen, die nicht eher den Donner merkten, als bis ihr Wohnsitz und Alles umher in Flammen stand. Die Hauptstadt Mattium (Mattenheim?) fiel, Blut floß in Strömen. Kühne Jünglinge schwammen wohl über den Ederfluß, und stürmten wüthend gegen die brückenschlagenden Römer; allein das kleine Häuflein ward geworfen, die herbeieilenden Cherusker und Marsen beschäftigte Cäcinna, und das übrige Kattenvolk zog sich nach vergeblicher Unterhandlung in seine Wälder. Dorthin folgte der Sieger nicht; das platte Land lag verheert, man begann den Rückzug. Da erschienen die Boten Segests, geführt von seinem Sohne Siegmund, und baten um schleunige Hilfe. Freundlich empfing der Statthalter den Jüngling, der in Teutoburg gefochten; dennoch sandte er ihn nach Gallien in Gewahrsam. Seinem Vater aber, über dessen Verlässigkeit Germanikus gewisser war, flog er zum Beistand. Durch sein gewaltiges Heer zersprengte er leicht das Geleit Armins, und entsetzte den alten Verräther. Bekannte Waffenstücke fanden die Römer dort, Trophäen aus Teutoburg, aus Segests Verwandtschaft Bruder und Neffen, vor Allem die Tochter, Armins Weib. In fürchterlichem Grimme trat der befreite Tieger vor, und sprach dem Feldherrn zum Willkomm die Worte: „Dies ist nicht der erste Tag meiner Treue und Beständigkeit gegen das Römervolk. Seit mich der göttliche August mit dem Bürgerrecht beschenkt, habe ich bei meiner Freunde oder Feinde Wahl nur euern Vortheil im Aug gehabt, nicht etwa aus Vaterlandshaß — Verräther gilten ja selbst ihren Gönnern nichts — sondern aus Ueberzeugung, daß Römer und Deutsche eins sein müssen, und daß höher als der Krieg der Frieden steht. Darum belangte ich den bundesbrüchigen Armin, den Räuber meiner Tochter, vor dem damaligen Statthalter Varus, darum bat ich in jener Nacht — o wär'

es mir die letzte gewesen — um Ketten für mich, ihn und die schuldigen Fürsten. Der Statthalter hörte nicht, und was dann erfolgte, kann eher beweint als entschuldigt werden.*) Uebrigens hatte ich den Armin festgehalten, und darauf ein Gleiches von seinem Anhang erduldet. So wie ich aber deine Adler sehe, ziehe ich das Alte dem Neuen, die Ruhe dem Sturme vor, nicht aus Gewinn oder Entschuldigungsgründen, sondern nur in der Absicht, dem deutschen Volke ein heilsamer Fürsprecher zu werden, wenn es lieber Reue als Verderben will. — Für die Jugendfehler meines Sohnes bitte ich um Nachsicht. Ueber Diese da (er deutete auf Thusnelda) mögt ihr entscheiden, was mehr zu bedenken, ob, daß sie einen Sproßen Armins unter dem Herzen trägt, ob daß sie meine Tochter ist." So sprach der gleißnerische Barbar, und überlieferte sein leibliches Kind den Händen der Römer. Thusnelda aber, dem Gatten so ähnlich als unähnlich dem Vater, würdigte die Feinde keiner Klage, keiner Bitte; sie blickte thränenlos, im stillen Stolze auf den hohen Leib, auf das theure Andenken von dem Befreier ihres Vaterlandes. Bald ward sie in Ketten vor dem Triumphwagen des Siegers nach Rom geführt, darnach in Ravenna festgehalten. Dort gebar sie ihren Thumeliko, und die Erbärmlichkeit damaliger Römer machte dem Hasse gegen den unnahbaren Vater durch Spott**) gegen das wehrlose Knäblein Luft.

Armin, voll namenloser Schmerzen über den Raub seines Theuersten, über die sichere Knechtschaft seines Weibes und Kindes, flog von Gau zu Gau, und rief das Volk zu den Waffen, zur Vergeltung an den Römern und ihrem schändlichen Gehülfen. In bitterer Wehmuth klagte er: „O herrlicher Vater, großer Feldherr, tapferes Heer, die im starken Bund ein schwaches Weib hinführen! Ich habe die Legionen und ihre Anführer gefällt, mit den Waffen hab' ich den bewaffneten Feind bekämpft, niemals Krieg geführt mit schwangern Frauen. Dort in den geheiligten Wäldern prangen die Trophäen, die Zeugen meiner Thaten! Mag Segest das Knechtsland jenseits des Stromes bauen, mag er seinem Sohne das verlorene Priesterthum wiedergewinnen: die freien Germanen werden ihm nie vergessen, daß sie zwischen Rhein und Elbe Beile und Ruthen und die Toga römischer Richter sahen. Noch manche Völker kennen Römerherrschaft und ihre Gaben nicht; und wir, die wir ihr schweres Joch zerbrochen, und glücklich jenem

*) Daß Segest nemlich selbst in Teutoburg gegen die Römer focht.

**) Das fernere Schicksal dieser beiden Unglücklichen verschweigt Tacitus, obgleich er die dem Sohne Armins widerfahrene Unbill später zu erzählen verspricht.

vergötterten August und seinem geliebten Sohne widerstanden, wir wollten jetzt vor einem unerfahrenen Jüngling, vor einem meuterischen Heere beben?! Wenn euch euere Väter und die Haine eueres Vaterlandes mehr noch gelten als fremde Herren und ihre Colonien: dann folgt ihr nicht dem Segest, dem Boten schimpflicher Knechtschaft; ihr folgt dem Armin, der Ehre, der Freiheit!" Entflammt von diesen Worten und dem gerechten Schmerz des vormaligen Retters erhoben sich nicht allein die Männer von Cheruska; aus allen Landen umher zogen Bewaffnete heran, mit ihnen Armins Ohm Ingomar, ein den Römern wohlbekannter Name. Besorgniß erfüllte den Germanikus; er suchte einem furchtbar drohenden Schlage zuvorzukommen.

Der Statthalter sandte den Legaten Cäcinna mit vierzig Cohorten ins Gebiet der Brukterer, die Reiterschaaren unter Pedo durch der Friesen Land, er selber fuhr mit dem übrigen Heere den Rhein hinab, durch den Kanal seines Vaters und die Südersee in das Meer, dann längs der Küste hin, umbeugend in die Mündung der Ems bis ins Innere Westphalens. Dort vereinigten sich Flotte, Reiter und Fußvolk. Gezwungen folgte der Chauchen Jugend dem römischen Waffendienst, auch andere Deutsche, rhätische und vindelicische Streiter, Männer vom Rheinland und Batavien zogen mehr oder minder freiwillig gegen den nationalen Heerbann. Dagegen verheerten die Brukterer ihr eigenes Land, verbrannten die bewegliche Habe, und schlossen sich eng an das größere Vaterland. Die Römer folgten ihnen auf dem Fuße, und gelangten so in das Feld zwischen Ems und Luppe, in die Gegend des teutoburger Waldes. Neugier oder der Wunsch, seinen einstigen Mitbürgern die letzte Ehre zu erweisen, lockte den römischen Feldherrn in dieses grause Todtenfeld. Mit Vorsicht näherte er sich — Alles lag noch unverändert oder erkennbar wie an den Tagen vor sechs Jahren. Flüchtlinge von dazumal dienten als Wegweiser, und erklärten die einzelnen Stellen des Kampfs und Untergangs. Germanikus entflammte der Römer Wuth an diesem Anblick, und ging, nach Beerdigung der gebleichten Gebeine, rasch auf das Heer seiner Gegner los. Armins Schaaren bewegten sich rückwärts; verläßige Streiter bargen die Seitenhöhen. Rachedürstend sprengte die Reiterei der Römer nach, die Deutschen kehrten sich, ihre Brüder brachen aus dem Walde, die Reiter flohen in wilder Verwirrung, nachdrängende Cohorten wurden geworfen; mit Noth stellten die Legionen die Ordnung her. Und so endete, wie die Römer sagen, die Schlacht unentschieden; doch entschlossen sie sich zu schnellem Rückzug.

Die Führer des Römerheeres theilten sich. Cäcinna zog landeinwärts mit vier Legionen, mit zweien Vitellius längs dem Meeresstrand, auf dem Meere selbst der Statthalter mit dem Ueberrest. Am Rheine wollten sie sich wiedersehen. Des Ersten Marsch ging über die von Drusus erbauten langen Brücken, eine schmale Dammbahn in breiten Sümpfen. Cäcinna fand die Brücken zerfallen, die Gewässer ausgetreten, die rings aufsteigenden Höhen vom Feind besetzt. Schnell war er marschirt, doch der schnellere Armin hatte ihm den Weg verlegt. Die Römer mußten halten; die eine Hälfte des Heeres schlug Lager, die andere kämpfte mit den Deutschen. Jene, schwerbewaffnet, versanken im Moorfeld; Diese, leicht und gewandt, flogen über den bekannten Boden hin, und tödteten die Feinde mit langen Speeren. Bei solchem Kampfe endete der Tag, nicht aber die Mühseligkeit der Gedrängten. Die Sieger leiteten die Gebirgsbäche ins Thal herab, die überschwemmten Römer drängten sich auf den wasserfreien Höhen ihres Lagers. Dort durchwachten sie die Nacht bei kleinen Feuern und gedämpftem Laut ihrer Wachen, während Fels und Thal vom Siegsgesang und Zechgelag der Deutschen widerhallte. Der römische General — er diente jetzt ins vierzigste Jahr, abgehärtet durch den langen Wechsel von Glück und Unglück — selbst dieser Veteran schwankte in der todesnahen Lage; er suchte selbst erschreckt den Schreck der Seinigen zu bekämpfen. Endlich entschlief er vor Müdigkeit; allein der Wachenden Furcht verfolgte ihn im Traume. Er sah den blutbefleckten Schatten des Varus aus dem Sumpfe winken; doch Cäcinna folgte ihm nicht, und stieß die dargereichte Hand zurück.

Mit Tagesanbruch ward der Rückzug in Schlachthaufen fortgesetzt; zwei Legionen deckten die Flanken. Armin verfolgte sie. Doch nicht zu Anfang, erst in der Mitte des sinkenden Morastes, als der Zug in Verwirrung war; faßte und durchbrach er ihn, laut den Seinigen zurufend: „Seht! dort Varus, dort die durch gleiches Geschick besiegten Legionen!" Furchtbar warfen die Deutschen nieder, links und rechts thürmten sich die Leichen, Cäcinna selber fiel vom durchbohrten Pferde. Schon war er umringt, da eilte schützend die erste Legion vor. Jetzt kehrten sich die Deutschen gegen die Wagenburg, und eroberten sie. Dieser Unfall rettete die Römer. Während die Sieger um der Beute willen vom Feinde ließen, entschlüpfte dieser, und gewann am Abend festen Grund und Boden. Dort errichtete er sein Lager, doch nur im elenden Zustand. Werkzeug und Zeltgeräth waren größtentheils mit der Wagenburg verloren, die wenigen Trümmer, so wie jeder übrige

Bedarf an Lebensmitteln und Arzneien durch Schlamm und Blut untauglich gemacht. Alle litten Noth, alle beklagten diese Nacht als die letzte ihres Lebens. Zufällig riß im Lager ein Pferd los, und sprang gegen einzelne Soldaten, diese auf mehrere, die mehreren auf die Menge, welche nun, im festen Glauben an das Eindringen der Deutschen, voll wilder Hast zur Hinterpforte des Lagers drängte. Vergebens hielt Cäcinna die Fliehenden auf; vergebens befahl, bat und drohte er; da warf er sich auf die Erde längs der Schwelle des Thores nieder, und bot den eigenen Leib der Feigheit als Opfer. Bei diesem Anblick erwachte die Besinnung, und machte fähig für Erkenntniß des Irrthums, für Rath und Weisung. Der alte Kriegsführer bewies den Soldaten, wie nur ein einziges Heil, und zwar im Schlagen, jedoch im Schlagen zur rechten Zeit, noch übrig sei; wann die Feinde von allen Seiten stürmten, dann würden die Freunde leicht auf einem Punkte durchbrechen, und sieg- und ehrenreich die theuere Heimath wiederfinden. Unzeitige Flucht führe wieder in Wälder, Sümpfe, Feindeshinterhalt und schmähliches Verderben. Darauf machte der Legat die tapfersten seines Heeres beritten, und trat zu diesem Zwecke seine eigenen Pferde, sowie die vornehmsten Führer die ihrigen ab.

Der Deutschen Heerbann belagerte das Römerlager, die Fürsten hielten Kriegsrath. Armin, der erfahrene Mann, der die Kriegskunst der Gegner und die Festigkeit ihrer Schanzen kannte, rieth den Ausmarsch der Erschöpften abzuwarten, dann dieselben wie vordem in Wäldern, Sümpfen und Schluchten zu bekämpfen. Auf diese Art werde Jenen der sichere Untergang. Dagegen wollte Armins Ohm, der wilde Ingomar, augenblicklichen Sturm, und dies, weil er die Eroberung des Lagers für unzweifelhaft, die so zu hoffende Beute für größer, das Wagniß für ehrenvoller als das Zaudern hielt. Die beiden letzten Gründe, der sinnliche, wie der edlere, behagten den Berathern; sie verwarfen Armins weisen Vorschlag als feig, und zwangen den Verkannten, sie dem Unheil, das er vorhergesagt, persönlich noch entgegenzuführen. Am frühesten Morgen berannten die Deutschen das Lager, sie füllten die Graben mit Schutt und Stämmen, und klimmten die Wälle an. Nur einzelne Römerposten vertheidigten sie; das täuschte die Verwegenen vollends. In diesem Augenblick, als der Kern der Germanen am Wall und Graben beschäftigt war, fiel bei lautem Hörnerklang die gesammte Römermacht zu allen Thoren aus, faßte die Stürmer im Rücken, und zersprengte sie nach allen Seiten. Jetzt ein grauses Metzeln; die zu sehr enttäuschten Belagerer hörten

keinen Ruf der Ordnung, kein Gebot des Kampfes mehr; sie fochten und flohen blindlings. So wechselt Uebermuth im Glück mit Fassungslosigkeit im Mißgeschick. Mit schwerer Wunde verließ Ingomar, der Unstern dieses Tages, die Wahlstatt; Cäcinna aber erreichte glücklich den sicheren Boden jenseits des Rheines. Dort trafen später Vitellius und Germanikus ein. Beide hatten wie Jener Schweres erduldet, der erste durch Feinde und Witterung, der andere durch einen alle Schätze und zahllose Krieger verschlingenden Schiffbruch in den Dünen.

Der römische Kaiser, eifersüchtig auf den Ruhm seines Neffen oder ärgerlich über die Vergeblichkeit blutiger Kämpfe, beschloß des Jünglings Entfernung aus der Statthalterschaft am Rhein. Gierig nützte der davon in Kenntniß gesetzte Cäsarensohn die noch übrige Zeit zu einem dritten, entscheidenden Feldzug. Durch einen großen Schlag wollte er das letzte unabhängige Land unterjochen, alte Scharten auswetzen, und den Preis ärndten, den das Urtheil der Zeitgenossen auf ein noch nicht gelungenes Wagstück setzte. Dazu bot er alle ihm nur irgendwie zu Gebot stehenden Kräfte auf. Er füllte die gelichteten Reihen der Legionen mit römischer Jugend, warb oder zwang Bundesgenossen aus Gallien und germanischen Gränzländern, und bestellte den Bau einer mächtigen Flotte. Tausend Schiffe wurden aufgebracht, verschieden in Größe und Bauart, flache, ragende, Schnellsegler und breitgejochte, geeignet zur Meeresfahrt und Aufstellung von Wurfgeschütz. Während dieser Arbeit unternahm der Unterführer Silius einen Streifzug in das Kattenland, ohne weitern Erfolg als den der Gefangennehmung zweier Frauen, der Gattin und Tochter des Kattenfürsten Arp. Auch der Statthalter ging mit großer Macht nach Deutschland, entsetzte das von einer Hand voll Leute belagerte Castell an der Luppe, errichtete ein zerstörtes Denkmal wieder, und warf Schanzen zwischen Aliso und dem Rheinstrom auf. Mittlerweile lag die Flotte segelfertig, und das Einschiffen des Heeres und Heergeräths ward mit großem Pomp vollendet. Die Flotte beschrieb den alten Curs durch den Drususkanal, die Süder- und offne See, und ging wie im letzten Jahr in der Emsmündung bei dem gleichbenannten Römercastell (Amisia, Emden) vor Anker. Von da marschirten neunzigtausend Krieger am linken Ufer landeinwärts, und gelangten nach Stromübergang und blutiger Dämpfung eines Aufstandes der Angrivarier an den Weserfluß. Sein mäßiges Beet nur trennte sie vom deutschen Heerbann.

Der Heerführer der Deutschen stand am Ufer, und rief nach jenseits den römischen Wachen, ob Germanikus angekommen, und ob in dessen Gefolge Armins Bruder Flavius sei? Nach Bejahung wünschte der Fragende mit dem Erfragten ein Zweigespräch; Germanikus vergönnte es, und Flavius trat ans Ufer. Es war dies derselbe Bruder, der, wie vorerwähnt, mit dem Befreier in Römerlagern die Kriegskunst erlernt, und später in einem Feldzug unter Tiberius das eine Aug verloren hatte. Rom schenkte dem Germanen das Bürgerrecht und entfremdete sein Herz der Heimath. Der Römling verwischte die Bilder der Jugend in seinem Gedächtniß, latinisirte seinen Namen (Flavius—Blondel), und trug am Ende die Waffen gegen Deutschland. Armin begrüßte den Langentfernten mit Herzlichkeit, sandte sein Geleit zurück, und bat den Bruder um das Gleiche. Darauf fragte er ihn um den Verlust seines Auges. Der Einäugige nannte Ort und Zeit. Nun fragte Armin nach dem Preis dieses Opfers, und Flavius zählte den erhöhten Sold, goldene Ketten und andere Zeichen römischer Gnade auf, was insgesammt der Deutschgesinnte als niedern Sklavenlohn verlachte. Jetzt pries der Söldner die Größe Roms, die Macht des Kaisers so schwer gegen empörte, so mild und nachsichtsvoll gegen ruhige, unterwürfige Völker; auch rühmte er die glimpfliche Behandlung von Armins gefangenem Weib und Knaben. Dagegen sprach der Befreier von dem Heiligthum des Vaterlandes, von den Göttern der Väter und uralter Freiheit; er sprach von dem Jammer der bejahrten Mutter, die zu Haus um den verlorenen Sohn weine, er beschwor den Bruder, heimzukehren, und lieber der Fürst und Freund seines Volkes als dessen meineidiger Verräther zu sein. Das Gespräch ward heißer, die Gemüther entflammten sich, schon forderte der zornschnaubende Flavius Roß und Waffen, und Armin stand kampfgefaßt gegenüber: allein der Strom und das von beiden Seiten hinzueilende Geleit trennten für immer die ungleichen Brüder.

Am nächsten Morgen standen die Deutschen in Schlachtreihen am Ufer. Die römischen Reiter suchten stromabwärts eine Furth zum Uebergang, gradaus in die schnellste Strömung sprengte mit seinen batavischen Geschwadern Chariowald. Die Deutschen nahmen verstellt die Flucht, und lockten die Batavier in eine waldumschlossene Gegend. Dort kehrten sie sich rasch um, und schlugen mit gesammter Kraft auf die Landsleute im Römersold. Mörderisch ward der Bruderkampf, Chariowald fiel nach tapferer Gegenwehr, um ihn der Kern seines Volkes; den zersprengten Rest nahmen die von ferne haltenden römi=

schen Reiter auf. Jetzt setzte Germanikus mit den Legionen über die Weser, und die Deutschen zogen sich ins Innere der Wälder. Bald hörten die Römer durch einen Ueberläufer von der deutschen Volksversammlung im heiligen Bundeshain und von deren Beschluß eines nächtlichen Ueberfalls. Die Gewarnten rüsteten nach bester Kraft; allein anstatt des Heerbanns kam nur ein einziger Deutscher an das Feindeslager; der forderte die Besatzung oder wahrscheinlich nur die deutschen Hilfstruppen zum Uebertritt, zur Theilnahme an der gemeinsamen Landessache gegen höhern Sold und reiche Belohnung auf. Die erbitterten Römer antworteten mit Drohungen. Eifrig nährte diese Stimmung Germanikus, er mischte sich unter die Gespräche der gemeinen Kriegsleute, und sagte ihnen, wie ein ächter Römersoldat nicht nur auf freiem Felde, sondern auch im Wald, Gebirg und Schluchten fechte, und eben durch seine schwere Rüstung, durch Helm und Dolch gedeckter sei als der nackte Deutsche mit der überlangen Lanze, mit dem leichten blumenbemalten Bretterschild. Furchtbar sei der Germane nur vom Angesicht und stark im ersten Anlauf; doch vertrage er nicht leicht Verwundung, und verliere alle Besinnung im Unglück. Heute werde der Empörungssucht dieses Erzfeindes sowie der beschwerlichen Meeresfahrt der Römer für immer ein Ziel gesetzt; schon ständen sie, die Sieger, der Elbe näher als dem Rheinstrom, heute möchten sie auf der Siegesbahn des Ohms und Vaters vollenden! — Auch Armin flößte den Seinigen Vertrauen auf sich und die gerechte Sache ein. Er erinnerte an die frühern von den Römern verübten Frevel, an die oftmaligen Siege der Deutschen über diese Dränger, und schloß mit der ernsten Mahnung: „Uns bleibt keine andere Wahl, als die Freiheit festzuhalten oder vor der Knechtschaft zu sterben!" Darauf klangen von beiden Seiten die Kriegsdrometen, und es begann, also von den Römern genannt, die Schlacht von Idistavisus.

Zwischen dem Weserfluß und einer mit ihm gleichlaufenden Bergkette lag das Waffenfeld. Die Römer schaarten sich, im Rücken die Weser, an der Spitze die fremden Hilfsvölker, danach die Schützen, in der Mitte die Legionen mit dem Statthalter, in der Nachhut die Reiter. Der deutsche Heerbann hielt vor dem Walde; seitwärts auf den Höhen stand gesondert das Volk der Cherusker, bestimmt zum Ausschlag. Allein kaum geschah von den gallogermanischen Bundesgenossen der erste Angriff auf den Heerbann in der Ebene, als die Bergposten, entflammt von Kampfbegier oder vom Zorn über die abtrün-

nigen Landsleute, zu vorschnell von den Höhen ließen. Germanikus, sogleich diese Blöse fassend, sandte seine Reiter um den Berg herum in der Cherusker Rücken. In diesem Augenblicke flogen acht Adler, die Zahl der Legionen, über deren Häupter dem Walde zu. Die Römer ermuthigte dieser Anblick, sie riefen: „Laßt uns den Vögeln Roms, den Boten unsrer Gottheit folgen!" Ihre Gesammtmacht entfaltete sich, schwer drückend auf den Heerbann; bei diesem aber entstand unvermuthet eine seltsame Verwirrung. Die Nachhut im Walde drang nach der Ebene vor, das Volk in der Ebene floh zum Walde, und in Mitte Beider wurden die Cherusker von den angelangten Römerreitern vollends die Höhe hinabgestürzt. Noch aber hielt Armin, vor Allen kenntlich durch Schwert, Heerruf und Wunde, das sinkende Treffen auf, und rang mit Riesenstärke um den Sieg Germaniens; schon wichen vor ihm die römischen Schützen: da warfen sich — Deutsche, die rhätischvindelicischen Völker vor, und umgarnten den Helden. Dieser aber, gleich besonnen, färbte mit dem Blut seiner Wunde das Antlitz, brach unkenntlich so mit gewaltiger Faust durch das Getümmel, und entkam auf schnellem Rosse. Dieselbe List oder Leibeskraft rettete seinen Oheim Ingomar. Der größte Theil des Heerbanns sank, Viele ertranken in der Weser, fast Niemand verließ das Schlachtfeld unverwundet; auf zehntausend Schritten lag das Land mit Leichen und Waffen bedeckt. Die Römer frohlockten, sie häuften die Trophäen auf der Wahlstatt, und beschrieben sie mit den Namen der besiegten Völker.

Nicht die Niederlage an und für sich schmerzte die Deutschen so sehr als deren empörendes Gedächtniß. Schon hatte das gedrängte Volk beschlossen, diesen Landstrich zu räumen, und jenseits der Elbe Sitze und Rast zu suchen, da sah es das höhnende Siegesmal auf der Vaterlandserde, Scham und Zorn durchkreuzten die Herzen; Hohe und Niedere, Greise und Knaben erhoben die Waffen und zogen noch einmal gegen die übermüthigen Sieger. Zwischen der Weser und dem Steinhudersee, unweit von Idistavisus kam's zum Treffen. Am See lief ein Damm hin, den vertheidigte die deutsche Vorhut; die übrige Masse stand im Walde. Ein Theil der Legionen griff die Vordern, der andere das Hintertreffen an. Die römischen Dammstürmer wurden in die Flucht geschlagen; Germanikus pflanzte das schwere Geschütz auf. Jetzt erst verließen die hartbeschossenen Germanen den Damm, und zogen sich in guter Ordnung zum übrigen Landsturm. Nun ging's Mann an Mann, Brust an Brust; hinter

den Deutschen schloß der Sumpf, hinter den Römern Fluß und Hügel ab. Nichts mehr galt als Muth und Körperkraft, kein Ausweg als Siegen oder Sterben. Im engen Walde waren die nackten Deutschen mit den unbrauchbar langen Speeren im Nachtheil gegen die gepanzerten Römer und deren kurze Schlachtmesser; Tausende des begeisterten Volkes fielen, Keiner floh. Neuerdings verwundet sank Armin; Ingomar übernahm den Heerbefehl. Der flog von Glied zu Glied, und hauchte den Wankenden Muth, den Stehenden seine trotzige Seele ein. Auch Germanikus warf, seinem ganzen Heere kenntlich zu sein, den Helm von sich, und rief mit lauter Stimme: „Keinen zu fangen, Alle zu tödten; nur im Untergang des gesammten Volkes höre der Krieg auf!" Nacht und beiderseitige Ermattung endeten das Gemetzel; kein Theil war gewichen, beide schrieben sich den Sieg zu; bei den Deutschen hatten die Reiter, bei den Römern das Fußvolk die Oberhand. Die Römer bauten ein neues Denkmal mit der stolzen Inschrift: „Nach der Besiegung aller Völker zwischen Rhein und Elbe weiht das Heer des Kaisers Tiberius diese Trophäen seinen Göttern." Dann traten sie den Rückzug an; eine Hälfte gradaus an den Rhein, die andere mit dem Statthalter längs der Ems auf die Nordsee. Die Fahrt begann bei gutem Wetter: bald aber schwärzte sich der Himmel, und ein fürchterlicher Orkan vernichtete den größten Theil der Flotte und des Heeres. Der Feldherr strandete im Chauchenland. Gram und Verzweiflung füllten seine Seele, kaum hielten ihn seine Freunde vom Selbstmord ab. Entblößt und erschöpft erreichte der flüchtige Sieger Germaniens den Rhein; dort rastete er auf kurze Zeit, und unternahm, auch im Unglück den Gegnern sich zu zeigen, noch in diesem Jahre zwei verheerende Streifzüge in das Katten- und Marsenland. Der Kaiser aber lud den Neffen zum Triumphe nach Rom, und schrieb ihm: „Genug sei es der großen und glücklichen Schlachten, doch auch genug des durch Elemente erlittenen Verlustes. Er selbst, der Kaiser, habe einst als rheinischer Statthalter bei den Deutschen mehr durch Klugheit als Gewalt bewirkt; Varus sei gerächt; man könne nun die Cherusker und übrigen Völker Germaniens getrost ihrem innern Zwist überlassen". Germanikus kam und triumphirte. Seinem Siegeswagen wurden allerlei Trophäen, Denksäulen und fürstliche Gefangene vorangeführt; von einer erhöhten Bühne sah der alte Verräther Segest dem Kettenzuge seiner Tochter, seines Enkels und Neffen und anderer Verwandten zu. Der kühne Germanikus fiel bald hernach durch das Gift seiner Neider. Was aber der schlaue Tiberius

von den Germanen geweissagt, ging gleichfalls in Erfüllung — nach dem Abzug der Fremden fingen nach altem Brauch von Neuem die innern Händel an.

Gebrochen lag das Joch der äußeren Gewalt; im Innern des Landes, an seiner südlichen Grenze drohte der Unterdrücker. Der war Marbod, der König der Markomannen. Kein gewöhnlicher Mensch, hochgestellt durch Geisteskraft und Leibesschönheit, aber vorherrschend selbstsüchtig und darum vergänglich in seinen Wirken. Einst hatte er als auserwählter Jüngling seines Stammes wie Armin zu Rom gelernt, hatte von der Nähe die Römer und den Bau ihres Reichs betrachtet; allein sein Aug blieb haften an der Außenseite, er sah nur den künstlichen Glanz des Kaiserthumes, nicht jene belebende Bürgersonne, die, wenn schon untergetaucht, noch das Firmament röthete. So nahm sein getäuschter Sinn die Form für das Wesen, des Herrschers Machtfülle für die Würde des Staates; sein Herz verschrumpfte bei dem kleinen Maasstab, und faßte zuletzt nur Raum für das Ich. Mit allerlei selbstsüchtigen Schöpfungsplänen kehrte Marbod zum Rhein zurück, beredete sein damals von den Römern gedrängtes Volk zur Wanderung nach Böhmen, und stiftete in dieser sichern Ferne das markomännische Königreich. Rom blieb sein Vorbild. Das gewaltsame Vergrößerungsprinzip beseelte seine Verwaltung, römische Einrichtung bis auf den Namen stellte den Staatsrumpf dar, ein stehendes, noch Römerart geübtes Heer von siebzigtausend erhielt und vertheidigte ihn, und als Haupt des Ganzen ragte der Thron, umgeben von den Zeichen fremder Gewalt und Hoheit. Widerwillig gehorchte das deutschgesinnte Volk; dennoch gehorchte es, und mehr begehrte der König nicht. So ging die Maschine den vorgesteckten Gang; der Ruf der Markmänner oder vielmehr Marbods drang ins Ausland, Treibhauskünste lockten Scheinblüthen der Cultur. Erschrocken sahen die im gleichen Thun befangenen Römer einen staatlichen Doppelgänger; sie beschlossen den gefährlichen zu zertrümmern, bevor er ihren Händen entwachsen war, und sammelten die ungewöhnliche Heeresmacht von zwölf Legionen. Schon standen sich die beiderseitigen Streitmassen kampfbereit gegenüber; da erscholl die Kunde von dem furchtbaren Aufstand der Pannonier, und rief den Feldherrn Tiberius auf ein anderes Feld. Marbod blieb unangefochten. Dafür nahm er weder an der zwei Jahre späteren Schlacht von Teutoburg noch an den übrigen Freiheitskämpfen der Germanen irgend einen Antheil, lehnte aber eben so das Hilfsgesuch der Römer nach der

Niederlage des Varus ab. Gern sah der Schlaue, wie Freunde und Feinde der Freiheit sich zerfleischten; aus ihrem wechselseitigen Untergang hoffte er den sichersten Gewinn. Doch die Unterdrücker wichen vom Land der Eichen, und seine nunmehr der Heimath zurückgegebenen Führer und Berather verhehlten dem entlarvten Volksfeind ihre Stimmung nicht. Sie sahen Marbods herrisches Umsichgreifen am benachbarten Schwabenland eben so ungern, als dieser die größere Ausdehnung des von Armin gestifteten Volksbundes. Die Klagen der Gemeinen und des Königs Trutz begegneten sich; es kam zum Bürgerkrieg, und Deutschlands erster Volksmann trat seiner Heimath erstem Alleinherrscher auf Tod und Leben entgegen.

Die meisten Stämme der Germanen sammelten sich im Heerbann, und zogen längs des Mains und Fichtelgebirgs an die Marken von Böhmen.*) Unterwegs gesellten sich ihnen die von Marbod gedrückten Longobarten und semnonischen Sueven bei. Dagegen verließ der bejahrte Ingomar mit seinem Gefolge den Neffen, und trat zum feindlichen König. Kein anderer Grund bestimmte ihn als der Neid über Armins größeren Feldherrnruhm und der ehrgeizige Wahn, daß dem Oheim nicht unter dem Neffen, dem ältern nicht unter dem jüngern zu dienen zieme. Daß Erfahrung und Geistesreife nicht immer sich nach Jahren messen, hatte der Sturm auf Cäcinnas Lager längst bewiesen; seit jener Zeit mochte Ingomars Ansehen bei den Deutschen gefallen, und sein Verdruß und Unmuth gestiegen sein. Von Marbod ward der Ueberläufer auf's Beste empfangen, reich beschenkt und dem Heere mit der Bemerkung vorgestellt: „Dieser Mann sei die wahre Kraft der Cherusker, Armin hingegen nur ein kecker Abentheurer, für dessen Teutoburger Verrath bereits Weib und Kind mit Ketten, und das deutsche Volk mit Schmach und blutigem Verderben büße." Darauf hob der König sein eigenes Verdienst und das Glück seiner Unterthanen hoch empor, und ermahnte die Letzteren, ihm treu zu bleiben, und das Bestehende zu schirmen. Armin aber rief dem Heerbann den zehnjährigen Römerkampf, die unvergleichbaren Thaten und Ausdauer des germanischen Volkes in's Gedächtniß, und entflammte ihn durch den Zuruf, der Freiheit schön begonnenes Werk durch den Sturz des Landsverräthers und Tyrannen zu vollenden. So vorbereitet begann die Schlacht, nicht wie sonst unter den Deutschen ein wildes

*) Hier wird das heutige Frankenland zum erstenmal als Schauplatz geschichtlicher Ereignisse berührt.

Einzelgefecht, sondern eine feste Ordnung, auf der Führer Stimme hörend, vor- und rückschreitend nach Kriegsregel. Mit Wuth ward gefochten, doch ohne Entscheid; von beiden Heeren siegte der linke Flügel. Schon erwartete man für den kommenden Tag ein neues Treffen; da wich Marbod in das Innere seines Reichs, und rief der Römer Hilfe an. Tiberius aber erinnerte an den umgekehrten Fall vor zehn Jahren, und versagte, wie Marbod damals, seinen Beistand. Jedoch sandte der arglistige Kaiser später seinen Sohn Drusus, angeblich als Vermittler, in der That als geheimen Feind an die Gränzen des Markmännerlands, des Auftrags, die Deutschen zu entzweien, und Marbods angesponnenes Verderben zum Ziel zu führen. Gedankenlos warf sich der bestürzte Despot in die Arme seiner natürlichen Gegner, und verscherzte, wie früher durch Geiz und Herrschgier, so jetzt durch schimpfliche Erniedrigung vor den Fremden den Neigungsrest seiner Stammgenossen. Diesen Zustand nützte der Gothenjüngling Katwald, ehedem von Marbod beleidigt, für persönliche Rache; er sammelte die mißvergnügten Markmänner, und eroberte deren reiche Hauptstadt Boviasmum. Niemand nahm sich des vorigen Herrschers an; wie er einst im Glück sein Volk verläugnet, so verließ ihn dieses im Unglück. Er floh zu den Römern; die begnadigten den ehemals so gefürchteten Nebenbuhler zu einer anständigen Haft in Ravenna, dem gewöhnlichen Ruhesitz entthronter Könige. Vergessen von den Seinen alterte Marbod, auch den Römern nicht achtbar, weil er das Leben höher als die Ehre hielt. Nicht besser erging's dem Thronfolger Katwald; geblendet vom schnellen Glücke fand er in den Fußtapfen seines Vorfahrs dasselbe Schicksal. Ihn verjagte der bekannte Thronzertrümmerer Wibel der Hermundure;*) Katwald starb im Elend bei den Feinden seines Landes.

Zu den heimischen Gauen kehrten Heerbann und Heermann. Was dem Letzteren fortan vorschwebte, kann, nach allem Vorausgehenden zu schließen, nur ein hohes vaterländisches Ziel gewesen sein. Absonderung und Zerwürfniß unter den verschiedenen deutschen Stämmen aufheben und mindern, nach Innen wie gegen das Ausland ein einheitliches Deutschland darstellen, diese mehr oder weniger ausgebildete Idee im Haupte des Befreiers erforderte nothwendig die Fortdauer des Feldherrnamtes, die zeitweise Unterordnung Aller unter Einen.

*) Von den Römern Vibil und Jubil genannt, der ältest-gekannte Häuptlingsnamen der Väter und Vorfahren der Main- und Saalfranken.

Für diesen Mann der Zeit und seines Vaterlandes durfte sich Armin um so mehr halten, als ihm laut der Geschichte keine auch nur entfernt ähnliche Größe zur Seite geht. Das Schicksal hatte ihm so außerordentliche Prüfungen auferlegt, daß deren Folgen nothwendig die menschliche Selbstsucht auf ein Mindestes begränzten. Was sonst vorragende Männer an ihrer und der Ihrigen bevorzugter Zukunft bauen macht: das hatten hier Tod, Entfernung und andere Schläge hinweggenommen: Weib und Kind in steter Knechtschaft, der Bruder ein Söldling des Feindes, der Schwiegervater dasselbe und dazu unversöhnlicher Gegner, der Oheim noch an seinem Lebensabend Feind des Neffen und Verräther — einsam stand der Dulder im verwaisten Hause, „dem Himmel näher als der Erde", wie das so die Dichter der Griechen nannten, wenn eine zu hohe Ausnahms-Stellung durch Untergang der Körperlichkeit ihren Abschluß fand.

Im siebenundreißigsten Jahre des Lebens und zwölften seines Oberbefehls (im 21. christlicher Zeitrechnung) ging Armin zu den Schatten der Väter heim. Seine Feinde Segest, Ingomar und der Katte Adgandaster waren besiegt im Waffenkampf; dem Letztern hatte das entartete Rom in einer flüchtigen moralischen Erhebung das Gift zu Armins Mord verweigert; das Volk, aufwachend aus seiner Verblendung und von sich stoßend die Verleumdung, es strebe der Edle nach fürstlicher Alleinherrschaft, fiel von Neuem dem Retter zu: da verschwuren sich Bosheit, Neid und Rachgier in einer dunklen Mordnacht, und überfielen den Furchtlosen auf seiner einsamen Waldburg. Armin starb; sein Werk überlebte ihn. Keine Ehrensäule verewigte den Todten 18 Jahrhunderte lang bei seinem ewigen Schuldner, dem deutschen Volke; dafür hat ihm der Chronist der Todfeinde, der Römer Tacitus, ein herrliches Denkmal in den Worten gesetzt: „Deutschlands Befreier sonder Zweifel, der nicht wie andere Fürsten und Völker das Römerreich in seinem Beginn bekämpft, sondern auf dem höchsten Gipfel seiner Macht erschüttert, in den Einzelschlachten nicht immer glücklich, im ganzen Kriege unbesiegt. Noch lebt sein Ruhm in den Liedern seines Volkes, unbekannt den Jahrbüchern der Griechen, die nur ihre Helden achten; nicht nach Verdienst berühmt bei uns, die wir nur Neues erheben, um's Alte unbekümmert." So urtheilten Fremde und Feinde; wie sollen deutsche Geschichtschreiber den Vorwurf der Parteilichkeit vermeiden? Wir schließen diese Abhandlung von den vier ältesten Germanenhelden, den Vorläufern des Frankenbundes, mit dem schon eingangs gebrauchten, in seiner ersten Idee einem

alten lateinischen Klosterbuche entnommenen Adler-Bild. „Diese vier Adler stammten aus einem Horst, begannen früh zu fliegen, flogen in einem Jahrhundert, wenn schon zu verschiedenen Malen, und Alle strebten sonnenan. Drei derselben verließen die Heimath, dem südlichen Horizont zugewandt. Ihr Flug war glänzend, von weiter Aussicht. Allein das scharfe Licht blendete das Auge, heiße Luft entzündete den Odem, blätterarme Bäume versagten Schatten und Kühle; die Kinder der Eichen stürzten in frühes Grab. Der Vierte aber blieb der Sohn seines Landes. Fremde Regionen durchkreiste er, zu forschen, nur; dann kehrte der Geprüfte zum väterlichen Ursitz. Und hier stieg er empor, gradauf wie eine blutige Feuersäule in der Völkernacht, stieg und stieg, bis sein hehres Bild in Wolken verschwunden, und statt dessen ein bleibender Morgenstern am deutschen Himmel erschienen war."

III.

Der Frankenbund.

Deutschlands Befreier war todt, frei blieben die deutschen Völker. Oefters schlug noch der Knechtschaft Woge an die rothe Erde, drang bisweilen auch tiefer ins Land hinein; doch die Brust der Vertheidiger stemmte sie, oder das an sich selbst zehrende Element floß vom ungeneigten Boden. Sogar die lang von den Römern beherrschten Rheinlande warfen allmälig das lockere Joch ab; die Friesen ermannten sich, und ruhmvoll erstand ein Batavien unter seinem großen Führer Civilis. Zwar währten zu gleicher Zeit die sprichwörtlich gewordenen Zwiste der deutschen Stämme fort, arteten bisweilen auch in blutige Fehden aus,*) die mit einer Todesschlacht und dem politischen Verfall des einen Theiles zu schließen pflegten: allein aus dieser Sterbenssaat keimte neues Leben, die Trümmer solcher Einzelstämme verbanden sich, das heißt, sie lösten die verschiedenen Zwecke und Namen in einen

---

*) In diese Zeit fällt auch die große Schlacht, in welcher die Hermunduren, die Vorfahren der Franken, an und um der Saale Salzquellen den Kern des Kattenvolkes vernichteten.

auf. So entstanden die deutschen Völkerbünde, in erstem Keim ersichtlich durch den gegen die Römer und Marbod geführten Heerbann, weiter an's Licht tretend in der anfangs am Oberrhein und später in Böhmen und Mähren seßhaften Vereinigung der Markmänner, welche von 167 bis 180 christlicher Zeitrechnung das römische Reich auf das Lebhafteste bekämpften, siegend bis an die Thore Italiens drangen, und nur durch außerordentliche Kraftentfaltung des Kaisers Markus Aurelius in weiterm Vordringen gehemmt wurden. Dieser dreizehnjährige Krieg lehrte die Deutschen sehr gut die Schwächen der Feinde und ihre eigene Stärke erkennen; nicht durch Rom, sondern durch ihre eigene Trennung und Spaltung, durch ihren nur lockern und losen Zusammenhalt waren sie öfters besiegt worden. Das alte Erbübel suchte man nun durch ausgedehnte Wehrvereine und festgestellte Verfassungen zu heilen. Allenthalben in Germanien zeigte sich ein vermehrter Drang nach Verschmelzung zu größern Volks- oder Staats-Körpern. Oberrheinländer und Schwaben stifteten den Bund der „Allemannen"; die Leute in Engern, Ost- und Westphalen nannten sich nicht mehr nach kleinern Stämmen, sondern „Sachsen", gleichwie man „Gothen" die Bewohner der Ostsee-Küsten hieß; statt der vielen westlichen Stamm-Benennungen hörte man nur noch „Burgundionen" und „Langbarten", und endlich traten auch zwischen Rhein, Weser und Main die Ueberreste der Sigambrer und Cherusker mit dem noch ungeschwächten Volk der Hermunduren in einen einzigen Verband, und nannten sich nach dem höchsten Gut ihrer Ahnen: „Thi Frankon" — die Freien.

Selten ist über ein historisches Thema mehr gefabelt worden als über den Ursprung der Franken und die Bedeutung ihres Namens.*)

---

*) Die Ableitung vom fabelhaften Eigennamen Frankus oder Franko erweist sich schon dadurch als unhaltbar, daß die ersten Franken nicht Francini oder Francones sondern Franci (Φραγγοι) geschrieben werden. Bei der Ableitung von der Frankenwaffe „Franciska" (Pfriemen) hat man sich auf die ähnliche Abstammung der Sachsen vom Messer „Sax" berufen. Abgesehen davon, daß die meisten Autoren die Sachsen gar nicht von jenem Instrument benamst sein lassen, sondern von Sasse, d. i. festsitzender Norddeutscher gegenüber dem Schweifen oder wandernden Süddeutschen: liegt auch noch zwischen dem Ursprung beider Völkerschaften ein großer, durch mehr materielle und mehr ideelle Wortbildung sich unterscheidender Zwischenraum. Erwäge man nur obigen Grundgedanken der deutschen Volksbünde, und zerlege den Namen der mit den Franken gleichalterigen Allemannen in „Alle Mannen": so wird man auch den Namen „Die Freien" damit übereinstimmend finden, und die Frankenwaffe lieber vom Frankennamen als diesen von jener herstammen lassen.

Bekanntlich gab es eine längere Zeit, in welcher Germanien und Gallien im großen Frankenreich aufgingen; dies ein erster Anlaß, das vom sechsten bis zum neunten Jahrhundert Gleichbedeutende in dieser Eigenschaft bis zur grauen Vorwelt, bis zum Sagenkreis der vergötterten Asen zurückzuführen. Die ältesten Chronikschreiber der Franken, meistens landfremde irische Mönche, und auch mit der allgemeinen Erd- und Völkerkunde wenig vertraut, namentlich den vorab maasgebenden verschiedenörtlichen und verschiedenzeitigen Ursprung des Menschengeschlechts nicht kennend oder wegen trinitarischer Dogmen und starren Festhaltens am Buchstaben des alten Testaments nicht kennen wollend, knüpften statt eigener kosmogonischer und ethnographischer Forschung an irgend eine ihnen zusagende Stelle der griechischen und römischen Götterlehre an, und da sie, wie bereits angedeutet, Urgermanen und erste Franken bunt durcheinander warfen, und ihre Kenntniß der Geschichte der Menschheitswiege Hochasien nicht weiter ging als bis zur Argonautenfahrt und zum trojanischen Krieg: so mußte es in ihrem Ideengang das letztere Ereigniß sein, welches Culturhelden und primitive Colonien nach Europa führte. Wir werfen hier einen Rückblick auf diese mönchischen Fabelbilder, nicht um sie zu widerlegen, was am besten durch sie selbst geschieht; sondern weil eine und die andere Personifizirung eine Cultur-Idee oder ganze Geschichtsperiode ausdrückt, mithin, wenn vielleicht auch nur wissen- oder willenlos, die Wirklichkeit ergänzt oder bestättigt.

Die fränkische Mönchs-Chronik nimmt für den Untergang Troja's das Jahr 1181 vor Christus an, und weiß von einem Frankus, der ein Sohn des trojanischen Kronprinzen Hektor gewesen sei. Da sie nun aber trotz ihrer Erfindungsgabe die Ankunft der Franken in Deutschland nicht weiter als bis zum Jahr 429 vor Christus hinaufzuschrauben vermag: so füllt sie diesen Zeitausfall von 752 Jahren mit einem „cimerischen Königreich", von dessen vielen Regenten sie jedoch nur die zwei letzten, Namens Helenus und Antenor, kennt. Antenor wurde von den Gothen erschlagen; sein Sohn Markomir zog mit einer halben Million Unterthanen westwärts, nach Westphalen und den Niederlanden, wo er der Stifter einer Dynastie von vierzig Königen und einer späteren herzoglichen Linie wird. Unterwegs begegnete ihm die berühmte Hexe Aliruma (offenbar das deutsche Wort „Alrune") und zeigte in einem Traumgesicht ein Thier mit einem Adler-, Löwen- und Kröten-Kopf, was nichts Geringeres als die

baldige Unterjochung der Römer, Deutschen und Gallier durch die Franken bedeutete.

Von den vierzig angeblichen Frankenkönigen fallen 17 in die vorchristliche, 23 in die nachchristliche Zeit. Jene sind außer Markomir: Antenor I., der die britische Königstochter Cambra ehlicht, welcher zu Ehren das Frankenvolk auch „Sicamber" heißt; ferner Priamus, der seine Unterthanen in der Sprache der Sachsen unterrichten läßt; dann Helenus, unter welchem die Sigambern schon über den Rhein gehen; Diocles, unter welchem sie 70,000 Gallier tödten; Helenus II., ein Schwächling, den deßhalb das starke und Stärke liebende Volk durch dessen gewaltigen Bruder Basan ersetzt. Dieser, der im Wappen Schwert und Strick und darüber die Worte: „Discite justitiam moniti" führt, enthauptet eigenhändig seinen liederlichen Sohn, gibt der darüber jammernden Gattin den Scheidebrief, und wird wie Romulus in einer Aeltesten-Versammlung unter Blitz und Donner vom Himmel entführt, worauf ihn die Sigambern als „Basangott" verehren. Ihm folgen Chlodomir, Nikanor, Markomir II. (Freund der Barden), Chlodio, Antenor II. (der menschenfreundliche Unterdrücker der Menschenopfer), Merodach (Zeit- und Bundesgenosse der Chimbrer*) und Teutonen, deren Römerzug viele Sigambern mitmachen), Kassander, Anthar (Freund des von Cäsar besiegten Ariovist), sodann Franko, der den Namen seines vor 1100 Jahren regierenden Ahnherrn trägt, weßhalb man wieder häufiger den Volksnamen „Frank" für Sigamber hört.

Nach diesem Gemisch trojanischer und germanischer Namen nennt die Chronik von Christi Geburt an bis zum Jahre 393, wo es erwiesener Weise noch keine Frankenkönige gab, folgende Gekrönte: Chlodio II. (ein arger Schwarzkünstler oder Hexenmeister), Herimer (dessen Bruder Phrisio oder Frieß Frießland taufte), Markomir III., Chlodomir III., Rather oder Rutter (Erbauer Rotterdams), Richimer, Othmar (sein Bruder Sunno colonisirte die Mark Brandenburg), Markomir IV., Chlodomir III., Wahrbert, Sunno, Childerich (ein Wahrsager, der unter Anderm die künftige Größe des Frankenreichs prophezeite, was er leicht konnte, indem in seine angenommene Lebenszeit, 253, glänzende Erfolge des

*) Der Chronikschreiber, welcher Chimbrer von Cimerier ableitet, findet in dieser Freundschaft zwischen Chimbern und Sigambern einen Beweis des gleichen Ursprungs im cimerischen Königreich. Allerdings mußten die Germanen bei ihrer Fahrt vom Kaukasus nach Deutschland mehr oder weniger die Küsten des schwarzen Meers passiren.

Frankenbundes gegen das römische Kaiserreich fallen), Bartherius (Baderich?), Chlodio III., Walter, Dagobert, Chlodio IV. (319 von den Galliern erschlagen), Chlodomir IV. (der seinen älteren Bruder sofort auf derselben Wahlstatt rächte, und dessen jüngerer Bruder Genebald im Jahre 326 eine fränkische Colonie an den Mainstrom führte, und Stammvater der vorerwähnten herzoglichen Linie ward), Richimer II., Theudomir, Chlodio V. und Markomir V., welchen die Römer besiegen und tödten, worauf seine Söhne spurlos verkommen, sein Bruder Dagobert ebenfalls aus Furcht vor den Feinden dem Königstitel entsagt, und dessen Sohn Genebald 419 mit Hinterlassung einer einzigen Tochter, Namens Argotta, stirbt. Diese vermählt sich mit Pharamund oder Wahrmund, dem fünften Herzog der Mainfranken, der, das Herzogthum seinem Bruder Markomir abtretend, das fränkische Königreich in den Niederlanden wiederherstellt, und Nord-Gallien erobert. Wir werden dieser in sich Fabel und Geschichte aufnehmenden Heldengestalt später begegnen.

Wir kehren nunmehr zu den geschichtlichen Quellen zurück. Es war im Jahre 252, unter der Regierung des Kaisers Valerian, als zum ersten Male der Franken Name und Schwert an die Ohren der Römer klang. Tausend und etliche Jünglinge fielen, unbekannt ob auf des Bundes Geheiß, ob aus eigenem Antrieb, vom Niederrhein her in das römische Gallien, Beute suchend und findend. Zu Mainz saß damals der Königstribun Aurelian; mit Heeresmacht umzingelte er das Häuflein, erschlug 700, und fing 300, und nur Wenige entkamen. Dieser kleine Sieg erregte große Freude. Das stolze Rom, welches vordem seinen Feldherren als Siegern über Zehntausend den Triumph verweigert, hielt jetzt glänzende Feste, und nannte seinen Tribun den Retter Galliens — Beweis genug von seiner Verkommenheit oder aber von der Furchtbarkeit dieses Feindes. Jetzt jedoch erhob sich der ganze Frankenbund, und das erschrockene Rom kaufte ohne Kampf mit Gold den Frieden. Als es hierauf im nächsten Jahr einen abermaligen Tribut oder Sühngeld den Franken verweigerte, rüsteten diese ein mächtiges Heer und eine mächtige Flotte aus, eroberten die Küsten Galliens und Spaniens und selbst die Hauptstadt Tarragona, und landeten siegreich in Afrika. Nach diesem überkühnen Unternehmen kehrten sie zum Rhein zurück, nur die gallischen Grenzmarken besetzt haltend. Vergebens sandte Rom seine besten Generale und Truppen gegen sie; umsonst errangen einige derselben augenblickliche Vortheile: der Bund erschien immer wieder auf dem Kampfplatz

und blieb zuletzt dessen Meister. Während römische Kaiser als angebliche Germanenbesieger Triumphzüge hielten, und, ihren Pöbel täuschend, gallische Sklaven in blonden Perücken vor dem Siegeswagen führten, berichteten römische Autoren (Apollinaris Sidonius und Libanius) mit mehr Wahrheitsliebe von den Franken: „Ein Volk groß an Zahl und größer noch durch seine Thaten! Von frühester Jugend an Arbeit und Gefahr gewöhnt, darum riesig stark und löwenmuthig, steht es seinem Schicksal. Meer oder Festland gilt ihm einerlei, der Nordsturm aber für lieblicher als die Westluft, der Frieden für ein Unglück, Ruhe für Schwachheit. Dagegen ist die Schlacht der Franken höchste Lust, und in dieser streiten sie nach Verlust der rechten Hand mit der linken um den Siegespreis. Wenn sie aber, sei es durch der Gegner große Uebermacht, sei es durch einer Wahlstatt verderbliche Lage zuweilen unterliegen müssen: dann wandelt sie wohl der Tod, niemals aber eine Furcht an; unüberwunden vollenden sie, und auch nach der Seele Ausgang verweilt der trutzige Muth auf erblaßtem Antlitz."*)

Mächtig wuchs der Frankenbund während des dritten Jahrhunderts; jedoch mußte er auch die Stürme bestehen, durch welche Einzelmenschen und Völker gebeugt werden, um fester zu wurzeln. Schon hatten sie in einem neuen Feldzug gegen 70 gallische Städte erobert und Rom abermals zittern gemacht: da wendete Kaiser Probus, ein Mann von altrömischer Kraft und Gesinnung, das Kriegsglück. In einer Reihe blutiger Schlachten fielen viermalhunderttausend Franken; ihr Bund wurde über den Rhein und Neckar zurückgedrängt, und mußte sechzehntausend Jünglinge, darunter neun Fürsten, dem Sieger überlassen. Probus baute Castelle längs des Ober- und Mittelrheins, jene Jünglinge aber, ihres Volkes Stolz und Hoffnung, verpflanzte er in ferne Länder, nach Griechenland, Thrazien und an's schwarze Meer. Dort unter dem mildesten Himmel Europa's sollten die jungen Germanen ihr rauhes Vaterland vergessen lernen, und Römer werden. Ihre Heimathliebe aber vereitelte diese Berechnung, und erzeugte ein für damals unerhörtes Unternehmen. Als nemlich die Verbannten vernommen, der gewaltige Cäsar sei durch innere Wirren in Anspruch genommen, sammelten sie sich am Gestade des Pontus Euxinus, überrumpelten die dortigen Römerschiffe, fuhren durch

---

*) Hieher gehören die damals bei Römern und Galliern gangbaren Redensarten: „den Franken suche zum Freund zu haben nicht aber zum Nachbar" dann „die Franken und das böse Geld führt der Teufel durch alle Welt".

Bosporus, Propontis und Hellespont, bald an der griechischen bald an der asiatischen Küste, wo sie mit den Bewohnern um die tägliche Nahrung kämpfen mußten, den Peloponesus vorbei nach Sizilien, und eroberten mit Sturm dessen für unüberwindlich geltende Hauptstadt Syrakus. Unkundig der Gewässer, Länder und Sprachen trieben sie nach Afrika, von da bei Annäherung eines überlegenen Römerheers weiter durch die Meerenge von Gibraltar, das atlantische Meer und den Kanal hindurch in die Nordsee, und erreichten glücklich und reichbeladen mit Beute aller Art ihr Vaterland.

Mehr als andere Germanenstämme scheinen die Franken dem deutschen Boden zugethan gewesen zu sein. Während die meisten Wandervölker in den eroberten Ländern festsaßen, und daselbst neue Reiche gründeten, wie Ostgothen in Italien, Westgothen in Südgallien und Spanien, Langbarten ebenfalls in Italien, Angelsachsen in Britanien u. s. w. kehrte der Frankenbund von seinen ersten Waffenfahrten stets an den Rhein zurück, und behauptete, so im Rücken gedeckt, von hier aus das Eroberte. Vielleicht nur darum überdauerte ihre Schöpfung die übrigen, und ward zuletzt Herr von Deutschland und Gallien. Zwar mußte der Bund (wie bereits die Fabel-Chronik beim s. g. König Markomir V. durchschimmern ließ) noch manchen schweren Stoß aushalten, mußte tiefblutend der List und Uebermacht der Gegner weichen, seine Fürsten Markomir und Sunno durch Meuchelmord fallen, andere, wie Askarich und Radegast nebst Hunderten aus dem Volke in Römertheatern durch wilde Thiere sterben sehen: allein, gleich Giganten gestärkt durch den Sturz, erhoben sich immer wieder die Besiegten, und rüttelten nach wie vor an dem baufällig gewordenen Römerreich. Schon hatte dieses, bethört von seinem Dämon, ohne Noth und Zwang in zwei Hälften mit den Hauptstädten Rom und Byzanz sich gespalten: da zertrümmerte der losbrechende Völkersturm zuerst das abendländische Kaiserthum.

Fern in Asiens Steppen, an den Ufern des Don und der Wolga erstand ein Volk, klein und widerlich von Ansehen, aber furchtbar durch Körperstärke und mehr noch durch wunderbare Schnelligkeit. Unbekannt mit Feldbau, Gewerb und festen Sitzen, nährte es sich von Milch und rohem Fleische, von Raub und Jagen, aß, schlief und starb auf seinen Rossen und Wagen. Hunnen nannte man das kriegerische Nomadenvolk. Einsmals auf einem Raubzug überschritten dieselben den Don, und griffen die Gothen unter dem überhundertjährigen König Hermanrich an. Der einst so mächtige Greis, der vordem vom

schwarzen Meer bis gegen Liefland herrschte, fand sich zu kraftlos gegen diesen Feind, und endete freiwillig sein Leben. Die Gothen aber zogen die Donau abwärts, stießen auf andere Völker, die Hunnen drückten nach: so kam die Welt in Bewegung, die Bewegung aber fand ihr Ziel im Römerreich; naturgemäß sucht der lichtanstrebende Bergstrom das lockerste Erdreich. Die Gothen immer weiter gedrängt, und weiter dringend eroberten zweimal Italien und zuletzt die kaiserliche Hauptstadt (409); nur der schnelle Tod ihres großen Helden Alarich unterbrach für diesmal den längeren Besitz. Dann kehrten sie sich, geführt von dem schönen Jüngling Athaulf, nach Spanien, und stifteten das westliche Gothenreich. Als Nebenströme dieser Völkerflut folgten Alanen, Vandalen, Angeln, Jüten, Sachsen, überschwemmend die Pyrenäen, dann Südspanien, Nordafrika und das von den Römern geräumte Brittanien. So verlor der westliche Kaiserstaat seine meisten Länder, und hielt nichts mehr als sein Mutterland Italien.

Genügsam freute sich das entnervte Reich des kleinen Raums; die deutschen Eroberer bauten friedlich das Nachbarland: da brach wieder einmal der Bewegung Quell, das wilde Hunnenvolk, aus seinen Schranken, und flutete gradaus, als statt der vielen Häuptlinge ein einziger Führer an die Spitze der Massen trat. Attila oder Etzel hieß der Einzige, ein Hunne unansehnlich an Wuchs, unförmlichen Hauptes, aber von breiter Brust, flammendem Auge, majestätisch im Gang und Haltung. Prachtliebend bei seinem Gefolge, für die eigene Person schmucklos an Kleid und Waffen, ein Freund des Gelags, wo alle Gäste aus goldenen Gefäßen tranken, während der allein Nüchterne bei hölzernem Becher saß, gern gelagert in die Mitte seiner jubelnden Völker, indessen der schweigende Ernst niemals von des Herrschers Antlitz wich — so erhob sich dieser Held der Vorzeit, voll zerstörender Leidenschaft gegen jeden Widerstand, mild und gerecht gegen das sich Unterwerfende. Zuerst bekriegte er das morgenländische Kaiserthum; mit Gold, Land und jährlichem Tribut kaufte das schwache Reich den Frieden. Darauf kehrte er die Waffen gegen das Abendland, und brauste verheerend durch Oestreich, Schwaben und Gallien. Freiwillig oder gezwungen folgten die Mittelvölker; was widerstand, fiel zermalmt der „Gottesgeißel"; erst am gallischen Marnefluß hielt das Element der Vernichtung still. Europa bebte vor der nahen Herrschaft des Mongolenthums. Da traten die noch freien Völker des Abendlands, die Franken, Westgothen und Alanen mit ihren bisherigen Feinden,

den Römern, in ein Bündniß, und die Heeresmacht der Civilisation stellte sich gegen den neuen Asensturm.

In jenem Blachfeld an der Marne, welchem die nahe Stadt Chalons den Namen der catalaunischen Felder gibt, begegnete der romano-germanische Heerbann dem mongolisch-slavischen Aufgebot, das neue Europa dem alten Asien. Schon in der Nacht vor dem Entscheidungstage begab sich ein für Weissagung genommenes Vorspiel. Siebentausend Franken stießen von Ungefähr auf eben so viele Gepiden, hunnische Verbündete; beide Haufen erkannten sich, und lüpften die Waffen. Gleich war der Streiter Zahl, aber gleich auch deren Wuth und Ausdauer. Denn die vierzehntausend Männer, Gepiden wie Franken, blieben todt auf der Wahlstatt; kein Ueberlebender konnte von der Niederlage der Gegner zeugen. Auf dieses folgte im Morgengrauen die eigentliche Handlung. Den linken Flügel, die Römer führte Aëtius, die Westgothen am rechten Theodorich; im Centrum standen die Franken und Alanen mit ihren Fürsten Merovech*) und Sangipan. Auf der andern Seite hielten links die Ostgothen unter Walamir, rechts die Gepiden unter Harderich; das Hunnenvolk in der Mitte sowie das Ganze leitete Attila. Stumm und ehrerbietig wie niedere Trabanten horchten die Fürsten und Führer auf den Einzigen; dieser aber der Könige König sprach zu seinem Volke: „Nichts Gemeines ziemt mir, euch zu sagen, nichts Gemeines ziemt euch, von mir zu hören. Meine Mahnung heißt: Seid Männer! stürzt, zermalmt! Stürmt auf die Deutschen, auf Alanen, Franken und Westgothen; in Diesen liegt die Kraft des Feindes. Ist euch der Tod bestimmt, so findet er auch die Fliehenden; darum seht auf mich, ich schreite voran; wer nicht folgt, muß sterben!" Da ward eine Schlacht geschlagen, blutig und grausenvoll wie keine mehr (451). Für die Ehre stritt das Morgenland, für die Freiheit der Abend. Gleich lagen die Sieges- und Todeswürfel; die höhere Idee gab den wenn gleich nur mäßigen Ausschlag.

Im Beginn des Kampfes fiel Theodorich; als er die Streiter ermunternd durch die Reihen ritt, stürzte er, und fand unter Roßhufen, oder, wie Andere wollen, vom Geschoß eines Ostgothen das Lebensziel. Die Westgothen aber brachen um so furchtbarer vor, und rächten, geführt von Thorismund, des Todten Sohn, ihren Fürsten.

*) Merovaeus, der dritte Titularkönig der Franken, der dem merowinger Königshause den Namen gab.

Den Tag hindurch ward gefochten; bei sinkender Nacht zog sich Attila in seine Wagenburg. Zweimalhunderttausend der Seinigen, Hunderttausend Römer und Germanen waren gefallen, die Leichen thürmten sich zu Bergen, purpurroth floß die Marne. Unerschüttert und rachedürstend forderten die Franken und Westgothen eine Nachtschlacht; schon bereitete sich Attila mit seinem Heerreste zu einem ehrenvollen Untergang, und häufte aus zahllosen Pferdesatteln brennende Scheiterhaufen um die Wagenburg: da trennte sich der schlaue Römer Aëtius von seinen deutschen Verbündeten; nur schwächen, nicht vernichten wollte er die Hunnenmacht; er hoffte sie später gegen die Germanen zu gebrauchen. Dafür dankte ihm sein Herr der feige Kaiser Valentinian III. mit eigenhändiger Ermordung; Attila aber ging unverfolgt über den Rheinstrom, wandte sich gegen die Alpen, zertrümmerte die italischen Städte, und wich vor dem Capitole selbst nur um Gold und das Flehen eines frommen Manns zurück. Bald hernach überraschte der Tod den Riesengeist mitten in seinen weitaussehenden Planen (453). An der Königsleiche vertrauerte das Hunnenvolk. Die Slawen und die norddeutschen Bundsgenossen entfernten sich, die gelichteten Hunnenhaufen verloren sich nach Osten in die Nähe der vorigen Sitze hin; des Volkes Größe stieg und fiel mit seinem Größten.

Nach dem Heimgange des Siegers schlug auch die Todtenglocke des besiegten Römerreichs. Alarich und Attila hatten den Weg gebahnt, bald nahm ein dritter Wanderfürst, der Wandale Geiserich, von Afrika aus die Siebenhügelstadt. Er raubte ihre Schätze, verbrannte die Stadt, und verkaufte ihre Kinder, die vormaligen Weltbeherrscher, als Sklaven in alle Welttheile (455). Zwar thaten sich nach Geiserichs Abzug noch einige sogenannte Kaiser auf, um die geraubte Herrschaft nach wenigen Monden auf ähnliche Räuber und Abentheurer zu vererben: allein schon im Jahre 476 endete das Gaukelspiel. Ein römischer General hatte sein Söhnlein, das seltsam genug den Namen des ersten Königs von Rom mit dem seines ersten Kaisers paarte — es hieß Romulus Augustulus — auf den feilen Thron gesetzt. Da empörte sich Odoaker, der Führer der Rugier und Heruler, deutscher Kriegsvölker im Römersold; mühlos warf er den weinenden Knaben vom zusammenstürzenden Kaiserstuhl; sich selber setzte er die Königskrone Italiens auf. So endete die ewige Roma gleich vielen anderen Staaten, wo die Interessen Einzelner, dem Wohle der Gesammtheit vorangesetzt, erst Parteiung erzeugen, dann Bürgerkrieg, aus diesem Uebergewalt und mit der Knechtschaft Knechtssinn und Fäul=

niß jeder erhaltenden Tugend. In das Erbe der Gefallenen theilten sich die deutschen Völker. Nach Odoakers des Despoten Sturz und Tod nahmen die Ostgothen unter ihrem berühmten Heldenfürsten Theodorich das obere und mittlere Italien; die Franken dehnten sich in Gallien aus. Geraume Zeit vorher hatte der Hauptstamm ihres Bundes in richtiger Ahnung kommender Ereignisse seine alte Verfassung in die eines erobernden Staates umgewandelt. Die vielen Fürsten und Häuptlinge in Nordgallien gaben ihre Kriegsgewalt in die Hände eines einzigen Oberhaupts.

IV.

Die vier ersten Frankenkönige.

Nicht alle Glieder des Frankenbundes erkannten das neue Königthum. Je weiter vom Kriegsschauplatz, desto fester hielt man es mit altem Brauch und Herkommen. Von den Vogesen und Ardennen bis zu Sudeten, Rhön- und Fichtelbergen — denn jene zwei ersteren Gebirge, nachher die Scheide von West- und Ostfranken, bildeten jetzt schon zwischen königlichem und freiem, zwischen romanischem und deutschem Franken*) eine Scheidewand — erhielt sich noch lange ein ungetrübter Spiegel des Germanenthums. Aber auch im fränkischen Königreich, wo nun mit den Franken sich Gallier und Römer mischten, wich man mälig nur von der Urverfassung. Noch übte die oberste Gewalt das Gesammtvolk, indem es auf dem jährlichen Märzfeld seine Könige, Heermeister und Richter wählte, bestätigte oder nöthigen Falls entsetzte, über Krieg oder Frieden berieth und entschied, überhaupt alle königlichen Wünsche und Anträge durch Handmehr annahm oder abwies. Die Erlasse des Oberhaupts lauteten deshalb in des Volkes,

*) Außer diesen Eintheilungen, wovon die eine im fünften, die andere im siebenten Jahrhundert anhebt, bemerkt man für Ost- oder deutsches Franken noch die Unterabtheilung in Saalfranken und Ripuarier, Jene von fränkischer und thüringischer Saale durch das Hessenland längs des Niederrheins bis an Belgien wohnend, Diese am Mittelrhein, Main und Neckar.

in der Landsgemeinde Namen; so entstand die heute in sehr entgegengesetzter Deutung übliche Formel „Wir“. Steuern gab man nicht; für die einzige Frohn, für den gesetzlichen Dienst im Heerbann, erhielt Jeder den gebührenden Theil an Gewinn und Beute. Des Volkes inneres Leben erscheint frei von Zwang, Rang und Unterschied. Alle Ober- und Unterführer des Heeres wurden im Frieden den im Krieg untergebenen Genossen oder Landsleuten gleich; der König selbst galt dann nur als Erster der freien Gemeinen. Wie jeder Franke stand auch er unter dem Gericht des Malbergs. Dort saßen die sieben von der Landsgemeinde gewählten Richter, die Rachebürgen, unter eines Graven Vorsitz, urtheilend nach salischem Gesetz *) zu Aller Gehör über Zwiste, Laster und Verbrechen. Es kam sonach — wie die Chronik spricht — dem Volke eben soviel Gewalt über den König als Diesem über Jenes zu; das heißt: die Macht des Regenten war zu beschränkt, der Freiheit der Regierten zu schaden, und der Letzteren Freiheit konnte dem Gesetz, der Ordnung, dem Aufschwung des Staates nicht hinderlich sein. Der Krieg natürlich mußte die Gewalt des Königs, als die des Oberfeldherrn, namhaft größer machen.

Krieg war der Germanen Lebensfreude, bei dem in Gallien bestehenden Frankenvolke ward er zum täglichen Handwerk. Frieden sah es nimmer, und verloren ging das fruchtbringende Verhältniß, das den Aequinoktiensturm mit der Juliusschwüle wechseln läßt. Ohne Stillstand ermattet die Bewegung, ohne Schlaf der Muth des Wachens. Krieg, dessen Lichtseite in der Steigerung der Thatkraft bis zu den unglaublichsten Wirkungen unverkennbar ist, fordert Einheit und Stärke im Oberbefehl und unbedingten Gehorsam der Befehligten. Daraus entspringt seine Schattenseite, aus dem gefährlichen Brauch die schädliche Gewohnheit; überlange Kriege leiten aus zeitweise freiwilliger Unterwerfung den dauernden Geist der Unterwürfigkeit. So gab denn auch den Frankenkönigen die verjährte Gewalt der Heermeisterei Gelegenheit zur Befestigung der außergesetzlichen Herrschaft; und da der

*) Eine Sammlung von Gesetzen, entweder nach dem Saalfluß, einer Wiege des Frankenbundes, oder nach dem Saalland, d. i. freiem Grund und Boden benannt. Sie entstanden zu verschiedenen Zeiten, bildeten sich weiter, und veranlaßten mehrmalige Sammlung, die älteste angeblich 421, welche als vornehmsten Paragraph enthalten haben soll: „In terram Salicam mulieres ne succedant“ (Ausschluß der weiblichen Nachfolge). Die erste bedeutende Ausgabe geschah in Westfranken und in lateinischer Sprache; für die derselben unkundigen Richter fügte man deutsche Erläuterungen unter dem Titel „malbergische Glossen“ bei.

gehorsamende Heerbann aus der wehrfähigen Masse oder dem eigentlichen Volke bestand: entschwand von selbst jeder die Rechte und Gewohnheiten des Friedens bewahrende Mittelstand. Kam nun nach Jahren einmal eine längere Waffenrast, dann trat die bisherige militärische Abgliederung von Obersten, Hauptleuten, Führern und gemeinen Wehrleuten unter dem Namen „Stände" unangefochten ins entbürgerte Leben; es trat an die Stelle volksthümlicher Ordnung und Gesetze die Verfassung des Heerbanns. Im Kriege besaß der Oberfeldherr das Recht zur Belohnung wenigstens zur Namhaftmachung der Tapfersten; in des Kriegers Brust breitet sich Ehr- und Gewinnsucht, das gewöhnliche Menschenübel, am leichtesten aus. Es entsteht ein Haschen nach Außenglanz auf Kosten der inneren Würde. Man drängt sich um die Nähe des Machthabers; demselben aber stand bei dem Frankenvolk als natürlicher Nächster das Geleit, die Freundesschaar, die jenem auf Tod und Leben verpflichtet, in ihren Thaten unmittelbar beobachtet, und jedenfalls schon um verzeihlicher Selbstliebe und um des königlichen Vortheils willen am meisten bevorzugt und zu Belohnungen erlesen war. Diese bestanden in Sold, Beute und eroberten Liegenschaften, die man den Siegern zu Lehen, das ist zu lebenslänglichem Besitze gab. Vorerst ward nun das Comitat reich vor dem übrigen Volke, und zu dem Reichthum gesellte sich der gewöhnliche Gefährte, der Hochmuth. Vorzugsweise hießen sich die Geleitsmänner die Festen, Getreuen und ächten Leute, anfangs ein leerer Titel zum Namensunterschied von den freien Gemeinen, den Inhabern des Allodes oder Erbeigenthums, vielleicht ein Wundpflaster auf die verlorene Unabhängigkeit im unaufhörlichen Herrendienst, eine Art von Hoffähigkeit; später aber aus gefährlichem Spielwerk ein schädliches Privilegium. Das eroberte Land wuchs in siegreichen Schlachten, gleichwie die Siegerzahl, der ursprüngliche Frankenstamm abnahm. Der lehenbaren Liegenschaften waren Viele, so viele, daß der ohnedies schon reichbegabte königliche Lehens- oder Geleitsmann davon wieder Einzeltheile an Unterlehensträger oder Hintervasallen verabfolgen, und für diese Gunst als mittelbarer Lehensherr sich eben so huldigen ließ, wie von ihm sich der unmittelbare Lehensherr, der König. Es schmolz das Häuflein der Allodier theils durch Kriegsgeschick theils durch Standesänderung, indem Mancher der Mode und dem sichtbaren Vortheil zu lieb sich belehnen und gleichsam adeln ließ, Andere hingegen durch Verkauf, Vertrag, oft durch List und Gewaltthat das unabhängige Vätererbe verloren. Schon konnten die

hohen Vasallen mit Zuzug der niedern ohne Beistand der Gemeinen Krieg führen*), und dadurch schwächten sie vollends das Ansehen des nationalen Heerbanns, den nur die allgemeine Volkssache innerhalb der Landesmarken auf den Kampfplatz rief, während die Lehensträger dem Lehensherrn auch in Privatfehden bis zu beliebigen Orten folgten. Bald nahmen sie, wie auf der Wahlstatt, so den ersten oder gar alleinigen Platz im Märzfeld, in der Volksversammlung ein. Der Rest der noch frei gebliebenen Gemeinen starb endlich aus, oder verarmte und sank zu jener Tiefe, die man in der Vermischung mit den unterthanen, zinspflichtigen Galliern und Römern die Hintersassen oder das gemeine Volk benannte. So stiegen nun nach Umgestaltung der germanischen Verfassung im Bund der Gleichen verschiedene Stufen auf, zu denen die Verbreitung des Christenthums eine neue, den Stand der Priester fügte; so erhob sich aus dem Lehenswesen die Feudal-Monarchie, eine schwindelnde Pyramide, auf deren immer spitzer zulaufenden Gliedern die verhältnißlose Kugel ruht. Mit der Zeit übt die Natur ihr Recht; das überschwere Dach drückt die morschen Untersätze bis zum Grundgemäuer durch, und der König erscheint wieder als das, was er zu Anfang war, das Haupt der Gemeinen — unbeschadet selbst des persönlichen Vortheils; denn je breiter der Grund, desto fester die Stellung.

Pharamund d. i. Wahrmund nennt die Geschichte den ersten eigentlichen Frankenkönig. Wie wir früher sahen, gehört er theilweise noch der Fabel-Periode an, und schließt diese gleichsam ab. Er soll als Jüngling gleich Armin zu Rom gelebt, und dort als Geisel sich zum Rächer seines Volkes ausgebildet haben. Dann kehrte er zur Heimath an den Main, von wo aus ihn das Märzfeld jenseits des Rheines als Oberfeldherrn oder König nach Gallien rief. Als solcher schirmte er nach Außen den neuen Staat, und besorgte im Innern die erste Sammlung salischer Gesetze durch die weisen Richter Wisogast, Arbogast, Bodogast und Salogast.**) Unter ihm zerstörten die Franken zum dritten Male die Römercolonie Trier. Das Lied, die einzige Art von Jahrbüchern jener Zeit, schildert den „Wahrmund" als einen

*) Man hieß sie darum Baronen, von War dem Krieg, gleichsam als kriegsfähige Mächte.

**) Nicht Familien- sondern Amtsnamen, wie denn das damalige Ur- oder Altfranken in die vier Gauen Wiso-, Wiro- (oder Arbo-), Bodo- und Sala-Gewe getheilt wurde.

starken Helden mit schönem Langhaar, fortan dem Schmuck und Standeszeichen der fränkischen Könige. Er starb um das Jahr Christi Vierhundert und dreißig. Von seinem Nachfolger und Sohne Chlodio berichten die Chroniker eine zwanzigjährige Regierung, welchselnde Siege und Niederlagen in Römerkriegen, die endliche Eroberung Galliens bis an die Somne und Bewohnung der Residenzstadt Somarobriva (Amiens). Nach einer gegen den Römergeneral Aëtius verlorenen Schlacht scheint er einige Zeit lang auf der Disburg*) an Thüringens Grenzen gewohnt zu haben. Als ein körperliches Merkmal wird außer seinen langen Haaren sein gleich einem Eberkamm borstiger Rücken angeführt. Der dritte Frankenkönig Merovech, ein Schwager des vorigen, wurde von dem Heerbann, dem damals noch persönliche Tüchtigkeit höher als die Erbfolge galt, mit Umgehung der beiden Söhne Chlodio's auf den Schild erhoben. Die Gegenbestrebungen der Neffen blieben ohne Erfolg. Der Jüngere, vom mehrerwähnten Aëtius adoptirt, starb als Jüngling im Römerlager zu Beginn des Hunnenkrieges; der Aeltere, Namens Chlodowald, focht unter Attila gegen seine Landsleute, nach dessen Besiegung er im nichtköniglichen Franken Zuflucht fand, und Stammvater eines später von Chlodowig ausgerotteten kleineren Fürstenhauses wurde. Merovech aber rechtfertigte seines Volkes Vertrauen in dem großen Kampfe auf den catalaunischen Feldern, wo er, wie bereits erzählt, als Verbündeter der Alanen, Westgothen und Römer Europa vor der Herrschaft Asiens bewahren half. Auch dieses Königs Persönlichkeit muß noch der Fabel*) Tribut zahlen. Unter Merovechs Sohn und Nachfolger Childerich sahen die Franken zum erstenmal die Schattenseite der neuen Staatsverfassung. Der unreife Jüngling ergab sich der Sinnenlust. Zur Deckung unmäßigen Aufwandes schrieb er nach römischer Art Steuern aus, verführte oder nothzüchtigte die Weiber und Töchter der Franken, und übte sonst Willkür. Da erhob sich das Volk in gerechtem Zorn, stürmte die Hofburg, bereit, den Verbrecher mit dem Tode zu bestrafen. Childerich entkam durch eine Hinterpforte, zu Beginn des Sturmes von einem Freund gewarnt. Er floh über den Rhein und Main nach Thüringen, wo ihn der Fürst

*) Dispargum castrum. Noch wird im Hennebergischen ein Berg gezeigt, welcher nicht Disberg, sondern Disburg heißt.

**) Ein Meerungeheuer sollte seine am Gestade lustwandelnde Mutter gewaltsam geschwängert haben. Die sehr triviale Interpretation des Namens Mervech oder Mervich als Meer-Vieh mußte diesem Märchen als Folie dienen.

Wisin aufnahm und schützte. Zum Dank verführte er auch dessen Eheweib. Die westlichen Franken aber, erbost gegen das herrschende Geschlecht, wählten, was fast unglaublich klingt, einen Fremdling zum Regenten. Dieser, ein tapferer Römergeneral, Namens Aegidius, führte sie zum Kampf und Sieg; im Innern jedoch herrschte er hart und grausam, woran mehr als sein Naturel die Arglist eines falschen Freundes Ursache war. Der Mann hieß Wiomad, Childerichs Warner und Retter. Demselben auch in der Ferne hold, wußte er sich durch Tücke mancherlei Art zum vertrauten Rathgeber des neuen Königs aufzuschwingen, und in dieser Eigenschaft unvernünftige Handlungen anzustiften. Bleibende Steuern wurden eingeführt, Gesetze verletzt, Edle des Landes hingerichtet. Das Volk verfiel in dumpfen Schmerz. Da rief Wiomad bei einer Versammlung den ihr Unglück bejammernden Franken zu: „Ihr weint die Thränen euerer eigenen Schuld, nachdem ihr um eines feindseligen Fremdlings willen den Sohn der Heimath aufgeopfert!" Beredt schilderte der Listige die Vorzüge des vorigen Regiments vor dem jetzigen, das gute Herz Childerichs und die Bosheit des Aegidius. An des Erstern Verirrung schulde allein die Jugend; Alter und Unglück in achtjähriger Verbannung hätten den leichtsinnigen Jüngling zum weisen Mann gemacht. Gern maß das bedrängte Volk den Worten des Redners Glauben bei, und beschloß die Rückberufung des Verbannten. Mit einem getheilten Goldpfennig, dessen andere Hälfte Childerich seit seiner Flucht bewahrte, kam Wiomads Bote nach Thüringen; der freudig Ueberraschte, der die Bedeutung des Zeichens kannte, reiste sogleich nach Gallien. Zum zweitenmale König theilte er mit seinem treuen Freunde die Herrschaft, und vertrieb nach blutigen Schlachten den Aegidius, der, begleitet von einer Schaar seiner Anhänger, in das römische Land an der Loire wich. Um diese Zeit (476) fiel der abendländische Kaiserthron; Aegidius, nunmehr ein selbstständiger Statthalter, hinterließ die Provinz als Erbgut seinem Sohne Syagrius. Childerich starb, nachdem er einen Raubzug der Sachsen besiegt, und zur Verschmelzung mit seinem Volk gezwungen, im Jahre 481, und wurde an den Ufern der Schelde bei Turnhut begraben.

V.

Chlodowig.

Chlodowig, der Sohn Childerichs und jener thüringischen Fürstenfrau Wasina, die ihrem Verführer in das Frankenreich nachgezogen war, zählte fünfzehn Jahre, als er von seinem Volke zum König ausgerufen ward. Diese seltene Ehre entflammte in der Jünglingsbrust den ungemessensten Stolz, der nur im Reiche des Kaummöglichen seine Laufbahn sah. Gallien sollte sein werden, nicht, wie der Vater es besessen, in Nachbarschaft zu Römern, Westgothen, Burgundern und Allemannen; sondern einzig und ungetheilt. Als das leichteste und darum zuerst beseitigbare Hinderniß bei diesem Eroberungsplan erschien dem Frankenkönig die Römerprovinz längs der Loire, die nach dem Sturze der Weltstadt vereinsamt zwischen den germanischen Stämmen lag. Außerdem haßte er persönlich den Statthalter der Provinz, und dieser ihn; die von den Vätern ererbte Gesinnung brachte bald die Flamme zum Ausbruch. Chlodowig berief zwei ostfränkische Fürsten am linken Rheinufer, Ragnachar und Chararich, für den gemeinsamen Germanenzweck, für rächende Zertrümmerung des letzten Römerthums. Gleichmüthig, wie in Ergebung gegen das unaufhaltsame Schicksal, nahm Syagrius am bestimmten Tag und Ort die Ausforderung zur Schlacht an, und verlor sie und sein Land in den Feldern bei Soissons (486). Selbst das nackte Leben konnte er nicht aus dem Schiffbruch seines Glückes retten; der Flüchtling wurde vom Westgothenkönig Alarich, der zu Toulouse saß, auf des Siegers Gebot ausgeliefert, und heimlich getödtet. Mächtig entfaltete dieser Sieg das Frankenthum in Gallien, im Mark des Stammes erzeugte er schlimme Säfte. Der Kriegsruhm steigerte die Königsmacht, diese des Jünglings Uebermuth; der durch die Volksgunst Berauschte wagte sich leicht an die Verletzung des Gesetzes. Einstweilen nur Eine Handlung statt vieler! Nach jenem siegreichen Schlachttag lag die unermeßliche Beute unter freiem Himmel zur herkömmlichen Vertheilung durch Loose aufgehäuft. In ihr glänzte ein kostbarer Kelch, ein Beutestück aus der rheimser Cathedrale. Der Bischof Remigius flehte demuthsvoll zum heidnischen König um Rückgabe des Heiligthums; dieser für seine Person blieb

nicht abgeneigt; er bedurfte aber zur Ausführung seines Vorsatzes die Zustimmung Aller. Deßhalb ersuchte er das versammelte Volk, das Gefäß ihm unverloost zu überlassen; und schon mochte die Menge dem Wunsche des Oberhaupts willfährig sein: da trat ein gewöhnlicher Kriegsmann trotzig hervor, hieb sein Beil tief in den Kelch, und sprach: „Nichts gebührt dem König außer dem Loose!" Die Franken stutzten, und besannen sich des wohlerworbenen Brauches; ihrem König aber, der sich vielleicht durch ein Versprechen an den Bischof gebunden oder sonst sein Ansehen im Spiele sah, blieb nichts übrig, als das Kleinod nach der Verloosung einzutauschen oder zu kaufen. Der Beleidigte schwieg ohne zu vergessen. Nach Jahresfrist berief er den Heerbann in vollem Waffenschmuck auf das Märzfeld. Die Reihen durchmusternd, gelangte er auch an den Mann, der ein Jahr vorher so kühn das alte Recht behauptet. Der König besah die Einzeltheile von dessen Rüstzeug, tadelte mancherlei, und warf zuletzt die Streitaxt als stumpf und abgenützt auf die Erde. Wie nun der Mann sich bückte, aufzuheben sein Beil: da schmetterte ihm Chlodowig das seinige durch den Schädel, und rief zum Sterbenden: „So schlugst du einst in den Kelch bei Soissons!" Das übrige Volk erschrack und verstummte — Beweis genug, daß durch die Fremde dortmals schon das Gefühl germanischer Freiheit bei den Westfranken gesunken, oder daß ihr Heerbann nicht mehr die überwiegende Zahl der freien Gemeinen, sondern des unterthanen Geleites war.

Chlodowig schritt vorwärts auf der betretenen Erobererbahn. Er nahm Paris und andere unabhängige Städte Galliens, und bezwang die Tongern, einen deutschen Stamm in den Niederlanden.*) Dann warf er seine Blicke auf Burgund. Innerer Zwiespalt schwächte das schöne Land. Der verstorbene König — schon nahmen die meisten deutschen Fürsten durch die Berührung mit dem Ausland jenen Titel an — hatte vier Söhne hinterlassen, und diese zu gemeinsamen Regenten des erst den Römern, dann den Westgothen zinsbaren Reiches eingesetzt. Der tüchtigste unter den Vieren, Gundobald, befreite Burgund von auswärtigem Einfluß, baute auf größere Kraft größere Rechte, und zerfiel darüber mit seinen minder thätigen Throngenossen. Es kam zum Krieg. Gundobald siegte; zwei Brüder, Godomar und Chilperich, starben gewalt=

*) Sie wohnten um Lüttich. Einige Chroniker lasen statt Tongri Toringi, und schmückten, dadurch verleitet, den angeblichen Thüringerkrieg mit Fabeln einer grausamen Verheerung Ostfrankens aus.

sam; Godegisel, der dritte, hielt sich noch innerhalb eines geringen Gebietes. So ward Gundobald fast Alleinherrscher, des Schattenkönigs achtete er nicht, und den letzten Zweig der gefallenen Aeste, die Tochter Chilperichs, bewahrte er an seinem Hoflager. Dort sahen, wie die Sage ging, fränkische Männer die schöne und hochbegabte Jungfrau, und entzündeten, deren Lob in die Heimath tragend, das Herz ihres Königs. Wohl zeigte sich auch dem Besitzgierigen im Hintergrunde des reizenden Frauenbildes frischer Zuwachs an Land und Beute. Alsbald warb er durch glänzende Botschaft am Hofe Gundobalds um die Hand der Nichte, und der Ohm, anfangs aus gutem Grunde unwillfährig, willigte bald aus Furcht vor angedrohtem Kriege ein. Reich gerüstet mit Gold, Schätzen und Gefolge verließ Chlothilde den bisherigen Zwinger, und erreichte, nicht ohne Nachstellung und Gefahren, des neue Vaterland. Zu Soissons empfing der Frankenkönig seine Braut, und vollzog daselbst sein eheliches Beilager. Diese Heirath hat zu mächtiger Vergrößerung den Grund gelegt, und durch ungeahnete Folgen das Errungene befestigt.

Die junge Königin huldigte der Christuslehre; ihren Ehegemal von seinem Irrwege dem Pfade des Heils zuzuführen, erkannte sie als erste Pflicht. Zu diesem Ziele verband sie sich mit dem weitberühmten rheimser Bischof, mit dem später canonisirten Remigius; Beide berannten auf mancherlei Art das Herz des Herrschers. Sie ließen die Kirchen und Altäre mit Tapeten und kostbaren Tüchern schmücken, begingen die christlichen Feiertage mit großem Geräusch und Sinnenpracht, und behielten sogar mit verwandelter Bedeutung die beliebtesten heidnischen Gebräuche bei. „Eine saubere Bekehrungsweise (eifert der fromme Chronist) zu einer Religion, die Verfolgtsein, Kreuz und Armuth predigt!“ Dessen ungeachtet blieb Chlodowig dem Glauben seiner Väter treu, und nur mit halbem Willen gestattete er die Taufe seines von Chlothilde geborenen Sohnes Ingomar. Als aber das Knäblein plötzlich starb, und das nächstfolgende, ebenfalls getauft, schwer erkrankte: schrieb der Heide den doppelten Unfall dem Zorn der alten Gottheit zu, und mochte nichts mehr hören von der neuen Lehre. Zu rechter Zeit erschien der heilige Bischof, der junge Chlodomir genaß auf der Stelle, und bald sollte noch ein größeres Wunder den Sinn des verstockten Vaters ändern. So erzählt der damaligen Geistlichkeit Glaubenseifer, der aus der Franken späterer Bekehrung viel weltlichen Vortheil zog. Zum Dank dafür hob man den Namen des „allerchristlichsten“ Königs bis zum

Himmel, gewann der Völker Neigung dem einzig „rechtgläubigen"*) Regenten, und erleichterte diesem dadurch Sieg und Eroberung. Solche Früchte trug das Christenthum dem scharfsichtigen König; für den Menschen blieb es ohne Werth und Segen. Denn Dieser übte nach wie vor Lug und Trug, Meineid und Meuchelmord, und alles dieses scheuloser als zuvor, seit er sich von den einflußreichen Dienern der Religion begünstigt, und so gegen zeitliche als ewige Strafen gesichert sah. Seine mit den Jahren zunehmende Frömmigkeit oder vielmehr sein äußerlicher Kirchendienst floß aus trüber Quelle, aus dem Trieb der Selbsterhaltung, aus Dank gegen die seinen Thron schützende Priesterschaft. Und wann ja einmal die Heuchelei zum Ernste ward, so geschah dies aus Schwäche, aus Angst vor den seine Seele verfolgenden Gestalten.

Zehn Jahre nach der Schlacht bei Soissons fiel jener Stamm der Allemannen, der aus dem heutigen Elsaß bis an den Mittelrhein gedrungen war, in das Land der ripuarischen Franken, deren Herzog, Siegbert, zu Cöln am Rheine saß. Die Franken wurden gedrängt; Chlodowig eilte seinen Stammgenossen zu Hilfe. Er führte diesmal außer den Westfranken die unterworfenen Römer und Gallier, meistens Anhänger des Christenthums, bei sich, und mit den letzteren zog als Feldprediger der Bischof Aurelianus. Schon beim Abschied von Chlothilden soll Chlodowig seiner Gemahlin für den Fall des Sieges die Annahme ihres Glaubens versprochen haben. Er vereinigte seine Schaaren mit denen Siegberts, und bei der heutigen Stadt Zülpich begegneten sie dem Feind. Ein großes Schlagen erhob sich, die Allemannen durchbrachen die Reihen der Franken, ein Lanzenstoß in's Knie stürzte den ripuarischen Herzog. In dieser Noth rief Chlodowig, ermahnt von Aurelian, den Gott der Christen an, und betete, durch gnädige Siegverleihung ihm ein Zeichen zu geben, daß die Religion Jesu die einzig wahre sey. Ermuthigt durch sein Gebet unternahm der König einen neuen Sturm, warf die Gegner, und siegte. Die Franken verfolgten die Flüchtigen, ein Theil unterwarf sich; der andere schlug sich durch, und suchte Schutz bei den Ostgothen in Italien. Der große Theodorich verlieh diesen Heerestrümmern einsweilige Sitze in Rhätien; dann unterhandelte er mit dem nachdrängenden

*) Chlodowig war unter den christlichen Germanenfürsten seiner Zeit der einzige Katholik; die übrigen waren Arianer oder Eutychianer.

Sieger. In einem eigenen Schreiben an Chlodowig rühmte er dessen Kriegsglück, empfahl ihm aber dabei größere Mäßigung, nicht ohne Fingerzeig auf ein ernsteres Wort für den Fall fortgesetzter Härte. Zu gleicher Zeit sandte er in das Lager der Franken einen edlen Sänger und Lautenschläger mit einem offenen und geheimen Auftrag, nämlich des Königs Thaten zu besingen, und — das harte Menschenherz zu erweichen. Und Chlodowig, besänftigt oder eingeschüchtert, ließ die ausgewanderten Allemannen unangefochten, die unterworfenen bei ihrer alten Verfassung.

Zu Rheims harrte die frohlockende Königin der heimkehrenden Sieger. Liebkosend empfing sie ihren Eheherrn, wünschte ihm Glück zu dem erfochtenen Siege, und flocht gelegentlich die Mahnung an Erfüllung des wunderthätigen Gelübdes ein. Wie von ungefähr erschien auch Remigius, und gab mit salbungsvoller Rede den Worten Chlothildens Nachdruck. Der König, nach beseitigter Gefahr klüger als gewissenhaft, versprach zwar, zu folgen; doch behielt er sich die Zustimmung seines Volkes vor. Er berief daher den Heerbann auf das Märzfeld, trat in den Ring, und begann seinen Sermon von den Eigenschaften des alleinig wahren Gottes. Und es geschah, schreibt der Chronist, daß dieses Volk — entweder erleuchtet von der Allmacht, oder von der Geistlichkeit und von den vielen christlichen Mitlandsleuten zuvor gewonnen — den König unterbrechend, laut ausrief: „Wir verwerfen die sterblichen Götter, und wollen dem von Remigius bekannten unsterblichen Gotte folgen!" Demnach wurde die heilige Handlung in der Kirche von Rheims mit großem Pomp vorbereitet, von Nahe und Ferne fanden sich die Bischöfe und Diener der Kirche ein, und das Land schwamm in Festlichkeit und Freude. Als nun am bestimmten Tage der neue Konstantin*) in den Taufkessel stieg, da sprach Remigius: „Demuthsvoll beuge dein Haupt, o Sigamber, und bete an, was du sonst verbrannt hast, und verbrenne, was du vordem angebetet!" Darauf tauchte der Bischof das Haupt des Täuflings dreimal ins geweihte Wasser, salbte ihn mit dem Oele, und schmückte ihn mit weißem Feierkleid. Der Himmel selbst sollte seine Gunst und Theilnahme zeigen; denn als der das Salbungsgefäß holende Priester die dichte Menschenmenge nicht durchdringen konnte, ergriff eine herbeifliegende Taube dessen Oelflasche, trug sie über die

*) Ein von Gregorius Turonensis gemachter Vergleich.

Häupter des Volkes zum harrenden Bischof, und verschwand*). Nach dem König empfingen die Taufe dessen Schwestern Albofleda und Landhild**), letztere schon vorher eine Christin, jedoch nach der Confession des Arius. Noch an selbem Tage nahmen dreitausend Franken, meistens Männer des Geleites, die neue Lehre an; erst später bekehrten sich die freien Gemeinen, lang nach ihnen die Ostfranken und die dem Frankenreich hörigen Germanenstämme.

Nach verhalltem Festgeräusch ging Chlodowig an das alte Tagwerk; er sann auf Gewinn und Schlachten. Burgund***) lag ihm zunächst, sowohl durch Oertlichkeit als durch die Ansprüche Chlothildens und endlich durch passende Gelegenheit. Die Wunde des burgundischen Bruderkrieges war noch nicht vernarbt; Gundobald, der König in Lyon, herrschte zwar unbestritten, aber nicht unbesorgt, so lange noch sein letzter Bruder, der Fürst von Besançon, lebte. Wie Jenen nun die Furcht zu Ungerechtigkeit verleiten mochte, so reizte diesen die Rachgier; er unterhandelte heimlich mit Chlodowig, und versprach ihm für die Vertreibung Gundobalds die Zinsbarkeit der gesammten Landschaft. Der Frankenkönig, diesen Vorschlag begierig auffassend, vielleicht gar dessen Urheber, überschritt mit seiner stets bereitgehaltenen Macht unversehens die Gränzen. Gundobald, ohne Ahnung des falschen Spieles, sandte eine versöhnende Botschaft an Godegisel, bittend um Vergessenheit des Vorgefallenen und um Beistand gegen den gemeinsamen Gegner. Der Bruder erschien. Am Ufer der Ouche erwartete das vereinigte Burgunderheer den feindlichen Heerbann, und es begann die Schlacht von Dijon (500). Beim ersten Angriff riß sich Godegisel mit seinen Schaaren los, kehrte die Waffen, und fiel in Verbindung der Franken seinen Bruder an. Der arg Getäuschte sah den größten Theil seines Heeres erschlagen, floh, und erreichte die feste Stadt Avignon. Dorthin folgte ihm mit erlesenen Streitern der vorsichtige Chlodowig, während Godegisel, berauscht

---

*) Dieses Mährchen, oder, wie es wahrscheinlicher ist, dieser fromme Betrug wurde in der Folge noch vergrößert; man ließ die Taube mit dem „heiligen" Oel unmittelbar aus dem Himmel gekommen sein. Das Fläschchen, welches gleich dem Kruge der Wittwe nie versiechte, wurde in der Domkirche zu Rheims aufbewahrt, und mußte das Oel zur Salbung aller nachfolgenden französischen Könige bis auf Ludwig XVI. liefern.

**) Nach Andern Audofleda genannt.

***) Das damalige Burgundionenreich begriff den westlichen Theil der Schweiz, Savoyen, Lyon, Dauphiné und beide Burgundien.

von seinem Glücke, zu trägem Wohlleben zurückblieb. Avignon ward nun von den Franken eingeschlossen; doch kam es nicht zum Sturme. Gundobald versprach einen jährlichen Tribut, und Chlodowig hob die Belagerung auf. Der List und Beredsamkeit eines treuen Burgunders, der unter der Maske eines Ueberläufers im Frankenlager seines Herrn Vortheil wahrte, schreibt die Chronik diese Vermittlung zu; doch ist es glaublicher, daß wieder der waghaltende Theodorich dem Eroberer die Bahn vertrat, und durch die Kraft seines Wortes oder durch den Schatten seines Schwertes einen Nachbarstaat vor gänzlicher Zertrümmerung schirmte. Vielleicht darum sah Chlodowig ruhig zu, wie der Löwe von Burgund auf den sorglos zu Vienne schwelgenden Bruder stürzte, und nach Eroberung der Stadt selben als einen Landsverräther tödten ließ. Der kluge Gundobald hatte überdem durch Begnadignng der zu Vienne gefangenen Franken schon im Allgemeinen das westfränkische Volk geschont; er hatte besonders noch dessen Priesterschaft, die damals schon einen großen Einfluß auf Chlodowig übte, durch heimlichen Uebertritt von der arianischen zur katholischen Confession beschwichtigt, und endlich den Frankenkönig selbst durch die Zinsbarkeit der sämmtlichen Burgunderlande für den Augenblick zufrieden gestellt.

Bald nach dieser gewinnreichen Fehde ersah des Siegers Ehrgeiz ein neues Feld. Noch ein Viertheil Galliens folgte fremdem Gebote, das von der Loire begränzte Aquitanien und die schöne Landschaft zwischen der Garonne und dem Meere — Septimanien mit den sieben blühenden Städten*). Das war das Westgothenreich in Gallien. Bei seinem Rückzuge aus Italien nach des großen Alarich Tod hatte der Land suchende Germanenstamm die Waffen hieher getragen und ein Reich gegründet, das von der Loire und Rhonemündung bis zu den portugiesischen Küsten reichte. Kraft- und ruhmvoll leitete den neuen Staat eine Reihe von Königen, unter denen die Geschichte der catalaunischen Helden Theodorich und Thorismund, dann des streitbaren und sein Land mächtig vergrößernden Eurich ehrenvoll erwähnt. Ein Sohn des Letztern, Alarich II., regierte jetzt zu Toulouse, dem prächtigen Königssitz. Er besaß den Namen des großen Ahnherrn, nicht aber dessen Schwert und Glück. Persönlich tapfer zog er den Frieden dem Kriege, seine Hofburg der Wahlstatt vor; er beschäftigte sich mit den innern Reformen seines Staates, nicht selten mit plan-

*) Toulouse, Bordeaux, Agen, Perigueux, Angouléme, Saintes und Poitiers.

losen Neigungen, die erst einen übermäßigen Aufwand veranlaßten, dann zur Deckung desselben die Fälschung der Münzen. Dadurch ward das Band zwischen ihm und dem germanisch gesinnten Stammvolk lockerer; die unglückliche Mischung mit den gallischen und römischen Bewohnern, die nicht wie in Frankogallien eine und dieselbe Religion mit den neuen Herren einte, erweiterte die Kluft, und das glanzvolle Staatsgebäude litt an einem geheimen Uebel, dessen Sitz vielleicht unter allen Zeitgenossen nur Chlodowig fand, weil er danach suchte. Die Gelegenheit, fremden Schaden zu nützen, ergab sich bald; voranregend wirkte die heikle Nachbarschaft. Die Westfranken blickten in natürlicher Folge abendwärts, und die Gothen, mit dem Rücken an die Pyrenäen und die spanische Eroberung gelehnt, sahen vor sich wie einen ausgebreiteten Teppich das übrige Gallien, gewiß nicht ohne heimlichen Wunsch nach dessen dereinstigem Alleinbesitz. Bei Alarichs friedliebender oder gemächlicher Sinnesart war wohl die Stimme natürlicher Politik, wie solche vielleicht bei früheren Gothenkönigen sich äußerte, beschwichtigt; allein daß sie einmal und laut geworden war, das genügte dem besitzgierigen Nachbar als ein hinreichender Grund, um, dem Wolfe in der Fabel gleich, an einem spätern Geschlechte die Vergeltung zu üben.

Nicht oft hat ein heranziehendes Kriegswetter die Völker umher in so allgemeine Bewegung und Theilnahme gesetzt, als dieses. Die Idee von einem Gleichgewichte der Staaten, jetzt zum erstenmal bei den neugestifteten Germanenreichen auftauchend, sah in jeder Regung des fränkischen Colosses das Rollen einer Lawine, und darum im Westgothenstaat eine Vormauer, in dessen Fortbestand die Bürgschaft der eigenen Erhaltung und Unabhängigkeit. Vor Allem nahm sich der Ostgothe Theodorich, des Westgothenkönigs Schwiegervater und nach dessen möglichem Untergang der Franken nächster Nachbar, der bedrohten Sache mit allem Ernste an. Zuerst ermahnte derselbe seinen Eidam, nicht in Zuversicht auf die Menge der Untergebenen, nicht in Erinnerung an graue Schlachten und Heldentage ein jetzt durch innere Spaltung und äußern Frieden unverlässiges Volk dem engverschmolzenen, kampfgeübten Heerbann der Franken entgegenzustellen. Nach unterbrochenem Waffengebrauch schrecke immerhin der Krieg, und gebe nicht sogleich den Muth zu entscheidenden Thaten. Daher bleibe fern vom werthen Eidam blinde Erbitterung; nur Vorsicht und Mäßigung erhalte die Staaten, die Leidenschaft beschleunige deren Untergang. Krieg werde dann erst zur Nothwendigkeit, wenn

der Gegner jeder Stimme des Rechtes sein Gehör verschließe. Jetzt aber, wo noch kein Blut geflossen, und die Fehde weiter nichts als ein Wortstreit sei, möge Alarich ruhig auf den Erfolg der zu friedlichem Vergleich an Chlodowig gesandten Botschaft harren. — Dem Burgunder Gundobald schrieb Theodorich, sich an ihn als an einen im Leben ergrauten, erfahrenen, gegen die jüngern Regenten väterlich gesinnten Mann innigst anzuschließen, und zur Dämpfung jugendlicher Leidenschaft und zur Beseitigung der völkerverderblichen Fürstenfehde in Ernst und Güte mitzuwirken. — Auch den Thüringer Irmenfried, Rodulf den Heruler und einen dritten deutschen Fürsten lud der Ostgothe schriftlich zu einem gewaffneten Bunde ein, welcher der Eroberungslust Chlodowigs entweder durch ein schiedsrichterliches Urtheil oder für den Fall der Ablehnung durch einen allgemeinen Angriff Schranken setze. „Der von Gott verworfenen Hoffart" — so lautet der Brief des verständigen Greises — „muß die Verbrüderung gleichgesinnter Menschen entgegentreten. Wer geflissentlich ein edles Volk unterdrücken mag, ist nicht sehr geneigt, den übrigen Nationen ihr Recht halten. Eine schlimme Gewohnheit ist die Verschmähung der Wahrheit, und ein so Gesinnter, ward er ja einmal bei einer schlechten Sache von einem guten Erfolge begünstigt, erkennt keine Gränze seiner Anmaßung mehr, und glaubt, die Welt muß ihm weichen . . . Wer Verfassungen umstürzt, ist der Erschütterung aller Reiche fähig, und einen solchen Mann muß man gleich von erstem Beginn mit vereinigter Macht zurückweisen, nie aber denselben in Einzelkämpfen Vortheile erringen lassen." Sodann erinnerte der König die drei Fürsten an die früheren Verdienste des westgothischen Volkes um jeden Einzelnen von ihnen, um Deutschland überhaupt, und schloß mit der warnenden Bemerkung, daß der Zertrümmerer eines so großen Reiches darauf die Unterjochung kleinerer Staaten weder scheuen noch versäumen werde. — Endlich wandte sich der Ostgothe an den Frankenkönig selbst. Er beginnt sein Schreiben vom göttlichen Gebote der Eintracht unter den Königen, wovon die gegenseitige Achtung, der Frieden und das Heil der Völker abhängig sei. Dieser Wahrheit gegenüber hält er den gegebenen Fall, den dermaligen Zwist zwischen Alarich und Chlodowig und dessen geringfügigen Ursprung. „Ihr Beide" — schreibt Theodorich — „seid in jungen Jahren die Vorsteher mächtiger Nationen. Bleibt die Wahl zwischen Frieden und Krieg euch überlassen: so werden zwei Staaten erschüttert werden, und doch soll ja unter der Ruhmsucht der Einzelnen die Gesammt=

heit nimmer Schaden leiden. Auch rächt sich stets die leichtsinnige Aufopferung der Völker an den Königen selbst durch schwere Vergeltung. Offen und wohlmeinend spreche ich meine Ansicht aus. Es verräth einen sehr unverträglichen Sinn, auf erste Veranlassung lieber bei den Waffen, als bei befreundeten Schiedsrichtern sein Recht zu suchen. Gern werden euch achtbare Männer vergleichen, Männer, die ihr selber nicht mehr achten würdet, wenn sie euch theilnahmlos euch und eurem Schicksal überließen. Darum kein Kampf, der einen von euch verderben soll; in die Scheide das Schwert, das ihr nur zu unserer Schande und euerem Schaden führen könnt! Ich beschwöre den einen als Vater, den andern als liebender Freund; und der wird mich und meine Freunde als Gegner finden, wer, was ich nicht erwarte, solche Ermahnungen zu verschmähen wagt."

Die Stimme des Weisen verhallte im Sturm der Leidenschaft. Zwar vereinigten sich Alarich und Chlodowig auf einer Insel der Loire zur Ausgleichung gegenseitiger Beschwerden, und schieden auch dem Scheine nach versöhnt von einander; bald jedoch brach der nur niedergehaltene Haß in doppelter Stärke auf; ein Theil der katholischen Priesterschaft, mehr nach äußerer Herrschaft als innerer Beherrschung strebend, goß reichlich Oel in diese Flammen. Der Arianer Alarich duldete zwar die freie Religionsübung der Katholiken in seinen Staaten', nicht aber Umtriebe und Proselytenwesen. Einige dabei ertappte Bischöfe wanderten ins Exil, ins Frankenland, in der neuen Heimath nicht weniger thätig, als die in Westgothien verharrenden Amtsgenossen. So ward der Kampf unvermeidlich; Chlodowig berief die Franken nach Paris in's Märzfeld. Mit beredter Zunge schilderte er da die Verderblichkeit des Arianismus, die den rechtgläubigen Bischöfen angethane Schmach, und — den reichen Segen der aquitanischen und septimanischen Landschaft. Glaubenswuth, Rachgier und Habsucht halfen zusammen, und das ganze Volk, die Rechte erhebend, schwur, nicht eher den Bart zu scheeren, als bis der ketzerische Westgothenstamm in letzter Wurzel vertilgt sei. So mit irdischen Vorkehrungen im Reinen, hielt Chlodowig um die Gunst des Himmels an. Die Wirksamkeit der Gelübde noch im frischen Andenken, versprach er den Aposteln Peter und Paul für den Fall des Sieges die Erbauung einer kostbaren Kirche zu Lutetia. „So" — ruft der erzürnte Chronist aus — „so erkaufte man damals das Glück von den Heiligen um baares Geld; weshalb nicht zu wundern, wie die Mönche und Pfaffen jener Zeit so närrische Wunder erfanden,

die nur zu deutlich ihren Eigennutz und ihre Bosheit verrathen." *) Als das offenbarste Opfer so weit verzweigter Ränke fiel nun das gallische Westgothenreich.

Verstärkt durch die Hilfsschaaren, die der rheinische Herzog Siegbert unter seinem Sohne Chloderich sandte, brach Chlodowig mit seiner Heeresmacht von Paris auf. Sein Spiel überschauend, wählte er die passende Larve. Er erließ ein Verbot gegen Raub, Beleidigung und jeden Druck friedlicher Einwohner; die Kirchen und Priester stellte er unter besondern Schutz. Während er einen Franken, der einem westgothischen Bauer Heu stahl, aufhängen ließ, beschenkte er das Grab des hl. Martin mit reichen Gaben; zum Dank dafür konnten ihm seine Boten eine frohe Prophezeiung bringen, nämlich den bei ihrem Eintritt in der Kirche gesungenen Psalm: „Ich will sie zerstoßen wie Staub im Sturme, und sie wegblasen wie den Straßenkoth!" Auch beidem hochgeschwollenen Viennefluß, der nirgends Schiff oder Brücke bot, mußte ein weißer Hirsch dem versammelten Heer eine Furth zeigen. Ueberall hielt Chlodowig die strengste Mannszucht, und dadurch sowie auf Zureden katholischer Priester lieferten die gallischen und römischen Bewohner Aquitaniens unentgeltlich oder für geringe Preise Lebensmittel und anderen Heerbedarf. Erst in der Ebene von Vouglee, unfern Poitiers, begegnete Chlodowig dem Feind. Die Westgothen hielten in düsteren Reihen; der Schmerz über den Abfall der bisherigen Mitlandsleute, die Ahnung ihres nahen Schicksals sprach aus trüben Mienen. Mit ihnen war der König Alarich. Die Franken, entflammt durch die Segnungen der Geistlichkeit wie durch sichere Siegeshoffnung, thaten den Angriff, warfen die Gegner, und erschlugen die meisten Fürsten und Führer der Westgothen sammt deren König. Die Gothen flohen nicht ohne blutige Gegenwehr; auch ein namhafter Theil der Franken fiel, und der Letzteren König selber dankte sein Leben einzig nur dem guten Glücke; die Speere zweier feindlicher Reiter, an seinem Harnisch abgleitend, tödteten ihm das

*) Ludewig's Geschichtschreiber von dem Bischofthum Wirzburg Seite 207. Gregor von Tours und Norico erzählen, es habe Chlodowig dem hl. Martin unter andern Geschenken auch ein kostbares Pferd verehrt. Nach einiger Zeit gereute es den König, und er ließ der Kirche zum Ersatz 100 Goldkronen bieten. Allein das Roß stand unbeweglich auf seiner Stelle. Chlodowig legte nun nochmals 100 Goldkronen bei, worauf das Thier beweglich und gangbar wurde. Sehr naiv bemerkte der gläubige König: „Es ist wahr, der heilige Martin hilft, aber er läßt es sich auch theuer genug bezahlen."

Streitroß. Rasch folgte der Sieger den Fliehenden; ein nochmaliger Versuch des Widerstandes war vergeblich. Chlodowig und sein Erstgeborener Theodorich*) und auch der Burgunder Gundobald — anfangs ein zweideutiger Zuschauer, dann nach entschiedenem Siege der Franken Bundsgenosse — eroberten eine Stadt, ein Schloß nach dem andern, Unglück und Verrath**) vereitelten die Anstrengungen verzweifelter Tapferkeit, und schon sah sich der unglückliche Stamm aus dem letzten gallischen Besitzthum gedrängt: da erschien endlich die ostgothische Hilfsmacht, und warf die Vorhut der Franken und Burgunder bis an die Garonne zurück. Der darauf folgende Friede aber ließ den Franken den größten Theil des zertrümmerten Staates, die Provence ward zum ostgothischen Reich geschlagen, und dem nunmehr auf seine spanischen Besitzungen beschränkten Westgothenvolke blieb in Gallien nichts mehr als das spätere Languedok.

Bei seiner Heimkehr beschenkte Chlodowig reichlich die Kirchen und Priester; eine Gegengabe erwartete ihn zu Tours. Dort überreichte ihm die Gesandschaft des morgenländischen Kaisers Justinian das Diplom eines römischen Patriziers, in neuerer Zeit ein leerer Titel; doch diesmal nicht ohne Absicht und Vortheil von Seite des Gebers und des Empfängers. Der Herrscher zu Konstantinopel hatte seinen Anspruch auf das verlorene Rom noch nicht aufgegeben; mit geheimer Feindschaft betrachtete er das Ostgothenreich in Italien, in jedem Gegner des großen Theoderich suchte er einen Freund, ein Werkzeug. Auch war der alte Kunstgriff gegen die Germanen, Entzweiung und Romanisirung, im kaiserlichen Cabinet noch nicht verschollen. Der schlaue Franke aber genoß die dargebotene Frucht ohne ihre Schale. Mit Freuden nahm er Diadem und Purpur, die Hoheitszeichen des römischen Consulats; die glanzvolle Form mußte ihn erheben im Sinnenauge der Menge; sie konnte vielleicht auch mit der Zeit die Idee des Consuls wieder ins Leben rufen, und mit dieser Ansprüche auf Land und Herrschaft. Darum dankte Chlodowig mit vieler Höflichkeit dem gnädigen Kaiser; Verbindlichkeiten für die erwiesene Ehre

---

*) Vor Chlothildens Ehe mit einer Beischläferin erzeugt. Bei den damaligen Franken hatten die natürlichen Söhne mit den ehelichen gleiche Rechte.

**) Die feste Stadt Angouleme ward von den Gothen hartnäckig vertheidigt. Da fiel ein großes Stück der Stadtmauer ein, und öffnete den Belagerern eine breite Straße. Die damaligen Geschichtschreiber ermangelten nicht, diesen zweideutigen Vorfall zu einem Wunder zu erheben, und selben dem Mauernsturz von Jericho an die Seite zu stellen.

übernahm er keine. Die gewaffnete Stellung gegen Ostgothenland, selbst Hader und Kleinkrieg dauerten fort; ein Kampf auf Tod und Leben unterblieb. Der Herrschsüchtige fand eine minder gefährliche Nahrung seiner Leidenschaft in der Nähe. Sie erzeugte jetzt eine Reihe von Thaten, welche die befangene Feder zu beschönigen sucht durch den Ausdruck: Vereinigung aller Franken links des Rheines mit dem fränkischen Königreich. Welcher Mittel sich der König zu einem an und für sich löblichen Zweck bediente, meldet der aufrichtige Geschichtschreiber nur mit Schauder und mit einer gewissen Besorgniß vor dem Vorwurf der Uebertreibung oder Fabel. Deshalb hören wir hier die Worte des turonenser Bischofs Gregor, der wenige Jahrzehnte nach Chlodowig auf dem Schauplatz jener Thaten lebte, und als Priester dem Convertiten hold und dessen warmer Lobredner war. Auch unter der Schminke verschwindet nicht die fürchterliche Wahrheit.

Als König Chlodowig zu Paris verweilte, sandte er heimlich an Herzog Siegberts Sohn Chloderich einen Vertrauten, der sprach: „Siehe, dein Vater ist alt und hinkt.*) Stürbe er, so käme an dich sein Reich und meine Freundschaft.“ Durch diese Rede verführt, sann der Sohn auf den Tod seines Vaters. Als nun Siegbert von Cöln aus über den Rhein in den buchonischen Wald zu jagen ging, und eines Mittags in seinem Zelte schlief, fanden und tödteten ihn die vom herrschgierigen Sohn ausgesandten Meuchler. Dieser aber fiel in die dem Vater bereitete Grube. Er schickte nämlich Boten an den Frankenkönig, des Vaters Tod vermeldend mit dem Zusatz: „Siegbert ist todt, und ich besitze Reich und Schätze. Sende Leute an mich; mit Freuden werde ich dir von dem Meinigen geben, was immer dir ansteht!“ Chlodowig entgegnete: „Ich danke für deinen guten Willen; meinen Boten magst du die Schätze zeigen; Allein dir bleibe Alles!“ Die Gesandtschaft kam, Chloderich sperrte die Goldtruhe seines Vaters auf; wie er sich bückte, den Franken des Kastens Grund zu weisen, spaltete ihm einer derselben das Haupt mit der Streitaxt. Auf die Kunde hievon flog Chlodowig herbei, berief alles Volk, und sagte: „Hört, was geschehen! Wie ich ruhig die Schelde befuhr, stellte Chloderich, der Sohn meines lieben Vetters Siegbert, dem Leben des Vaters nach, und verbreitete den Verdacht, als beabsichtigte ich dessen Unter-

---

*) Nämlich seit der früher beschriebenen Allemanenschlacht, wo er sich gerade für Chlodowig dieses Gebrechen holte.

gang. Siegbert floh durch den Buchwald; dort mordeten ihn die vom Sohn gedungenen Straßenräuber. Dieser aber, als er sein Erbe besah, fiel von einer mir unbekannten Hand. Ich habe kein Mitwissen um die gräßliche That, ich kann das Blut lieber Anverwandten*) nicht vergießen lassen. Da nun aber der Frevel verübt, und nimmermehr zu ändern ist, so rathe ich, daß ihr euch zu mir wendet und in meinen Schirm begebt!" Und das Volk, dieß hörend, jauchzte Beifall, erhob den König auf den Schild, und huldigte ihm. So gewann Chlodowig Siegberts Reich und Schätze.

Dieß erzählt ein Freund Chlodowigs. Indem er ein Verbrechen zu beschönigen strebt, vergrößert er es. Denn sicher war es minder schlecht, wenn der König für sich den Herzog tödten ließ, als wenn er einen Sohn zum Vatermord reizte. Chlodowigs eigene Worte lassen ahnen, daß Chloderich unschuldig, daß der König ein doppelter Mörder, aber anstatt Urheber eines Vatermordes nur ein listiger Verläumder war. Der Bischof erzählt weiter: „Darauf wendete sich der König gegen den Fürsten Chararich. Bei Chlodowigs bekanntem Kriege mit Syagrius als Bundsgenosse berufen, war dieser Fürst in der Schlacht von Soissons in der Ferne gestanden, keinem Theile behilflich, sondern auf den Ausgang wartend, sich darnach zu vereinigen mit dem Sieger. Aufgebracht über diese That (die erst nach dreiundzwanzigjähriger Vergessenheit wieder in das Gedächtniß des Königs kam) ging Chlodowig auf Chararich los, bekam ihn und dessen Sohn durch List gefangen, und ließ Beiden das Haar abscheeren. Der Vater ward zum Priester, zum Diacon der Sohn geweiht. Als nun Jener einsmal seinen Sturz beklagte, und Thränen vergoß, soll Dieser, auf das geschorene Haupt deutend, gesprochen haben: „Diese Schößlinge sind an einem grünen Baum geschnitten; der Stamm verdorrt nicht, und das Laub wird wieder wachsen!" Solche Rede hörte der König; bestürzt darüber ließ er beide enthaupten, und nahm Land und Schätze.

Damals herrschte zu Cambrai der gleichfalls schon erwähnte Frankenhäuptling Ragnachar, ein Mann von zügelloser Ausschweifung, ohne Schonung gegen Familien und das eigene Haus. Zum Rathgeber hatte er einen ähnlichen Wüstling Namens Faro. Mit demselben theilte er alle Geschenke und Einkünfte, und erbitterte dadurch aufs

---

*) Sie stammten aus königlichem Geblüte, von Chlodio's des zweiten Frankenkönigs früher erwähntem Sohne Chlodowald, der den Segismer oder Siegmar, den Vater Siegberts, zeugte.

äußerste sein Volk.*) Dieses Feuer noch mehr anzufachen, gab Chlodowig Ragnachars Leuten Ketten und anderes Geschmeide von unächtem Golde. Darauf zog er gegen den Fürsten ins Feld, und bestach dessen Kundschafter zur Verbreitung falscher Nachrichten. Der dadurch besiegte Ragnachar ergriff die Flucht, ward gefangen, und mit auf dem Rücken gebundenen Händen nebst seinem Bruder Richar vor Chlodowig geführt. Dieser, ihn erblickend, rief: „Warum erniederst du so sehr unser Geschlecht, daß du dich binden ließest? Rathsamer war's, zu sterben!" Nach diesen Worten spaltete er dem Fürsten das Haupt mit der Streitaxt. Sodann, zu Richar gewendet, sprach er: „Wärest du treuer dem Bruder zur Seite gestanden, so hätte er keine Fesseln getragen!" Und damit erschlug er ihn auf gleiche Weise. Jenen Hofbedienten aber, die bald den Betrug mit dem vergoldeten Erz entdeckten, und darob Beschwerde führten, entgegnete er: „Solches Gold gebührt solchem Verrathe! Seid froh, daß euch das Leben bleibt; denn euere Schandthat hat den martervollsten Tod verdient!" Fußfällig dankten nun die Verhöhnten für die königliche Gnade. Die beiden Fürsten waren blutsfreund mit Chlodowig, der nun auch den dritten Bruder Regnomer zu Sens ermorden ließ. Der Todten Land und Schätze zog der König ein, und, nachdem er noch mehrere fürstliche Verwandte, als der Usurpation verdächtig aus dem Wege geräumt,**) erweiterte er sein Reich durch ganz Gallien.***)

So Gregorius. Ob er zu hart geurtheilt oder zu mild, unparteiisch oder entgegengesetzt, mag das Wort entscheiden, womit der Bischof die Erzählung von Siegberts und Chloderichs Ermordung schließt; er sagt: „Täglich stürzte Gott die Feinde unter Chlodowigs Hand, weil er mit geradem Herzen vor ihm wandelte, und that, was ihm wohlgefällig war." Daraus kann die Nachwelt ihre Schlüsse

---

*) Die wirzburger Chronik sagt: „Ungeachtet er dem Chlodowig wider den Syagrius beigestanden, hatte er doch ein ander Laster, so des Unterganges werth war, nämlich Land und Leute.

**) „Wehe mir" — soll Chlodowig einst in der Volksversammlung gerufen haben — „ich habe keine Verwandte mehr, die im Unglück mir zur Seite stünden, ein Fremdling stehe ich unter den Fremden!" „Dies aber," — fügt die Chronik bei — „sprach er nicht etwa aus Schmerz, sondern aus List, um etwa sich meldenden Verwandtschafts-Kandidaten das Schicksal der vorigen widerfahren zu lassen. Es meldete sich aber Niemand."

***) Mit Ausnahme des zinsbaren Burgunds und der den Gothen verbliebenen Provinzen.

ziehen. Hierauf erwähnt die Chronik noch einer Handlung Chlodowigs, nämlich der Synode zu Orleans, einer Vereinigung von zweiunddreißig katholischen Bischöfen. Beim Schluß der Sitzung baten Diese durch eine Deputation aus ihrer Mitte „ihren allerruhmreichsten König und Herrn um gnädigste Prüfung, Bestätigung und öffentliche Proclamation der sämmtlichen Synodalbeschlüsse“ — ein urkundlicher Beweis, daß damals die katholische Kirche noch nicht unter dem Papste, sondern unter der Landesregierung stand. Kurz hierauf im Jahre 511 starb Chlodowig*) im fünfundvierzigsten seines Alters und dreißigsten seines Königthums, und er ward begraben in der von ihm und seinem Weibe gestifteten Apostelkirche zu Lutetia. Ueber den bereits aus seinem Lebensbilde erschaubaren Charakter spricht sich ein älteres Urtheil also oder ähnlich aus: „An Geist und Muth hat es ihm nicht gefehlt, auch nicht an Kraft und Ausdauer. Den Namen des Großen, den ihm die Mönche beilegen, verdient er nicht, weil Königsgröße auf Menschengröße fußt, und diese auf Weisheit, das ist auf Wahl tugendlicher Mittel zum Endzweck. Der Gedanke aber blieb dem Könige fremd; sein einziges Augenmerk war die Zielnähe; dafür hob er das Verworfenste zur Höhe auf, und das Erhabenste konnte er mit Füßen treten. Außerdem hat Chlodowig in Bezug auf äußere Herrschergröße an seinem Zeitgenossen Theodorich einen harten und unbeseitigten Stein gefunden. Wohl berechnet war des Klugen Allianz mit der romanogallischen Priesterschaft. Zum Dank für die ihr geöffneten reichen Quellen übertünchte man das sargähnliche Herz mit weißer Farbe, verbreitete über Verbrechen den Schein der Unverletzlichkeit, und erhielt so einen Thron für die — Gegenwart. In die Zukunft reichten Macht, Gebet und Segen nicht. Der gekünstelte Bau sank zusammen; denn nach der mächtigeren Satzung der Natur ging aus der Blutsaat die Blutfrucht, aus der Zerstörung das Verderben auf.“

*) Die Gothen schrieben Hlodoin oder Luduin, die Römer Clodovaeus oder Clodovechus, woraus das frankogallische Clovis — Louis entstand. Das neudeutsche Wort heißt Ludwig.

VI.

Chlodowigs Söhne.

1.

Die Landestheilung und der Thüringerkrieg.

„Kecke Adler erzeugen nicht die schüchterne Taube", sagt ein römischer Dichter, das ist: Arglistige Gewaltherren bilden in ihren Nachfolgern keine Volksbeglücker. Chlodowig hinterließ vier Söhne, Erben seiner Sinnesart und Handlungsweise. Der sterbende Vater oder ein nachgehender Vertrag mit dem Volke hatte unter diesen Vieren das Regiment in der Art getheilt, daß nur das Land in seinen Erträgnissen geviertelt wurde, dagegen die Nation durch ein gemeinsames Märzfeld ein ungetrenntes Reich verblieb. Der Vortheil dieses Uebereinkommens konnte seine Nachtheile nicht aufwiegen. Am Tage liegt, daß monarchische Glieder eines Föderativstaates, ohne besondere Zeitgefahr, mit geringem Eifer über Erhaltung einer Union wachen, vielmehr in deren Lockerung und Auflösung nur einen Fortschritt oder das Mittel zu ihrem natürlichen Zwecke, zur Erlangung und Befestigung unbedingter Souveränetät sehen. Aus diesem Mißverhältniß ergibt sich zweierlei Möglichkeit. Entweder ein vaterländisch denkendes Gesammtvolk versagt den Arm zum Bürgerkriege, und die Fürstenfehde artet aus in Persönlichkeiten, Verrath nnd Meuchelmord; oder die einzelnen Stämme nehmen Partei für die einzelnen Regenten, und die in sich und durch sich zerfallene Nation wird die Beute ihrer Nachbarschaft. Zum politischen Glücke des fränkischen Königreichs, wenn gleich nicht zu seinem moralischen, ereignete sich nur das erste Uebel; bei der Abneigung der Vasallen und Gemeinen gegen Bruderkrieg sahen sich die Königssöhne auf den Brudermord beschränkt. Daraus floß als weitere Folge, daß das schuldlose Volk, unter welchem die Frucht der Sünde reifte, gerettet wurde und fortbestand; sein schuldbeladenes Fürstenhaus aber, welches den Saamen ausstreute, in unaufhaltsames Verderben sank.

Die Theilung des fränkischen Regiments, wie unweise in der Grundidee, geschah nicht ohne Beweise äußerer Staatsklugheit. Man wägte genau die Verhältnisse der Regierten zu denen der Regenten ab. Das eigentliche Gallien, wo die Kraft des Unterthans durch lange

Herrschaft gelähmt und nicht leicht ein Anschlag gegen Thron und Leben zu fürchten war, gab man den drei jüngsten Erben, den Söhnen Chlothildens, Chlodomir, Childebert und Chlothar, Jünglingen von achtzehn, fünfzehn und dreizehn Jahren. Unter Aufsicht der Mutter und Minister schlugen sie ihre Sitze zu Orleans, Paris und Soissons auf. Theodorich aber, der älteste und Stiefsohn Chlothildens, der schon wieder aus früher Ehe einen Knaben heranreifen sah, erhielt den großen, jedoch durch die Nähe streitbarer Germanen gefährlichen Länderstrich an beiden Rheinufern. Das hieß nun im Gegensatz zum neustrasischen oder westfränkischen Dreibrüderland — Austrasien, das östliche Frankenreich. Das wahre Ostfranken an Main und Saale, ehemals die Wiege aller Franken, dann aber von seinen überrheinischen Söhnen durch die altgermanische Verfassung gesondert, nannte man damals die freien Frankengauen; sie standen zu den fränkischen Königsstaaten wie etwa die Urschweiz zum deutschen Reiche, mehr in blutsverwandter, nachbarlicher Freundschaft als in unmittelbarem Lehnsverband. Theodorichs Königsburg war Metz. Der edlen Früchte wegen, wie der Vertrag besagt, wahrscheinlicher jedoch aus Politik wurden dem Austrasier noch einige Güter im südlichen Frankreich zugetheilt; er sollte bei einem Kampf der italischen Ostgothen oder der hispanischen Westgothen gegen seine drei Halbbrüder schon durch das eigene Interesse betheiligt sein. So ausgerüstet an Land und Leuten lauerte Chlodowigs Sohn im wohlgedeckten Hinterhalt auf Gelegenheit zur Fortsetzung des väterlichen Handwerks. Vorübungen fanden sich; ein Dänenzug landete an der batavischen Küste, und plünderte fränkisches Eigenthum. Da sandte Theodorich seinen Knaben Theodebert mit entschlossenen Mannen aus; die überfielen die Normannenflotte, tödteten deren König, und gaben den wiedergewonnenen Raub dem Land zurück. Bald hernach öffnete das Verhängniß eine größere Bühne.

An der Nordmark der freien Franken, jenseits der Abdachungen des Rhön- und Fichtelgebirges, von da bis zum Harz und Elbestrom saß das Volk der Thor- oder Thüringer, vielleicht so benannt von Thor und Tyr, den alten Gottheiten des Donners und der Schlachten. Deutscher Abkunft, nicht ohne Verwandtschaftsspur mit den Ostgothen, die einst Attila auf der Heerfahrt gegen das Abendland mitfortriß, leben die Thüringer nach Verfall der Hunnenmacht im Dunkel der Wälder und Geschichte. Erst das Ende jenes fünften Jahrhunderts sieht einen entthronten Frankenkönig zu ihrem Herzog fliehen, Schutz

suchen, und den gewährten zur Beschimpfung des gastfreundlichen Ehebetts mißbrauchen. Bei Childerichs Rückkehr in das Frankenland folgte Wasina, wie schon bemerkt, ihrem Buhlen in männlicher Kleidung, rührte durch diese Anhänglichkeit das sonst so unbeständige Königsherz, und ward Childerichs Gattin und bald darauf Mutter Chlodowigs. Seitdem erzählte man jenseits des Rheines vom Land der goldenen Aue und dessen rossenährenden Waldestriften; diesseits erhielt sich das Andenken jenes undankbaren Frankenkönigs, oder es entstand eine neuere, gewichtigere Sage, nämlich die von der großen Macht und Gefährlichkeit des fränkischen Königreichs. Nachbarliche Reibungen ob der Jagd entspannen sich mit den Main- und Saalfranken; die Thüringer galten für grausame Feinde, die Franken für harte Gebieter; der Ueberrheiner Cultur- und Christenstolz mochte mit Geringschätzung oder Religionshaß auf das rauhe Heidenthum herabsehen. Die dadurch bei den Thüringern geweckte Stimmung suchte der Ostgothe Theodorich, wie er als Schirmherr der Westgothen dem Franken Chlodowig entgegentrat, zu benützen; er lud schriftlich den Fürsten an der Unstrut zu einem gewaffneten Bündniß ein. Da starb der greise Wisin, und hinterließ Thüringen seinen drei Söhnen zu gemeinsamer Regierung.

Der neuen Könige einer war Irmenfried, sein Weib Amalberga, die Tochter des Vandalenkönigs Cunemund, die Nichte des gothischen Theodorich. Sie wurde, begleitet von einem Schreiben des mächtigen Ohms, als ein kostbares Kleinod in die deutschen Wälder gesandt, dorthin das Licht italischer Sitten und Cultur zu tragen. Amalberga — sei es nun bei solchem Beruf erkennend, daß getheilte Regierung der neuen Heimath Verderben war, sei es verblendet von Herrschbegier — weckte bei ihrem Gemahl das Streben nach Alleinherrschaft, und damit schwarze Gedanken gegen seine Brüder. Berthar fiel durch Meuchelmord. Das schreckte den andern Bruder Baderich; er floh in seinen Landestheil, und rüstete zur Vertheidigung oder Rache. Die stolze Gothin aber, das begonnene Werk zu vollenden, reizte ihren Eheherrn durch argen Spott; als dieser einst von der Jagd heimkehrend seine Pfalz betrat, und eine nur halb gedeckte Tafel fand: da entgegnete das Weib dem erstaunt nach dem Grunde forschenden Irmenfried: „Halbem König gebührt halbe Tafel!“ Dieses Mittelchen versagte nicht; Irmenfried sann auf Baderichs Tod. Doch gegen Meuchler stand dieser gedeckt, und offne Fehde scheute der Brudermörder. Darum unterhandelte er mit dem Ostfrankenkönig, und ver-

sprach für dessen Beistand die Hälfte von Baderichs Ländern. Theodorich erschien. Der bessere Bruder, vertrauend auf sein Schwert und seine gute Sache, ging beherzt in die Schlacht; allein er unterlag der doppelten Feindesmacht, und starb mit seinen Tapfern auf der Wahlstatt. Die verbündeten Könige feierten das Siegesmal; da beredete der Thüringer den Franken zu einsweiliger Heimkehr; nach hergestellter Ordnung, in kurzer Frist sollte diesem die versprochene Beute werden. Der sonst so schlaue Theodorich, diesmal bethört von Wein und Weiberblicken, zog über den Rhein zurück; der Brudermörder Irmenfried war nun Thüringens Alleinherr.

Die Frist des gegebenen Versprechens verfloß; Theodorich mahnte. Seine Sendboten wurden verhöhnt, und es entbrannte der Zorn des Getäuschten. Mehr schmerzt ja der Verlust eines durch schlechte That als eines redlich erworbenen Gewinnes. Im nächsten März berief der König das Volk, und stellte die ihm widerfahrene Schmach als Beleidigung der Gesammtheit dar. Mit greller Farbe zeichnete er die ehemals an den Mainfranken verübten grausamen Frevel der Thüringer,*) und die dadurch entflammte Versammlung erhob die Rechte, und schwur einstimmig Thüringens Untergang. Theodorich aber verband sich vorher noch mit Chlothar, dem König zu Soissons, und in Begleitung dieses Bruders und seines eigenen Sohns Theodebert trat er längs den Freigauen die Heerfahrt gegen die Feinde an. Diese harrten seiner im Innern ihres Landes, in der weiten Ebene vor der Unstrut; ihr König hatte die mangelnde Kraft durch List zu ergänzen gesucht. Die Felder waren vielfach durchschnitten, die Tiefen sämmtlich mit Reisern und Moos gedeckt. Die durch Fallen bestürzten Franken hoffte Irmenfried im Rücken zu fassen und leichter zu verderben. Die List gelang im Anfang; die Rosse brachen in die Wolfsgruben, die Reiter stürzten, die Ordnung löste sich. Bald aber gewahrte Theodorich die Gefahr; er gebot Halt, umging durch eine rasche Schwenkung seines Heeres den trügerischen Boden, und griff nun die Gegner von der Flanke an. Da wendete sich das Kriegsglück; die Thüringer wurden besiegt und flohen. Das Bett der Unstrut stemmte ihre Flucht; es war die Furth verfehlt, sie mußten halten und abermals kämpfen mit den Verfolgern (530). Furchtbar wütheten Schwert und Streithammer; der Fluß trug die Menge der Todten nicht, über die Leichenbrücke setzten die Franken ans andere Ufer. Mit dem Rest seines

*) Wohl noch aus Attila's Zeiten, falls der König Wahrheit sprach.

Heeres warf sich Irmenfried in die Feste Scheidingen, sein letztes Besitzthum; das Land umher rauchte von Blut und Feuerbrand.

Tapfer und nicht ohne Hoffnung vertheidigte Irmenfried seine Burg; auch der Sieger Zahl war im Kampf geschmolzen, und geheimer Groll entzweite deren Häupter. Theodorich hatte dem Leben des Bruders nachgestellt; und der davon in Kenntniß gesetzte Chlothar war nur durch ein glänzendes Geschenk vom Rückzug seiner Mannen abzuhalten.*) In dieser Verlegenheit sicher zu gehen, beredete Theodorich die benachbarten Sachsen zu einem Bündniß, und versprach für deren Waffenhilfe die Hälfte der Eroberung. Sie kamen, die Geladenen, neuntausend Männer von ragender Gestalt und unwiderstehlichem Schwerte. Da wankte Scheidingen; sein bedrängter Fürst sandte einen geheimen Boten an Theodorich; der überbrachte die Schätze Irmenfrieds, und bat um Frieden. Der Frankenkönig gewährte ihn unter doppeltem Beding, nämlich ewiger Unterwürfigkeit des thüringer Volkes, sodann gemeinschaftlicher Vertreibung seiner sächsischen Bundesgenossen. Nach Beendigung des Kriegs waren ihm diese Freunde furchtbar oder überlästig; er gedachte das eroberte Land besser allein zu besitzen, und den durch die Vorsicht Chlothars vereitelten Gewinn an diesen minder argwöhnischen Theilhabern nachzu-

*) Die Chronik erzählt diesen Vorfall wörtlich so: „In diesem Feldzug bewies der gottlose Theodorich, daß er den Herminafried aus keiner andern Ursache überwunden, als weil er lasterhafter als jener sei; denn er hatte eben so wenig Liebe für seine Anverwandten als Chlodowig, dessen Regierungskunst und Grausamkeit er vollkommen ererbet. Ungeachtet ihm Chlothar in diesem Zuge treulich beigestanden, so meinte er doch, wenn er ihn umbrächte, so könnte er mit dessen Antheil das Seinige vermehren. Er ließ also in dem Hause, wo er war, Gewaffnete hinter die Tapeten stellen, welche dem Chlothar, wenn er zu ihm kommen würde, die zugedachte Untreue beibringen sollten. Hierauf ließ er seinen Bruder ersuchen, er möchte ohne großes Gefolge zu ihm kommen, weil er etwas insgeheim mit ihm abzuhandeln habe. Dieser erschien; als er aber in das Haus trat, erblickte er die Füße der Versteckten. Weil er nun nichts Gutes besorgte, ging er, als wenn er etwas vergessen, wieder zurück, und ließ seine Leute gewaffnet folgen. Also kam er zu dem Theodorich, und stellte ihn zur Rede: warum er gewaffnete Leute hinter die Tapeten versteckt hätte? worüber dieser verwirret ward, und eine und die andere ungeschickte Entschuldigung vorbrachte. Damit er aber seinen Bruder mehr in der That als mit Worten besänftigen möchte, so schenkte er ihm eine große und wichtige silberne Schale, welche dem Chlothar das Maul stopfte, daß er noch mit großer Danksagung nach Hause ging. Kaum war er aber weg, als den Theodorich der Verlust schmerzte, und er seinen Sohn Theodebert nachschickte, das Geschirr wieder abzuholen. Es ist hieraus zu sehen, wie angenehm damals das Silber müsse gewesen sein."

holen. Irmenfried gelobte das Geforderte; der nächste Morgen ward zum gleichzeitigen Ueberfall des abgesonderten Sachsenlagers auser= sehen. Doch noch am Abend erfuhr man hier den Mordplan. Ein Biedermann aus der Burg oder aus dem Frankenlager, oder, wie es anders heißt, ein thüringer Ritter, der bei den sächsischen Wacht= posten seinen Lieblingsfalken fand, verrieth, dankbar für dessen Rück= gabe, das schwere Geheimniß, mahnend zu schnellem Abzug. Staunend horchten ihm die Todesnahen, und schon entschlossen sie sich zur augen= blicklichen Flucht vom Boden des Verrathes: da ergriff ihr ältester Fürst, der greise Harthagast, die heilige Fahne, den Adler, der über Leu und Drachen schwebt, und rief zu seinem Volk: „Wo hat man Sachsen jemals feig erfunden? wo zogen sie die Schande dem Tode vor? Zu kämpfen hab' ich gelernt, aber nicht zu fliehen; darum fol= get mir — mir; ich führe euch zu Sieg und Rache!" Und die Sach= sen, begeistert von den Worten ihres Aeltesten, blieben im Lager und rüsteten zu kühnem Werke. Um Mitternacht umringten sie unter Harthagasts Oberbefehl die Feste Scheidingen. Ohne Geräusch er= klimmten die verwegensten Jünglinge Wall und Mauer, durchbohrten die Wachen, und ließen nun durch die zertrümmerten Thore ihre Brü= der — Tod und Verderben ein. Stahl und Flammen vertilgten die schlaftrunken durcheinander stürzenden Thüringer; nur ihr König ent= rann mit Weib und Kind und wenigen Getreuen. Vom Lärm er= weckt und mit seinem Geleit an die Burg sprengend, sah der Fran= kenkönig überrascht die vollendete Mordarbeit; doch verließ ihn die Besinnung nicht; er heuchelte Freude über das Geschehene und Un= kunde des Geschehensollenden. Und die Sachsen, deren Treuherzigkeit entweder groß oder deren Häuflein gegen das gerüstet stehende Fran= kenheer nur klein war, maßen den Worten Theodorichs Glauben bei, oder verbargen wie dieser die Stimmung ihres Herzens. Beide Theile versöhnte der Erfolg; zusammen feierte man das Siegesmahl, und erneute die alten Verträge. Als Frankenlehen und gegen einen Jah= reszins von fünfhundert Kühen erhielten die Sachsen das nördliche Thüringen; Südthüringen ward dem Herzog in den Freigauen, der auf Altwirzburg saß, zur Bewachung anvertraut. Seitdem erkannte dieses Urfranken die Könige Austrasiens als seine Schirmherren, und wird oftmals, mit dem letztern vereint gedacht, Ostfranken benannt. Scheidingen aber, dieser entscheidende Schick= salsort, verblieb den Sachsen: es sollte fortan die Scheide beider Völ= ker sein.

Reichbeladen mit Beute gingen die Königsbrüder in die Heimath. Da an Theodorich der größte Theil des eroberten Landes gefallen, erhielt Chlothar die meisten Gefangenen, darunter die Tochter des ermordeten Königs Berthar, jetzt noch ein blühendes Kind, welches bei reiferem Alter der Fürst von Soissons zu sich auf den Thron erhob. Radegonde vertauschte bald den Palast mit einem Kloster, als ihr grausamer Gemahl ihren unschuldigen Bruder ermorden ließ. Theodorich aber, angelangt in seiner Königsburg, dachte an Radegondens Oheim. Man weiß, daß Despoten die Todten fürchten, und Irmenfried lebte ja noch in Thüringens Wäldern. Zwar lag sein Thron unrettbar zertrümmert; Volk, Hof, ja selbst das eigene Weib, die Quelle des Unglücks, hatte den Gestürzten verlassen, Amalberga hatte die Flucht nach Welschland dem Aufenthalt bei ihrem hilfsbedürftigen Gatten vorgezogen*) — machtlos an Leib und Seele irrte der bestrafte Brudermörder: allein Theodorich traute auch der entschiedensten Schwäche eines Gegners nicht; er mußte zu seiner Beruhigung das Fernzeichen einer Gefahr nicht beseitigt, sondern vernichtet sehen. Darum berieth er sich mit dem thüringer Grafen Iring, mit demselben Manne, welcher bei der vorerwähnten Unterhandlung Irmenfrieds mit Theodorich des Ersteren vertrauter Abgesandter, später aber nach dem Sturz des alten Herrn mit dem neuen in das Frankenland gezogen war. Iring versprach, den Flüchtling lebendig in Theodorichs Hand zu liefern. Er suchte darauf den ehemaligen Gebieter in seinem Verstecke, gewann dessen Vertrauen, und beredete ihn durch Vorspiegelung allerlei Hoffnung und durch das Versprechen sicheren Geleits zu einer Reise nach dem fränkischen Hoflager zu Zülpich. Dort empfing den Bethörten Theodorich, und benahm ihm durch Freundlichkeit und Geschenke jeden Argwohn. Als eines Abends beide Könige auf den Wällen lustwandelten, trat der bestellte Iring hinzu, und stürzte den Arglosen in den Abgrund. Am Gestein der Tiefe verrauchte das Blut des letzten thüringischen Königs. Das Mordwerkzeug aber warf Theodorich nach dem Gebrauche weg; er gebot dem Iring, augenblicklich Austrasien zu verlassen, und nimmermehr in seinem Leben des Königs Blicken zu begegnen.

---

*) Sie fand dort Vergeltung für ihr Leben in Deutschland; ihr mächtiger Oheim, dessen Beistand sie hoffte, war todt, und sie mußte Zeugin und Mitleidende werden bei dem Verfall und Untergang des ostgothischen Reiches.

2.

Aeußere und innere Kriege; der Neffenmord.

Während Theodorich der Austrasier zum erstenmal in Thüringen kriegte, zertrümmerten dessen Halbbrüder das Burgunderreich. Auch hier mußten sich Verbrechen des Herrscherhauses dem fremden Eroberer zur Seite stellen. Gundobald, seines Stammes Kräftigster, war todt. Nach ihm regierte sein Ersterzeugter Sigismund; Gundomar den jüngern Sohn hatte der sterbende Vater, die Uebel der fränkischen Landestheilung noch vor Augen, von der Herrschaft ausgeschlossen. Der neue Monarch waltete anfangs nicht ohne Glück und Ansehen bei den Nachbarstaaten; doch das böse Verhängniß schlich im Innern seines Hauses. Er besaß einen Sohn aus früher, nunmehr durch den Tod getrennter Ehe mit Ostgotha, der Tochter des Gothenkönigs Theodorich; der Jüngling Sigerich aber lebte im Unfrieden mit seiner Stiefmutter, einem Weibe niederer Abkunft; und als nun einsmals die hochgestiegene Magd im Schmuck der verstorbenen Königin stolzirte, da schalt oder verspottete sie der Stiefsohn. Das erboste Weib sann auf Rache; sie fand Gehör bei ihrem Eheherrn, beschuldigend den Thronerben der Empörungslust, des Strebens nach der Vaterkrone — des glaubhaftesten und darum unverzeihlichsten Verbrechens vor dem Tribunal der Könige. Sogleich gebot der für sein Scepter besorgte Sigismund Sigerichs Hinrichtung; verkappte Schergen mußten den Prinzen mit Wein berauschen und erdrosseln. Die schnelle That gebar schnelle Reue. Das Gewissen des Vaters erwachte, er erkannte des Sohnes Unschuld, und warf sich verzweiflungsvoll über die Leiche hin. „Nicht ihn beweine den schuldlos Gemordeten, sondern dich den schwerverschuldeten Mörder!" rief ein vorübergehender Greis dem jammernden König zu, und der von Seelenangst Gepeitschte floh, Ruhe zu finden, in die schauerlichsten Alpenthäler. Dort, in dem entlegenen Kloster St. Moriz verlebte er seine Tage in Fasten, Gebet und Weinen.

Diesen Zeitpunkt, in dem der Regent des Landes ferne, und dessen natürlicher Schirmherr der gothische Theodorich durch seines Enkels Ermordung schwer beleidigt war, hielt Chlodowigs Wittwe Chlothilde — seit des Gatten Tod in klösterlicher Einsamkeit, bei allem Heiligenschein jedoch voll weltlicher Leidenschaft — für die beste Gelegenheit zur Ausführung langgenährter Plane. Sie wollte den Tod ihres Vaters Chilperich, den vor fünfzig Jahren der Vatersbruder Gundo=

bald verschuldet, an des Letztern Kindern und Kindeskindern rächen. In dieser Absicht berief sie ihre drei Söhne nach Lutetia, stellte ihnen mit beredter Zunge den ein halbes Jahrhundert alten Frevel vor, und entflammte ohne große Mühe die von Natur streitgierigen Jünglinge zum Rachekampf wider Burgund. In des Klosterkönigs Einsamkeit drang die Kunde von der Franken furchtbaren Kriegsrüstung; er eilte zu seiner Pfalz zurück. Durch Nachgiebigkeit und Vermittlung hoffte er den nahen Sturm zu beschwören; er gab seine Tochter dem Halbbruder seiner Gegner, dem Austrasier Theodorich. Allein die neue Verwandtschaft flößte Chlodowigs Söhnen keine mildere Gesinnung ein; sie überschritten mit Heeresmacht die Burgundergränze, und schlugen die von Sigismund und dessen Bruder Gundomar zusammengerafften Kriegshaufen in einem blutigen Treffen. Der Letztere entrann glücklich, Sigismund jedoch, als er mit Weib und Kind nach seinem früheren klösterlichen Verstecke eilte, ward von Chlodomirs Leuten eingeholt, und zu Orleans in Haft gehalten.

Kaum waren die drei Könige, mit dem Sieg und der reichen Beute sich begnügend, ins Frankenland zurückgekehrt, als der todtgeglaubte Gundomar in Burgund erschien, und die zersprengten Heerhaufen seiner Landsleute sammelnd, bald die sämmtlichen Provinzen unter seinem Scepter einte. Der nächstwohnende Frankenkönig Chlodomir von Orleans erwachte zuerst aus seiner Ruhe, und berief den Heerbann. Vor dem Feldzug beschloß er, seiner Gefangenen sich zu entledigen. Vergebens trat der fromme Abt Avitus vor den mordlustigen König, und verkündete den Segen Gottes, wenn er des büßenden Sigismund schone, im entgegengesetzten Fall aber ein gleichtrauriges Schicksal: trotzig erwiderte Chlodomir: „Der ist ein Thor, der, gegen den einen Feind ins Feld ziehend, den andern im eigenen Hause läßt, und so bedroht von Stirn und Rücken, sich zwischen zwei zermalmende Keile stellt. Ist der Hintere gefallen, so wird der Vordere leichter zu fällen sein!" Mit diesen Worten befahl er die Hinrichtung der burgundischen Königsfamilie; die Leichname ließ er in einen tiefen Brunnen werfen. Darauf zog er wider Gundomar.

Unter Jenen, die gleich Avit für des unglücklichen Sigismund Leben baten, war auch des Letzteren Eidam, Theodorich, der Austrasier. Er sah sein Fürwort vom harten Bruder abgewiesen, und ausgerottet das Haus seines Eheweibs; Ingrimm füllte seine Seele. Jetzt beim zweiten Heereszug gegen Burgund lud ihn Chlodomir zu einem Bündniß, und Theodorich, die Gelegenheit nützend, führte in Person dem

Bruder seine Mannen zu. Bei Veseronce an der Rhone stießen die Franken auf Gundomar. Die Burgunder wichen mit Absicht; Chlodomir, weit seinem Geleit voransprengend, verfolgte sie. Es war dunkel; die Gegner kannten und riefen das fränkische Losungswort. Der Getäuschte ritt mitten in den Haufen; als er die Falle erkannte, gab's keinen Rückweg mehr. Er wurde umringt und fiel von zahllosen Wunden. Sein abgeschlagenes Haupt befestigten die Burgunder an eine Lanze; die blutige Trophäe hielten sie dem fränkischen Heerbann vor. Doch dieser Akt endete weniger zu ihrem Vortheil als der vorhergehende; die Franken, anstatt geschreckt wuthentbrannt, rächten den Tod ihres Fürsten durch eine gänzliche Niederlage der Burgunderschaaren. Gundomar entfloh zum zweitenmal, und ward fortan nicht mehr gesehen. Das ganze Land nebst den seit der zülpicher Schlacht hier wohnenden Allemannen kam unter fränkische Oberherrlichkeit; Gesetz und innere Verfassung blieben ihm. Gundeuca, des gefallenen Chlodomir Wittwe, ehelichte unbekümmert um die Verwandtschaft König Chlothar; die drei hinterlassenen Knaben übernahm die Großmutter Chlothilde, des Kriegs erste Urheberin, zur weiteren Erziehung; die Erbschaft, das Theilreich von Orleans, bestand einsweilen ungetheilt unter gemeinsamer Verwaltung.

In den Tagen jenes nationalen Kampfes focht der eine Königsbruder noch eine besondere Fehde mit dem Westgothenkönig Amalarich aus. Seinen Thron zu sichern, hatte der Gothe die nach der Mutter benannte Tochter Chlodowigs gefreit; fand aber im Bündniß der Berechnung wenig Segen. Es herrschte Unlust unter dem Königspaar; beider Glaubensverschiedenheit gab Anlaß oder Vorwand. Amalarich der Arianer wollte der Katholikin Chlothilde seine Religionsmeinung aufdrängen; und als der Bekehrungsversuch mißglückte, verfolgte er sie. Auf ihren Kirchgängen soll die Prinzessin mit Koth beworfen, und zuletzt vom Ehegemahl persönlich mißhandelt worden sein. Da schickte sie ihr blutiges Schweißtuch durch einen treuen Knecht nach Paris zu ihrem Bruder Childebert, und bat um Schutz und Vergeltung. Sogleich und ohne den gleichfalls zu Hülfe erbetenen Chlothar abzuwarten, ordnete der König sein Kriegsvolk, und fiel ins Westgothenland. Vorher hatte er nach des Vaters Brauch Kirchen und Priester beschenkt, und für Geld und Geld-Versprechen einen glücklichen Ausgang sich weissagen lassen. In der narbonensischen Provinz traf er den Feind, schlug und zersprengte ihn. Der Gothenkönig selbst, als er Schutz suchend nach einer katholischen Kirche floh, ward vor den Pforten der-

selben niedergestoßen. Childebert überschritt die Pyrenäen, befreite die Schwester, und führte sie nebst den königlichen Schätzen nach der Heimath. Chlothilde aber starb unterwegs. Land fiel keines an das Frankenreich; das besiegte Volk wählte einen neuen König; mit dem gewonnenen Gold und Silber beschenkte der Sieger die katholischen Kirchen.

Aus allen diesen Kriegen und Siegen, der fränkischen Monarchie glanzvollen Außenseite, sah bald der im Marke zehrende Wurm hervor. Wo alle Säfte in die Krone schossen, mußte nothwendig der Baum leiden. Schon beim letzten Feldzug in Thüringen hatte sich auf ein Gerücht vom Tode Theodorichs die Stadt Auvergne für frei erklärt; die Minderzahl der Bewohner, an ihrer Spitze ein gewisser Arkadius, trug dem Königsbruder von Paris die Herrschaft an. Childebert erschien vor der Stadt mit Heeresmacht, und fand die Thore verschlossen. Verrath öffnete sie. Der Eroberer ließ sich huldigen, gab der Stadt eine Besatzung, und auch dann noch, als er über des Bruders Leben und Rückkehr außer Zweifel war, behielt er die Errungenschaft ohne Angabe eines Grundes. Der durch den jüngsten Krieg geschwächte Theodorich schwieg zum bösen Spiele. Als aber kurz darauf Childebert mit Chlodomir und Chothar gegen Burgund gezogen und Theodorichs habgieriges Kriegsvolk wegen der Nichttheilnahme des Königs an jener gewinnversprechenden Fehde schwierig und zu offenem Aufstand geneigt war: führte dieser sein austrasisches Geleit ins Land der Auvergner, und gab es der ungemessensten Willkür der zügellosen Bande Preis. Selbst die katholischen Priester und Kirchen wurden nicht geschont; das weckte an einzelnen Orten Widerstand; eine Erhebung der Gesammtbevölkerung stand zu fürchten. Jetzt nahm Theodorich ein milderes System an. Ihm und namentlich dem besonnenen Benehmen seines Feldherrn Hilping dankte er die Unterwerfung der vergeblich bestürmten Hauptstadt Auvergne und der umhergelegenen Festen. Das Fürwort dieses Biedermannes rettete auch den Bewohnern der auvergner Landschaft Leben und persönliche Freiheit; ihre bewegliche Habe mußten sie freilich den darauf vertrösteten Söldnern Theodorichs lassen. Darauf verpflanzte der König noch einige Einwohner, worunter auch Priester, als Geiseln nach Trier; dem zurückgebliebenen Volk gab er eine starke Besatzung und seinen Vetter Sigwald, einen erfahrenen aber hartherzigen Kriegsmann, zum Vogte.

Diesem ersten Akte folgte bald ein zweiter mehr gefährlicher. Munderich, ein mächtiger Vasall — in Wahrheit oder dem Vorgeben nach

ein Sprosse jenes alten, durch Chlodowig gefällten fränkischen Fürstenstammes — sammelte um sich die Mißvergnügten Austrasiens. Die geheime Verschwörung gedieh zum offenen Aufstand, und das Haupt derselben erklärte sich vor allem Volke zum Herzog oder König der Franken. Theodorich, überrascht und verlegen, nahm die schon öfters mit Erfolg gespielte Rolle auf. Er sandte Boten zum Nebenbuhler, und trug ihm Freundschaft, Vergleich und einen Theil der Herrschaft, vor Allem jedoch eine Unterredung in seiner Hofburg an. Als aber Munderich, eingedenk der Schicksale Irmenfrieds, zur Botschaft sprach: „Ich bin ein Fürst so gut als Theodorich; hat dieser mit mir zu sprechen, so mag er meine Behausung suchen!" da ließ der Durchschaute die Maske fallen, und brach sogleich mit zahlreicher Mannschaft gegen den Feind auf. Munderich, zu schwach in offenem Felde, warf sich in das hohe Bergschloß Vitry; das vertheidigte er mit unbesieglicher Tapferkeit. Das Heer der Belagerer schmolz; zum zweitenmal sah sich Theodorich auf das alte Spiel verwiesen. Er berief seinen getreuen Aregisel, und gab ihm Auftrag und Vollmacht, den Insurgenten um jeden Preis aus der Welt zu schaffen. Unter dem Namen eines Friedensboten begab sich der Scherge in die Felsenburg. Er bewies dem Graven, wie bei längerer Belagerung sein Schloß, wenn gleich nicht durch Sturm, denoch durch Hunger, und dann auch das Haupt des Hartnäckigen fallen müsse; dagegen bot er ihm bei schneller, freiwilliger Uebergabe des Königs Gnade und Versöhnung an. Wie nun Munderich ungläubig darein sah, und ohne Hehl seine Ahnung eines blutigen Schelmenstückes aussprach: legte Aregisel die Hand auf den Altar der Schloßkirche, und schwor dem Graven feierlich Vergessenheit des Vorgefallenen und sicheres Geleit zu. So über allen Zweifel hinaus, verließ Munderich seine Burg, und schritt Arm in Arm mit Aregisel nach dem Königslager. Am Fuße des Berges standen Bewaffnete, die unverwandten Auges auf das Paar hinblickten. „Was betrachtet ihr so den Munderich, als ob ihr vorher niemals ihn gesehen?!" rief Aregisel, und gab dadurch das verabredete Zeichen. Die Söldner näherten sich. Munderich aber, den Plan errathend, durchbohrte rasch mit seinem Speer den unbesorgt neben ihm gehenden Verräther; von der Burg aus fiel dem Gedrängten sein Geleit zu, und erst nach furchtbarer Gegenwehr und umringt von Hügeln erschlagener Königsdiener verblutete die sterbend sich rächende Männerschaar.

Dieser Aufstand, aus dem offenbar die Unzufriedenheit des Volkes sprach, führte die Beherrscher unter sich näher. Theodorich und Chil-

debert schloßen damals ein Bündniß; es sollte zwischen beiden ewiger Friede sein. Da aber Keiner der Neuverbündeten dem Eidschwur des andern traute, stellte man zu besserer Gewähr gegenseitige Bürger oder Geiseln. Die Söhne der edelsten Römer und Gallier im Austrasierreich wurden nach Paris, und die von Paris nach Metz verpflanzt. Der so bekräftigte Vertrag währte sieben Monde; dann kehrten mit der alten Natur die alten Händel wieder. Mordgedanken füllten die Brust beider Könige; keiner aber wagte oder vermochte dem andern nah zu kommen. Da übten die Erbitterten ihre Rache an einem drittern Gegenstand; wie in stillschweigender Uebereinkunft verkaufte jeder von ihnen die unfreiwillig eingesetzten Bürgen als Sclaven. Nur Flucht in die Kirche rettete Einige dieser Unglücklichen; andere konnten nur durch große Summen von ihren Verwandten erkauft werden. Nach dieser mißglückten Allianz versuchte Childebert eine neue mit dem Bruder Chlothar; diese sollte von längerer Dauer und das Blut der Blutsfreunde der Schandthat Mörtel sein.

Zu Paris, der Königsburg Childeberts, verweilte eben Chlothilde mit ihren Enkeln, den Söhnen des erschlagenen Chlodomir. Gleich nach dem Tode des Vaters hatte, wie schon gemeldet, die Großmutter die unmündigen Kinder zu sich genommen; jetzt, wo der älteste derselben, Namens Theudowald, zu einem zehnjährigen Knaben gereift war, mochte sie wohl an baldige Einsetzung in das Vatererbe denken. Das merkte der habgierige Childebert. Sogleich berief er seinen Bundesgenossen von Soissons. Chlothar kam nach Paris, und verständigte sich mit seinem Bruder über den Mordplan. Beide baten ihre Mutter um Zusendung der Knaben; sie, die Oheime, wollten die Neffen nach Orleans führen und dort auf den königlichen Schild erheben. Freudig vernahm Chlothilde diesen Vorsatz; sie bewirthete noch einmal ihre Lieblinge, und beim Abschiede sprach sie gerührt: „Von nun an wird mir der Tod meines Sohnes Chlodomir minder schmerzlich sein, wenn ich auf seinem Thron euch seine Sprossen sehe.“ — Die Knaben traten in der Oheime Palast; doch nicht der gehoffte Empfang harrte ihrer; sie wurden augenblicklich von ihrem Gefolge durch entlegene Gemächer abgesperrt. Darauf sandten die Könige den Römer Arkadius zu ihrer Mutter; der zeigte ein bloses Schwert und eine Scheere, und sprach zur Staunenden: „Entscheide über deiner Enkel Geschick! Wähle hiemit zwischen abgeschlagenen oder geschorenen Häuptern!“ Und die alte Königsfrau, entweder im gränzenlosen Stolz oder sinnverwirrt durch die fürchterliche Täuschung, rief zum Höfling: „Gut! wo nicht auf

dem Throne, will ich meine Enkel lieber im Sarge als in der Mönchskutte schauen!" Ohne Verzug entfernte sich der Bote, und hinterbrachte seinen Gebietern die hingeworfenen Worte ihrer Mutter. Nun schritten Childebert und Chlothar in das Knabenzimmer. Der Letztere ergriff sogleich den ältesten Neffen, warf ihn nieder, und stieß ihm das Messer durch die Brust. Bei des Bruders Todeskampf warf sich der siebenjährige Günther auf die Kniee, umschlang den Fuß seines Oheims Childebert, und rief schmerzvoll: „Liebster Vater! hilf mir, daß ich nicht sterben muß wie mein Theudowald!" Da traten dem Ruchlosen selbst die Thränen ins Aug, und er flehte zu Chlothar: „Nimm Alles von mir! nur schenke mir das Leben dieses Knaben!" Dieser aber, dem Tiger gleich, der Blut verkostet, schrie dräuend: „Zurück du wankelmüthiger Urheber dieser Mordscene! Reiß dich von dem Knaben los, oder du stirbst für ihn!" Da schleuderte der geschreckte Childebert den Knaben weg, und Chlothar empfing den Taumelnden mit einem tödtlichen Stoß in die Weiche. Noch saß der dritte Sohn Chlodomirs, ein zartes Kind, auf dem Fußboden des Gemaches. Jetzt aber traten beherzte Männer ein, entrissen den noch Lebenden den Mördern, und verbargen ihn. Dieser Namens Chlodoald, hat sich in späterer Zeit selbst das Haupt geschoren, und als Mönch ein stillfrommes Leben geführt. — Nach vollbrachter That verließen die Könige auf verschiedenen Wegen Lutetia; vorher hatten sie sämmtliche Diener der Prinzen tödten lassen. Zu Orleans trafen sie wieder zusammen, und vertheilten unter sich den Nachlaß Chlodomirs; der Großmutter aber überließen sie die Leichname der beiden Knaben zur Beerdigung.

3.

Fortgesetzter Verwandtenmord; der Ostgothenkrieg.

Zu dieser Zeit der Greuelthaten im Königshause und dumpfer Betäubung unter dem Volke waren Ost- und Westgothen in das fränkische Reich gefallen. Die Herrscher zu Metz und Soissons sandten ihre beiden Erstgeborenen Theodebert und Günther wider diese Feinde; doch die Gothen selbst entschlossen sich zum Rückzug. Darauf kehrte der Sohn Chlothars in die Heimath; Theodebert aber, ein kühner Kriegsmann, verfolgte die Weichenden bis in das eigene Land, und zertrümmerte dort Städte und Burgen. Bald jedoch rief ihn die Kunde von Theodorichs schwerer Erkrankung aus dem Feldlager. In großer

Eile durchzog er das inmitten liegende Gebiet seiner Oheime; zu Metz fand er des Vaters Sterbebett. Wenige Tage vorher hatte der Sohn Chlodowigs sich noch einmal im väterlichen Brauch geübt. Seinen Vetter Sigwald, den Statthalter zu Auvergne, ließ er ohne Angabe eines Grundes hinrichten; gegen Giwald, dessen Sohn, der im Krieg gegen die Gothen diente, war gleichfalls Mordbefehl an Theodebert ergangen. Dieser aber, menschlicher als sein Erzeuger, hieß den Jüngling fliehen und einsweilen sich im Ausland bergen; nach des Verfolgers Tod rief er ihn zurück, und vergütete unverschuldetes Leid durch auszeichnende Behandlung. So in letzter Stunde die Seele belastend mit dem Mord eines Verwandten, verschied König Theodorich, des Vaters Ebenbild in Kriegsruhm, Kraft und Klugheit, aber auch in allen Leidenschaften und Lastern und namentlich in treuloser Grausamkeit (534). Seines Lebens zählte er einundfünfzig Jahre und dreiundzwanzig seiner Regierung.

Schon in den ersten Wochen seiner Schilderhebung bedrohte den neuen König Theodebert das Geschick seiner Vetter, der unglücklichen Söhne Chlodomirs. Die habgierigen Oheime Childebert und Chlothar schwuren auch ihm den Untergang; mit einem furchtbaren Heere warfen sie sich auf Austrasien. Theodebert aber bot die Ostfranken auf; die neustrasischen Meuchler sollten erfahren, daß ein schlachtgewohnter Mann nicht so leicht als wehrlose Knaben zu erdrücken sei. Schon standen sich beide Theile gegenüber: da kehrte zuerst die Vorsicht beim bösen Gewissen ein; die Oheime boten die Hand zum Frieden, und der Neffe bestätigte ihn, dem Schein zu Gefallen, durch einige Geschenke. Von nun an bewarb sich vorzüglich der kinderlose Childebert um die Freundschaft des stattlichen Verwandten; er lud ihn nach Paris seiner Hofburg, bewirthete und beschenkte ihn dort auf das Glänzendste. Ja er setzte ihn zu seinem Sohn und Thronfolger ein. Leider frommte die neue Vaterschaft mehr dem Regenten als dem Menschen Theodebert; der nahe Umgang mit dem ergrauten Uebelthäter blieb auf sein von Natur edles Gemüth nicht ohne üble Folge. Das Bündniß zwischen beiden ward um so fester, als jenes zwischen Childebert und Chlothar sich lockerte. Schon war der Bruderzwist zum Bruderkrieg geworden, schon war Chlothar von einer furchtbaren Heeresmacht der Neuverbündeten in einem Wald umzingelt, und, wie es schien, rettungslos verloren: da bewirkte das Flehen der greisen Mutter Chlothilde, mehr aber noch eine ernste Mahnung der fränki-

schen Stände gleichwie ein wichtiges Ereigniß im nahen Ausland Vergleich und scheinbare Versöhnung.*)

Im benachbarten Italien brauste der Vertilgungskampf zwischen den Ostgothen und der überlebenden Hälfte des Römerreichs, dem morgenländischen Kaiserthum. Der große Theodorich war nicht mehr; mit des Meisters Tod sank die nur halbvollendete Schöpfung. Den Königsnamen erbte ein unmündiger Enkel; das Staatsruder führte des Todten Tochter, des Lebenden Mutter Amalasuentha. Der schwache Athalarich starb als Jüngling; die Königin Mutter erhob nun ihren Vetter Theodat zum Gemahl, und bewirkte dessen Wahl zum Gothenkönig. Dieser aber verbannte seine Wohlthäterin erst auf entlegene Insel, später ließ er sie dort ermorden. Der Tod der klugen Regentin erregte große Gährung bei ihrem Volke. Diesen Zustand hielt der Kaiser zu Byzanz für eine günstige Gelegenheit zur Rache an alten Feinden gleichwie zur Wiedereroberung Italiens. Sein großer Feldherr Belisar, der Unterjocher Afrikas, landete mit Heeresmacht in Sizilien; bald loderte die Kriegsflamme von der Insel hinüber auf das Festland. Es galt einen Kampf auf Sieg und Untergang; beide Theile suchten Bundesgenossen; Italiens nächster und mächtigster Nachbar war das Westfrankenreich. — Zuerst begrüßte die Frankenkönige der byzantinische Kaiser. Seine Boten sprachen eingangs von der Religion und von der nothwendigen Verbindung aller guten Katholiken gegen das arianische Ketzerthum. Dann hinterlegten sie baares Geld und Verheißungen größerer Summen für den Fall treuer Bundesgenossenschaft. Das Geld nahmen und theilten die Könige; ihre Theilnahme am Kriege wollten sie in Erwägung ziehen. Schon war ein ganz anderer Plan unter ihnen festgesetzt. Wohl erkannten sie die Nothwendigkeit, den Gährungsstoff im Königshause sowohl als im Volke nach Außen zu leiten; auch waren ihnen die Gothen verhaßt und Feinde ihres Stammes von Alters her: allein auch die Römer waren es; und welche von jenen beiden Nationen siegte, und

---

*) Gregor von Tours in bekannter Manier schreibt diesen Frieden einem Wunder zu. Der Himmel, der den gottesfürchtigen (das heißt gegen die Priester freigebigen) Chlothar in seinen besondern Schutz genommen, zerschellte das Heer seiner Gegner durch ein fürchterliches Ungewitter, während auf die Lagerstätte seines Lieblings kein Regentropfen fiel, kein Blitz gesehen, kein Donner gehört wurde. Die verbündeten Könige baten nun als reumüthige Sünder um Frieden. — Da Gregor kurz vorher die schauderhaften Mordthaten Chlothars erzählt und bekräftigt: muß man diesem Autor noch mehr Unverschämtheit als Abgeschmacktheit zuerkennen.

Welschland mit seinen Alpenpässen zum festen Besitz erhielt, die wurde der gefährlichste Nachbar für das fränkische Gallien. Darum sannen jetzt die Frankenkönige auf beider Theile Vernichtung; und das sicherste Mittel zu diesem Zweck schien ihnen ein doppelter Verrath zu sein. Vielleicht ward dann Italien selbst der zweite Preis ihrer treulosen Staatskunst.

Nach Verabschiedung der kaiserlichen Gesandtschaft beschickten Childebert, Chlothar und Theodebert gemeinschaftlich den Gothenkönig Theodat, und forderten Rechenschaft wegen der Ermordung Amalasuentha's, einer Anverwandten des fränkischen Herrscherstamms. Theodat, schon hinreichend gedrängt durch einen Feind, fand gegen den neuen Dränger kein anderes Vertheidigungsmittel als Geld. Zugleich bewarb er sich um den Beistand der Franken gegen die Römer, und bot dafür das letzte Besitzthum der Ostgothen in Gallien. Während dieser Unterhandlung fiel der Mörder Amalasuenthas durch sein eigenes Volk; Wittigis, des Aufstands Haupt, ward auf den königlichen Schild erhoben. Sogleich überschritt der fränkische Heerbann die Gränze. Nun berief Wittigis die Gothen zu einer Landsgemeinde nach Ravenna; er schilderte die verzweifelte Lage seines Reiches zwischen zwei Feinden, und überzeugte Alle von der Nothwendigkeit, den von Theodat entworfenen Vertrag zu bestätigen. Die Frankenkönige erhielten die Landschaft Provence nebst zwanzig Centnern Goldes. Dafür wollten sie mit gegen den Kaiser fechten, zwar zur Zeit noch nicht offen; doch sollten insgeheim oder unter dem Schein eines freiwilligen Zuzugs zehntausend Burgunder zum gothischen Heerbann stoßen. Nach Ankunft dieser Hilfs-Schaar wendete sich das bisher den Römergriechen günstige Kriegsglück; die Gothen eroberten Ligurien wieder, und vernichteten das Bollwerk der Byzantiner, die große Stadt Mailand nebst Dreimalhunderttausend ihrer Bewohner.

Der Kaiser Justinian merkte das falsche Spiel; zu schwach, sich zu rächen, wollte er es zu seinem Vortheil kehren. Von Neuem betrieb er die Unterhandlungen mit dem treulosen Hause; er sandte Geld und Geldeswerth, entsagte urkundlich der bisher noch in Titeln geltenden Oberherrlichkeit der Imperatoren über Gallien, und gestand hiemit den fränkischen Dreiherren das Recht zur Prägung goldener Münzen unter der Firma „Augustus“ zu. Diese gelobten dafür einen baldigen Waffenzug nach Welschland. Dort wüthete eben der heftigste Kampf zwischen Wittigis und Belisar. Nun hielten Childebert, Chlothar und Theodebert eine geheime Berathung; die Oheime sollten

zurückbleibend das Land gegen einen möglichen Streifzug der Westgothen decken; der Neffe mit Hunderttausend Mannen überschritt die Alpen. Friedlich zog er durch Ligurien; die von Belisars beiden Unterfeldherren gedrängten Gothen jubelten über die nahe Ankunft deutscher Schlachtgefährten. Diesseits des Poflusses, dessen feste Brücke für die vermeintlichen Freunde ohne Wache blieb, zogen die Sorglosen von ihrem Lager aus den Ankömmlingen festlich entgegen; allein statt des Gegengrußes empfingen sie Speerwürfe und tödliche Wunden. Besinnungslos stürzten sich die Getäuschten gerade auf das gegenüberstehende Oströmerlager; dort warteten wieder Schwert und Tod auf sie; nur wenige erreichten unverwundet ihre Hauptstadt Ravenna. Darauf näherte sich das Römerheer, welches in dem Besieger und Verfolger seiner Feinde den König Theodebert erkannte, dankbar grüßend dem unerwarteten Bundesfreund; doch auch hier verwandelte sich die freudige Hoffnung in fürchterliche Enttäuschung. Die Franken stürzten gerade so auf die Römer wie auf die Gothen, zersprengten mühlos die einzelnen Haufen, und trieben sie bis nach Tuscien. Auf diese Art ward Theodebert Meister von zwei Lagern gleichwie von der Landschaft Ligurien.

Früchte des Verrathes dauern selten. Belisar, der mit dem Hauptheer der Byzantiner in Unteritalien stand, näherte sich; vorher schrieb er an Theodebert: „Meineid steht keinem auch nicht dem geringsten Menschen schön, am allerwenigsten einem großseinwollenden König. Du, mein Vortrefflichster, hast ein heilig Bündniß mit dem Römervolk gebrochen; du wirst erfahren, daß diese Schmach sein großer Kaiser rächen kann. Besinne dich bei Zeiten, auf daß dir nicht bei dem Haschen nach fremdem Gut das eigene Besitzthum verloren gehe.“ Die Mahnung beunruhigte den König mehr als die Drohung; die üble Gemüthsstimmung nach einer schlechten That stellte sich bei ihm und seinem Heere ein. Dazu gesellte sich bald die äußere Folge der innern Verwirrung. Der Vorrath in beiden Lagern war aufgezehrt; der König hatte keine Vorsorge für Magazine und Proviant getroffen. Die Franken wandten sich nach der Provinz Aemilia, fanden aber nichts als wüste Strecken und verlassene Dörfer. Kärglich nährten sie sich von dem noch im Freien irrenden Schlachtvieh, und tranken das trübe Wasser aus dem Posluß. Da kamen Seuchen unter das Heer, und rafften den dritten Theil der Menschen hin. Die Ueberlebenden aber umringten den König, schalten ihn ob seiner Fahrlässigkeit, und begehrten schleunige Rückkehr ins Vaterland.

Allem Gewinn in Italien den Rücken kehrend, zog Theodebert mit seinen gelichteten Schaaren nach Frankreich.

Mit erneuter Wuth flammte der Kampf zwischen Ostgothen und Byzantinern; fast allenthalben blieben die Letzteren Sieger. Da beschloß der Feldherr Belisar, das lange Kampfspiel mit einem raschen Schlag zu enden; unvermuthet erschien er mit gesammter Macht vor Ravenna, und belagerte den König in seiner Hauptstadt. Das Werk Theodorichs neigte sich. Die drei Frankenkönige aber, als sie die Kunde von der Gothen nahem Sturz vernahmen, fertigten Eilboten an den bedrängten Fürsten, und boten ihm einen augenblicklichen Zuzug von fünfmalhunderttausend Mann an. Als Preis ihrer Hülfe begehrten sie die obere Hälfte Italiens: die untere sollte den Gothen werden. Wittigis versammelte seinen Rath; hier erschien aber auch eine Gesandtschaft der davon unterrichteten Römer. Diese trug vor: „Ein Heer von einer halben Million Menschen ist nicht mehr Bundesgenosse, sondern Herr im Land. Deine Zukunft, o König der Gothen, magst du aus dem Schicksal der letzten Herrscher von Burgund und Thüringen lesen; die jüngste Aktion am Posluß gibt dir einen Schlüssel. Auch kannst du der von den Söhnen Chlodowigs im eigenen Hause verübten grausenhaften Schlächtereien denken, und danach ihre Nächstenliebe gegen Fremdlinge bemessen. Wähle nun zwischen Franken und Untergang oder Römern und anständigem Leben!" Die Wahl schwankte nicht. Zwar durften die Gothen auch nicht auf die Redlichkeit der Byzantiner bauen; doch blutete die jüngste Wunde, die vorjährige Treulosigkeit Theodeberts, am stärksten an ihrem Herzen. „Besser ist's, rief ein Gothe, einem großmüthigen Feind sich zu überliefern, als einem untreuen Freunde!" Mit diesem Bescheid verließen die Gesandten die Stadt; so mußte das Frankenvolk mit Verlust und Schmach die Schuld seiner Könige büßen. Alsbald thaten sich die Thore Ravenna's den Belagerern auf. Den Gothenkönig schickte Belisar nach Konstantinopel; dort ernannte ihn der Kaiser zum Patrizier. Italien ward eine Provinz des oströmischen Kaiserreichs. Der Rest der ostgothischen Männer jedoch unterwarf sich nicht; auf einer Landsgemeinde in den ligurischen Bergen wählten sie einen neuen König, und setzten unter diesem und seinen Nachfolgern den alten Kampf gegen die Römer fort.

Die Franken grollten wegen des schlechten Rufs ihrer Könige beim Ausland; bald fanden sie eine Gelegenheit, sich zu äußern. Theodebert halte vor sieben Jahren im Westgothenkrieg die Deuteria, die

Gattin eines noch lebenden Römers geehlicht, wo er doch mit Wisigarde, der Tochter des Langbartenkönigs Wacho versprochen war. Jetzt trug das Gerücht dem emporgekommenen Weib ein furchtbares Verbrechen nach; den Tod der eigenen Tochter aus erster Ehe, deren Jugendschöne den Stiefvater Theodebert anzog, sollte die Eifersüchtige verschuldet haben.*) Austrasische Männer erschienen in der Hofburg, und fragten den König, warum er einer Kriegsgefangenen willen der rechtmäßigen Braut sein Wort gebrochen? Der König, betroffen durch den ernsten Ton, wagte diesmal nicht, dem Volkswillen zu trotzen; er verstieß sein bisheriges Eheweib, und vermählte sich mit der langbartischen Königstochter. Vielleicht der Unmuth über diese Stimmung seiner Landsgenossen trieb ihn diesmal zum Kriegsschauplatz. Dort loderte eben noch einmal die ersterbende Flamme der Ostgothenkraft gegen die byzantinischen Unterdrücker auf. Totila, ein Held, werth des großen Reichsbegründers Theodorich, führte sein Volk; er drängte die Oströmer bis in die süditalischen Gebirge. Da stieg der austrasische König mit seinem Geleit die cottischen Alpen herab, und besetzte ohne Schwertstreich Ligurien und Venetien. Die in beiden Landschaften streifenden Gothen- und Römer-Posten warfen sich in die festen Plätze; Totila aber, von diesem Gewaltstreich hörend, mochte seinen dermaligen Siegeslauf nicht durch einen gefährlichen Seitensprung unterbrechen. Von freien Stücken trat er Ligurien an die Franken ab; ja, um den Feind im Rücken ganz zu versöhnen, warb er um die königliche Jungfrau Berthoara. Der Tochter Hand verweigerte der Franke; doch ließ er von nun an die Gothen in dem noch übrigen Besitzthum ungestört, während er minder friedlich gegen die in Venetien sich haltenden Römer dachte.

In dieser Zeit vernahm Theodebert von einer Prahlerei des Oströmerkaisers, der sich in seinen amtlichen Titulaturen den „Besieger der Franken" hieß. Justinian meinte wahrscheinlich damit den jüngsten von Noth, Seuchen und Aufruhr gebotenen Rückzug Theodeberts aus Italien; im Waffenkampf hatte er die Franken niemals überwunden. Solchen Schimpf ertrug das stolze Herz nicht; es sann auf ungewöhnliche Rache. Nachdem die beiden Ohme Childebert und Chlothar, alternd schon und ohnedieß beschäftigt durch den steten Klein-

*) Wilde Ochsen, die aus Versehen oder absichtlich an die Sänfte des Mädchens gespannt waren, stürzten sich mit ihr von der Maasbrücke zu Verdun in den Strom hinab.

krieg mit den spanischen Westgothen, vor dem großen Plan des Neffen zurückgetreten: trug dieser auf einem Märzfeld der Austrasier die allen Deutschen*) gemeinsam widerfahrene Schmach vor, und beredete die Mehrzahl der Mannen zu einem entscheidenden Waffenzug durch Pannonien, Mösien, Thracien bis vor die Thore Konstantinopels. Das oströmische Kaiserreich wollte Theodebert stürzen, wie weiland Alarich das westliche. Schon hatte er die zu Austrasien hörigen Völker Süddeutschlands, die Allemannen, Schwaben und Bajern**) zur Folge gerufen, auch mit Audoin und Tharsind, den Fürsten der in Pannonien hausenden Langbarten und Gepiden, einen Bund gemacht: da trat das Schicksal rettend für die Byzantiner auf, und rief ihren gefährlichsten Feind von der Weltbühne. An einer Wunde von der Jagd eines Urs, oder, wie andere schreiben, an einer langwierigen Krankheit starb Theodebert — bei allen Irrthümern, Lastern und Verbrechen der Beste der Merowinger, da ihm von der Natur bei einem kräftigen Geist ein zuweilen menschlich schlagendes Herz nicht versagt war. Diesem Vorzuge dankte der Lebende seines Volkes Langmuth, die oft durch geistige und körperliche Belastung dem Bruche nahe stand. Diese rückhaltende Macht übte der König auf der Bahre nicht mehr; der schwerverhaltene Groll brach los, und traf des Todten nächste Umgebung, den Günstling Parthenius. Selbst das Heiligthum der Kirche schützte den einst so gewaltigen Minister nicht. Das lang vergeblich nach ihm suchende Volk fand ihn endlich in einer Truhe bedeckt mit Kirchenornat; die Bitten wie die Drohungen der umstehenden Priester verlachend, riß man den Unglücklichen aus der Freistatt, und steinigte ihn an einem Schandpfahl zu Tode. — Kurze Zeit nach ihrem Stiefenkel (548) starb

---

*) Justinian nannte sich auch den Besieger der Allemannen, Langbarten und der Germanen überhaupt.

**) Die Bajern sammt den Norikern folgten dem Frankenreich. Der ostfränkische König, als der Bajern höchste Obrigkeit, bestätigte den vom Volk zu wählenden Herzog; dieses Wahlrecht des Volkes beschränkte sich auf das Geschlecht der Agilolfinger. Ein untüchtiges oder unredliches Glied dieses Hauses, namentlich ein ohne Grund gegen seinen Vater empörungslustiger Sohn, verlor seine Wählbarkeit und Vermögen, und sollte dem Buchstaben des Gesetzes nach nichts besitzen, als was ihm des Frankenkönigs Gnade ließe. Nach Absterben der übrigen Geschlechtszweige konnte der Frankenkönig diesem oder auch jedwedem andern das herzogliche Amt verleihen. — Außer Bajern folgten zu Theodeberts Zeiten den Ostfranken noch die Schwaben, Allemannen, Thüringer, ein Theil der Sachsen, die Niederrheinischen und Belgier, weshalb auch der Gothe Jornandes die Franken die Herren von Deutschland nennt.

auch die alte Königin Chlothilde, und ihr Leichnam ward in der Peterskirche zu Paris neben dem ihres Gatten Chlodowig beigesetzt. „Diese Frau — bemerkt der Chronist — hat die Westfranken zu dem christlichen Glauben gebracht, und war übrigens keusch und freigebig; dabei aber auch höchst hochmüthig und rachgierig, also mehr scheinheilig als rechtschaffen fromm."

4.

Der Ostgothen Untergang.

Theodeberts und Deuteria's vierzehnjähriger Sohn, ein Knabe von schwächlichem Körperbau, jedoch nicht ohne Talent und von einem gutgewählten Rath umgeben, bestieg den austrasischen Königsstuhl. In den ersten Wochen seiner Regierung empfing er zu Metz den Gesandten des byzantinischen Kaisers Justinian; dieser forderte die oberitalische Eroberung Theodeberts an seines Herrn Reich zurück; zugleich trug er Vollmacht, mit den Franken ein Bündniß wider Totila abzuschließen. Seine Sprache war lockend, mahnend, selbst drohend, je nachdem die gute Gelegenheit zu Gewinn und Rache an den alten gothischen Feinden, oder die Treulosigkeit Theodeberts gegen die Römer und die Sohnespflicht in Auswetzung der Vatersschuld zum Vortrag kam. Beides fand bei den königlichen Räthen den gewünschten Eingang nicht. Theudowald entgegnete dem Byzantiner: „Euer Antrag kömmt eben so zur Unzeit als Ungebühr. Die Franken leben jetzt mit den Gothen in Freundschaft; brechen wir diese wankelmüthig, so könnt ja auch ihr nicht auf unsere Treue bauen. Das von Gothen und Römern geräumte Ligurien war herrenlos; dieß und Totila's urkundlicher Verzicht rechtfertigen meines Vaters Besitznahme. Gehörte aber, wie ihr behauptet, das Land vor Zeiten euch, und ward es später nur von den Gothen euch genommen: so sollet ihr gerade froh sein, daß den Raub der Räuber wieder verloren hat; oder wahrlich euer Kaiser ist neidisch und undankbar. Uebrigens bin ich als Selbstbetheiligter bereit, von einem unpartheiischen Schiedsgericht Recht zu nehmen." Nach diesem sandte Theudowald einen fränkischen Mann Namens Leuthard nach Konstantinopel, der den Franken unter dem Beding ihrer Neutralität bei der Ostgothen Todeskampf die Verzichturkunde des Kaisers auf Ligurien brachte.

Jetzt drückte Kaiser Justinian mit äußerster Kraft auf sein lang ersehenes Ziel, auf Wiedereroberung der einst zum Römerstaate ge=

hörigen Provinzen hin. Das italische Ostgothenreich, die halbverfallene Vormauer des neuen Germanenthums, mußte zuerst fallen. Die Westgothen zu beschäftigen, die durch innere Kriege Geschwächten vielleicht jetzt schon aus ihrem Besitz zu treiben, landete eine Römerflotte in Hispanien; in Italien aber trat an Statt des großen, dabei menschlich gesinnten Feldherrn Belisar der finstere Castrate Narses. Zahllose Schaaren vom Kaiserreich und Ausland, Mongolen und Perser, leider auch Völker deutschen Ursprungs, namentlich Langbarten und Heruler führte er vor Istriens Gestaden an den Etschfluß; dort auf neutralem fränkischem Gebiete suchte er den Uebergang. Am Brückenkopf stand eine Schaar Austrasier; Narses forderte sie bei ihrer Bundesgenossenschaft zu den Römern zum Durchlaß auf. Der Obrist Hamming jedoch, tiefer als sein König in den Plan der Byzantiner blickend und darum ohne Hehl den Gothen zugethan, entgegnete kurz: „So lang ich noch mit einer Hand den Speer halte, kömmt hier kein Römer durch!" Narses wagte nicht, der Franken Gränze zu verletzen, und wo diese schloß, in Verona lag eine starke ostgothische Besatzung. Er zog daher weiter abwärts an die Pomündung; über die sieben Sümpfe ließ er Brücken schlagen. So erreichte er unbemerkt die Apenninen; bei den sogenannten gallischen Gräbern überraschte er das Gothenheer. Die Gothen verloren die Schlacht, und der im eilfjährigen Kampfe unbesiegte Totila selber sank, mit ihm die letzte Säule der zusammenbrechenden Ostgothenmacht (552).

Des Volkes Größter war todt, doch nicht der Muth und die Hoffnung der Ueberlebenden. Die Heerestrümmer aus der Apenninenschlacht, die Stromwachten an Etsch und Po sammelten sich am Tessin; hier in ihrer letzten Landsgemeinde beschlossen sie, noch einmal ihr Heil dem Schwert zu vertrauen. Tejas, ein rüstiger Kämpe, ward zum Herzog oder König gewählt. Wohl erkennend, daß sein gelichteter Volksstamm ohne fremde Hilfe zu machtlos gegen das Rollen des Kolosses stand, suchte er vertrauensvoll und um jeden Preis, selbst um den gänzlicher Verschmelzung mit dem Frankenreich, den Beistand des austrasischen Königs: allein Theudowald, entweder zu schwach an Geist, ganz die Bedeutung und Folgen dieses Kampfes aufzufassen, oder zu interessirt, mit dem römischen Autokraten zu brechen — er umging den Antrag, und die übrigen Franken sandten dem männerbedürftigen Volke fromme Wünsche zu. So von allen verlassen, verließ Tejas sich und die Seinen in der Stunde des Todes nicht. Er eilte nach Campanien; die Bergfeste Cumä, der Aufbewahr=

ungsort der ostgothischen Reichsinsignien, war von den Römern belagert. Diese aber genau von seinem Plane unterrichtet, schnitten ihm die Zufuhr ab; Tejas mußte die entscheidende Schlacht wagen. Er verlor sie und sein Leben nach fürchterlicher Gegenwehr (553). Mit dieser Niederlage war das Ostgothenreich in Italien nach sechzigjährigem Bestande aufgelöst; Cumä und die übrigen Festen ergaben sich; die wehrlose Bevölkerung ließ Narses seinem Kaiser Treue und Gehorsam schwören. Der Rest des Heeres jedoch, und Alles, was noch ein männliches Herz im Busen trug, verweigerte den Eid; geführt von Hildulf überschritten einige Tausend Männer und Jünglinge den Pofluß, und lagerten sich unter den Alpen des südlichen Helvetiens. Von dort aus bereiteten sie im Stillen die Befreiung ihres hart vom Römerjoch gedrückten Volkes vor.

Als nun im kommenden Lenz der freigesinnteste Zweig des Ostgothenstammes, die Bevölkerung an beiden Poufern zum Aufstand reif, und auch die südwärts daranstoßende Nachbarschaft der Kaiser-Regierung müde war: da erschienen geheime Boten in der Hofburg Theudowalds und baten mit rührenden, ernsten Worten den natürlichen Schirmvogt der Ostgothen, den Herrn von Ligurien und Venetien, um Beistand. „Es ist die letzt' und höchste Zeit — so schloß ihr Sprecher — Germaniens sinkende Vormauer gegen das erbfeindliche Römerthum zu unterstützen. Wir Ostgothen fechten für eine gute Sache, für ein im ehrlichen Waffenkampfe nicht etwa gegen Römer, sondern gerade gegen Römerfeinde, die Turzelinger, erworbenes Vaterland. Doch solcher Entschuldigung bedarf es nicht, wo mächtiger als unser Unglück das eigene Interesse zu den Franken spricht. Bedenkt, daß nach unserem Sturze das zermalmende Gewicht auf euch fällt! Bedenkt, daß die Pläne des herrschgierigen Kaisers, neugenährt durch seine Siege in Afrika, nimmermehr ein Geheimniß sind. Ueber die Leiche des Ostgothenvolkes führt der Weg zu den Alpen, von da durch Gallien an und über den Rhein, zum alten Schauplatz römischer Frevel und Eroberungen. Dann werden die letzten freien Völker untergehen. König der Franken! wer den günstigen Augenblick verschläft, der erwacht in böser Stunde. Jetzt noch liegt es in deiner Macht, das Feuer in des Nachbars Haus zu dämpfen, auf daß es nicht in die eigene Wohnung schlage, und um so gewisser dich vernichte, wenn dann zu unserer Vergeltung auch deine Nachbarn so kalt und theilnahmlos an der Stätte deines Elends stehen."

Diese Rede ergriff des Königs Herz; er mochte wohl das unglückliche Volk erhalten, und dadurch die entferntere Gefahr für die eigene Person beseitigt sehen. Doch ohne Krieg war dies nicht möglich; und diesen scheute er noch immer. So trug auch diesmal des Geistes alte Lauheit und der Staatsklugheit Schaukel-System über der Seele edlere Regung und über tiefere Berechnung den Sieg davon. Anders geschah's im fränkischen Volke. Hier wurden Millionen Stimmen für die verlorene Sache laut, fordernd die Wiederherstellung des Gothenreiches. Vorzüglich nahmen sich zwei Herzoge aus den Rheinlanden, die Brüder Leuthar und Butulin der Gothen mit warmem Eifer an; im Namen Aller redeten sie zum König, und mehr mit dessen stillschweigender Bewilligung als auf dessen Geheiß erließen sie den Aufruf an ihre Landsgenossen. Bald strömten vom Rhein und Main, vom Neckar und Schwarzwald bewaffnete Mannen zu, und schon nach wenigen Wochen eilten fünfundsiebenzigtausend Ostfranken und Allemannen mit den beiden Herzogen über die Alpen.

Rasch bewegte sich der Heereszug durch Ligurien bis über den Posluß; im ersten Anlauf nahm er die feste Stadt Parma. Narses stutzte; doch traf er die nöthigste Vorkehrung, und sandte hinreichende Mannschaft unter den Kriegsobristen Joannes, Valerian und Artabanes, sowie dreitausend Heruler, deutsche Reiter im Römersold, geführt von ihrem Fürsten Fulcar ab. Sie sollten wo möglich die Provinz Aemilia decken, im Fall der Unmacht dem Feind auf andere Weise Abbruch thun. In kurzer Frist wollte der Oberfeldherr selbst mit dem Hauptlager zugegen sein. Der kühne Fulcar, mit seinen Reitern den Vortrab bildend, sprengte geraden Wegs auf Parma los; Herzog Butilin vernahm davon, und barg sich mit entschlossenen Kämpen im nahe bei der Stadt gelegenen, halbverfallenen Amphitheater. Die Heruler zogen achtlos vorüber; die Franken brachen von der Seite ein, und erschlugen der Gegner größten Theil sammt deren Führer. Mächtig erscholl die Kunde dieser ersten Waffenthat durch ganz Italien; allenthalben erhoben sich die von den Römern unterdrückten Ostgothen, und eilten voll heißer Kampfbegier dem Heere der Befreier zu. Bis Rom und weiter hinab wichen die Byzantiner.

Der Hoffnung Morgenröthe kam und schwand mit diesem Siege; bald zeigte sich wieder die Nacht, das alte Unglück, das nun und nimmermehr von dem todgeweihten Volke der Ostgothen wich. In seiner eigenen Mitte, und da, wo am wenigsten es zu ahnen, mußte des Verderbens Saat entstehen. Cumä, die feste Stadt, schon ein-

mal der Ostgothen letztes Bollwerk und Zeuge ihrer Niederlage, jetzt beim neuen Aufstand wiedergenommen und abermals zur treuesten Schutzwehr ausersehen, erhielt Fridigern, den jüngsten Bruder des hier gefallenen Königs Tejas, zum Vertheidiger. Großes legte ihm das Vertrauen seines Volkes bei; doch nur die Geburt nicht der Geist band ihn an jenen unvergeßlichen Helden. Der römische Feldherr näherte sich der Feste; und der Gothe, entweder verzweifelnd an dem endlichen Heil seiner Landsleute, und die römische Herrschaft annoch der fränkischen vorziehend, oder verblendet durch Feindesgold und beleidigten Ehrgeiz — übergab das anvertraute Gut ohne Schwertschlag. Wenige Tage darauf eilten die von dem Vorfall nur halb unterrichteten Frankenherzoge zum Entsatz der Burg herbei; von den Mauern einer benachbarten Stadt herab, umgeben von römischer Besatzung, verhöhnte sie noch der neidische Verräther. Zorn und Mißtrauen erfüllte die Franken; sie glaubten sich verkauft von ihren Bundesfreunden; die bessern Gothen aber traf die Kunde von dieser That und von der üblen Stimmung ihrer Befreier wie ein Muth und Vertrauen lähmender Donnerschlag. Dazu kam ein neuer Unfall. Ein Streifzug von zweitausend Franken, bei Rimini von Narses überrascht, jedoch an einen Wald gelehnt, sich unnahbar vertheidigend, ward vom schlauen Römer durch verstellte Flucht aus seiner natürlichen Schanze herausgelockt, sodann im Freien von einer zehnfach überlegenen Macht umzingelt, und fast gänzlich vernichtet.

So brach der Winter an, Narses legte seine Truppen zu und bei Rom in Quartiere. Im nächsten Sommer, dessen Hitze den Nordländern unerträglich war, hoffte er einen Bundesgenossen zu finden und den Krieg zu endigen. Die Franken beschlossen einen Winterfeldzug. Wohl sehnten sie sich vom Boden des Verrathes weg; doch nicht ohne Rache und reiche Beute wollten sie die Heimath wiedersehen. Darum theilten jetzt die beiden Herzoge ihre Völker, und warfen sich von Samnitum aus in zwei Heersäulen auf das südliche Italien. Butilin mit dem größten und streitbarsten Theil brach durch Lukanien und der Bruttier Land bis zur sizilischen Meerenge; die übrigen Schaaren führte Leuthar linkshin durch Kalabrien und Apulien. An der Südspitze des Landes berührten sich die beiden Armeen wieder, hinter ihnen Tod und grausenvolle Verheerung, vor ihnen die unermeßliche Beute. Die zum größten Theil heidnischen Ostfranken und Allemannen hatten ohne Scheu die christlichen Klöster und Tempel ausgeleert. Jetzt sehnte sich Leuthar nach dem Vaterland; dahin

gedachte er den reichen Schatz in sicheren Verwahr zu bringen. Der kühnere Butilin aber wollte nicht also um gemeinen Sold von dem mit edlem Blut getränkten Erdreich lassen; ein heiliger Schwur knüpfte sein Geschick an jenes der Ostgothen. Den Trümmern dieser Nation, die bis jetzt mit unbesieglichem Römerhaß unter seinen Fahnen gefochten, hatte der Herzog gelobt, bei erster Gelegenheit den Narses aus Italien zu schlagen, und dann der zweite Stifter und Regent eines ostgothischen Reichs zu sein. Im Fall des Mißlingens aber sollte Aller Loos das seine werden. Leuthar zog ab mit dem Versprechen, gleich von der ligurisch-venetischen Gränze aus seine Geleitsschaar nebst frischer Mannschaft zurückzusenden; die Brüder dachten an die Trennung und das Schicksal der chimbrisch-teutonischen Ahnen nicht.

Unangefochten gelangte Leuthar durch die picennischen Berge in die Provinz Flaminia; dort schlug er auf kurze Zeit ein Lager. Dreitausend Krieger sandte er seiner Gewohnheit nach als Kundschafter und Vorhut aus; die zogen auf dem Felsgestade nahe der Seestadt Pisaurum. Hier lagen Artabanes der Perser und der Hunne Huldach, die Führer kaiserlicher Soldtruppen, im Hinterhalt; mit Ungestüm durchbrachen sie den sorglosen Haufen, und sprengten dessen größten Theil vom Felsen in das Meer hinab. Flüchtlinge trugen die Trauerbotschaft ins Frankenlager. Der Herzog stellte sich sogleich an die Spitze seines Volkes, und flog dem Kampfplatz zu: allein er traf den Feind nicht mehr, der zufrieden mit dem geglückten Handstreich nach Pisaurum sich zurückgezogen. Beim Rückmarsch von der Wahlstatt begegnete den Franken das zweite, noch größere Uebel, ein leeres Lager. In der Hast des Aufbruchs waren die kriegsgefangenen Byzantiner ohne Wache zurückgeblieben; sie brachen ihre Fesseln, und entflohen mit sämmtlichen im Lager aufgeschichteten Schätzen, mit der Ausbeute Italiens. Verfolgung der Flüchtlinge war erfolglos; unzugängliche Gebirge und das feste Pisaurum bargen sie bereits. Mit leichtem Rücken und schweren Herzen betrat der Zug Venetien, das Gebiet des Frankenkönigs Theudowald; da wartete seiner der dritte und letzte Unfall. Geistes und Körpers Leiden, Witterungswechsel und das Zusammenpressen der Mannschaft in enger Cantonirung brachten eine furchtbare Seuche; neun Zehntheile starben, und der Herzog selbst endete im Wahnsinn.

Unterdessen durchstreifte, unbekannt mit des Bruders Geschick, Held Butilin das Land an der Meerenge. Auch seine Reihen hatte

die Ruhr, erzeugt durch zu häufigen Genuß der Trauben und des Mostes, dünner gemacht; darum wünschte er noch bei guter Kraft mit den Römern die entscheidende Schlacht zu halten. Er nahm Neapel und die Umgegend, und schlug ein Lager bei Capua. Den Hintergrund desselben befestigte er mit Pfählen und bis an die Nabe eingegrabenen Wagenrädern; die Vorderseite gegen den Fluß Volturno hin deckte er durch einen hölzernen Thurm und Brückenkopf. So erwartete er die vom Bruder versprochenen Hilfsvölker. Als ihm diese zu lang verweilten, bereitete er sich zu alleinigem Schlagen. Sein Heer zählte noch dreißigtausend kampffähige Männer. Diesen hauchte der Herzog durch begeisternde Rede seine kühne Seele ein; sie schliffen ihre Schwerter, und wünschten die Schlacht herbei. Früher, als sie dachten, kam sie. Narses selbst mit zweiundzwanzigtausend Streitern zog ihnen von Rom aus entgegen; unterwegs überraschte er Butilins Futterknechte, und nahm ihnen sämmtliche Vorräthe. Die dabei erbeuteten Heuwagen aber ließ er anzünden, und gegen den hölzernen Thurm rollen. Alsbald stand der Bau in Flammen, mit Mühe rettete sich die Besatzung, die Brücke war in der Römer Hand. Nun ließ sich der Franken Kampfwuth nicht länger bändigen; noch an diesem Tage wollten sie ihr Heil aufs Eisen setzen. Narses, als er seine Gegner so gerüstet sah, führte sein ganzes Heer ans linke Volturnoufer, und warf hinter ihm die Brücke ab.

Während der Vorbereitung zur Schlacht war Sindal der Heruler Herzog mit dem römischen Feldherrn zerfallen. Schon hatte er sich mit seiner Schaar zur Trennung von dem seitherigen Verbündeten entschlossen, und durch Boten oder Ueberläufer den Franken seinen nahen Uebertritt zu wissen gethan: da gereute es den Zweideutigen, und er versöhnte sich mit Narses. Von diesem letzteren Hergang hörte Butilin nichts; sondern immer noch auf die erste Zusage bauend, führte er desto schneller und siegesfreudiger sein Volk zum Kampfe. In keilförmiger Ordnung, die Ostfranken am Ehrenplatz, hinter ihnen Allemannen und Gothen, durchbrachen sie unter furchtbarem Schlachtruf das römische Centrum.*) Dann wandten sie sich gegen die Flügel. Narses jedoch ließ diese im Rücken der Deutschen etwas eingekrümmt zusammenstoßen, in der gelichteten Mitte rückten plötzlich die Heruler ein. So spann sich um die Franken ein enges Netz; der Heruler

*) Sie schloßen dabei ihre langen viereckigen Schilder fest aneinander. Diese Schlachtordnung hieß in der damaligen Kriegssprache ein Eberkopf.

Untreue bestürzte und verwirrte sie; die aufgerollte Keilspitze focht planlos, oft gegen die eigenen Leute. Zwar sammelten sich die Entschlossensten, und brachen abermals der Gegner Mitte durch: allein sie stießen nur von dem einen auf den andern Feind, auf die reißenden Fluthen des Volturno. Die Römer drängten immer näher; jede Ordnung des deutschen Heeres war aufgelöst. Ein Theil der Fliehenden stürzte sich in den Strom hinab; doch die Wenigsten erreichten lebend das andere Ufer. Die tapfersten Männer verharrten auf der Wahlstatt, und starben um und mit ihrem Herzog Butilin. — Von dieser Schlacht an hieß, und Jahrhunderte zuvor schon war, und bis zu dieser Stunde blieb das welsche Land der Deutschen Kirchhof oder Leichenacker. Der Ostgothen letzte Hoffnung ging zu Grabe; ganz Italien öffnete sich dem Sieger, und der ligurisch-venetischen Gränze ward nicht mehr geachtet. Das die Frucht unseliger Lauheit und halber Maßregeln, wenn man nicht sagen will, eines schweren politischen Verbrechens. Zu spät erkannte das Frankenreich den versäumten Augenblick.

Das einst so zahlreiche Ostgothenvolk zählte jetzt noch siebentausend Wehrmänner. Diese versammelten sich auf der Burg Compsa in der hirpinischen Landschaft; von da herab kämpften sie den Winter hindurch mit dem belagernden Römerheer. Auch ihre Stunde schlug; Vorrath und Geschütz war zu Ende. Da beschloß ihr Obrist Ragnar mit einer rächenden That aus der Welt zu gehen; den Ueberwinder seines Volkes, des byzantinischen Despoten gewaltiges Werkzeug wollte er mit sich hinunter in den Abgrund ziehen. Er bat den Oberfeldherrn um eine Unterredung, die dieser umgeben von seiner Leibwache dem Alleinkommenden zugestand. Mitten in derselben zog der Gothe seinen Dolch; allein die mit gespannten Bogen lauernden Römerschützen erschossen ihn vor vollbrachtem Morde. Nun ergab sich die führerlose Besatzung unter dem Beding freien Abzugs. Der große Kaiser aber fürchtete auch diese Handvoll Männer; vertragswidrig verpflanzte er sie in das Innere seines Reiches. So verschwand ein von den Zeitgenossen mehr bedauertes als pflichtmäßig unterstütztes Heldenvolk. Kein Erlöser erstand ihm; darum mußte ein späterer Vergelter kommen, und zwar nicht aus den bald treulosen, bald nur lauwarmen Freunden der Gefallenen, aus den West-Franken, sondern aus des Autokraten eigenen Unterthanen und Söldnern. Die Langbarten nahmen ihrem Schirmherrn das obere Italien; die Mongolen und Perser und Beider Enkel die Turkmannen erschütterten und zertrümmerten den römischgriechischen Kaiserthron. Das Dasein der Ostgothen

aber sollte doch nicht ganz verloren gehen. Spuren edler Flüchtlinge aus Italien während der Mitte des sechsten Jahrhunderts finden sich in urnerischen und rhätischen Alpen, auf einem Boden, der noch heutzutage zwei Pfeiler der helvetischen Eidgenossenschaft und dabei Männer trägt, die nicht nur durch Tapferkeit und Freisinn sondern auch durch einen ernsten, schwermüthigen Charakterzug an die ostgothische Abkunft erinnern.

VII.

Chlothar und seine Söhne.

1.

Der Alleinherr und die zweite Landestheilung.

In demselben Jahre (555) starb König Theudowald nach achtjähriger Regierung. Geistesanlagen mangelten ihm nicht, wohl aber deren Ausbildung und Zusammenhang. Darum die Nichtigkeit seines Thuns und ein sehr hartes Urtheil seiner Zeitgenossen. Seine Hofleute, weltlich wie geistlich, beschrieen die sparsame Einrichtung der Hofhaltung als Geiz und Schelsucht*), die gleichfalls durch Krieg und Beute verwöhnten Gemeinen achteten den friedliebenden und dabei körpersiechen Jüngling nur wenig; die unparteiische Geschichte selbst kann sich des Regenten nicht annehmen, der seine Zeit und seine Stellung zu ihr nicht verstanden hat. Erbe seiner sämmtlichen Hinterlassenschaft ward des Großvaters Bruder Chlothar; Childebert, den andern kinderlosen Großohm hatte entweder das Testament oder Chlothars Gewaltthätigkeit von der Theilung ausgeschlossen. Dafür rächte

*) Einem Höfling, welcher der Unterschlagung verdächtig war, erzählte eines Tages der König die Fabel: „Es kroch eine Schlange in ein Weinfaß, und soff sich dort so dick und voll, daß ihr der Spund zum Herauskriegen zu enge ward. Da bat sie den hinzukommenden Herrn des Kellers um Befreiung; dieser aber sprach: Gieriges Thier! nicht eher sollst du das Tageslicht sehen, als bis du allen gestohlenen Wein wieder von dir gegeben hast.“ Die Hofleute fanden die Nutzanwendung sehr leicht, und wurden schwer erbittert gegen den König. Auch der für das Wohl der Kirche besorgte Bischof Gregor ist über diese Aeußerung sehr ungehalten.

sich dieser durch verheerende Einfälle in des Bruders Länder, auch verführte er dessen Sohn Chramnus zum Abfall und Bürgerkrieg. Gleichzeitig verweigerten die Sachsen dem neuen König Austrasiens den bekannten Tribut für das fränkische Lehen Nordthüringen, wurden aber am Weserfluß von Chlothar überwunden. Bei wiederholtem Befreiungsversuch im kommenden Jahre drang der Frankenkönig eben so schnell an die Elbe; jetzt aber baten die Sachsen um Schonung, und boten dem Sieger die Nachzahlung des Tributs, ja die Hälfte ihres Vermögens an. Der König begnügte sich; sein erzürnter Heerbann aber, der den Sachsen nicht traute, bestand auf Fortsetzung des Kampfes. Chlothar, unwillig über die Härte seines Volkes oder über sein eigenes geringes Ansehen, sagte sich von der Führung des Heeres los. Da zerrissen die Krieger sein verschlossenes Zelt, und zwangen den ins Freie Geschleppten unter Todesdrohungen, augenblicklich dem Volksbeschluß zu gehorchen. Durch der Sachsen Verzweiflung, vielleicht auch durch die Böswilligkeit ihres Königs wurden die Franken besiegt, und mußten jetzt selbst, durch Verzichtleistung auf Nordthüringens Lehensbarkeit, den Frieden kaufen. Zum drittenmal erhob sich im dritten Jahr das durch Childeberts Gold bestochene Sachsenvolk, und verheerte Altfranken bis an den Rheinstrom. Diesmal wendete sich aber das Kriegsglück; Chlothar schlug die Gegner, und legte ihnen die alte Schatzung von fünfhundert Kühen auf. Während des Sachsenkrieges hatte Childebert in Verbindung mit Chlothars rebellirendem Sohne einen Theil Austrasiens ausgeraubt; nach beendigtem Zuge jedoch, zu Lutetia hauchte der greise Neidhart seine Seele aus. Der durch diesen Todesfall schutzentblößte Chramnus unterwarf sich dem heimkehrenden Vater und Chlothar großmüthiger als zu erwarten, verzieh ihm. Darauf ging der König nach Paris, verjagte des Bruders Weib, und war nun unter dem Namen „Chlothar der Erste" der zweite Alleinherrscher des Frankenreichs.

Des Königs Abend durchzieht die Geschichte seines Absalon. Chramnus, der schönste und talentvollste seiner Brüder, des Vaters Liebling, und darum, obschon der jüngste, als Statthalter den wichtigsten Provinzen vorgesetzt, vielleicht dadurch verwöhnt und übermüthig, vielleicht auch ohne dieses ein nothwendiges Werkzeug der Vergeltung, hatte sich, wie bereits erzählt, gegen die väterliche Herrschaft aufgelehnt. Beleidigter Stolz wegen getadelter Verwaltung der Provinzen, leidenschaftliche Liebe zur aquitanischen Herzogstochter Chalda, deren Vater Chlothar nicht leiden konnte, des Oheims Childebert Verlock-

ung gelten als Ursachen des ersten Empörungsversuches. Die beiden ältesten Söhne Chlothars, von dem in Sachsen beschäftigten Vater wider den Rebellen ausgesandt, hatten damals nichts ausrichten können. Die Unterwerfung des Chramnus war sohin mehr freiwillig als g e= zwungen. Unter diesen Umständen konnte von keinem dauernden Bande die Rede sein. Der mißtrauische Vater führte Gewaltthätiges im Schilde, der Sohn floh mit Weib, Kind und Schätzen zum Britten= herzog Conober. Von da aus verheerte er mit etlichen Soldhaufen die väterlichen Güter. Chlothar begann, krank vor Zorn, seinen Rache= zug. Zuerst suchte er den Wilichar, des Sohnes Schwiegervater, der vor dem rasenden König zu Tours in die Martinskirche geflohen war. Ihn und sein Weib rettete die gut verschlossene Freistätte nicht; die Kriegsleute umlegten den Tempel mit Holz und Reisig, und brannten ihn nebst seinen Inwohnern nieder. Darauf drang der König in die Bretagne, wo ihm unweit vom Meere ein britisches Heer unter Chram= nus und Conober entgegentrat. Am ersten Tage vermieden beide Theile die Schlacht. Des Abends sprach Conober zu Chramnus: „Es ziemt sich nicht, daß ein Sohn persönlich wider den Vater streitet. Ich will also allein durch einen nächtlichen Ueberfall den Feind vertilgen." Chramnus entgegnete: „Unrühmlich wäre es, mich dem Kampfe zu entziehen, unehrlich, den Gegner im Schlafe zu morden. Wir wollen vereint und am hellen Tage streiten." So sah erst der nächste Morgen die Schlacht, die nach der blutigsten Gegenwehr, wobei auch der tapfere Conober den Tod fand, von Chlothar gewonnen wurde. Für den überlebenden Chramnus zeigte sich Rettung auf den Schiffen, wohin der Rest der Britten floh. Während er aber Weib und Kind im Lager suchte, fiel er mit denselben in der Verfolger Hand. Vor dem Treffen hatte der König mit weinender Stimme Gott um Beistand wider seinen Absalon gebeten; nach erhaltenem Siege mochte er kein David sein. Kalt ertheilte er den Befehl der Hinrichtung. Die unglückliche Familie lag gefesselt in einer schlechten Hütte. Darin wurde der schuldige Sohn aus Rücksicht seines königlichen Geblüts mit einem Linnentuch erdrosselt; das unschuldige Weib und die unmündigen Kinder ließ der Schwieger= und Großvater mit Chramnus Leichnam lebendig ver= brennen.

Mit dieser Handlung (560) schloß Chlothar seinen Glücks= und Erdenlauf; auf die Thürschwelle der Königsburg lagerte sich sein böser Genius. Die Schatten der gemordeten Neffen und Enkel waren ihm bis hieher gefolgt; Entsetzen faßte den greisen Mörder. Unfähig, in

sich einen Trost zu finden, söhnte er sich mit der von ihm beleidigten Kirche aus; er, der kurz zuvor der Priesteischaft den dritten Theil ihrer hochgestiegenen Einkünfte zum Vortheil der Krone entziehen wollte, schenkte ihr nun die Hälfte seines eigenen Schatzes; kostbar baute er den niedergebrannten Tempel auf, wallfahrte und opferte, und wie er einen Priester sah, fiel er auf das Knie, und bat um Segen und Fürbitte bei Gottes Barmherzigkeit. Auf das unabänderliche Weltgesetz wirkten die Wortformeln irdischer Parteigänger nicht, das nach fünfzigjährigem Regimente übervolle Maas drückte des Königs Schale an den Abgrund. Chiothar erkrankte auf der Herbstjagd unvermuthet und sogleich gefährlich; eiligst brachte man ihn auf das Lustschloß Compiegne. Ein hitziges Fieber verzehrte seine Eingeweide. Gefoltert von Körpers- und Seelenscherz bäumte er sich vom Lager; nirgends Trost und Hülfe sehend, sank er verzweifelnd zurück und starb. Sein letztes Wort: „Wehe! wehe mir! wie mächtig muß jener König des Himmels sein, da er die Erdenkönige so klein macht, so ganz vernichtet?!" Das geschah im Jahre fünfhunderteinundsechzig auf Chramnus und seiner Familie Todestag. Und der Todte nahm nicht den Fluch seiner Thaten mit sich ins Grab, er mußte ihn auch noch für Kind und Kindeskind zurücklassen. Uneingedenk der eigenen halbhundertjährigen Erfahrung, theilte er wie Vater Chlodowig das Frankenland unter seinen vier Söhnen, und öffnete damit die Pforten des Bruderkrieges und jedes daran geknüpften Frevels und Verderbens.

Die Beibehaltung der vorigen vier Residenzstädte gibt den neuen vier Besitzern einen gewissen Anstrich von dem Charakter ihrer Vorfahrer. So erhielt Charibert, 'Chlothars Aeltester, Paris sammt der Landschaft, die vordem seinem Oheim Childebert unterthan. Wie dieser zeigte auch jener sich als der sinnlichste und unthätigste seiner Brüder. Gunthram, dem zweiten Sohne fielen die früheren Besitzungen Chlodomirs mit der Hauptstadt Orleans zn; am Neffen wie am Oheim haben die Historiker, nach Abrechnung einzelner Grausamkeiten, einen Zug von Gutmüthigkeit bemerken wollen. Soissons und dessen Umgebung, Chlothars einstigen Erbantheil, bekam Chilperich des Vaters vollkommenes Ebenbild. König der Austrasier aber, deren Regierungssitz von Metz nach Rheims verlegt wurde, war Sigibert, von dem die Geschichte rühmt, daß er von altfränkischer Sinnesart, und sonst auch in vielen Stücken seinen Brüdern nicht glich. Unter diesen Vierherren ging nun vom Grabe des Vaters die Zwietracht aus. Mitten in der Leichenfeier zu Soissons stahl Chilperich die

väterlichen Schätze, bestach auf der Flucht nach Paris einige mächtige Vasallen, und nahm mit deren Hilfe die seinem Bruder Charibert zugetheilte Hauptstadt.*) Dieser verband sich sogleich mit den beiden andern Brüdern, deren vereinte Macht Paris belagerte, und den Räuber zur Herausgabe seiner Beute zwang. Noch einmal und zwar in Gegenwart der Stände ward von allen Brüdern der Theilungsvertrag beschworen, um nach etlichen Monaten wieder gebrochen zu werden.

Während Sigibert, das Abendland gegen eine zweite mongolische Ueberschwemmung deckend, siegreich an der Elbe mit den Nachkommen der Hunnen, mit den von der Niederdonau hervorgebrochenen Avaren und deren Bundesgenossen, den frankenfeindlichen Sachsen und Thüringern, stritt, Diese zur Entrichtung des vorigen Tributs, Jene zur Rückkehr in die alten Sitze zwang: fiel Chilperich eben so undankbar als treulos in des Bruders Land und eroberte, unterstützt von einem verrätherischen Bischof, die besten Städte Austrasiens. Auf dem Heimweg erst erfuhr der Avarensieger das Vorgefallene; schnell besonnen marschirte er geraden Wegs auf Soissons, und eroberte mit der widerstandslosen Hauptstadt des Bruders ganzes Theilreich. So im Rücken frei, reinigte er bald auch sein Erbland vom überall geschlagenen Gegner. Ein König ohne Land irrte Chilperich, sein Kronprinz Theudebert war gefangen. Dessen erbarmte sich der Austrasier. Ohne Vergütung gab er dem Bruder das soissoner Reich zurück, und den Prinzen, der von nun an als Geisel für die Treue des Vaters bürgen sollte, sandte er nach Jahresfrist reich beschenkt in die Heimath. In Beider Herzen wurzelte die Saat des Dankes nicht; auch die Großmuth gegen das Avarenvolk trug keine guten Früchte. Schon im nächsten Jahr verließen die ergänzten Horden ihr Versteck, und suchten das deutsche Land mit Feuer und Schwert und allen Greueln der Verwüstung heim. Die Franken begegneten ihnen am Elbestrom, auf der vorjährigen Wahlstatt; sie mochten in des Sieges frischer Erinnerung allzu sicher sein, und die Avaren waren diesmal wunderhaft**)

---

*) Charibert, Gunthram und Sigibert hatten eine Mutter, die Ingunde, Chilperichs Mutter war Ingundes Schwester, Aregunde. Außerdem hinterließ Chlothar noch von Ingunde eine Tochter Chlothsinde und einen außerehlichen Sohn Namens Gundobald.

**) Der damalige Zeitgeist schrieb den Sieg der Avaren der Hexerei zu. Wahrscheinlich waren diese nach Barbarenmode mit Teufelsfratzen bemalt, und umkreisten, Fackeln schwingend und verwünschende Zaubersprüche ausstoßend, in schnellen Reiterwindungen die fränkische Schlachtordnung, so, daß die Scene einen magischen Schein

vorbereitet. Schreckgestalten umbrausten den Blick oder die Einbildungskraft der Franken; die Abergläubischen glaubten sich im Kampf mit finstern Mächten, und flohen vom leichenvollen Schlachtfeld. Sigibert selbst wich in einiger Ordnung mit seinem Geleit zurück; doch bald sah er sich vom schnellen Feind umzingelt. Da suchte er mit dem siegreichen Avarenfürsten eine Unterredung; er gab ihm Gold, Proviant und freundliche Worte; und, wie die Chronik meldet, im Freundschaftsbund mit dem bisherigen Todfeind, und unbeleidigt von dessen Schaaren, führte er die geretteten, die Klugheit des Königs hochpreisenden Heerestrümmer von der Stätte des Verderbens.

Sigiberts Heimkehr gab das Signal zum dritten Bruderkrieg. Er forderte von Gunthram die Städte Marseille, Avignon, Aix und Arles; entweder, weil er sie für Gebietstheile seines Reichs hielt, oder weil er eine billige Entschädigung für seine gegen die Avaren gebrachten Opfer zu verdienen glaubte. Die Fehde ging, obschon nicht ohne Blutvergießen, bald zu Ende; der Friede stellte den vorigen Zustand her. Bald entwickelte sich ein gefahrdrohenderes Verhältniß. Charibert, der König zu Paris, war kinderlos verstorben; kein Testament glich die Erbschaft unter den drei Brüdern aus. Sorgen- und gedankenlos hatte dieser königliche Faulbauch seine Tage unter Weibern hingeschwelgt; und die Geschichte hat nichts von ihm verzeichnet, als daß er seine erste Gemahlin Ingoberga ihres vorgerückten Alters wegen verstieß, und dafür die Wollweberstochter Meroflede ins Ehebett nahm; daß er dann deren ältere Schwester aus dem Kloster raubte, und deßhalb in unverdienter Ehre der erste mit dem Bann der Kirche belegte fränkische König ward; und endlich daß, als die arme mitexcommunicirte Nonnenkönigin plötzlich eines dunkeln Todes verstorben, der Wittwer sein Lager mit einer Hirtentochter, benannt Theudegilde, theilte, und damit den Kreis seiner Thaten und seines Lebens schloß. Wichtiger ward sonach der Todte, als der Regierende; unter banger Erwartung der Völker versammelten sich die drei Erben. Keiner gönnte oder traute dem Andern. In dieser Stimmung theilten sie das Pariserland der Länge nach so, daß alle drei Endspitzen an der spanischen Westgothengränze zusammenliefen. Ueber den Besitz der Hauptstadt selbst erhob sich ein langer Hader; mit Mühe wurde der endliche Beschluß gefaßt: „sie sollte den drei Brüdern gemeinschaftlich sein; doch

---

annahm. Von pyrotechnischen Operationen kann wohl bei einem so rohen Volke nicht die Rede sein.

sollte keiner von ihnen ohne besondere Erlaubniß der beiden andern und bei Verlust seines Antheils dieselbe besuchen dürfen." Schließlich sperrte Gunthram des Brudes Wittwe, die er durch ein Heirathsversprechen zu sich gelockt, ins Kloster zu Arles, und als sie von da entfliehen wollte, ward sie zur Strafe lebendig eingemauert.

Das Ende eines solchen Theilungsvertrags war vorherzusehen; treulich half der Fürsten häusliche Unordnung zum Ausbruch politischer Wirren. Wie Charibert hatte auch Gunthram das Weib seiner Jugend, vordem eine Magd, verstoßen, und darauf die Tochter eines fränkischen Herzogs sich beigelegt. Als er jedoch als Folge seines verfeinerten Geschmackes den Sohn erster Ehe am Gifte der Stiefmutter sterben sah, kehrte seine Neigung wieder beim tiefern Stande ein; er heirathete die Kammerfrau der verabschiedeten Herzogstochter. Chilperich endlich verwandelte seine Hofburg in einen Harem; seine rechtmäßige Frau Audovera, die Mutter dreier Söhne und einer Tochter, wich ihrer Aufwärterin Fredegunde, die darum nur die Zuhälterin oder Frau des Königs blieb, weil sie klug genug ihre übrigen Nebenbuhlerinen im Hause duldete. Nur der vierte Bruder glich auch in diesem Punkte den andern nicht. Nach deutscher Sitte nahm Sigibert eine einzige eheliche Hausfrau, Brünhilde, des Westgothenkönigs Athanagild schöne und geistreiche Tochter. Das Tugendlob der jungen Königin erhob das Ansehen ihres Gatten; nicht ohne Seitenblick auf die Brüder priesen die Franken die gute Wahl, und erweckten dadurch die Scham, die Eifersucht Chilperichs, vielleicht auch dessen Habgier; denn der spanische König war an Gold und andern Schätzen reich. Derselbe besaß auch noch eine ältere Tochter mit Namen Galswinde; dieser wegen trat jetzt Chilperich als Freier auf. Allein sein übler Ruf war ihm nach Spanien vorangeeilt, der alte König zeigte sich schwierig; nur nach eidlichem Versprechen, sämmtliche Buhlschaften aufzugeben, konnte er die glänzend ausgestattete Braut heimführen. Aufrichtig feierten die Franken diese Vermählung; sie hofften von der Verschwägerung der zwei kräftigsten Könige deren besseren Zusammenhalt und für sich ruhmvolle Tage; doch diese Hoffnung sank gar bald; denn beiden Brüdern ward das naheverwandte Hochzeitbett ein Versteck des Verderbens, eine frühe Grabstätte.

Chilperich besuchte noch immer die verlassene Fredegunde; diese gewandte Buhlerin übte auf des Königs Willen große Macht; der gefährliche Umgang blieb der Königin nicht unbekannt. Sie beschwerte sich über des Gatten Untreue, sie erinnerte an seinen Eidschwur. Chilperich

entgegnete schmeichelnd, er läugnete die Wahrheit der vorgebrachten Beschuldigung. Galswinde, die ihre Klage an tauben Ohren verhallen sah, bat den Gemahl unter Thränen, sie heimkehren zu lassen nach Spanien zu ihrem Vater; alle mitgebrachten Schätze sollten sein Eigenthum bleiben. Der König ward verlegen, das Verlangen der Königin immer dringender. Da suchte der Beklommene Trost und Rath bei der Kebse; sie lehrte ihn den Ausweg durch ein Verbrechen finden. Eines Morgens ward Galswinde todt in ihrem Bett gefunden; der allgemeinen Sage nach hatte sie des Königs Diener im Schlaf erstickt. Verzweiflungsvoll gebärdete sich Chilperich; doch schon die nächsten Tage entlarvten den Heuchler, noch in Galswindens Todeswoche vermählte er sich öffentlich mit Fredegunden. Entsetzen und Abscheu erfüllte die Franken; die beiden Könige Gunthram und Sigibert beriethen sich, und beschlossen des Frauenmörders Untergang. Doch dieser Vorsatz reifte nicht zur That. Des wankelmüthigen Gunthrams Eifer erkaltete bald; bethört von Chilperich, welcher Brunhilden die Mitgift der ermordeten Schwester abtrat, rieth er zu Vergleich und Frieden. Unmuthig stieß Sigibert das Schwert in die Scheide; befreunden konnte und wollte er sich mit dem Schuldbeladenen nimmermehr.

Die Verachtung, die ihm der Bruder fühlen ließ, der in lauten Verwünschungen Luft suchende Schmerz Brunhildens, endlich das Verdammungsurtheil der öffentlichen Meinung erregte Chilperichs Rachgier. Zu deren Befriedigung ergab sich eben eine Gelegenheit; Sigiberts beste Kriegshaufen standen in Rhätien und an den cottischen Alpen, in deren Nähe die Langbarten und Sachsen auf den Trümmern des Ostgothenreichs einen neuen Staat erbauten, der durch Umsichgreifen dem benachbarten Franken bedrohlich ward. Plötzlich überschritt Chlodowig, Chilperichs anderer Sohn, die austrasische Gränze, und nahm die Städte Tours und Poitou. Sigibert ging zu seinem Bruder Gunthram, berathend über den Friedensbruch. Der burgundische Herrscher überließ ihm seinen eigenen Feldherrn Mummolus, da die meisten austrasischen Kriegsobersten wider die Langbarten fochten. Dieser berühmte Feldherr vertrieb auch in kurzer Zeit den Königssohn aus allen eroberten Plätzen, und einen zweiten Einfall wies eben so blutig der austrasische Herzog Sigulf ab. Mit Mühe und ohne Gefolge erreichte der flüchtige Jüngling Soissons. Da entbrannte des Vaters Zorn; mit einem neuen Heere und mit dem Befehl, alles Lebende zu vernichten, sandte er seinen ältesten Sohn Theudebert, denselben, der einst dem großmüthigen Oheim schwur, nie wieder gegen ihn zu

fechten. Uneingedenk der Eides- und Dankespflicht vollzog Theudebert den Auftrag, er überschritt die Loire. Während König Gunthram ein Concilium sämmtlicher Bischöfe nach Paris rief, und sonst die Rolle des Vermittlers spielte, erschlug der Neffe des Oheims Volk, zertrümmerte die Städte, verbrannte die Klöster, ließ Priester aufknüpfen, Nonnen schänden, und verbreitete weit im fränkischen Reich ein Entsetzen und Verderben, wie man solches nimmer seit dem Völkersturm der Hunnen sah.

Die wenigen Kriegsschaaren Sigiberts waren im ungleichen Kampf geschmolzen; der Austrasier rief die übrigen Ostfranken und Thüringer, die Sachsen, Schwaben und Bajern zum Beistand auf. Das mißfiel dem mißtrauischen Gunthram; von der Anwesenheit so streitbarer Männer befürchtete er eine Uebermacht seines Bruders oder Gefahr für beide Reiche. Er widersprach dem Zuzug, worauf der vom Feind bedrängte Sigibert beharrte. Da entfernte Gunthram seine Schaaren von denen des Bruders, und sperrte den Durchgang der Seine. Bald näherte sich diesem Strom der deutsche Heerbann; Sigibert drohte mit augenblicklichem Kampf, und der erschrockene Gunthram ließ die heimlichen Unterhandlungen mit Chilperich fallen, und gab die Pässe frei. Darauf wandte sich Sigibert gegen Chilperich, und trieb ihn bis Chartres. Dort bot er ihm nach Germanenart die Wahl der Kampfstunde an. Dieser aber, nicht ohne Grund besorgt, mit der Schlacht auch sein Reich zu verlieren, bat um Versöhnuug und Frieden; und der treuherzige Mann, alle Unbill aus dem Gedächtniß bannend, gewährte Beides ohne Land- und Geldgewinn, selbst unter eigenen persönlichen Gefahren; denn die Deutschen murrten über diesen Friedensschluß, fest entschlossen, gewaltsam ihn zu brechen. Nur die kühne Beredsamkeit des mitten in die Haufen sprengenden Königs schützte den Thron zu Soissons vor Zertrümmerung. Eilig führte Sigibert den Heerbann an den Rhein zurück; und als auf dem Wege dahin dennoch einige Haufen des Bruders Land verheerten, ließ er, in der Heimath anlangend, die Aufwiegler binden und steinigen.

Auch dieses Beispiel fand im Bruderherzen keinen Anklang; der Edelsinn verschwendete sich an der niedern Sinnesart. Der Gedanke an die demüthige Lage eines um Frieden Bittenden entflammte Chilperichs Haß gegen denjenigen, durch den er so tief gesunken war; dem stolzen Besiegten ward selbst die Großmuth des Siegers zur Beleidigung, und die wenn gleich hart bestrafte Verheerung seines Landes durch die Deutschen vermehrte seine Rachgier. Er begab sich in die

Hofburg Gunthrams, und beschwatzte diesen Schwächling zu einem Bündniß wider Sigibert. Darauf sandte er abermals seinen ältesten Sohn mit zahlreicher Mannschaft über die Loire; er selbst drang unter furchtbarer Verheerung bis Rheims vor. Da wich endlich des deutschen Bruders Langmuth, er hob die Hand zum Himmel auf, und schwur des Treulosen Untergang. Zum zweitenmal berief Sigibert die Völker des südlichen Germaniens; und die Männer vom Rhein bis zur Elbe und Donau sammelten sich beim austrasischen Heerbann. Das hatte der erschrockene Chilperich nicht vermuthet; er hatte auf den vorjährigen Unmuth der Deutschen wegen verweigerter Plünderung seines Theilreichs, und in weiterer Folge auf ihr diesjähriges Fernbleiben vom Kriegsschauplatz gerechnet. Jetzt näherten sich diese furchtbaren Schaaren. Schnell legte der König von Burgund die Waffen nieder; und Theudebert, der mit gemindertem Heer die Schlacht wagte, wurde besiegt und auf der Wahlstatt erstochen. Unaufhaltsam war der Germanen Siegeslauf, das ganze Land unterwarf sich, Chilperich flüchtete mit Weib und Kind in sein letztes Besitzthum, in die befestigte Stadt Dornik. Sigibert zog in Paris ein. Hier verabschiedete er sich von Brunhilden und seinen Kindern; vorher sandte er den größten Theil seines Heeres zur Belagerung Dorniks.

Mehrmals schon war Sigibert vom Bischof Germanus, der unter treffenden Bibelsprüchen sein Mitwissen um ein furchtbares Geheimniß barg, zur Beschleunigung des Friedens, zur Aussöhnung mit seinem Bruder ermahnt worden. Der Arglose errieth nicht, was im natürlichen Lauf der Dinge lag. Nicht allein der von Land und Leuten vertriebene Chilperich sah in dem Tode Sigiberts den einzigen Rettungsweg; auch die übrigen westfränkischen Machthaber, die größern Vasallen haßten den volksthümlichen König, der, umgeben von seinen deutschen Bundsgenossen zum Umsturz der Feudal-Verfassung und zur Wiederherstellung der altgermanischen die Macht in Händen trug. Das lange im Dunkel gesponnene Werk gelangte endlich zum Ziel. Abgeordnete der soissoner Landschaft kamen nach Paris und luden den König zur Besetzung des durch Chilperichs Flucht erledigten Thrones ein. Noch einmal warnte der Bischof, eben so verblümt und so vergeblich wie vorher; Sigibert folgte den Boten nach Vitry. Mit glänzender Pracht und unaussprechlichem Jubel empfingen die Einwohner den Helden; sie hoben ihn auf den neustrischen Königsschild, und riefen ihn zum Beherrscher des vereinigten Ost- und Westreichs aus. Der Gefeierte trat aus der Kirche; da trafen ihn die vergifteten Messer zweier Mör-

der, unermittelt ob aus Fredegundens, ob aus des westfränkischen Adels, ob aus Beider gemeinsamen Auftrag. Zum Himmel auf schrie der König, stürzte zusammen und verschied (575). Mit Blitzesschnelle drang die Schreckenskunde durch das Frankenreich; sogleich ward die Belagerung Dorniks aufgehoben. Die neustrischen Vasallen und selbst mehrere austrasische gingen zu dem befreiten Chilperich; dieser empfing sie wie alte Freunde. Der deutsche Heerbann aber, von seinen Führern verlassen und stutzend über diese seltsamen Vorgänge, eilte vom Boden des Truges dem Rheine, der Heimath zu. Brunhilde, die vor Kurzem hochgepriesene Königin, war nun selbst mit ihren Töchtern zu Paris eine Gefangene, und der tief erniedrigte Chilperich war der mächtige König wieder.

2.

Fredegunde und Brunhilde.

Das weibliche Herz, von Natur aus weicher und empfänglicher als das männliche, vermag die Eindrücke des Hasses wie der Liebe schneller, tiefer in sich zu saugen. Ein so Erfülltes kann für das Erfüllende tödten oder sich tödten lassen. Wie die wahre Tugend einer Frau durch ihren Beweggrund die glänzendsten Großthaten der Männerwelt überstrahlt, so findet sich selten ein großes historisches Verbrechen, wo nicht das andere Geschlecht Veranlassung war, oder wenigstens die Hand mit im Spiel hatte. Nebendem steht als Erfahrung fest, daß in Zeiten und bei Völkern, wo die Mannskraft rückwärts geht, nach dem Vorbild des an einem Pol versinkenden, am andern aufsteigenden Erdreichs, um so mehr die Thätigkeit der Weiber wächst. So muß denn auch in der Frankengeschichte die vieljährige Uebergewalt zweier Königinnen vom Verfall des männlichen Königshauses zeugen. Mancher Leser möchte fragen, ob denn Alles, was hierüber geschrieben und gedruckt worden, auch wirklich so geschehen, und ob überhaupt eine solche Kette unerhörter Frevelthaten wahrscheinlich oder nur menschenmöglich sei? Darauf die Antwort: Die Gegenwart dient nicht immer zum Maßstab der Vergangenheit. Unsere verflachende oder ganz ausgleichende Mittezeit mit ihren mäßigen Hügeln und Thälern zeugt keine Halbgötter und darum auch keine fabelhaften Ungeheuer mehr. Anders war es im Alterthum. Ein Ur- und Hochgebirg zeigt es bisweilen nur ragende Höhen und endlose Tiefen, keinen Frühling, keinen Herbst, nur Sommer oder Winter; hart am erhaben-

sten Heldenthum liegt der Abgrund der Barbarei, bei dem Freiheitstempel die Sklavenhöhle, neben überirdischem Opfersinn eine das Beiwort „teuflisch" rechtfertigende Selbstsucht.

Einem braven Herzog oder Graven aus Austrasien, Namens Gundobald war es gelungen, Childebert, den fünfjährigen Knaben des ermordeten Königs Sigibert vom Kriegsschauplatz in das heimische Land zu retten. Zu Metz ließ er ihn vom versammelten Volk auf den Schild heben; darauf gab er dem Knaben in der Person Gogo's, des früheren Gesandten und Brautwerbers am spanischen Hofe, einen tüchtigen Vormund. Chrodin, der damals angesehenste Edle Austrasiens, hatte die ihm zuerst angebotene Ehre wegen seiner weitverzweigten Verwandtschaft abgelehnt, dabei den Gogo vorgeschlagen, und für alle Fälle seine thätigste Unterstützung zugesagt. Das neue Regiment verlangte sogleich von Chilperich die Freilassung der zu Rouen verhafteten Königin Brunhilde wie auch ihrer zu Meaux verwahrten Töchter. Ein austrasisches Kriegsheer unter dem Herzog Godin sollte diesem Verlangen Nachdruck geben. Bevor es zu einer wörtlichen und thätlichen Erklärung kam, hatte durch ein Liebesabentheuer die Sache ihren eigenen Lauf genommen. Merovech, Chilperichs zweiter Sohn von der Audovera, während Brunhildens Gefangenschaft zu Paris von heftiger Leidenschaft für die schöne erst achtundzwanzigjährige Unglückliche erfüllt, deßhalb die Stiefmutter Fredegunde, der Geliebten Todfeindin, nur noch stärker hassend, sollte auf des Vaters Befehl einige Privatgüter Sigiberts in Südgallien einnehmen. Mitten im Raubzuge verließ der Jüngling seine Schaar, und empfing unterwegs die ihm nachgeflohene Königswittwe. In Tours besprach er sich mit Gunthram Boso, einem ehemaligen Feldherrn Sigiberts, der sich vor Chilperichs Zorn — das Gerücht maß ihm die eigenhändige Tödtung des in der sigibertischen Fehde gefallenen Königssohns Theodebert bei — in der Martinskirche verborgen hielt. Zu Rouen traute die Liebenden der zuvor in das Geheimniß eingeweihte Bischof Prätextatus. Merovech als Gatte einer Königs-Wittwe nahm den Namen eines Frankenkönigs an. Furcht befiel seinen Vater Chilperich, der eben die Austrasier bekriegen wollte. Er flog nach Rouen, und überraschte das junge Ehepaar so unvermuthet, daß diesem nichts übrig blieb als die Flucht in eine Kirche. Diese schützte auch. Eile that Noth. Das Heer in der Champagne erwartete seinen König, einen zweiten Feind konnte Chilperich nicht im Rücken lassen. Also unterhandelte er mit dem Paar, ablegend einen hohen Schwur, daß wenn sie Gott zusam-

mengefügt, er sie auch nicht scheiden wolle. Auf dieses hin verließen die Vermählten ihren Zufluchtsort. Chilperich setzte in seinem Gefolge den Sohn aufs Pferd, und ritt fort; die zurückgewiesene Brunhilde wurde streng bewacht. „Es müßte — höhnte der Meineidige — so Gottes Wille sein; sonst hätte er es ja nicht zugelassen."

Bald folgte des Trauerspieles zweiter Akt. Chilperich hatte wohl das Soissons belagernde Austrasierheer zurückgetrieben; in Aquitanien hingegen wurde sein Statthalter Desiderius von Mummolus, dem Feldherrn des Gunthram, welcher sich heimlich mit der Vormundschaft zu Metz verbündet hatte, aufs Haupt geschlagen. Der Botenwechsel zwischen Merovech, Brunhilde und Boso dauerte fort; der Einfluß der beiden Letztern auf den Prinzen ließ das Schlimmste fürchten. Ein Mordplan auf alle drei schien bei den unglücklichen Kriegsläuften zu gewagt. Gegen Fredegundes Ansicht ließ der König seine gefangene Schwägerin oder nunmehrige Schwiegertochter nebst deren Töchtern nach Austrasien; den Sohn steckte er geschoren in ein Mönchskloster; nur Boso sollte sterben. Der Herzog Rokolen ward mit Söldnern nach Tours gesandt; allein Bischof Gregor öffnete die Kirche nicht, sprach vielmehr einen feierlichen Fluch wider jeden Schänder des Heiligthums. Chilperich sandte ein namhaftes Geschenk für den heiligen Martin, als er vernahm, daß sein Sohn aus dem Kloster entflohen und im gleichen Versteck mit Boso sei. Auch dieses Mittel, sowie die Drohung, bei längerer Beherbergung der Flüchtlinge die Kirche von Grund aus zu zerstören, führte diesmal nicht zum Ziel. „Was die arianischen Gothen verschmäht haben, wird kein katholischer König thun", erklärte mit Zuversicht der Bischof. Nun versuchte es Fredegunde auf andere Art, sie bestach den Boso, der versprach für eigene Rettung des Prinzen Untergang. Er beredete ihn zur Flucht; und als dieser abergläubisch nach dem Brauch jener Tage den Kirchenpatron um Rath gefragt,*) und durch die offene Bibelstelle eine todverkündende Weissagung erhalten hatte, führte ihn Boso zu einer sogenannten Hexe,**) welche dem Prinzen seine baldige Thronbesteigung

---

*) Wer seine Zukunft wissen wollte, betete eine Nacht hindurch am Grabe des Heiligen, und ließ daselbst eine Bibel zurück. Nach dreitägigem Fasten ging man wieder in die Kirche, und schlug das dort befindliche Buch auf. Die ersten Zeilen, die dem Auge aufstießen, mußten die Weissagung enthalten.

**) Wie vieles Andere aus dem Heidenthum hatten die Franken auch die Alrunen oder weissagenden Frauen beibehalten. Durch den Bann, den das Christenthum

und dem falschen Freund den tourser Bischofsstab weissagen mußte. Nun zog der immer noch Traurige gegen Austrasien. Unterwegs im Gebiete des Königs Gunthram harrte seiner die erste Falle; der Chilperich befreundete Herzog Erpo verhaftete ihn. Durch Bestechung der Hüter entkam Merovech in eine Kirche, und von da unter mancherlei Gefahr nach Metz in den Palast der Gattin. Aber auch hier verfolgte ihn sein Mißgeschick. Umsonst flehte Brunhilde bei den Großen des Reichs um Aufnahme des Gatten: entweder der nacheilende Boso überredete Diese, oder die natürliche Politik der östlichen Regierung ging gegen den Aufenthalt eines im Westen Vogelfreien, welcher Gemahl der Königin-Mutter, Stiefvater des Königs und trotz diesen Eigenschaften ein überflüssiges Glied der austrasischen Vormundschaft, ein unnützer und schädlicher Fremder war. Abermals riß man den Unglücklichen aus der Liebe Armen; Boso, dem der Handel zu lange währte, benahm sich mit dem rheimser Bischof Aegidius, dieser mit dem Magistrat der Stadt Tarvennum, welcher scheinbar mit Chilperich unzufrieden den Prinzen in seine Mauern lockte. Den Ankömmling behandelte man als Gefangenen, ein Eilbote sollte Chilperichs Entschließung holen. Merovech, den Selbstmord dem Empfang bei der Stiefmutter vorziehend, ließ sich von seinem Waffenbruder Gailing das Schwert vorhalten und starb. Fredegundens Wuth kannte keine Gränze. Die Umgegend von Tours, besonders das dortige Kirchengut, wurde bis auf den Grund verheert, der Bischof von Rouen ins Exil geschickt, des Prinzen gesammte Dienerschaft unter entsetzlichen Martern hingerichtet; nur der Dämon Boso, dem das Königspaar den nur halb geglückten Verrath mit Ermordung lohnen wollte, ging wieder frei aus; er stieß dem ihm auflauernden Herzog Dragolen, einem schon öfters gebrauchten Schergen Fredegundens, den Degen durch den Leib, und erreichte glücklich das ihn schützende Ostfrankenland.

Chilperichs und Fredegundens Söhne, der Mutter Stolz und politische Stütze, starben rasch dahin, Samson der Erstgeborene schon bei Merovechs Leben, Chlodobert und Dagobert bald darauf zusammen. Die rothe Ruhr verheerte Neustrien. Fredegunde, selbst ergriffen, ließ kein Mittel unversucht, ihre Knaben zu erhalten. Gepeinigt

---

auf die heidnischen Werke legte, erschienen nun die Hexen (eigentlich nach der Ableitung vom altdeutschen Worte Hag kluge Weiber) anstatt im frühern göttlichen im teuflischen Ansehen.

vom Glauben an ein göttliches Strafgericht, warf sie eigenhändig die Steuerzettel ins Feuer, womit Chilperich eben das gedrückte Volk noch mehr drückte; den Kirchen und Armen trug sie reiche Spenden zu; sie betete und fastete. Wie aber diese Frommheit nicht die Rettung der Söhne brachte, kehrte, verstärkt durch bisheriges Niederhalten, das alte Naturel zurück. Noch lebte ein dritter Sohn Chilperichs von der Audovera, Chlodowig geheißen nach dem Urgroßvater. Bevor die eigenen Kinder krank wurden, hatte Fredegunde den Stiefsohn nach Brenne geschickt, wo anfangs die Seuche die meisten Opfer forderte. Wider Erwarten blieb der junge Mann unversehrt. Nach der Knaben Tod mußte derselbe auf einem königlichen Landgut wohnen, wo ihn die Stiefmutter unter geheimer Aufsicht hielt. Der Prinz, schlecht erzogen, als Knabe an den Umgang von Knechten und Mägden gewöhnt, auch den Grund seiner Sendung nach Brenne durchschauend, äußerte sich mit unvorsichtiger Heftigkeit, nannte die Königin unverholen ein mörderisches Weib, und drohte, nach seiner nunmehr unzweifelhaften Thronfolge, an allen Feinden nachdrücklich sich zu rächen. Solche Reden zeitigten eine längst keimende That. Chlodowig unterhielt ein Liebesverhältniß mit der Tochter einer königlichen Kammerfrau. Ein erkaufter Bube betheuerte eidlich: „Durch die alte Kammerfrau habe der Prinz seine Halbbrüder Chlodobert und Dagobert vergiften lassen." Die Justiz der Königin strafte schnell. Als Chlodowig am nächsten Morgen vom Lärm geweckt in den Maierhof sah, erkannte er in einem unter seinem Fenster an den Pfahl gespießten Mädchen seine sterbende Geliebte. Aus nahen Räumen hörte man das Wehgeschrei der Mutter, die während der Folter das erdichtete Verbrechen zugestand, nachher aber nicht nur alle Aussagen, als vom Schmerz erzwungen, widerrief, sondern auch, ihre Unschuld noch in den Flammen betheuernd, muthvoll auf dem Scheiterhaufen starb. Jetzt erst klagte Fredegunde bei dem König, der, ohne zu untersuchen, der Gattin unbedingte Vollmacht gab. Im Gefängnisse einer benachbarten Stadt ward dem Prinzen ein Schlachtmesser durch das Herz gerannt, und der Leichnam unter der Dachtraufe begraben.*) Den Vater zu schonen, sprengte man das Mährchen von einem in der Verzweiflung unternommenen Selbstmord aus. Aber auch die Exkönigin und Vorgängerin, die Nonne Audovera, mußte nach Fredegundens Willen um das Vorhaben ihres Sohnes

*) Von da ließ ihn der Oheim König Gunthram in die Vinzenzkirche nach Paris bringen.

wissen. Sie endete aus ihrer Zelle gerissen durch Henkershand. Noch erübrigte ein viertes Kind dieser Unglücklichen, die Jungfrau Wasina. Fredegunde erkannte über sie ewige Klosterhaft, vorher ließ sie dieselbe durch ihre Knechte — schänden. „Also — schließt die Chronik diese Mordgeschichte — verfuhr eine Magd mit der Königin und deren Kindern (580)."

An den beiden andern Höfen der Frankenkönige, zu Orleans und Metz, sah es um diese Zeit wohl nicht so schlimm als in Soissons, dennoch auch nichts weniger als erfreulich aus. Von Gunthrams Mißheirathen geschah bereits Erwähnung. Nach Veneranda der Magd und Markotrude der Herzogstochter, hatte er abermals eine Magd, die Austrigilde mit dem Beinamen Bobila geehlicht, ein Seitenstück Fredegundens. Denn als die Brüder Marketrudens ihr nicht den geforderten Respekt erwiesen, vielmehr hinwarfen, daß die Thronfolge ihrer beiden Söhne Chlothar und Chlodomir gar nicht gesetzlich sei, lag sie dem König so lang in den Ohren, bis er seine Schwäger Gunthio und Wiolich hinrichten ließ. Die Knaben, welche dieser Mord sichern sollte, starben im nächsten Jahre. Solche Aussichtslosigkeit, in Sprossen des einen oder des andern Geschlechts — die beiden Töchter Chlodoberg und Chlothilde waren schon in der Wiege dem Himmel oder Kloster verlobt — auf dem Throne fortzuleben, steigerte auch hier die weibliche Empfindlichkeit bis zu histerischem Grimm und unmenschlicher Grausamkeit; der berühmte Feldherr Mummolus, der Krone Retter in mehr als einer Schlacht, mußte vor den Launen und Ränken des Weiberregiments nach Ostfranken fliehen; Bobila aber schloß ihr Leben 590 damit, daß sie auf dem Sterbelager den betrübten Gemahl beschwor, zu ihrer Leichenfeier doch die Hofärzte Nikolaus und Donat, deren ungeschickten Arzneien wider die Ruhr sie ihren Tod beimaß, enthaupten zu lassen, und so ihr Gesellschaft in die andere Welt mitzugeben, welche Bitte Gunthram treu erfüllte. — Stürme anderer Art herrschten in der Königsburg zu Metz. Gunthram hatte nach der Söhne Verlust den austrasischen Neffen feierlich durch die Waffen adoptirt,*) und mit demselben, wie schon bemerkt, eine feindliche Stellung

*) Gunthram und der damals siebenjährige Childebert faßten mit der Rechte ein und dieselbe Waffe, in welcher Stellung der Adoptirende zu dem Adoptirten vor versammelten Volke sprach: „Uns Beide beschütze ein Schild. Uns Beide vertheidige ein Speer. Ich will dir an Statt des Vaters sein. Als Erwachsener wirst du dagegen dich so zu betragen wissen, daß ich den Verlust meiner leiblichen Kinder nicht empfinde, und deine Annahme nicht zu bereuen habe. Schenkt mir meine Frau noch

gegen das soissonische Theilreich eingenommen. Wer diese Politik am austrasischen Hofe eifrigst unterstützte, war natürlich Brunhilde; um Fredegunden besser anzukommen, suchte sie nach des Ministers Gogo Hintritt, dem der greise Wandelin folgte, die alleinige Vormundschaft. Dawider verbanden sich die Herzoge Ursio, Berthefred und Rauchinger, dann der schon bekannte Bischof Aegid von Rheims, nicht minder der unruhige Ränkeschmied Gunthram Boso. Es entstand eine sogenannte friedliebende Partei, welche mit Chilperich (früher heimlich, nun offen) in Unterhandlung stand, hierauf den Herzog Lupus das Haupt der Kriegspartei, Brunhildens Ritter stürzte, und zur Flucht in das Gebiet des Königs Gunthram zwang. Die Königin Mutter mußte sich, als sie im Harnisch zu Pferd ihren Günstling schützen wollte, von den Kriegsleuten gehöhnt und gescholten sehen, sie mußte nicht nur ein neues Bündniß zwischen Metz und Soissons wider Orleans, sondern auch den Krieg wider Gunthram erklärt und wirklich geführt, endlich sogar ihren eigenen Sohn Childebert von den Lügen Fredegundens verführt, und von dem damals auch kinderlosen Chilperich (581), dem Mörder des Vaters adoptirt sehen. Da redete das gekränkte Weib mit den feindlichen Großen durch das ostfränkische Volk. In einer Nacht umringten die Massen das Königszelt, forderten und erhielten unter Todesdrohung die Entlassung der Minister, die Gefangennehmung des Aegidius, die Trennung des austrasischen Heerbanns von der zügellosen und deßhalb auch unglücklich streitenden Armee Chilperichs, Frieden und Versöhnung mit Gunthram. Chilperichs Adoptivvaterschaft war ohnehin zu Ende, Fredegunde hatte im Lauf dieser Handlung ihren vierten Sohn geboren.

Die Geburt eines männlichen Erben war allemal für die Eltern ein großes Freudenfest; mit so unerhörter Pracht jedoch als jetzt würde es Fredegunde nicht begangen haben, hätte sie nicht gewußt, damit Brunhildens Herz zu stacheln. Gegen den beschworenen Vertrag, der jedem der Brüder ohne Erlaubniß der andern den Besuch von Paris verbot, mußte das Knäblein Theodorich in der Kathedrale dieser Hauptstadt getauft werden. Die drei Heiligen, denen sich die drei Brüder für den Fall eines Vertragsbruches verflucht hatten, wußte Chilperich zu beschwichtigen.*) Aber nicht blos mit der Taufe, auch mit der

---

Söhne, so sollst du doch immerfort als einer derselben gelten und danach behandelt werden. Welches ich vor Gott bezeuge.“ Hierauf huldigten dem Knaben die Stände zu Orleans.

*) Martin, Hilarius und Polyeuktes. Chilperich ließ die drei Leichname derselben vor sich her in die Stadt Paris führen, und folgte denselben gleichsam aus

Hochzeit wollte Fredegunde die Feindin kränken. Die Westgothen in Spanien beherrschte damals Leuwigild, der zweite Mann Goswindens, der Mutter Brunhildens und Wittwe des Athanagild. Von Leuwigilds Söhnen erster Ehe hatte der ältere Hermingild schon geraume Zeit Brunhildens und Sigiberts Tochter Ingunde geheirathet, anfangs mit der Gattin wegen der Religionsverschiedenheit in Zwist, dann aber von derselben selbst zum katholischen Glauben gebracht, endlich sogar wider den eifrig arianischen Vater und die übrige gleichgesinnte Familie die Waffen führend. Von der austrasischen Regierung war Ingunde mehrmals wegen der Mißhandlung, die ihr besonders die alte Arianerin Goswinde, die leibliche Großmutter zufügte, durch Schreiben und Abgeordnete vertreten worden; im Kriege zwischen dem Vater und Sohn floß dem Letzteren fränkische Unterstützung zu. Leuwigild suchte in der Ehe seines jüngern Sohnes Rekared ein Gegengewicht; er warb für denselben Richunde, die Tochter Chilperichs und Fredegundens. Im Jahre 584 erschienen zu Soissons die spanischen Brautwerber. Schon hatte der König, ein Spielball seines Weibes, der heimkehrenden Gesandtschaft das Jawort gegeben und den Hochzeitstag bestimmt: da kam die Reihe zum Frohlocken wieder an Brunhilde: der dritthalbjährige Kronprinz Theodorich starb. Wegen der nunmehrigen Hoftrauer sagte Chilperich dem vom Wege zurückgeholten Gothen die Vermählung ab; als diese im Interesse ihres Herrn darauf bestanden, bot ihnen der König ein Auskunftsmittel, nemlich die Mitgabe der geschändeten Nonne Wasina, wogegen aber sowohl die Gesandtschaft als auch die Unglückliche selbst, die, unterdessen Abtissin ihres Klosters geworden, in ihrer Abgeschlossenheit noch einen Himmel gegen den Palast des Vaters fand, höflich und höchlich dankten. Fredegunde aber wüthete nach alter Art. Ihren Knaben vergiftet wähnend, ließ sie den Oberhofmeister Mummolus (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Feldherrn Gunthrams) dermassen foltern, daß er in Folge der Tortur den Geist aufgab; die Kammerfrauen des Prinzen aber wurden theils ersäuft, theils von unten hinauf gerädert, etliche auch lebendig verbrannt.

Da der Grund der Brautwerbung und Brautgabe, der Verwandtenkrieg unter den Westgothen und der Haß zwischen den zwei fränkischen Königsfrauen fortbestand, erschien gleich nach beendigter Trauer eine

---

Ehrerbietung hinten nach. Den Bischof von Paris hatte der König schon zuvor zum Gevatter gewonnen.

neue Botschaft Leuwigilds, und bat um Vollzug des unterbrochenen Beilagers. Dem Gothen stand mit Childebert dem Austrasier ein Krieg bevor, nachdem Ingundens Gemahl Hermingild vom Vater besiegt und verbannt, sie selbst aber nach Konstantinopel gesandt worden war; Fredegunde hatte ihren fünften Sohn, ein die früheren an Stärke übertreffendes Kind geboren; so konnte sie abermals über die Gegnerin einen doppelten Triumph feiern, und der aus Liebe zu seiner Tochter widerstrebende, durch Furcht eines nahen Krieges mit Gunthram und Childebert unschlüssige, von andern trüben Ahnungen heimgesuchte Chilperich mußte wie immer der Eitelkeit und Rachgier seiner Ehehälfte nachgeben. Nun wechselseitige Ueberbietung des Hofs und der Gesandtschaft an Aufwand und Pracht. Aber durch das Festgeläute ging ein schriller Ton, von den Prunkgemächern in Paris bis zum Hochzeitbett in Spanien waltete die Hand Brunhildens. Eine austrasische Gesandtschaft protestirte gegen jede Veräußerung fränkischen Kronguts zu Gunsten der Aussteuer, das deßhalb mit einer Kopfsteuer belegte neustrasische Volk äußerte aufrührerische Gesinnungen und Worte; der Hofstaat der Braut mußte aus den Söhnen und Töchtern des Landes zusammengetrieben werden; Viele der Gezwungenen machten vorher noch ihr Testament. Endlich Abschied und Abreise mit fünfzig reichbeladenen Wagen. Unterwegs floh zuerst das Gesinde mit dem meisten beweglichen Gut über die Grenze Austrasiens. Darauf in Toulouse, wo der Zug still hielt, und die Führer durch Eilboten den König um schleunige Zusendung einer stärkern Bedeckung baten, nahm auf das Gerücht von Chilperichs Tod der Herzog Desiderius der Braut alles Geld und Geschmeide ab, und jagte sie halbnackt in ein Kloster. Endlich befreit und die Brautfahrt mit wenigen Getreuen und noch weniger Aussteuer fortsetzend, erhielt sie an Spaniens Marken von dem Bräutigam den Bescheid, sich nicht weiter zu bemühen, indem er bereits mit einer Westgothin verheirathet sei. Das arme Mädchen wollte nun zu Hause klagen, aber der mächtige Vater war nicht König, war nicht lebend mehr.

Es gibt Menschen, die in ihrem Wahne Alles in Allem sind, und darum mit ihrem Dasein für sich wie für die Menschheit zu Nichts werden. So Chilperich. Nicht zufrieden, seine Eigenmächtigkeit allen Formen der Staatsverwaltung aufgedrückt zu haben, pfuschte er auch noch in Religion, Wissenschaft und Kunst. Die Chronik berichtet hierüber Folgendes: „Damit sich Chilperich in Allem wunderlich erweisen möchte, bildete er sich ein, es wäre etwas in der christlichen Religion,

welches seiner Reformation bedürfte. Griff also zu Feder und Dinte, und wollte nach des Sabellii Meinung behaupten, man müßte die heilige Dreieinigkeit nicht anders als Gott nennen, und ja keine Person darin unterscheiden, weil es allzu menschliche Vorstellungen wären, Gott eine Person zu heißen. Denn der Vater, der Sohn und der heilige Geist wären ein Gott. Also wäre es auch allezeit von den Propheten und Patriarchen vorgetragen worden." Der König kam mit seiner theosophischen Spekulation, die einigermassen Verstand und Geschichtskunde verrieth, bei den Priestern übel an. Die Sachverständigen, an deren Urtheil er appellirte, waren Bischöfe. Als er seine Schrift dem Gregor von Tours zeigte, verlangend, daß man künftig so glauben und lehren solle, entgegnete dieser kurz: „Die Glaubenslehre steht unter Gott und nicht unter den Königen." Auf des Königs Replik, daß es noch gescheidtere Leute als Gregor gebe, duplizirte dieser: „Das wohl! aber wer so etwas lehrt und glaubt, muß ein Dummkopf sein." Bischof Salvius, dem Chilperich gleichfalls einen Vortrag erstattete, ereiferte sich so sehr darüber, daß er denselben unterbrach, und das Manuscript selbst zerreißen wollte, worauf denn der König, wie die Chronik sagt, seine ungereimten Gedanken fahren ließ. Der Zweifler ward nun Zelot, der Reformator ein Othodoxer. Vor Allem setzte er sich die Bekehrung der Juden zum Ziel. Bei diesem Geschäfte ging es häufig nicht ohne Zwang ab. Der König, der bei vielen Täuflingen selbst zu Gevatter stand, und sie reich beschenkte, lockte öfters ein oder das andere widerspenstige Glied der Judenschaft unter irgend einem Vorwand in den Palast; und wenn auch dann noch gute und böse Worte nicht fruchteten, packte er den Erkorenen so lang bei Haar und Ohren, bis er von einem willfährigen Priester getauft war, worüber die höhere Geistlichkeit unverholen ihr Mißfallen zeigte. Noch naiver schildert die Chronik den König als Dichter und Sprachverbesserer: „Er wollte auch wider alle Gewalt Verse machen, und imitirte den Sedulium Presbyterum, der das opus pascale geschrieben, mit solchem unglücklichen Fortgang, daß er aus seinen Versen monstra machte, die weder pedes noch genus hatten. Am allerwunderlichsten war, daß er der lateinischen Sprache auf die Beine helfen, und noch etliche Buchstaben*) dazu thun wollte. Er gab auch an alle Städte

*) Ω, Ψ, Δ, Z. Ueber Chilperichs Verse sagt Gregor von Tours: „Nulli penitus metricae conveniunt rationi, versiculi debiles nullis pedibus subsistere possunt, in quibus, dum non intelligebat, pro longis syllabas breves posuit et pro brevibus longas."

seines Reichs Befehl, daß die Jugend dazu angewiesen würde. Allein diese unnöthige Gelehrsamkeit dauerte nicht länger als sein Leben, von da sie wieder in Verachtung kam." Und in Verachtung kam nicht allein des todten Königs scheinbare Wissenschaft und Kunstbildung; auch die Juden liefen haufenweise zum alten Glauben über, und die kostbaren römischen Bauten zu Paris und Soissons, wodurch er auf Erden fortzuleben dachte, verwitterten und verfielen.

Wunderbar nennen Geschichtschreiber die Fügung, daß eben die Person, welcher zu Gefallen der König zwei Gattinen, zwei Söhne und einen Bruder morden ließ, zum Dank ihm selbst den Lebensfaden verkürzen mußte. Eines Morgens nach der Tochter Abreise suchte Chilperich Zerstreuung in der Jagd. Da er im Stalle sein Roß noch nicht gesattelt fand, begab er sich für die Zwischenzeit nach Fredegundens Zimmer. Diese wusch sich eben in ihrem innersten Gemache Kopf und Brust, zu dem Ende mit halbem Leibe über eine Bank lagernd, mit dem Rücken gegen die Thüre gekehrt. Der König, leisen Trittes vorwärtsschreitend, schlug sein Weib scherzweise mit der Reitgerte auf das Hintertheil. Fredegund, in der Meinung, ihr Gemahl sei längst auf der Jagd und der Schläger ihr bestellter Galan, der Hofmeister Landerich, rief ohne umzusehen: „Landerich, was schlägst du mich?!*) „Wie sie nun wegen Ausbleibens einer Antwort den Kopf nach hinten kehrte, gewahrte sie zu ihrem Schreck den König, der sprachlos forteilend sich aufs Pferd warf, und mit hundert wirren Plänen, wie er die selbstbekannte Untreue seiner Ehehälfte strafen sollte, durch Felder und Wälder ritt. Bei längerem Verzug sah die Schuldige den sichern Tod vor sich. Nach einiger Berathung mit Landerich, dem anfänglich die Größe des Vorhabens Bedenken machte, dann aber die eigene Gefahr sowohl von Seite des Königs, als auch des keinen Widerspruch duldenden Weibes vor Augen trat, berief sie ihren besoldeten, langgedienten Meuchelmörder, und beauftragte ihn mit seinem Meisterstück. Als Chilperich im Dunkel der Nacht an der Hofpforte vom Pferde stieg, und sich mit dem Arm auf einen Diener stützte, stieß ihm der Lauernde zweimal den Dolch in den Leib, schrie, um Brunhilden und Childebert in Verdacht zu bringen, so müsse ein Sohn seinen Vater rächen, und verschwand, von der herbeieilenden Wache umsonst verfolgt, im nahen Dickicht. Die Leiche ließ der auf dem

*) Noch schmutziger geben andere fränkische Autoren die Anrede: „Landerice, sin eques honestus, petas me a fronte non autem a tergo!"

Landgut anwesende Bischof Madalulf sogleich auf der Seine nach Paris in die Vinzenzkirche bringen. Fredegunde, erst nach der That an deren Folgen denkend, verlassen von ihrem bestürzten Gesinde und in eigener Bestürzung Haus und Schätze im Stich lassend, floh mit ihrem Vertrauten Audo, welchen das empörte Volk zu zerreißen drohte, in den pariser Dom. Der oberste Kämmerer Eberulf, den die Königin mit auf die Flucht nehmen wollte, weigerte sich dessen mit barscher Rede. Landerich war nach Vitry dem Erziehungsorte des unlängst geborenen Prinzen Chlothar geeilt.

In höchster Noth verfehlte Fredegundens wiederkehrende Besinnung den einzigen Weg der Rettung nicht. Durch eine Gesandtschaft, an deren Spitze der pariser Bischof stand, flehte sie zu König Gunthram, dem oft und schwer beleidigten um Schutz für sie und ihr halbjähriges Kind, und lud ihn als den von Chilperich bestimmten Gevatter und Vormund in die Hauptstadt. Aber nicht allein auf die Frömmigkeit und gutmüthige Schwäche ihres Schwagers, auch auf dessen Empfindlichkeit und Furchtsamkeit baute sie ihren Plan; dem rührenden Trauerschreiben legte sie das Original des Vertrages bei, wodurch sich Chilperich und Childeberts Vormünder vor etlichen Jahren zur Entthronung Gunthrams und Theilung seiner Länder heimlich verbunden hatten. Gunthram weinte um den Todten, eilte nach Paris, tröstete die Schmerz heuchelnde Schwägerin, leitete die Trauerfeier, und erklärte des Bruders Sohn für den seinigen. Als nun der junge Childebert, dem Brunhildens Agenten bereits den auf dem Landgut vergessenen Schatz zugetragen, mit einem Heerhaufen vor Lutetia erschien, mit dem dort anwesenden Oheim die Theilung des chilperichischen Reichs zu besprechen, schlug man vor ihm die Thore zu. Seiner mit Mühe Einlaß findenden Gesandtschaft begegnete Gunthram unter Vorzeigung des obigen Dokuments mit harten Worten. Einen zweiten Antrag Childeberts, ihm wenigstens seinen Antheil an Chariberts Hinterlassenschaft, den Chilperich bisher widerrechtlich inne hielt, verabfolgen zu lassen, verwarf der König damit: „Einst schlossen wir drei Brüder einen Vertrag, kraft dessen derjenige, der ohne der Andern Einwilligung nach Paris käme, seines Erbantheils verlustig und der Rache der Heiligen verfallen sei. Meine beiden Brüder versündigten sich dagegen, und fielen durch Meuchelmord. Zufolge des Vertrags und des göttlichen Strafgerichts gehört nun Chariberts Reich mir allein, und was mir Gott gegeben, will ich auch behalten.“ Auch die dritte Bitte, die Mörderin des Vaters und anderer Verwandten

an Austrasien auszuliefern, lehnte der König mit der Erklärung ab, er werde über diesen Gegenstand einen besondern Gerichtstag halten. Ohne weiteren Erfolg entfernte sich Childebert. Gunthram aber gab in Vitry dem Kind Fredegundens Aufseher, ließ demselben als neustrischem König und sich als dessen Vormund öffentlich huldigen, vermarkte, ohne die austrasische Regierung darum zu befragen, die drei Theilreiche aufs neue, und traf sonst viele Anordnungen in geistlichen und weltlichen Dingen. Noch einmal auf dem endlich abgehaltenen pariser Reichstag erschienen die Boten Childeberts, und forderten die Abtretung des strittigen Gebiets und die Bestrafung Fredegundens. Gunthram, der in den Boten nur verhaßte Männer, den Herzog Boso und den Bischof Aegidius sah, ereiferte sich gegen dieselben so sehr, daß diese fast wider Brauch und Sitte zu Thätlichkeiten übergingen.*) Ein wahres Wunder war bei solchen Umständen und Zeiten die Beachtung des Völkerrechts. Doch konnte nicht verhindert werden, daß man der heimkehrenden Gesandtschaft von den Mauern Koth und Steine an die Köpfe warf. Die gundobaldische Verschwörung, von Fredegunden auf eine schlaue Weise gegen Brunhilde ausgebeutet, bestrickte Gunthrams furchtsamen, argwöhnischen Sinn.

Der alte Chlothar hatte, wie vorerwähnt, einen fünften Sohn Namens Gundobald hinterlassen, den der Vater anfangs mit dem königlichen Langhaar erziehen ließ, nachher aber aus Haß und Ueberdruß der Mutter verläugnete. Diese befahl ihren Knaben dem Schutz des ältern Childebert, welcher ihn aber dem drohenden Bruder auslieferte. Chlothar schor ihm nun das Haar, und machte ihn damit zum Privatmann. Nach des Vaters Tod ließ Gundobald das Haar wieder wachsen, und fand Aufnahme bei seinem Halbbruder Charibert. Hier erreichte ihn Sigiberts Scheere, der ihn nach Cöln verwies. Von da entfloh der Jüngling nach Italien, diente unter Narses gegen die Gothen und Langbarten, heirathete und zeugte Kinder, erwarb zu Konstantinopel das Bürgerrecht und die Gunst des Kaisers, und ließ sein Haar zum drittenmale stehen. Dieser Mann ward von Brun-

*) Der König warf dem Boso vor, daß er einen falschen König ins Land bringe. Da Gunthram in der Hitze der Rede den Gundobald bald eines Tuchmachers, bald eines Müllers Sohn nannte, machte Boso mit den höhnischen, dreisten Worten darauf aufmerksam: „Kein Mensch kann zu gleicher Zeit zwei natürliche Väter haben. Schäme dich Lügner!“ Noch kecker sprach Aegidius: „Wir nehmen Abschied von dir Herr König! Weil du deinem Neffen sein rechtliches Eigenthum nicht geben willst, so wisse, daß das Beil, welches deinen beiden Brüdern durch den Nacken ging, noch da ist, und bald auch dein Gehirn zertheilen wird.“

hilden als ein Werkzeug zu Chilperichs und Fredegundens Sturz ausersehen. Der listige Boso besuchte auf einer angeblichen Fahrt zum heiligen Grabe Konstantinopel und Gundobald. Unter allerlei Vorspieglung von dem argen Verfall des fränkischen Reichs und von der Sehnsucht des Volkes nach einem tüchtigen Merowinger, von sicherer Throngelangung und einer möglichen Vermählung mit Brunhilden, beredete er den Leichtgläubigen zur Rückkehr in das Vaterland. Der Kaiser, den Gundobald um Rath fragte, gab Beifall und Geld, sowohl aus Neigung zu Diesem, als weil er dadurch einen Gegendienst Brunhildens, austrasische Unterstützung wider die Langbarten hoffte. Am Schlusse des Jahres 583 landete der Prätendent in Marseille. Jetzt erst und da nur halb unterrichtete Brunhilde den König Gunthram von ihrem Vorhaben, wogegen dieser sogleich Mißtrauen und Mißfallen zeigte. Das änderte oder verschob den Plan. Der marseiller Bischof Theodor, der den Ankömmling auf schriftliches Ansuchen der metzer Regierung feierlich empfangen, erhielt wegen Voreiligkeit einen scheinbaren Verweis; Gundobald sollte sich bis zu einer bessern Gelegenheit auf einer nahen Insel des Mittelmeeres bergen; Boso entschuldigte sich und den Vorfall, so gut es ging, bei dem immer noch argwöhnischen König zu Orleans; ganz den Schein zu wahren, zog der junge Childebert mit einer Schaar Austrasier wie zu des byzantinischen Kaisers Hilfe an die Langbartengränze. Da fiel Chilperich. Gundobald verließ die Insel. In einer westfränkischen Stadt harrten seiner die Parteigänger Desiderius und Mummolus; die riefen ihn zum König von Neustrien aus. Als, wie üblich, die vier Kriegsobristen den neuen König durch die Reihen des Heeres trugen, fiel er vom Schild herab, welche schlimme Vorbedeutung ihn nicht hinderte, das nächstgelegene Land mit Gewalt und Güte einzunehmen. Gunthram, vom Beginne dem Unternehmen gram, glaubte es jetzt wegen starker Betheiligung seines verbannten Feldherrn ganz allein gegen sich gerichtet; zudem legte ihm die übernommene Vormundschaft des jungen Chlothar die Vertheidigung von dessen Krone auf. Darum des Königs anhaltender Zorn gegen Brunhilde, Childebert und alles Ostland.

Wie Fredegunde sah, daß sie fest in der Gnade ihres Schwagers stand, legte sie die Larve der Trauer und Demuth ab, und zeigte sich wieder in ihrer natürlichen Gestalt als Furie ihrer Gegner. Zuerst bestrafte sie die ereilten Begleiter ihrer Tochter Rigunde auf mancherlei Art; dem Führer des verunglückten Brautzuges, dem Graven Leonhard ließ sie öffentlich das ihm vom König Chilperich geschenkte Wehr-

gehänge abnehmen, und den so entehrten aus dem Tempel werfen. Wegen arger Erbitterung des Volkes, das ihr Leben bedrohte, sandte sie Gunthram für etliche Wochen nach einem entlegenen Meierhof. Die Einsamkeit vervielfältigte nur ihre Gedanken, sie entwarf einen neuen Plan zur Ermordung der Hauptfeindin. Ein Priester mußte scheinbar vor ihrem Zorn an den austrasischen Hof fliehen, und Schutz suchen, welchen er daselbst auch nebst der Gunst hoher Personen fand. Demohngeachtet ward er vor der That ertappt. Die hochfahrende Brunhild tödtete den Schuldigen und Geständigen nicht, sie sandte ihn nach einer derben Züchtigung mit einem verachtenden Schreiben an Fredegunde. Diese, des Mörders Ungeschicklichkeit zu bestrafen und sich selbst vor der Welt weiß zu waschen, ließ ihm Hände und Füße abhauen. Solche Kunstfertigkeit im Treffen zweier Fliegen auf einen Schlag bewährte das Weib am gelungensten auf dem Gerichtstage, der von Gunthram zur Untersuchung der Ermordung Chilperichs abgehalten ward. Als erste Zeugin befragt, wen sie wohl für den Mörder ihres Gemahls halte, nannte sie den Oberstkämmerer Eberulf, denselben, der nicht mit ihr zur Kirche fliehen wollte. Der Schwager setzte in die kecke Behauptung nicht den geringsten Zweifel, schwur vielmehr die Vertilgung des vermeinten Missethäters bis ins jüngste Glied. Gewarnt floh der Kammerherr mit seinem besten Gut in die Martinskirche. Seine liegende Habe wurde eingezogen, der Tempel von Bewaffneten umstellt, und Tag und Nacht bewacht. Eberulf, entweder schon vorher ein Trunkenbold, oder aus Verzweiflung zum Humpen greifend, schlug die Kirchendiener, die ihn nicht rasch genug mit Wein bedienten, und drohte, bei dem geringsten Anzeichen von Verrätherei den Bischof selbst und alle inwohnende Priester als Todesboten vorauszusenden. Bei dieser Verzögerung des Handels benahm sich der König mit dem verarmten Höfling Claudius. Zum voraus seinen Lohn bei Fredegunden in Empfang nehmend, nähert sich dieser dem Eberulf unter wiederholter Betheuerung der innigsten Theilnahme, macht ihm Hoffnung auf baldige Aussöhnung mit dem König, wird allmälig des Flüchtlings Zechbruder, sendet eines Tages die eberulfischen Bedienten nach besserem Weine in die Stadt, ersticht mit Hilfe seiner im Kirchenbau versteckten Diener den Kämmerling, wird vom Sterbenden noch etlicher Finger beraubt, flieht nach blutigem Kirchenfrevel in die Abtszelle, findet aber da nur den von ihm selbst bewiesenen Respekt, nämlich unter Fäusten und Keulen des einbrechenden Volkes einen schmählichen Tod. Geraume Zeit nach dieser That er=

innerte sich Fredegunde des Bischofs Prätextatus, der, wegen Merovechs und Brunhildens Trauung des rouener Bisthums entsetzt, nach Chilperichs Hintritt seinen Sitz wieder eingenommen. Weil er die Aufforderung, sogleich Rouen zu verlassen, nicht beachtete, empfing er im Feierkleide am Hochaltar von Meuchlerhand die Todeswunde. Fredegunde besuchte mit eiserner Stirne den Sterbenden, der sie vor den Anwesenden seine Mörderin hieß. Große Gährung herrschte bei der Leichenfeier. Ein fränkischer Grav verlangte Haft und Hinrichtung der vom Bischof bezeichneten Urheberin. Nach der Kirche ließ denselben Fredegunde unter einem freundlichen Vorwand zu sich kommen, und reichte ihm nach besprochenem Geschäfte den damals üblichen Ehrenbecher,*) den kein Hausherr vergessen, kein Gast ausschlagen durfte, worauf denn der Grav für ewig und mancher andere Widersacher für die nächsten Jahre seine Lippen schloß. Als Gunthram auf vieles Verlangen den Bischofsmord untersuchen wollte, erklärte die Schwägerin, sie übe in ihrem Lande selbst Justiz, und zum Beweise dessen überlieferte sie nun mit einer unerhörten Frechheit den Thäter an die Verwandten des Bischofs zur Bestrafung, voraussetzend, daß diese Handlung den Schein zu ihren Gunsten kehre, und die etwaigen Aussagen des Mörders gegen sie entkräfte.

Mittlerweile zog ein großes Heer Gunthrams, geführt vom Oberfeldherrn Leudegisel und den Kriegsobersten Ollo, Aegila und Fredegar, wider den Prätendenten Gundobald. Ihr erstes Werk war die Vertreibung des Bischofs von Poitou, der wider Gunthram feindlich dachte. Gundobald eroberte mehrere Städte in Aquitanien, die im ehemaligen Antheil Chariberts liegenden für den König Childebert in Pflicht nehmend, die gunthramischen und chilperichischen aber für sich. Einige Bischöfe unterstützten geheim und offen seine Sache; dagegen bewarb er sich vergebens um die Freundschaft des toulouser Bischofs Magnulf. Nach der Einnahme der Stadt, deren Bürger Magnulf zur Gegenwehre angefeuert, lud sich Gundobald bei dem Widersacher zu Gast, und nahm unbeleidigt die Rede hin, daß der Bischof ihn für einen falschen König halte.**) Anders dachten die anwesenden Ge=

*) Der Ehrentrunk war aus Honig und Wermuth zusammengesetzt.

**) Daß die Geistlichkeit auch in weltlichen Sachen so große Gewalt besaß, kam noch von Römer=Zeiten her. Als beim Verfall des Kaiserthums viele vom Völkersturm bedrohten Städte ohne alle militärische Besatzung und Leitung blieben, erholten sich die wehrlosen Einwohner Raths bei ihren Bischöfen, welche damals meistens gelehrte, erfahrene Männer waren. Dem Priesterstande, dem hohen Alter erwiesen nicht

nerale Desiderius und Mummolus, die den kühnen Redner unter vielen Faustschlägen aus seinem Hause warfen, und auf dessen Stuhl den von Gunthram wegen Majestätsbeleidigung vertriebenen Sagittarius setzten. Mit dem Prätendenten vereinigten sich nun auch die neustrischen Häuptlinge Waldo und Bladastes. Leudegisels Heer näherte sich. Gundobald aber, kein Merowinger ursprünglicher Art, vertraute dem Gebete mehr als dem Schwerte; nicht nur daß er in Bordeaux die Reliquien des h. Sergius, des sogenannten Schlachtgewinners holte, versah er auch seine Gesandtschaft an Gunthram mit geweihten Ruthen, anfragend, ob man nicht gutwillig seinen Erbantheil herausgeben wolle. Des Königs bekannte Frömmelei überwog sein Haß gegen den Thronräuber. Als die Gesandten, kecker als ihr Herr, ihre verlachte Forderung drohend wiederholten, und dabei mit manchem unüberlegten Wort ihr Mitwissen um die große Gefahr, die Gunthram im Weigerungsfall bedrohe, durchblicken ließen: wurden sie auf des Königs Befehl in Haft gelegt, und enthüllten auf der Folter nicht nur den ganzen von austrasischen Großen entworfenen Eroberungsplan, sondern auch manches Andere, was ein ohnehin furchtsames Gemüth mit Entsetzen erfüllen konnte. Fredegunde nämlich, von der Heirathsabsicht Brunhildens auf Gundobald in Kenntniß gesetzt, hatte dem Prätendenten auch ihre Hand und als Mitgift Gunthrams Ermordung angeboten, wogegen die von ihren Spionen unterrichtete Austrasierin dem schwankenden Bräutigam auch ihre Bereitwilligkeit, den Schwager umzubringen, melden ließ. Die Gesandten konnten nicht vergewissern, daß nicht schon ein von Dieser oder Jener gedungener Meuchler auf dem Wege sei. Die Wahrheit ihrer Aussagen bewies deren genaue Uebereinstimmung.

In dieser doppelseitigen Gefahr handelte Gunthram, vielleicht das erstemal in seinem Leben, zugleich staatsklug und moralisch. Er schrieb dem Neffen Childebert, er möge zum Oheim kommen, es gelte ein wichtig Ding, das eigene Wohl und das Vaterland. Childebert erschien mit Begleitern guter Wahl; der bekannte Boso hatte unter-

---

selten auch barbarische Feinde Schonung und Respekt. So wurde das Vertrauen durch Erfolg gerechtfertigt, und Dankbarkeit gab oder übersah die willkürliche Fortsetzung der für den Augenblick verliehenen Gewalt. Daraus entstand der Mißbrauch, daß sich die höhere Geistlichkeit endlich in alle Regierungssachen mischte, und auf ihren Synoden Dinge verhandelte, welche vor den Reichstag gehörten, wodurch, wie die Chronik sagt, ein Mischmasch aus Kirche und Polizei entstand, der beiden Zweigen schadete.

wegs den Zug verlassen. Gunthram führte den Neffen in die Reichsversammlung, aus der gundobaldischen Gesandten eigenem Mund das schwarze Werk zu hören. Darauf legte er den Augo oder Speer, der den Frankenkönigen anstatt des Scepters diente, in des Jünglings Hände, sprechend: „Mit diesem Zeichen übergebe ich Dir mein ganzes Land. Wohne in meinen Städten wie in den deinigen, herrsche über meine Leute! Gott, der mir meine Kinder genommen, ließ dich allein noch aus dem königlichen Stamme da. Du allein bist mein Erbe, alles Andere verwerfe ich." *) Nach diesem führte er ihn ins Kabinet, entdeckte ihm die burgundischen Staatsgeheimnisse der Vergangenheit und Gegenwart, bezeichnete die verlässigen und die treulosen Diener des austrasischen Hofs, besonders warnend vor dem nähern Umgang mit der Mutter, wie auch er, Gunthram, seinen Verkehr mit Fredegunden, dem gleichbösen Weibe abbrechen wolle. Die anwesenden Austrasier ermahnte Gunthram, den nunmehr vierzehnjährigen Childebert als selbstständigen König zu achten, und damit die Ränke und Nachtheile der vormundschaftlichen Regierung zu beseitigen. Zum Schlusse gab Gunthram den größten Theil von Chariberts Verlassenschaft an Austrasien, und schied nach dreitägigem verwandtschaftlichen Beisammensein — einer wahren Unerhörtheit im Hause der Merowinger — nicht anders denn ein Vater von seinem Sohne.

Diese Aussöhnung der beiden rechtmäßigen Frankenkönige machte auf des Prätendenten Anhang wie auf ihn selbst den schlimmsten Eindruck. Dem großen Haufen war zur Ermunterung ein heimlich bestehendes Bündniß mit Austrasien vorgespiegelt worden; ihm blieb auch jetzt noch der obige Vorgang verhüllt, doch nicht in die Länge, nachdem bereits der Herzog Desiderius vom gundobaldischen Heer auf seine entlegensten Schlösser geflohen war. Solche Ausreißerei und eine offene Feldschlacht mit der überlegenen Macht Gunthrams zu meiden, eilte Gundobald in die Felsenstadt Convenna. Dort sammelte er außerordentliche Vorräthe an Korn und Wein, und damit er den Kriegsmann länger verpflegen könnte, oder weil er den bürgerlichen Einwohnern mißtraute, lockte er die letzteren unter dem Vorwand eines Streifzuges aus der Stadt, und sperrte den Heimkehrenden, die keinen Feind gesehen, das Ausfallthor. Nach einigem Verlust, den die Reiterei beim Uebergang der Garonne erlitten, schritt das gunthramische Heer

---

*) Diese Erklärung stellte nicht nur den Gundobald sondern auch den jungen Chlothar als unächte Leute hin.

unter furchtbaren Ausschweifungen zur Belagerung Convenna's. Der durch Nachsicht der Obern und Plünderungsversprechen erhitzte Soldat erkletterte hie und da die um die Stadt laufenden Felsenspitzen, schimpfend und tobend wider Gundobald. Dieser durch Erkenntniß der Täuschung immer niedergeschlagener, zeigte seine Jammergestalt häufig auf der Mauer, und betheuerte dem Feind gegenüber unter Seufzen und Weinen: „Er sei wirklich Chlothars Sohn, doch zu seiner jetzigen Rolle nur durch eine Menge falscher Eide und erdichteter Handlungen gezwungen worden; er suche nichts, als zur Beweisführung seiner Unschuld ein Zwiegespräch mit seinem Bruder Gunthram und darauf Rückkehr in das zweite Heimathland Konstantinopel." Dieses billige Gesuch verwarf man mit schallendem Hohn. Leudegisel, nachdem er die Stadt etliche Wochen belagert, umsonst die Wallgraben mit Faschinen gefüllt, und eben so vergeblich die Sturmmaschine*) gebraucht, wählte, wie damals üblich, das Mittel des Verrathes. Da Bladastes, der eine General der Stadt, trotz dem wohlbewachten Wall während eines von ihm angelegten Kirchenbrandes in das gunthramsche Lager übergelaufen war, unterhandelte Leudegisel mit seinem Amtsvorgänger Mummolus, und verhieß ihm für Gundobalds Auslieferung die Verzeihung des Königs. Der weniger ehrliche als tapfere Mann beredete sich mit den übrigen Räthen des Prätendenten, mit Waldo und Sagittarius. Leudegisels Abgesandter schwor den Verschwörern jedmögliche Sicherheit. Nun riethen die Räthe ihrem Herrn zur Unterhandlung mit Gunthram. Gundobald, den Betrug ahnend, entgegnete mit Thränen: „Ihr seid es, die mich hieher gebracht, ihr, die mich zu allem Geschehenen verleitet! Handelt ihr übel an mir, so kann das Gott nicht ohne Vergeltung hingehen lassen." Die Verschworenen betheuerten Gunthrams und Leudegisels friedfertige und brüderliche Gesinnungen. Auf dem Wege zum Stadtthor forderte Mummolus den goldenen Gürtel zurück, den er in bessern Tagen dem Prätendenten geschenkt, damit, wie er sich ausdrückte, das feindliche Heer über die stolze Tracht nicht böse werde. Gundobald sprach: „Du thust wohl daran, daß du den Gürtel vor dem Ende seines bisherigen Besitzers in Sicherheit bringst." Neue Schwüre der Begleitung vermochten nicht, den Ahnenden zu beruhigen. An der Pforte empfingen ihn der

---

*) Vineae auch carri oder plaustra genannt, Holzdächer mit Weidengeflecht und nassen Ochsenhäuten überzogen, sechzehn Schuh lang, acht hoch, und sieben breit, in größerer Anzahl nebeneinandergesetzt, unter welchen dann die Mauerbrecher arbeiteten. Die Belagerten schützten sich dagegen durch Brandstoffe und große Steine.

burgundische Unterfeldherr Ollo und Gunthram Boso, der, um sich mit dem König Gunthram gut zu stellen, mit einem austrasischen Fähnlein zum Belagerungsheer gestoßen war. Mummolus und die übrigen aus der Stadt sprangen sogleich zurück, und verriegelten die Thore. Nun Gundobald zum Himmel blickend: „Sei du Richter zwischen mir und denen, die mich in dieses Verderben stürzten!" Kaum hatte er dies geredet, stieß ihn auch schon Ollo mit einer Lanze in den Rücken, und mit dem Ausruf: „Hie Balomer"*) den Berg hinunter, Boso aber zerschmetterte dem durch den Harnisch Geschützten mit einem großen Steine die Stirne. Den nackten Leichnam schleifte das trunkene Kriegsvolk an Stricken durch's Lager. So endete Gundobald, ein bedauerliches Opfer scheußlicher Regierungspolitik und fast allgemeiner Meineidigkeit der Regierten, welchen zwei Dämonen noch persönliche Gutmüthigkeit und Schwäche beistunden.

Wie gewöhnlich ärnteten auch diesmal die Verräther die Früchte des Verrathes nicht. Gunthram verwarf den angeblich ohne seine Genehmigung abgeschlossenen Vertrag Leudegisels, und der Feldherr behandelte nun nach der Uebergabe und Zerstörung der alten Bergstadt**) seine bisherigen Helfershelfer als Gefangene. Bald darauf erließ der König den Hinrichtungsbefehl. Mummolus, der den Abend seines vorhergehenden Heldenlebens durch Parteigängerei, Treulosigkeit und Habsucht befleckt, starb in der Erinnerung und Würde früherer Tage; bei der Umzinglung seines Hauses durch die königlichen Truppen waffnete er sich und die wenige Dienerschaft, und nachdem die letztere bereits im verhältnißlosen Kampf gefallen, stritt er noch allein und dazu siegreich wider ein ganzes Heer, die Flüchtigen durch die Gasse treibend, bis er an zwei gleichzeitigen Seitenwunden niedersank. Den Bischof Sagittarius beredete ein falscher Freund auf der Flucht bei Annäherung verdächtiger Personen, die Mütze tief in das Gesicht zu drücken, worauf mit des Bischofs Mütze auch dessen Haupt zu Boden rollte. Bladastes und Chariulf gewannen die Martinskirche zu Tours, von wo aus sie der bekannte Gregor mit dem König versöhnte. Dieselbe Gnade fand bei dem bevorstehenden Westgothenkrieg

*) Balomer der damalige Namen der hunnischen, avarischen und anderer barbarischer Könige, daher im christlichen Frankenreiche eine Schimpfbenennung, bezeichnend einen After- oder Schein-König.

**) Schon vor Pompejus erbaut, also über 520 Jahre alt, nach seiner Wiederherstellung durch den Abt Bertram das heutige St-Bertrand.

Desiderius. Den schönen Waldo barg bis zu bessern Zeiten seine Freundin, die Königin Brunhild. Der marseiller und die andern Bischöfe, die es mit Gundobald hielten, wurden anfangs abgesetzt, bald jedoch vom frommen Gunthram mit den vorigen oder neuen Pfründen begabt. Des Mummolus Gattin Sidonia, welche die versteckten Schätze auslieferte, erhielt ihr väterliches Vermögen; die übrige reiche Beute theilte der König zwischen dem Neffen Childebert und den Kirchen. Der ganze Akt schloß mit einer Geldstrafe für diejenigen freien Leute oder Allodier, die beim Heerbann nicht erschienen waren.

Mit der Mündigerklärung Childeberts schien über denselben ein Theil des väterlichen Geistes gekommen; er nahm sich mit gutem Willen und nicht ohne Kraft seines Landes und Volkes an. Zuerst hielt er auf einem Meierhof des Ardennerwaldes einen ostfränkischen Reichstag. Obwohl nun hier auch die Mutter erschien, und ihre ganze Beredsamkeit aufbot, die üble Behandlung ihrer in Afrika verstorbenen Tochter Ingunde während deren Aufenthaltes im byzantischen Gebiete als eine Beleidigung der fränkischen Nation darzustellen, somit einen Krieg wider den Kaiser zu erregen: fiel dennoch der Antrag auf Childeberts Bemerkung durch, daß man zu einem solchen Vorhaben einer starken Flotte und guter Seeleute bedürfe, wozu das Frankenvolk weder Geld noch Geschicklichkeit besitze; zudem rathe Klugheit zur Freundschaft mit den Byzantinern, die ja selbst den nächsten Frankenfeinden, den Langbarten feind. Den Einfluß der alten Königin noch mehr zu schwächen, vermittelten die austrasischen Stände ein Ehbündniß ihres jungen Königs mit der ostfränkischen Graventochter Faileuba, welche die Thronfolger Theudebert und Theuderich gebar. Aber auch die der Mutter feindliche Partei duldete Childebert nicht mehr an seinem Hofe. Boso dankte nur der Flucht und dem Fürwort des Bischofs Algerich den Aufschub einer gegen ihn verhängten Untersuchung; andere verabschiedete Höflinge als da Rauchinger, Ursio und Berthefred suchten umsonst in einer mit Fredegundens Vorwissen angezettelten Verschwörung des Königs Tod und die Wiederkehr der alten Herrschaft. Rauchinger, ein wilder grausamer Mensch, Besitzer außerordentlicher Reichthümer, der sich in den Kopf setzte, König Chlothars Sohn zu sein, und deßhalb auch persönlich den Mordstreich wider Childebert führen wollte, wurde im Vorzimmer des Königs, den der Oheim gewarnt, erschlagen; Ursio, vom austrasischen Feldherrn Godegisel in der Burg Vabra belagert, fiel in einem siegreichen Gefechte gegen die Belagerer; und Berthefred, der schuldloseste und ritterlichste der Partei, der nur als

treuer Waffenbruder dem Ursio folgte, und sich von diesem durch keine Lockung und Versprechen trennen ließ, suchte nach verlorener Schlacht, von Godegisel und der jeden schönen Mann liebenden Brunhilde begünstigt, vergebens bei Bischof Algerich in der Kirche zu Verdun Schutz; Soldaten erkletterten das Kirchendach, und tödteten ihn von da herab mit Steinen. Vorher schon schlug Boso's Stunde. Gunthram, der zur Errichtung einer Hausordnung*) den Neffen in einen Gränzort beschied, und daselbst in Ahnung seines baldigen Todes den Erb- und Freundschaftsvertrag erneuerte, wollte bei dieser Gelegenheit auch den Handel mit jenem alten Feind abmachen. Der Kirchenschutz Algerichs*) frommte Boso nicht. Er mußte sich vor Gericht stellen, und ward von den Richtern, die ihn erst ein halbes Jahr zuvor wegen Erbrechung und Beraubung des Grabs seiner Muhme mit dem Verluste seiner Aemter und Würden bestraft, des Sterbens werth befunden. Als er dieses vernahm, floh er in die Behausung eines der Richter, des Bischofs von Trier, und verschloß die Thüre, mit entblöstem Schwert vor dem Prälaten aufs Knie fallend, und die Wahl lassend zwischen Erbitten seines (Boso's) Leben oder dessen (Magnerichs) Tod. Der Bischof benachrichtigte die Könige von seiner schlimmen Lage, welche dieselbe für erdichtet hielten, und darum unverzüglich das Haus in Brand steckten. Während des Tumultes retteten die Geistlichen Magnerich. Boso aber, der sich unter das Volk stürzte, ward erkannt und in Stücke gerissen. Die Untreue an Merovech und Gundobald rechtfertigte einen schmählichen Untergang. Von der ganzen antibrunhildischen, auch chilperichisch und langbartisch geheißenen Partei zog wieder nur der listenreiche rheimser Bischof Aegidius durch große Bitten und größere Geschenke den Hals aus der Schlinge.

Auch am Ausland suchte der jugendliche König seine Kraft zu proben, jedoch mit ungünstigem Erfolg. Er schloß ein Bündniß mit dem griechischen Kaiser (590), nnd zog wiederholt gegen die Langbarten nach Italien. Allein die durch innere Ausschweifungen und

---

*) Für die fränkische Rechtsgeschichte insofern merkwürdig, daß darin des Königs Mutter und Schwester über des Königs Frau gesetzt wurden.

**) Diese zweimalige Verletzung des damals so heilig geachteten Asyls grämte den Bischof um so mehr, als König Childebert dessen Taufpathe war, welche geistliche Verwandtschaft beim Beginne des Christenthums in Franken noch höher als Blutsfreundschaft stand. Algerich, von den Geschenken und Entschuldigungen Childeberts ungerührt, starb vor Unmuth.

Greuel damals so sehr heruntergekommene physische und moralische Kraft der Gallofranken hielt nicht Stand wider einen noch germanisch-kräftigen Feind, und die Byzantiner zeigten sich als treulose Bundsgenossen. Auch im Lande der Bajuwaren oder Bajern, wo Childebert Statt des Langbartenfreundes Garibald den Thassilo zum Herzog setzte, faßte der fränkische Einfluß noch keinen festen Fuß. Also wandte der König sein Augenmerk wieder auf das Innere des Reichs, wo er durch den Obersthofmeister Florentian und den Pfalzgraven Romulf ein die Armuth schonendes, die Lasten unter die Reichen theilendes Steuersystem einführte, sowie durchgreifende Maßregeln gegen die zahlreichen Räuberbanden, die Reste und Nachwehen des gundobaldischen Kriegs. Wie in der Achtung und Liebe der Nation, stieg Childebert auch im Hasse Fredegundens. Eine Verschwörung der drei Palastbedienten Sonnegisel, Gallomang und Dragulf, welcher letztere seine Geliebte Septimia, die Erzieherin der königlichen Kinder, zum Verrath nützte, wurde noch rechtzeitig entdeckt, jedoch nicht nach Gebühr bestraft;*) bald darauf sandte Fredegunde zwölf Meuchelmörder theils wider den König, theils wider dessen in Soissons residirendes Söhnchen Theudebert, wovon aber gleich der erste in der Kapelle des Landhauses sich ertappen ließ, und nicht nur sein Vorhaben verrieth, sondern auch den Urheber und Leiter vieler bisher unermittelten Vergehen und Verbrechen, den oft genannten Aegidius. Da die Geistlichkeit sich seiner Verhaftung heftig widersetzte, ließ ihn der König auf freiem Fuß von einer Kirchenversammlung in Metz prozessiren. In der dortigen Stephanskirche gestand der Bischof den augenfälligen Beweisen gegenüber seine Missethaten reumüthig ein, und ermahnte die Richter selbst, über ihn das Todesurtheil zu verhängen. Diese vom Gericht auch erkannte Strafe wandelte der König auf Bitten des Clerus in Amtsentsetzung und lebenslängliche Haft zu Straßburg. Eine härtere Strafe fand Aegid darin, daß Romulf, der Sohn seines Todfeindes des Herzogs Lupus, Erzbischof von Rheims ward. So erschien das Jahr 592, in welchem König Gunthram das Zeitliche mit dem Ewigen tauschte, und dem Neffen das große und schöne Königreich Burgund hinterließ.

Aus dem Leben dieses Königs erwähnt die Geschichte nach Beendigung des gundobaldischen Bürgerkrieges mehrere Fehden mit dem

*) Septimia und Dragulf wurden mehr wegen eines andern Verbrechens gebrandmarkt und zur Arbeit in Weinbergen und Mühlen verurtheilt; Sonnegisel und Gallomang, die sich in eine Kirche geflüchtet, erhielten des Königs Geleit und Verzeihung.

Westgothenreich, meistentheils unternommen aus Eifer für die katholische Confession, besonders nachdem arianische Unduldsamkeit die austrasische Nichte Ingunde vom Thron gestoßen, und deren Gemahl den Convertirten Hermingild mit des Vaters Leuvigild Genehmigung im Kerker umgebracht. Durch diese Kriege, obschon sie mit Schmach und Nachtheil der fränkischen Waffen endigten, stellte der König sein Leben wiederholten Mordversuchen Leuvigilds blos, welcher letztere, nachdem Gunthram die Leichname der von Fredegunde gemordeten Stiefsöhne Meroveh und Chlodowig in geweihter Erde begraben, und deren leibliches Kind Chlothar für unächt erklärt, an diesem rasenden Weibe eine treue Gehilfin fand. Aber nicht nur von der einen, auch von der andern Schwägerin mußte Gunthram seine letzten Tage vergällt sehen. Brunhilde unterhandelde mit Leuvigilds Nachfolger Rekared wegen der Hand ihrer zweiten Tochter Chlothosinda, und die noch immer mit der eigenen Liebe beschäftigte alte Königin selbst zeigte sich einem Ehebündniß mit dem in Spanien weilenden Sohn des ehemaligen Prätendenten Gundobald nicht abgeneigt. In der Angst vor den beiden rasenden Frauen wandte sich Gunthram bald der einen bald der andern zu, Brunhilden, als ihm Fredegunde einen gefährlichen Raubzug der Britten über den Hals schickte, Fredegunden, als Brunhild mit dem Sohne Gundobalds neuerdings in Heirathsunterhandlungen trat. Während einer antibrunhildischen Stimmung war er der Gesandtschaft Fredegundens nach Neustrien gefolgt, und hatte als Pathe den nunmehr siebenjährigen Chlothar über den Taufkessel der Genovefakirche gehalten. Childeberten, der sich mit Recht über diese Charakterlosigkeit und Bundesverletzung beschwerte, ließ er sagen, ohne Gott zu erzürnen, habe er das christliche Werk nicht abschlagen können. Trotz seinem Religionseifer hatte Gunthram zweimal Simonie geübt, zweimal erledigte Bisthümer gegen baares Geld an Laien vergeben. Auch konnte er, unversöhnlich wie jeder Feige, seines Hasses gegen die Gothen, trotz dem, daß diese katholisch geworden und den Mörder Hermingilds am Leben gestraft, nie Meister werden. Die Chronik*) schließt ihre Betrachtungen über die einunddreißigjährige Regierung dieses Königs mit den Worten: „Die Kirche ist gegen seine Freigebigkeit so dankbar gewesen, daß sie ihn unter die Heiligen gerechnet, eine Ehre, welche niemals einem Prinzen widerfahren, ungeachtet er alle Tugenden der Welt besessen, wenn er nicht auch der Kirche viel ge-

*) Ludewig, Seite 326.

schenkt. Dieses zu beweisen, darf man nur die Zahl der canonisirten Könige vornehmen, so wird man finden, daß sie geschickt genug zu Heiligen gewesen, wenn sie Freigebigkeit gegen die Kirche ausgeübet, ungeachtet sie auch sonst an Lastern keinen Mangel hatten. Denn eben diesem Gunthram mangelte es nicht daran. Er war furchtsam, eifersüchtig, argwöhnisch, jähzornig auch bis zur Grausamkeit, wovon die Hinrichtung der Leibärzte und des Chundo*) Beweis genug gibt. Mit einem Worte, er war geizig, und besaß alle Laster, die daraus fließen, absonderlich die ungestalte und scheinheilige Frömmigkeit, woraus hernach die Freigebigkeit gegen die Kirche kam, weil die Einfalt dieser Zeiten glaubte, man könne den Himmel auf solche Art mit Geld erkaufen." Auch den Hang zu fleischlichen Wollüsten redet diesem König der Geschichtschreiber Aimonius nach.

Es war entschuldbar, daß Childebert, als rechtmäßiger Herr der zwei größeren Drittheile des Frankenreiches, nach Erwerb des dritten strebte, dessen Titularkönig bei Vielen als Bastard, dessen wirkliche Regentin allgemein als Verbrecherin sonder Gleichen galt. Bei solchen natürlichen Motiven bedurfte es kaum der von Autoren erzählten Aufhetzungen durch Brunhilde. Nach der Leichenfeier Gunthram's sandte Childebert die Herzoge Gundobald und Wintrio zur Eroberung Neustriens. In dieser Stunde höchster Gefahr betrug sich Fredegunde mit Muth und Klugheit. Nachdem ihr Feldherr und Vertrauter Landerich was streitbar war schnell zusammengerafft, erschien die Königin selbst, den Sohn an der Hand, bei diesem Heer, und erweckte durch Zeichen des wehrlosen Knaben Mitgefühl, durch Vertheilung ihrer Schätze Dankbarkeit und Streitlust. Wegen der starken Ueberlegenheit des vereinigten austrasischen und burgundischen Heerbanns beschlossen die neustrischen Kriegsführer einen nächtlichen Ueberfall. Dazu bedienten sie sich der List: sie sagten nach alter Germanenart dem Feind Zeit

---

*) Dieser Kämmerling sollte nach des Forstmeisters Anzeige im Ardennerwald auf der königlichen Jagd einen Auerochsen erlegt haben, welches er läugnete. Der König, obschon kein Soldat doch ein Freund von Zweikämpfen, bei denen er sich als Zuschauer belustigte, wollte auch hier die Wahrheit durch ein Gottesurtheil finden. Der hochbejahrte Chundo stellte, was damals zulässig war, seinen Neffen als Stellvertreter oder Advokatus, welcher den Forstmeister zwar tödtlich verwundete, dann aber auch in dessen Speer sich selbst zu Tod rannte. Den nun doch für schuldig gehaltenen Greis, welcher in eine Kirche flüchten wollte, ließ Gunthram fangen und am Schandpfahl steinigen.

und Ort des Kampfes an, das heißt, sie kamen durch Abgesandte in das jenseitige Lager mit den dortigen Feldherren überein, am dritten Tage von heut gerechnet in den soissonischen Feldern eine Schlacht zu halten; brachen aber schon in der Nacht auf, die Reiterei voraus, jeder Reiter vor sich einen grünen Baumast haltend, jedes Roß mit einer Schelle behängt. Die austrasischen Vorposten wähnten eine Viehherde im Anzug. Nach der Enttäuschung gab es keine andere Rettung als Flucht. Diese Niederlage rettete die neustrische Krone. Zwar trieb der selbst ins Feld eilende Childebert bald Fredegundens Heer aus der Champagne zurück, eroberte auch Paris und andere Städte wieder: allein ein Raubzug der Britten und der Aufstand der Warner, eines schon von Sigibert überwundenen norddeutschen Stammes, beschäftigten ihn anderwärts; erst nach zwei Jahren konnte Childebert den ersten Plan verfolgen. Der König stand itzt vor der Möglichkeit einer ruhm- und gewinnreichen Zukunft. Er zählte fünfundzwanzig Jahre, worunter er zehn unter Vormundschaft und ebensoviele als mündiger Regent verlebt. Erfahrungsreich bei noch rüstiger Jugendkraft, von der Nation geliebt, die er gleichfalls liebte, in seinem Hauswesen rein, ein glücklicher Gatte und Vater, sah er in diesen Zeiten der Greuel und Schwäche Großes vor sich; doch sein Morgen- ward zum Abendroth (595). Childebert und Faileuba erkrankten eines Tages plötzlich, wie die Aerzte erkannten, an Gift, und zwar an Gift, welches nicht die Todfeindin, sondern wahrscheinlich die eigene Mutter gemischt. Brunhilde, nachdem sie den Verbrechenspfad einmal beschritten, überflügelte auf demselben bald die Gegnerin. Zur Grausamkeit gesellte sich hier noch schamloser Geschlechtstrieb. Childebert hielt auf Hausordnung. Doppelten Zwang, den ohnehinigen Ausschluß von der Staatsgewalt und nun noch scharfe Rüge der Unsittlichkeit duldete die Hochmüthige nicht. Die Thronfolge der minderjährigen Enkel öffnete dem Ehrgeiz und der Zügellosigkeit ein weites Feld. Nach Faileuba's Tod war die Großmutter natürliche Vormünderin der außer ihrer Person Verwandtschaftslosen. Darum sollte das Ehepaar zusammen sterben. Als Childebert sein Ende fühlte, vermachte er in Gegenwart der Stände das Königreich Austrasien dem ältern Sohne Theudebert, Burgund dem jüngern Theuderich. Theudelana die Tochter erhielt das väterliche Privatvermögen. Von der Anwesenheit Brunhildens, von einem letzten Gespräch und Abschied zwischen Sohn und Mutter erwähnt die Geschichte nichts; nach einem solchen Verbrechen litt die Natur so schnell kein zweites. Mit diesem König, den die Zeitgenossen

zum Unterschied von jenem Neffenmörder Childebert den Jüngern oder Kleinen nannten, ging einer der bessern Sprossen Merovechs ins Grab.

3.

Der zweite Chlothar.

Drei Knaben von eilf, zehn und neun Jahren saßen itzt auf dem dreifachen Frankenthron; in der That regierten die beiden Weiber. Solche Tage hatten sie sich längst gewünscht; der tigerartige Grimm, der bisher in Meuchelmord Luft gesucht, durfte sich nun in offener Feldschlacht messen. Mit Windeseile stürzte Fredegunde auf Paris, den lang entbehrten Lieblingsaufenthalt. Als Brunhilde hörte, die Feindin habe ihren Sohn mit ins Feld genommen, bewaffnete auch sie ihre Enkel, und ließ sie mit dem Heerbann ziehen. Bei dem alten Latofaum kams zum Handgemenge. Da sah man die drei Könige hoch zu Roß an der Spitze ihrer Völker streiten. Wo Knaben voraus, konnten begreiflich die Männer nicht hinten bleiben; die seit Jahren gedunkelte Tapferkeit der Franken schien glanzvoller als je zurückgekehrt. Fredegunde gewann endlich den Sieg mittels eines Hinterhaltes; aber die Besiegten kämpften fort, im Rückzug an des Siegers Lorbeer zerrend. Schon rüstete Brunhilde zu einer zweiten Schlacht; da geboten die Stände beider Reiche wegen eines die Gränze bedrohenden Awarenschwarmes Stillstand. — Zwei Personen solchen Schlags zu gleicher Zeit in einem Lande trug nach des Chronikers Meinung auf die Länge der Boden nicht. Fredegunde starb im folgenden Jahre 596 zu Paris dem Denkmal ihres Triumphes. Ihr Tod mag kein beneidenswerther gewesen sein. Abgesehen von dem peinigenden Gedanken an ihre schwarze Vergangenheit und des unmündigen Sohnes dunkle Zukunft, verfolgten noch zwei andere Gestalten aus jüngster Zeit ihr Sterbebett, die hingerichteten Häupter der Stadt Tournai*) und das Schandleben der Tochter Rigunde, einer durch Mutterschuld**) öffentlichen Buhl-

*) Die zwei angesehensten Familien lagen miteinander in blutiger Fehde. Als Fredegunde ihr Friedensgebot nicht geachtet sah, lud sie die Häupter der beiden Familien zu einem Gastmahl, auf welchem sie von den königlichen Bedienten hinterrücks erschlagen wurden.

**) Dadurch, daß die ehemalige spanische Braut von der Mutter ihr väterliches Erbgut forderte, gerieth sie mit derselben häufig in Wortwechsel und Schlägerei. Einsmal führte die Mutter unter dem Schein der Willfährigkeit die Tochter vor den

dirne. Das ganze Frankenvolk, vielleicht einen Landerich und etliche andere Liebhaber ausgenommen, frohlockte über diesen Tod; ein italienischer Poet*) aber besang Fredegundens hohe Tugend.

Der dreizehnjährige Chlothar, die muthmaßliche Frucht der Sünde,**) stand nun verwaist und einsam gegen eine Unzahl Feinde. Sein Untergang in den nächsten Monden nach der Mutter Tod schien unzweifelhaft. Vielleicht war es gerade diese Größe der Gefahr und Hilfslosigkeit, welcher der Knabe Rettung und Emporkommen dankte. Denn da Brunhilde ihn für zu gering und seinen Sturz für eine gelegenheitliche Nebensache hielt, warf sie ihr Augenmerk auf andere Dinge, und ließ dem Waisen-Knaben Zeit, Mitgefühl zu erwerben. Nach Hinrichtung des frommen Bischofs von Vienne, des strengen Tadlers ihrer lasterhaften Lebensart, hatte Brunhilde über einige von Rom gekaufte Reliquien der Apostel Peter und Paul kostbare Tempel gebaut, des Glaubens, damit nicht nur das Geschehene zu sühnen, sondern auch für Kommendes freie Hand zu haben. Sie bedurfte Geld für ihre zahlreichen Liebhaber, als Mittel dazu ersah sie den Fall des reichen Herzogs Wintrio. Der Knabe Theudebert mußte den Todesbefehl geben. Aber das über des Unschuldigen Blut erbitterte Volk umringte den Palast, und führte mit des enttäuschten Königs Genehmigung die Verbrecherin über die austrasische Gränze, ihr die Todesstrafe ankündigend bei etwaiger Wiederkehr. Ein Straßenbettler geleitete die Halbnackte nach Chatillon, der statt Orleans gewählten Hauptstadt des burgundischen Frankenreichs, wo sie durch ihr Elend

---

verschlossenen Schatzkasten, und hieß sie auskramen, worauf sie die sich Bückende mit dem zugeschlagenen Deckel würgte, und an der Tödtung des Mädchens nur durch eine herbeieilende Magd gehindert ward. Von nun an aus dem Palast weichend, suchte Rigunde sich durch obiges Geschäft den Lebensunterhalt.

*) Venantius Fortunatus, der auch auf Chilperich, Boso und andere schlechte Leute seiner Zeit für Geld Lobgedichte machte.

**) Vor Landerich hatte Fredegunde im verbotenen Umgang mit Bertram Bischof von Bordeaux gelebt. Für eine Frucht dieses Umgangs hielt man ziemlich allgemein den jungen Chlothar. Als König Gunthram einsmals in Paris vor Jedermann äußerte, man halte vor ihm des Bruders Sohn versteckt, wahrscheinlich weil derselbe seiner Physiognomie nach in ein anderes als das merowingische Geschlecht sehe: erschien Fredegunde, begleitet von 3 Bischöfen und 300 weltlichen Eideshelfern in jener Hauptstadt, und schwur auf das Evangelium, daß dieses Kind (welches sie jedoch abermals nicht mitbrachte) von Chilperich gezeuget sei. Gunthram gab darum seinen Zweifel nicht auf, indem er den spätern Taufpathen nie den Sohn sondern „qui Chilperici dicitur filius" nannte.

den zweiten Enkel Theuderich zu vielen Thränen rührte, und nicht nur die beste Aufnahme, sondern auch Antheil an der Regierung fand. Von nun an erfüllten sie nur Rachegedanken gegen Austrasien und dessen König, den ungehorsamen Enkel. Als es daher im Jahre 599 zu dem schon früher zwischen den Kronen Burgunds und Austrasiens verabredeten Kriege kam, und der bei Dormello aufs Haupt geschlagene Neustrier Chlothar hilflos in einem Walde irrte, erhielt er auf sein demüthiges Friedensgesuch nicht nur das Leben, sondern auch einen Theil seines eroberten Reiches wieder, und blieb vor der Hand von der furchtbaren Feindin ungekränkt. Dieses große Glück hielten Viele für einen höhern Fingerzeig, daß der Knabe einem noch größeren entgegengehe. So stand es am Schlusse des sechsten Jahrhunderts im Frankenreich.

Am burgundischen Hofe setzte Brunhild mit mehr Erfolg die in Austrasien mißglückte Rolle fort. Damit sie darin nicht durch die Tochter eines fürstlichen Hauses unterbrochen werde, versah sie den Enkel mit niedern Kebsweibern, deren bevorzugteste in rascher Aufeinanderfolge drei Knaben dem selbst noch knabenhaften König gebar. Nach solcher Fürsorge um die Fortdauer ihres Hauses, beschäftigte sich die fünfzigjährige Frau mit Herzens-Angelegenheiten. Sie war wieder einmal verliebt, und brauchte Geld. Dazu wählte sie dasselbe Mittel, dem sie ihre Verbannung aus Austrasien dankte; sie erließ nemlich einen Hinrichtungsbefehl wider den reichsten Adeligen des Königreichs, wider den Major domus Aegila, der im gundobaldischen Kriege als Führer mit Auszeichnung gedient; und theilte hierauf des Todten Schätze mit ihrem Liebhaber Protadius. Nicht zufrieden, diesen jungen Gallier aus niederm Stande von Würde zu Würde bis zum Herzog der Juraprovinz, die der Günstling von der Königsburg aus regieren durfte, gehoben zu haben, bestimmte sie ihm auch noch die Pfalzgravenstelle, die damals der brave Berthoald verwaltete. Dolch und Gift wagte sie nicht; der Mann stand zu fest in der Gunst des Volkes und auch des Königs. Daher beschwätzte sie den Letztern, zur Verpflichtung der kürzlich von Neustrien abgerissenen, noch schwierigen Gebietstheile den Pfalzgraven mit nur dreihundert Mann auszusenden, während sie zugleich dem jungen Chlothar hievon Kunde und Anschläge zur Wiedereroberung seines vorigen Landes gab. Berthoald fand die Provinzen von einer neustrischen Armee unter Landerich besetzt; kaum glückte ihm und den Seinigen die Flucht in die Stadt Orleans, wo er eine Belagerung der Neustrier so lange aushielt, bis sein herbeieilender, von

der Verrätherei der Großmutter nichts ahnender König ihn entsetzte, und gemeinschaftlich mit ihm gegen die Truppen Chlothars zog. Berthoald aber hatte Brunhildens Absicht durchschaut; da er nicht hoffen konnte, sein Leben für lange Zeit vor der Wuth dieses Weibes zu schützen, suchte er, zu stolz zur Flucht, zu redlich zum Abfall, einen rühmlichen Mannestod. Beim nächsten Treffen zog er im glänzenden Purpurgewande vor seinem Volke her, und forderte den feindlichen Feldherrn zum Zweikampf. Da dieser sich nicht blicken ließ, sprengte Berthoald mitten in die neustrischen Reihen, und erlangte, tödtend und getödtet, was er wünschte. Der zum zweitenmale um Frieden bittende Chlothar erhielt durch Brunhildens Verwendung Nachsicht und selbst Theuderichs Freundschaft; die in nunmehriger Erhebung ihres Buhlen Ueberglückliche mochte vergessen haben, daß der Besiegte Fredegundens Sprosse war; oder aber sie bedurfte seines Bei- oder Stillstandes zur Ausführung der Rachehandlung, mit welcher sie eben schwanger ging.

Brunhilde und der neue Pfalzgrav Protadius gaben sich alle Mühe, den König von Burgund mit Austrasien zu entzweien. Deshalb beredeten sie ihn, Theudebert sei nicht sein rechter Bruder, sondern ein außerehelicher Sohn Faileuba's, den sie vor ihrer Vermählung mit König Childebert einem gemeinen Mann geboren. Diese mit Kunst fortgesetzte Lüge bestimmte endlich den Jüngling, an der Spitze eines gewaltigen Heeres zur Eroberung seines vermeintlichen Eigenthums Austrasien auszuziehen. Theudebert aber, durch Burgunder vor den Ränken der Großmutter gewarnt, stand schlagfertig in seinem Land. Schon hatte man den dritten Tag als Zeit der Schlacht bestimmt, da erklärten sich die Stände oder Machthaber im Burgunderlager gegen den, wie sie sagten, einer blosen Frau willen entsponnenen Bruderkrieg. Der einzige Protadius widersetzte sich im Kriegsrath, vorgebend, die Ehre des Königs erheische es, einen Fremdling vom gestohlenen Thron zu stoßen. Als die Stände sahen, daß sich Theuderich auf Seite des Pfalzgraven neigte, mischten sie sich unter das Volk, da und dort klagend, an dem kommenden Blutvergießen, an dem ganzen ungerechten Kriege trage allein der hochmüthige, habsüchtige Glückspilz Schuld; man müsse Einen für Alle opfern. Nun wilder Aufruhr ringsumher. Der sorglose Günstling spielte eben mit dem Leibarzt im Königszelt, welches wüthende Haufen dicht umschlossen. Herbeieilend suchte Theuderich den Bedrohten mit seinem eigenen Leib zu decken, ward jedoch von den Generalen auf die Seite gebracht. Doch auch hier ließ er

sich nicht beschwichtigen, bis endlich einer der Stände sich erbot, als Abgesandter des Königs der Mordlust der Aufrührer Einhalt zu thun. Dieser aber, ein Todfeind des Protadius, nützte die Gelegenheit, und überbrachte den königlichen Befehl, der Schuldige solle sterben. Im erbrochenen Zelte verblutete Protadius. Während der ersten Betäubung Theuderichs ward mit Theudebert von den Ständen Friede geschlossen, und die burgundische Armee über die Gränze zurückgeführt.

Brunhilde gerieth in Raserei. Schwer war's anfangs, die Urheber des Aufruhrs und des Friedens zu ermitteln. Als sie einiges Licht bekam, endete Wilf der Major domus unter Henkershand; Unslin aber, jener falsche Bote, verlor nach konfiszirtem Vermögen Hand und Fuß, um, was schlimmer als der Tod, als Krüppel auf der Straße nach seinem täglichen Brod zu wimmern. In ihrer Wuth gegen alles Fränkische besetzte sie die ersten Hofämter mit Galliern, und begünstigte bei jeder Gelegenheit welsche Sprache und Sitte vor der damals noch üblichen deutschen.*) Theuderich, den die Großmutter immer noch mit ausgewählten Buhlschaften versorgte, sah ihren Handlungen wohlgefällig oder gleichgiltig zu. Als die Stände alles Uebel des Landes aus dieser einzigen Quelle fließen, sich aber noch zu schwach für offene Gewalt sahen: suchten sie in einer anständigen Vermählung des Königs ein einsweiliges Gegengewicht; Geistliche und Weltliche verlangten laut das Aufhören des sündhaften Wesens, welches der gesammten Nation zum Aergerniß. Wider diese öffentliche Stimme besaß Brunhilde keine Macht; sie fügte sich zum Schein. Man erkor Irmenberg, die Tochter des Westgothenkönigs Witterich. Der Vater übergab die Tochter der burgundischen Gesandtschaft nur gegen einen hohen Eid, daß von nun an ihr König alle seine Buhlschaften aufgebe. Unter dem Jubel des Volkes vollzog man das prachtvolle Beilager in Chatillon (606). Theuderich liebte anfangs aufrichtig sein Weib; Brunhildens Einfluß begann zu sinken. Man erzählt, daß sie nun mit Theudelana's der Enkelin Hilfe dem König Tränke mischte, die ihn hinderten, der Gattin beizuwohnen; worauf es ihr leicht geworden, dem leichtgläubigen Jüngling die schuldlose Gemahlin als Hexe zu verdächtigen. Die Unglückliche konnte von Glück reden, daß sie nicht wie so manche

*) Daß damals in Westfranken noch die deutsche Sprache herrschte, beweist auch ein Schreiben des römischen Kirchenvorstehers Gregor an die neustrischen und burgundischen Bischöfe, worin er bittet, seinen nach England reisenden Missionären westfränkische Priester als Dolmetscher mitzugeben, weil die fränkische und englische Sprache von einerlei Ursprung und eins sei.

andere fränkische Königin endete, sondern blos mit Beraubung ihres Vermögens dem Vater zurückgeschickt wurde. Die Drohungen Witterichs, der sich sogleich mit den Langbarten verband, und selbst bei den zwei andern Frankenkönigen wegen des Bubenstücks Hilfe suchte, verhöhnte der nun wieder ganz der großmütterlichen Leitung heimgefallene Theuderich. Brunhilde aber, die sich den gottlosen Bischof Avidius von Lyon zum Vertrauten wählte, ließ ihren unerschütterlichen Bußprediger den ehrwürdigen Bischof Desiderius durch Lotterbuben aus der Kirche reissen und steinigen. Ein anderer frommer Mann, der Abt Columban, der dem König wegen des Rückfalls zu dem vorigen Lasterleben den baldigen Tod weissagte, kam mit körperlicher Mißhandlung und Verbannung durch. 608.

Gegenüber diesem Bilde der brüderlichen Hofhaltung fiel es dem Austrasierkönig Theudebert nicht schwer, sich und sein Hauswesen in ein glänzendes Licht zu setzen. Ein wenig Schminke hätte dazu hingereicht; derselbe aber schien ein Uebriges zu thun, nemlich eine Musterliebe auf dem Throne aufzustellen. Als Brunhilde noch an dem Hofe zu Metz weilte, hatten Kaufleute vom rechten Rheinufer ein leibeigenes, ausnehmend schönes Kind dahin gebracht, welches auch der damaligen Regentin so wohl gefiel, daß sie es kaufte, und mit aller Sorgfalt erziehen ließ. Nach Brunhildens Vertreibung blieb die Leibeigene am östlichen Hof zurück; die an Geistes- und Körpersgaben reiche Jungfrau rührte Theudeberts Herz, er vermählte sich mit ihr öffentlich, und erklärte sie zu einer Königin der Franken. Je mehr nun Brunhilde den ältern Enkel haßte, je mehr sie sich von dieser wie von andern Seiten gehaßt und verachtet sah, um so empfindlicher mußte ihr dessen ehliches Glück, um so schmerzlicher der weit verbreitete Tugend- und Schönheitsruhm Bilhildens*) sein. Wann daher eine königliche Botschaft vom Burgunderland nach Austrasien ging, vergaß die Alte nie, derselben mündlich oder schriftlich eine Beleidigung der Enkelfrau anzuempfehlen; sie warf der Königin ihre Herkunft vor, nannte sie ihre Leibeigene, ihr erkauftes Eigenthum, warnend vor jedem Uebermuth, drohend mit Bestrafung. Bilhilde antwortete mit Würde und Gelassenheit. Einige austrasische Große, welche Brunhilde und deren Handlungsweise fürchteten, geriethen auf den Einfall, zwischen beiden Königinen auf der Landesgränze eine Zusammenkunft zu veranstalten, wo der Anblick der ehemaligen Pflegtochter nicht nur die bösen Ge-

*) Belichildis nach alter Schreibart.

danken aus dem Sinn der Großmutter bannen, sondern auch ein besseres Verhältniß unter den zwei Königen und deren Völkern veranlassen würde (607). Da Brunhilde diesen Vorschlag allzubereitwillig annahm, riethen ebendeswegen andere Austrasier davon ab; ihre Königin sollte noch länger der gute Genius des Landes bleiben. Die Geschichte der Merowinger ähnelt einer modernen Schicksalstragödie; öfters gewinnt es den Schein, als ob der von Natur aus schöne Sonnentag blos darum in grause Nacht sich verwandeln müsse, weil einmal dieser Tag im Kalender eines Wahrsagers schwarz angestrichen stand. Tugend und Kraft erliegen einem dunkeln Fatum. Theudebert verliebte sich in das Hoffräulein Theudelinde; um sie heirathen zu können, vergiftete er sein braves Weib, die Mutter dreier Kinder. Mit Bilhilds Tod wich der letzte Stern vom fluchbeladenen Herrscherhaus 609.

Der Haß der beiden Brüder, der seit dem Friedensschluß über dem Leichnam des Protadius unterdrückt doch nicht erdrückt war, zeigte sich bald in heller Lohe. Theudebert verlangte vom Bruder Elsaß. Die Provinz gehörte ursprünglich zu Austrasien, der sterbende Childebert hatte sie im Testament dem burgundischen Sohn zugetheilt. Beider Reiche Stände vermittelten eine Zusammenkunft der Brüder im Rheinflecken Selz, wo Theuderich, weil er das Gefolge Theudeberts dem seinigen dreifach überlegen fand, für den Augenblick nachgab. Zu Hause empfingen ihn die Vorwürfe der Großmutter; er selbst that lieber Unrecht, als daß er es duldete; Wiedereroberung der Provinz, Krieg gegen Austrasien wurde zum Losungswort, und das Märchen von des Bruders unterschobener Geburt wieder aufgetischt. Dem Neustrier Chlothar versprach man für seine Neutralität die Rückgabe eines bedeutenden Landstriches an der Seine. Thätigere Mitwirkung verweigerte dieser Schlaukopf, dem eben der Abt Columban den nahen Untergang beider Brüder geweissagt hatte. Im Mai 611 stand die gesammte Macht Theuderichs bei Langres im belgischen Gallien. Auch Theudebert schaarte seine Streitkräfte. Columban, der wandernde Prophet, rieth dem König Austrasiens, die Krone niederzulegen, und seine schwere Sünde (die Ermordung Bilhilds) in einem Kloster abzubüßen. Theudebert und die Feldobersten scherzten über den wunderlichen Greis. Bei Tull stießen die Brüder zusammen. Der besiegte Theudebert floh über Metz nach Cöln. Den nacheilenden Sieger beredete der Bischof von Mainz, nur in gänzlicher Vernichtung sein Ziel zu suchen. Oberhalb Zülpichs, wo einst der Ahnherr Chlodowig die

Allemannen schug, stellte sich Theudebert mit frischen, ostfränkischen Schaaren auf, und verlor nach der fürchterlichsten Gegenwehr auch diese zweite Schlacht, die blutigste, welche jemals Franken gegen Franken schlugen. Theuderich verheerte unmenschlich das Land zwischen dem Rhein und der Mosel; einer Unterwerfung anbietenden Gesandtschaft der Ripuarier versprach er den Frieden nur um den Preis von Theudeberts Kopf. Die Cölner lockten den Flüchtling an einen entlegenen Ort; dort mordeten sie ihn, und pflanzten das abgeschlagene Haupt auf das Stadtthor, durch welches der siegende Bruder seinen Triumphzug hielt. In der austrasischen Residenzstadt Metz begrüßte den heimkehrenden Schlachtgewinner Brunhilde, zur Feier des Tages die beiden Urenkel Chlothar und Merovech, die Söhne Theudeberts und Bilhildens, eigenhändig durch Stahl und Stein mordend. Die Tochter ward verschont. Während der Huldigung der austrasischen Stände im Metzer Dom däuchte dem König Theuderich, er habe einen Dolchstoß in die Seite empfangen; man schloß sogleich die Kirchenthüre, es fand sich aber kein Mörder und auch kein Blut, sondern nur ein schmutziger Flecken auf dem königlichen Purpur.

Chlothar der Lauerer harrte nicht, bis man ihm den verheißenen Neutralitätslohn einhändigte; er nahm ihn für sich in Empfang. So hatte es Theuderich, der zwischen Versprechen und Halten zu unterscheiden wußte, nicht gemeint. Er forderte augenblickliche Herausgabe, dem Weigernden drohte er mit Schwert und Feuer. Chlothar hielt sich an das Versprechen. Sein Gegner sammelte nun aus beiden Reichen eine unübersehbare Heeresmacht. Den Bedrohten aber schützte sein Glücksstern zum drittenmal; wie früher brachte eine Unthat seiner Urfeindin ihm Rettung. Die zwölfjährige Tochter Theudeberts, der Muhme Namen tragend, weilte am Königshof. Der Mutter Ebenbild, eine vollendete Schönheit, zog sie Augen und Herz des Oheims an; vor dem Abgang zur Armee wollte Theuderich Theudelanen zur rechtmäßigen Frau und Königin machen. Das ging zweimal gegen Brunhildens Ansicht und Vortheil. Sie besuchte den Enkel, und erklärte ihm, eine Heirath mit der leiblichen Nichte laufe wider göttliches und menschliches Gesetz. „So war Theudebert, den man mich morden ließ, mein rechter Bruder?!" rief bebend vor Entsetzen Theuderich; und als er nun aus Blicken und Geberden der Großmutter die Bestättigung las, verfluchte er sie als das gottloseste Weib unter der Sonne, des namenlosesten Todes werth, stürzte mit gezücktem Schwert auf sie, und konnte nur durch Dazwischenkunft beherzter Diener

am augenblicklichen Mord gehindert werden. Jetzt war ihm plötzlich so Manches aus der Vergangenheit klar geworden; für den andern Tag beschloß er die öffentliche Hinrichtung der Verbrecherin. Brunhilde, auf ihr Zimmer gebannt, erkannte die Nähe und Größe der Gefahr; durch ein außerordentliches Geschenk gewann sie den königlichen Mundschenk, der beim Schlafengehen seinem Herrn einen Trank mischte, in Folge dessen Theuderich nicht mehr den nächsten Morgen sah.

Chlothars Schale stieg in gleicher Schnelle als die Brunhildens niedersank. Jetzt erst zeigte sich der Greisin der ganze Abgrund, den sie während eines überlangen Lebens größtentheils selbst gehöhlt. Alles im Lande wider sie, und von außen her der Rächer aus Neustrien im Anzug. Wie anders, als sie noch Sigiberts des gefeierten Helden mit Recht gepriesene Gattin war! Solche weite Kluft in einer und derselben Menschenseele. Bei der Kunde von Theuderichs Tod hatten sich die Großen des burgundisch-austrasischen Reichs in mehrere Parteien getheilt; eine, an die sich die alte Königin klammerte, wollte zum Alleinkönig den zwölfjährigen Sigibert; die andere wünschte Burgund getrennt und für dieses Theilreich zum König Theuderichs zweiten Sohn, den eilfjährigen Childebert; eine föderalistische Partei erkannte Jedem der vier Königssöhne einen Antheil; die vierte nationale verlangte die Vereinigung aller Franken unter einem einzigen Oberhaupt. Mit dieser Partei unterhandelte Chlothar. Sie enthielt die ärgsten Feinde Brunhildens; die beiden edelsten Häupter Austrasiens, Arnulf Bischof von Metz und der Major domus Pippin von Landen führten sie. So wurde sie bald die mächtigste und zuletzt die alleinige. Brunhild versuchte noch Vertheidigung, in der Angst verfehlte sie das Mittel. Die erste Zeit vergeudete sie durch Unterhandlungen mit Chlothar, der, den Boten ausweichend oder zweideutig antwortend, langsam vorwärts rückte. Bei diesem beharrlichen Gegner konnte, wie sie wissen mußte, nur ihr gewohntes Kunststück Eingang finden; wahrscheinlich fand die zusammenbrechende keine feilen Dolche mehr. Darauf mit den vier Urenkeln und einer Urenkelin von Metz nach Worms gehend, suchte sie Hilfe aus den fränkischen Freigauen, aus Thüringen und Sachsen, und sandte zu diesem Zwecke den Pfalzgraven Warnacher mit dem jungen Sigibert dahin. Der Pfalzgrav trug einen Brief Brunhildens an einen ostfränkischen Häuptling bei sich. Darin stand die Bitte, den Ueberbringer als einen geheimen Freund Chlothars mit guter Manier aus der Welt zu schaffen. Argwohn oder Zufall öffneten ihn. Erst dadurch wurde Warnacher, der es mit Sigiberts

Sache gut gemeint haben soll, deren Gegner; er hintertrieb die Zuzüge aus Germanien, und gab nach seiner Rückkehr den Spionen Chlothars von allen diesseitigen Unternehmungen und Handlungen im Voraus Kunde. Unterdessen hatte die Alte durch Ausstreuung ihrer Schätze dennoch ein Heer aus Uferbewohnern und Allemannen zusammengerafft. Der Pfalzgrav, der sich von der Oeffnung des Briefes nichts merken ließ, auch sonst die Rolle des treuen Helfers spielte, befehligte es; in seiner Obhut waren die vier Knaben, indessen die Urgroßmutter mit dem Mädchen, gleichfalls einer Theudelana, auf einem Landgut am lemaner See weilte. Hier traf sie der Donnerschlag vom Verrathe Warnachers, von der Auslieferung der Prinzen an Chlothar, vom Auseinandergehen ihres an der obern Aar gelagerten Heeres ohne Schwertschlag. Bevor sie recht zur Besinnung kam, war sie selbst eine Gefangene. Erpo, Chlothars Stallmeister, überrumpelte sie, und brachte die durch Vorspieglung einer Heirath sich noch festlich Kleidende in das nahe Lager. Da hatte der Sieger bereits unter der königlichen Familie aufgeräumt. Sigibert und Chorb, der dritte zehnjährige Knabe Theuderichs, wurden aus Schonung der Landsleute heimlich hingerichtet; Childebert der zweite Sohn ent- und verkam mit einem Haufen Ausreisser; der kleine Merovech, Chlothars Taufpathe, fand deshalb Gnade und auf einem abgelegenen neustrischen Schlosse Lebensunterhalt; der beiden jüngern Theudelanen nahm sich Chlothars Gattin Berthetrude an; die ältere ging ins Kloster. Die geschmückte alte Frau stellte der König vor der Landsgemeinde in den Ring. Unter feierlicher Anrede summirte er ihre vielen Verbrechen, darunter auch manches, das seine eigene Mutter Fredegunde begangen,*) und überließ zum Schluß das Urtheil dem Stimmenmehr. Nun einstimmiger Ruf, das Höllenweib habe den peinlichsten und schmählichsten Tod verdient. Darauf wurde sie drei Tage lang auf freiem Platze vor allem Volke durch den Henker und seine Knechte auf jede nur ersinnliche Art gequält, dann mit Arm und Haar an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden, und so über Stock und Stein geschleift und zerrissen. Der Menge noch nicht gesättigte Rachbegierde las die Stücke auf, und verbrannte sie. Eine zweite Reichsversammlung bestättigte Chlothar den Zweiten als einzigen König aller Franken 613.

*) Namentlich die Ermordung Chilperichs.

VIII.

West und Ost. Die Slawen.

Der neue Herr mußte bald im süßen Geschmack der Allein- und Selbstherrschaft die bittere Schale des Feudalwesens kosten. Der Grundpfeiler der germanischen Verfassung lag in Neustrien und Burgund zerschellt am Boden; der König stand dem itzigen Gesetze nach über der Nation; statt der März- und Maifelder umgaben ihn Reichstage, statt der allgemeinen Landsgemeinde eine zahlbeschränkte Ständeversammlung der Graven, Bischöfe und Hofdiener. Das übrige Volk horchte oder sah gleichgiltig und theilnahmlos den Verhandlungen zu. Aber des Thrones Gewinn? Der reiche mit den Hofschwächen vertraute Adel führte ein keckeres Wort als der mäßig bemittelte, bescheidene Landbewohner; er mußte nothwendiger Weise, nachdem er alle Thronstufen erklimmt, bei dem ersten Schritt vorwärts dem Regenten auf den Leichdorn treten. Die Priesterschaft, der einmal die Pforten des Staatsgeheimnisses eröffnet, drängte sich bei planmäßiger Verfolgung ihrer später noch durch den Cölibat gesteigerten, ehrsüchtigen Absichten selbst in die innersten Familienangelegenheiten des regierenden Hauses;*) die Beamten, die in diesem Augenblick einen Ihresgleichen, den Major Domus von einflußreicherm Willen als dem des Monarchen sahen, nützten die gute Gelegenheit, erhaschten Benefizien, und machten sich gleich den beiden obern Ständen von jedem Betrag zu den Staatslasten frei. So glitt der Letztern ganze Schwere von den sogenannten Edeln auf die freien Gemeinen hinab, und dem natürlichen Druck folgten Armuth und Elend. Wer sich etwas aufrichten konnte, brachte einen Theil seiner Unabhängigkeit und seines Vermögens

*) So erzählt Fredegar, daß Leudemund, der Bischof von Sion in Wallis, als Unterhändler des Herzos Aletheus zu Chlothars Weib, der Königin Berthetrude kam, und dieselbe zum Ehebruch, Raub der königlichen Schätze und Aufstand wider ihren Ehegemahl zu verführen suchte. Die Königin antwortete durch Thränen und schnelle Flucht in ihr Gemach. Der dadurch entdeckte Bischof erhielt sich durch Verwendung seiner Amtsgenossen in allen seinen Aemtern und Würden; der nur zum Werkzeug dienende Herzog ward auf Chlothars Befehl enthauptet.

zum Opfer, und ließ sich durch den Eintritt in einen privilegirten Stand privilegiren; wer niederlag und verblutete unter Auflagen und Schuldenlast, der wurde Knecht, gleichwie der König selbst, nach Auflösung des Stands der freien Leute seiner besten und letzten Stütze beraubt, der Diener der Aristokratie ward. Dieser Uebelstand fiel zuerst dem östlichen Theile des Königreichs beschwerlich; entweder weil hier wegen Nähe des Mutterlandes der deutsche Sinn unter dem Volke noch nicht erloschen war; oder weil der austrasische Adel im Gefühle seiner physischen und moralischen Ueberlegenheit über die stete Bevortheilung der minderkräftigen aber feinern Lehensträger von Neustrien grollte. Der Aerger äußerte sich, der Unglaube an baldige Abhilfe der Beschwerden erweckte die schnell um sich greifende Idee gewaltsamer Trennung; Chlothar, eine größere Verlegenheit abzuwenden, entschloß sich bei Zeiten zu einem mäßigen Opfer; er hob den Regierungsverband zwischen Austrien und Neustrien auf, und gab erstem Lande seinen sechzehnjährigen Sohn Dagobert als unabhängigen König. Diese neue Ordnung der Dinge schien vortheilhaft für den Osten. Der nach Besserm strebende, von den schon gekannten Männern Arnulf und Pippin geleitete Jüngling, regierte als Liebling des Volkes mit entschiedener Kraft gegenüber dem Westland. Als er jedoch mit dem Tode seines Vaters — der zweite Chlothar starb 628 erst fünfundvierzig Jahre alt — die neustrische Krone, und mit dem Absterben seines Halbbruders Charibert auch das Herzogthum Aquitanien geerbt hatte, trat mit Erweiterung des Reiches eine Verengerung der Anschauungsweise des Königs ein; er verlegte die Residenz nach Paris, nahm welschen Ton und Sitte an, fröhnte unbegränzter Sinnenlust, vergeudete den Kronschatz, konfiszirte in der Schuldennoth Kammergüter des Adels und Kirchenvermögen, und zerfiel dadurch gleichzeitig mit den privilegirten Ständen, wie mit dem Volk und der öffentlichen Meinung. Austrasien ward abermals gleich einer neustrischen Provinz behandelt; das alte System weckte den alten Unmuth. Von Dagoberts frühern Rathgebern war Arnulf todt, Pippin lebte in gezwungener Entfernung. Schon sannen die Austrasier zum zweiten Mal auf Abfall, da legte ein Krieg mit dem Ausland vor der Hand die innern Händel bei.

Der Zug norddeutscher Stämme ins Abendland, welcher der voranlaufenden Bewegung der süddeutschen Bünde folgte, hatte die langen Strecken vom Ursprung der Elbe bis zu den Küsten der Ostsee von Menschen entblöst; in dieses Freiland, welches vorher den Markmännern, Schiren, Herulern, Rugiern und Burgundionen Heimath

war*), drängte sich selbst gedrängt von Europa's Nordmarken das Volk der Slawen. Der Rest zurückgebliebener Vorbewohner verschmolz freien Willens oder durch Waffengewalt mit dem größern Haufen; einen kleinern Zweig der Ankömmlinge, die Sorben, nahmen gütlich die Sachsen auf, und liehen ihm gegen Jahreszins einen Landstrich an der Saale und Elster. Glücksstand und Friede dauerte von jeher beim Volk der Slawen nicht lang; der alte Erbfeind, die Awaren, mongolischen Ursprungs, Söhne und Erben jener furchtbaren, mit Attila's Tod zersprengten Hunnenmacht, folgten auf der Ferse; jenen Slawenstamm, der im heutigen Böhmen saß, griffen sie zuerst an, schlugen und unterjochten ihn. Mehr als Todesloos fiel den Besiegten. Die Awaren, ihrer nomadischen Natur getreu, streiften unstät bald als Hirten und Jäger, oft als Räuber ringsumher und vorwärts; die festsitzenden Slawen mußten Feld und Hütten bauen. So lang es Friede war, legte der Herr sich in des Knechtes Haus, schwelgte von dessen Erwerb und Vorrath, und zwang des Slawen Weib und Tochter zum Frohndienst seiner Lüste; in Kriegszeiten aber, auf der Wahlstatt ward der slawische Mann vorangestellt, während das Awarenheer kalt beobachtend in oder vor seinem Lager hielt. Siegten die Knechte im verzweifelten Sturmlauf, dann folgten gemächlich hinter ihnen die Herren, und nahmen des geworfenen Feindes Hinterlassenschaft für sich allein in Empfang; wichen die Slawen und mußten die Awaner der eigenen Gefahr willen zu Hilfe eilen, dann blieb des Tages Gewinn ohnedieß ihr ausschließliches Eigenthum, und der erstern bester Lohn war der Strafe Nachlaß. Solch ein unnatürliches Verhältniß, die Unterwerfung eines mit Geistes- und Körpersanlagen bevorzugten Volkes unter mißgestaltete, an Leib und Seele schmutzige Barbaren konnte nicht in die Länge währen; das niedergedrückte Bessertheil schnellte empor, der Kampf begann, jedoch mit vorherzusehendem Erfolg. Dort die verjährte mit Besitz und Erfahrung, mit der Gegner Furcht und hohen Meinung verbündete Herrschgewalt, welche siegt, weil sie am Sieg nicht zweifelt; hier die verlassene Botmäßigkeit, geschwächt durch Druck, Mißtrauen und Zwietracht, bei bestem Willen erliegend, weil sie den Glauben an Unmöglichkeit einer Niederlage nicht gewinnen kann. Drohend warteten die deutschen Nachbarn, die Langbarten, Bajern, Franken, Thüringer und Sachsen ihrer Marken, und

---

*) Also das heutige Böhmen, Kärnthen, Mähren, Krain und Steiermark; die Lausitz, Markbrandenburg, Mecklenburg und Pommern.

wiesen blutig die verfolgenden Sieger wie die schutzsuchenden Besiegten ab. Schon drohte dem wendischen Slawenzweig sicheres Verderben; in der Stunde bangster Noth erstand auch ihm unverhofft ein Retter. Ein fränkischer Handelsmann, mit seinem Kram durch Böhmen reisend, sah der Herren Barbarei, der Knechte Elend; Zorn und Mitleid füllten seine Seele, er rief die entschlossensten Slawen zur Erneuerung des Kampfes, und focht begeisternd an deren Spitze. Zahllose Awaren fielen unter dem Racheschwert, allenthalben kehrte Muth und Vertrauen wieder; bald war Böhmen und das nächste Nachbarland von Drang und Drängern frei. Ein unabhängiges Slawenreich war die Folge, und dankbar wählten dessen Gründer den sieg- und ehrenreichen Krämer, den Franken Samo, zu ihrem Chan oder Chagan. 623.

Fränkische Kaufleute, wandernd durch den neuen Slawenstaat, wurden beraubt und erschlagen. Die That ward ruchbar am pariser Hof; Dagobert sandte seinen Höfling Sichar zu Samo. Der Chagan, der diesen Botschafter aus früherer oder neuester Zeit von übler Seite kannte, verschloß ihm seinen Hof; als Slawe verkleidet fand Sichar den Eingang. Nun entledigte er sich vor Samo seines Auftrags, fordernd des Raubes Wiedergabe und Bestrafung der Mörder. Samo deutete auf die langjährigen Reibungen zwischen Franken und Slawen, auf der Ersteren wegwerfende Behandlungsart gegen Letztere, und schloß mit den Worten: „Auf beiden Seiten ward gefehlt; das Recht soll sprechen; doch muß es gegenseitig sein." Drohend rief der Gesandte: „Ihr müßt gehorchen; die Slawen sind dem König der Franken unterthan!" „Unser Land und wir selbst — sprach mit großer Ruhe Samo — stehen dem König Dagobert zu Diensten, insofern er uns als Freunde behandeln will." „Wie ist es möglich — höhnte Sichar — daß wir Christen, die Diener Gottes, Freundschaft halten mit Hunden?!" Darauf der Chagan: „Wenn ihr, die Diener Gottes, ewig gegen dessen Gebote handelt, so werden zuletzt wir, die Hunde Gottes, euch niederbeißen dürfen." Nach diesem Bescheid warf man den Unverschämten zur Thüre hinaus; Dagobert, ergrimmt über die Beschimpfung seines Gesandten, beschloß sogleich den Krieg wider die Slawen, und rief alle Völker des südlichen Germaniens zum Heerbann (630). Alsbald fielen die Langbarten von Oberitalien aus in das Steierische; der Allemannenherzog Chrodobert zog mit den Seinen von der Donau her; die Bajern deckten das Land gegen etwaigen Einfall bulgarischer Awaren. Die fränkische und übrige süddeutsche Hauptmacht bewegte sich mainaufwärts gegen Böhmen. Die Heer-

säulen zur Rechten, Allemannen und Langbarten, zerstreuten die slawischen Grenzwachten, erbeuteten Gut und Menschen, und schleppten den reichen Gewinn in ihre Heimath. Nicht so glücklich stritt das Centrum unter Dagobert. Der Chagan mit dem Kern seines Volkes hatte sich in die wohlbefestigte Wogastisburg zurückgezogen. Zwei Tage lang stürmten die Austrasier, jedoch nicht sehr ernstlich; am dritten flohen sie, weniger aus Furcht vor dem Feind als aus Haß gegen den eigenen König, der jetzt den frühern Uebermuth und seiner Völker verscherzte Liebe durch einen sonderbaren Verrath und schwere Niederlage büßen sollte. Verfolgend brachen die Wenden durch die heutige Oberpfalz und das Voigtland; Derwan, der Fürst der sorbischen Slawen, die, zwischen Saale und Elbe seßhaft, bisher dem Ruf der fränkischen Könige folgten, vereinigte sich mit seinen Stammgenossen; siegreich stand Samo bis zum Obermain.

Im Lenz des kommenden Jahres sammelte der geschlagene Frankenkönig neue Schaaren am Rheinstrom in der Nähe von Mainz; allein der alte Unmuth seiner Völker kochte noch, und schien auch dießmal seinen Racheplan zu vereiteln. In dieser Zeit der Noth, während welcher Wenden und Sorben zum öfteren nach Awarensitte ihr Schwert und Feuer tief in die fränkischen Gauen trugen, unterhandelte Dagobert mit den Sachsen; sie sollten Thüringen wider die Slawen decken, und dafür ihres Jahreszinses an die Franken ledig sein. Durch diesen Vertrag mit dem Ausland ward die Gefahr im Innern nicht beseitigt; die Stimmung der östlichen Franken verschlimmerte sich; wie zu Chlothars II. Zeiten verlautete der Wunsch nach Trennung vom Westen. Der König, wohl oder übel, mußte seinen dreijährigen Sohn Sigibert unter Vormundschaft des Bischofs Chunibert von Cöln und des Pfalzgrafen Adalgisel dem mißvergnügten Austrasien zum König geben. Kaum waren so die Wetter im Osten beschworen, da brachen die im Westen los. Die Neustrier und Burgunder, beleidigt oder angespornt durch ihrer Nachbaren gelungene Versuche, und schon dazumal von den Austrasiern durch Volkscharakter und mancherlei Staatsinteressen wesentlich unterschieden, forderten für den Fall von Dagobert's Tod gleichfalls ihren eigenen Regenten, und zwar dessen kaumgeborenes Söhnlein Chlodowig. Der König fand auch hier keinen andern Ausweg, als dem Willen der Nation zu gehorchen. Auf einer großen Reichstagsversammlung im Jahre 632 ward die Trennung zwischen westlichem und östlichem Franken für alle Zeiten ausgesprochen; Abgeordnete beider Länder schwuren darüber den Waffeneid. Es erlitt

aber dieser Vertrag in der Folge noch manchen Bruch, und erst nach zweihundert und eilf Jahren zum letztenmal erneuert, bestand er bis zu unsern Zeiten. Dem König Dagobert brachte er doppelten Gewinn, Frieden im Innern und Sieg über das Ausland. Die befriedigten Austrasier rüsteten mit Ernst wider die Slawen; Samo wich in die Marken seines Reichs zurück; vorher war er wiederholt von den Main- und Saalfranken geschlagen worden. Unter deren Helden stand ein Grav auf der Wirzoburg obenan; der Frankenkönig, aus aufrichtigem oder staatsklugem Dankgefühl, ernannte den Sohn Chomar's, den gefeierten Radulf*) zum Gränzherzog.

IX.

Das ostfränkische Herzogthum.

In der Mitte Deutschlands, etwas mehr nach Süd und West gekehrt, liegt eine Landschaft vom Umfang etlicher hundert Geviertmeilen, in dunkler Vorzeit eine unvermessene Strecke des großen Herzinnerwaldes, dann ein Theil des Hermundurenlandes und damit eine Wiege des Frankenbundes, später die fränkischen Freigauen und das engere Ostfranken oder Frankonien, endlich als Theil des fränkischen Reichs der fränkische Kreis genannt, von Nord bis wieder zu Nord umlagert von den Volksstämmen der Thüringer und Sachsen, der Böhmen, Bajern, Schwaben, Allemannen und Hessen. Die meisthin ebene und lichte Gegend, aus deren Schoos, etwa den bergigen Steigerwald und die Frankenberge abgerechnet, nur leicht zugängliche Höhen steigen, umschloß nach Außen einst die schützende Natur mit Gebirg und Waldung. Dreitausend Fuß über dem Mittelmeeer thront die graue Rhöne; steile Höhen, pfadlose Oeden, unsichere Moore bietend, deckt sie das Land von Mitternacht. Wo ihre Arme rechts und links sich senken, greifen dort der buchonische Forst und die Sinnwälder, die Vorboten des Spessarts, ein; hier die Haßberge und hinter ihnen der thüringer Wald, der Nachbar des Fichtelgebirgs, des wilden Gränz-

*) Nach alter Schreibart Rathhülff.

wächters gegen Sonnenaufgang. Vom böhmer und bajerischen Wald aus bilden die Sümpfe der Donau, dann Berge und Forsten minder gerühmten Namens die Linie des Mittags; im Sonnen-Niedergang lagert der Odenwald, neben ihm der gewaltige Spessart, der mit hohen Kuppen, engen Schluchten und verwachsenem Stammholz den weiten Ring schließt. — Zahlreiche Gewässer entströmen den Gebirgen, den beiden Höchsten unter den Letzteren der Ersteren zwei beträchtlichste. Tief aus der Fichtelberge umnebelten Granit springt jugendstark ein Doppelquell, durch die Farbe seines Grundes sich unterscheidend wie das Frankenbanner, der rothe und der weiße Main. Nach geraumer Frist zusammenrauschend, zieht er langsam einher, ein stolzer Strom Germaniens, ungern lassend von seinem Wiegenland, das er in vielen kleinern und größern Windungen begrüßt und segnet, bis er nach mehr als hundertstündigem Lauf, den Hauptstrom des größern Vaterlandes mehrend, unter dessen Wogen und Namen in das Weltmeer rollt. Vorher haben der Gewässer Viele sich zum Main gesellt, manches aus berühmten und reichen Gauen und darob Zeuge gestürzter oder stehender Herrlichkeit; keines gesegneter und werther durch große Erinnerungen als die fränkische Saale. Wie der Main von zwiefachem Ursprung tritt Diese unter den Wurzeln der Rhöne vor, bald sich einend, still und klar in ihrer Gewöhnlichkeit, zuweilen auch brausend in verheerender Flut wie ein Kind der Alpen. Mit acht Nebenflüssen kreist sie dreißig Stunden entlang der Westgränze der Landschaft zu; dort umarmt, wie ein Bild der Chronik zeichnet, Vater Mönus die Mutter Sala. — Wo die Flüsse breiter werden und die Gegend offener, wo Jene in urzeitlicher Elementegährung Thäler gehöhlt, und angespült die Hügel, die Wälder durchbrochen, Sumpf und Nebel aufgesaugt: da herrscht ein gemäßigter, fast milder Himmel durch der Jahreszeiten geregelten Verlauf, durch abendländische Wärme und Fruchtbarkeit, die neben hochwogender Kornflur die schönste Baumfrucht, sowie den Wein in reichem Maas und edler Gattung reifen läßt. Allerlei Gemüse, Oelgewächse, Farbkräuter entsprossen willig den Boden; die Biene baut, der Seidenwurm spinnt, zahmes und wildes Geflügel streicht an fischreichen Gewässern, fette Triften nähren Roß und Rind, das Schaf und das meiste europäische Hausthier füllt die Ställe, niederes Wildpret die nächsten Gehölzer. Berghöhlen bewahren die versteinerten Ueberreste des Mammuths, Auerochsen und anderer Urthiere. Solches Leben der Thier- und Pflanzenwelt besteht zum großen Theil auch da noch, wo statt der Rebe sich der Hopfen rankt. Rauh dage-

gen ist's an der Flüsse Ursprung, auf den Gebirgskuppen, die der Nordsturm heimsucht, in den Waldschluchten, unzugänglich dem Thauwind und schmelzenden Sonnenstrahl. Doch auch da blieb das Land nicht unwirthbar. Unter langem Schnee keimt, wenn gleich spärlich, das Haidekorn, dann der Stoff menschlicher Bedeckung, Hanf und Flachs; das allgemeineren Hungersnöthen wehrende Knollengewächs des vierten Erdtheils gedeiht überall. Am kräuterreichen Abhang weiden Ziegen und kleingestaltetes Hornvieh; die Fohre und Fichte, Eiche und Buche, in deren Krone sich Auer- und Birkhuhn schaukeln, an deren Stamm Hirsch und Wildeber ihre Waffen schärfen, treiben gefällt als Bau- und Brennholz oder zu Kohle gebrannt durch den Floßbach, während eine andere Gebirgswand jede Art von Baustein ablöst, und unter mancherlei Metall auch das erzeugt, was dem Golde erst seinen Werth leiht, was von dem Mächtigen verachtet das Mächtige oftmals in den Staub tritt — das Pflug und Schwert schaffende Eisen. Tiefer im Erdenschoß kocht die rastlose Natur jene Mittel, die das gesunde Leben vor Fäulniß wahren, und das hinwelkende auffrischen — Salz und Heilquellen. Derartige Landesbeschaffenheit erklärt das frühe Dasein seiner Ureinwohner.

Asien gilt, wie schon früher erörtert, für die Menschheitswiege, und die ersten Einwanderer in das heutige Deutschland, die vergötterten Stammväter der Germanen, hießen Asen. Als ihre Schaar zum Volke ward, schied sich dieses in Haupt- und Nebenstämme, unter den Letztern in den der Hermunduren, einen Zweig des großen Suevenbundes. Die Heermünder wohnten im jetzigen Frankenland.*) Obwohl kriegerisch, wie es schon der Name weist, übten sie doch das friedliche Geschäft des Handels, besuchten die römischen Märkte in Rhätien, namentlich den zu Augsburg, und wurden als Gastfreunde mit Zuvorkommenheit aufgenommen. Während die Weltbeherrscher

*) Sie besaßen den Umfang des spätern fränkischen Kreises nebst einem Theil von Meissen, Vogtland und der Oberpfalz. Die Angabe des Tacitus, daß im Hermundurenland die Elbe entspringt, beruht auf dem Irrthum, daß die Römer einen in die Elbe sich mündenden Fluß, etwa die im Fichtelgebirge entstehende Eger oder sächsische Saale, für den größern Strom hielten. — Einer Sage nach, die übrigens auch Johannes Müller würdigt, bewohnte in grauer Zeit, als die eigentlichen Germanen nur den deutschen Nord innehatten, und das südliche Deutschland theilweise noch gallisches Besitzthum war, der cheltische Stamm der Helvetier (Elweter, Elbenfarbenen, d. i. Gelben oder Blonden) den Grabfeldgau in Franken. In Taciti Germania cap. 28 wäre dann statt Oenus Moenus zu lesen.

den übrigen Germanenstämmen nur Waffen und Lager zeigten, öffneten sie den Hermunduren, ohne deren Begehren, Häuser und Städte. Dieser Vortheil unterdrückte aber bei den Ahnen die Stimme der Ehre nicht, nicht der Fremdlinge Freundschaft das stärkere Volksgefühl. Wahrscheinlich ist ihre Theilnahme an den Tagen von Teutoburg, unbezweifelt ihr Verdienst am Sturze des inländischen Tyrannen Marbod, gleichwie ihre Freiheitsliebe insgemein. Auch außerhalb ihrer Landesmark duldeten sie keine Gewaltherrschaft; sie stürzten Marbods Nachfolger Katwald, als er in die Fußtapfen des Vorfahrers trat; und eben so standen sie nach der Markmänner Befreiung dem Suevenstamm der Quaden*) bei, den ein von den Römern eingesetzter König durch Geiz und Hochmuth drängte. Vergebens rief dieser Vannius seiner transalpiner Freunde Hilfe an, vergebens umgab er sich mit sarmatischen Söldnerschaaren: die Hermunduren im Bund mit dem kühnen Volk der Lygier**) und geführt von ihrem ruhmreichen Herzog Wibel schlugen ihn aus dem Felde, und setzten des verbannten beliebtere Neffen Vangio und Sido als Vorsteher der befreiten Quaden ein. Und als endlich auch diese Jünglinge mit dem Herrscherkleid des Ohms herrschgierige Natur anzogen, erlagen auch sie dem Hasse ihres Volkes und dem Rächerarm der Hermunduren. Auch der Schattenseite der hermundurischen Altvordern, ihrer allen Germanen angeborenen Sucht zu innern Händeln und der daraus folgenden Todesschlacht mit den Chatten, sodann ihrer Verbrüderung mit Sigambern und Cheruskern zu einem Volk und des fortanigen Erlischens ihres Namens in den Großthaten der nach Belgien und Gallien drängenden Franken ist bereits Erwähnung geschehen. Das Wiegenland lag unterdessen öd und menschenleer, oder das Dunkel der Vorzeit birgt die Lebenszeichen zurückgebliebener Urbewohner. Statt der Geschichte spricht die Sage.

Vom Ost drängten die Thüringer, ein Bund sassischer Völker vor, vom Westen die den Schweifen entsprossenen Allemannen. An den Main- und Saalufern berührten sich beider Völker Jagdgränzen. Die reibende Nachbarschaft führte von einzelnen Fehden zum allgemeinen Kampf, der um so blutiger, je gewaltiger dessen Führer. Die er-

*) Sie wohnten in Mähren.

**) Die Bewohner Polens, namentlich der Gegend um Kalisch. Es ist dies die erste geschichtliche Spur einer Verbrüderung zwischen Germanen und Slawen, die jedoch ihrer Form nach wie die spätern Bünde der Slawenstämme unter sich in Dunkel gehüllt ist.

schöpften Parteien riefen des fränkischen Bundes Hilfe und Vermittlung an. Da zogen dreihundert und sechsundzwanzig Jahre nach Christus dreißigtausend Franken vom Niederrhein in das Herz des hermundurischen Landes zurück, ließen hier mit Weib und Kind sich häuslich nieder, und gründeten unter ihrem Herzog Genebald in einem neuen Frankenstaat die Scheidewand zwischen Thüringen und Allemannien, einen Uebergang von Nord- und Süddeutschland.*) Innerhalb dieses Raumes, fast in gleicher Entfernung von Quelle und Mündung des Landesstromes lag auf mäßigem Hügel ein festes Haus, sonst ein Sitz des vergötterten Germanenhelden Artaun,**) dann nach dem spätern Besitzer, dem hermundurischen oder schon fränkischen Häuptling Wirzo***) den Namen ändernd. Diesen Ort hatte schon die Natur

---

*) Dieser Uebergang spricht sich noch heutigen Tages in dem wirzburgischen, Nieder- und Oberdeutsch mischenden Dialekte aus.

**) Daher es der römische Geograph Pompejus Strabo Artaunum oder Arctaunum nennt.

***) Die Verkürzung des Namens Wiricho oder Werdomar, das cheltische Viridomar. Mönchslatein, Poeten- und Chronistenwitz hat dem Worte Wirzburg die verschiedenartigste Ableitung gegeben. Einer fabelte vom griechischen, ein Anderer vom römischen Ursprung. Das vom Dichter Celtes ersonnene oder nacherzählte Märchen, Odysseus habe auf seiner Irrfahrt auch den Main berührt, und einer dem Erebos geweihten Opferstätte den Namen Ερεβοπολις (verunstaltet Erbipolis) hinterlassen, widerlegt sich gleich der von Mönchen versuchten römischen Ableitung Herbipolis = Kräuterstadt am besten dadurch, daß dieses Wort erst im zwölften Jahrhundert vorkömmt, dagegen im 8., 9., 10. und 11. Jahrhundert die lateinische Uebersetzung Wirceburgum, griechisch Wiricopolis, oder noch natürlicher, wie in der Urkunde Herzogs Heden II. v. J. 704 „Virteburch.“ Zudem haben, wie der gänzliche Mangel an Römerstrassen, Gräbern und andern Alterthümern zeigt, die Welteroberer das Land zwischen dem Spessart und Steigerwald nie durchdrungen; und auch dann noch hätten sie für ein kalkiges, wiesenloses Erdreich, wie das um Wirzburg, eine passendere Bezeichnung als die einer Kräuterstadt finden müssen. Ein dritter Ableitungsversuch von Würz, das ist unvergohrener Most, hält darum nicht Stich, weil das Wort Würz sammt dem Weinbau in Franken weit jünger ist als der alte Namen der Frankenstadt. — Damit in der deutschen Gelehrtenwelt zu einer Gallo-, Graeco- und Romanosich auch noch eine Slavo-mania geselle, ist ein neuerer Quellensammler auf das slawische Wort Twerz, das ist Burg gefallen, wonach Wirzburg auf gut deutsch „Burgburg“ hieße. Auch diese luftige Hypothese bricht sich bald an der historischen Wahrheit. In demselben Jahre, in welchem die Slawen zum erstenmal und zwar tief von Böhmen aus mit dem Frankenreich in Berührung kommen, im Jahre 633, steht auch der Slawenbesieger, der von der Unstrut bis nahe zum Rhein regierende fränkisch-thüringische Herzog Ruodo oder Radulf als unläugbare Person der Geschichte da, und auch unter dessen vier, gleichfalls über dem Sagendunkel stehenden Nach-

zum künftigen Vorort Ostfrankens bestimmt. Von jeher folgte der Sohn des nahen Gebirges wie der Wanderer aus weiter Ferne gern dem Stromlauf, der aus engender Wildniß ins heitere Freie, der aus

folgern, wovon der erste schon urkundlich auf der Wirzburg wohnte, ist wohl manche Spur eines Streifzugs; keine einer dauernden Niederlassung der Slawen am mittlern Main zu finden. Nun aber tritt bald nach Erlischen jenes herzoglichen Hauptstammes im Jahre 750 mit Burghard I. die unbestrittene Reihenfolge der wirzburger Bischöfe ein; und gleichzeitig erscheinen an der Süd-Ostgränze Frankoniens einzelne Haufen von Wenden, von den Awaren aus Böhmen und dem angränzenden Vogtland vertrieben, dabei in friedlicher, unterwürfiger, nur Brod oder Feld suchender Stellung. Der damalige Geschäftsträger des römischen Stuhls in Germanien, Winfried, berichtet diesen Vorgang sogleich nach Rom, und fragt den Papst Zacharias über den etwaigen Zins, den die in der Gegend von Erlangen, Forchheim, Bamberg, Hallstadt, Oberhaid, Baunach, Eltmann, Schlüsselfeld eingewanderten zwei Slawenstämme, Winider oder Wenden und Soraben oder Sorben genannt, an die neuen Bisthümer von Wirzburg und Eichstädt zu leisten hätten. Vom römischen Stuhl begreiflicher Weise zum Kirchentribut verurtheilt, kommen nun die Ansiedler in Urkunden unter dem Namen Parochi, Pargilti, Pfarrgilten oder Pfarrei-Zehent- und Zinspflichtige vor, und leben fortan bis zu ihrer viel spätern Emancipation in einem Zustand der Leibeigenschaft, während am mittlern Main und namentlich in der Stadt Wirzburg als Hauptmasse der Bevölkerung edle und freie Leute aus den Stämmen der Ostfranken und Thüringer sitzen. Die Gränzen der Slawencolonien aber sind in einer vom deutschen König Arnulf anno 889 an den wirzburger Bischof Arno ausgestellten Urkunde genau zwischen dem Obermain und der Regniz bezeichnet; der Umfang des spätern Bisthums Bamberg heißt Slawenland und dessen Inwohner die „Moin- und die Radanz-Winider." Hundertundsiebzehn Jahre später, anno 1006 schreibt Bischof Heinrich von Wirzburg, ein geborner Graf von Rothenburg, der also von seinen Ahnen, den radulfidischen Herzogen her, sein Land und dessen Bevölkerung gut kennen konnte, bei Gelegenheit der Errichtung des bamberger Bisthums Folgendes in einem noch erhaltenen Originaldocument: „Das ganze Land ist Wald; Slawen wohnen dort; ich bin nie oder selten in diese abgelegenen Orte gekommen." Diesem nach schied nun das dortmals dichtere Waldgebirge Steigerwald nebst den verketteten Schwan- und Frankenbergen streng das fränkische und slawische Erdreich; und noch heutigen Tages kann jeder Unbefangene bei Betrachtung der Burgruinenkette von Wildberg über Hohenkottenheim, Hohenlandsberg, Altspeckfeld, Castell, Stolberg bis hinauf zum Zabelstein und Scherenberg, der schnell wechselnden Mundart, Kleidertracht, besonders des Kopfputzes der Weiber, der Gesichtsbildung und übergebliebenen Religions- und Volksgebräuche, ja endlich selbst der Ortsnamen (worunter sich wohl viele Roden und Reuthen, Ache und Itze, d. i. Gewässer, Windenheimathen u. s. w., selten aber Berge und gar keine Burgen befinden, deren Erbauung zu eigenem Bedarf unfreien Leuten gar nicht zustand), den slawischen Ursprung einer Gemeinde erkennen. Sohin müßten nun die um Wirzburg lang vor Einwanderung der Slawen wohnenden Thüringo-Franken aus purer Vorliebe für die Sprache von anfänglichen Fremdlingen und spätern

Menschendruck zur Freiheit, zum Weltmeer führte; dort wo den Main kaum zwei Tagreisen vom seeverschmolzenen Rhein trennen, bot sich ein günstiger Rastplatz für Jahre und Jahrhunderte. Kreisförmig lagernde Hügel ründen einen geräumigen Kessel, der die Sonnenstrahlen auffängt und preßt, während die Naturmauer den erwärmten Thalgrund vor Nord- und Ostluft wahrt. Vor undenklicher Zeit hatte der Schlamm austretender Gewässer, dann Laub und Asche gereuteter und niedergebrannter Waldesstrecken die dürren Kalkfelsen zur Erzeugung des südlichen Feuertranks befruchtet; den Ueberfluß von ihm und anderen Landesgaben konnte des Stromes starker Nacken in ferne Gegend tragen; gegen ersten Anlauf neidischer Nachbarn oder fremder Raubhorden schützte die Bergfeste. Alles dieses zog die heimgewanderten Franken aber auch manchen Thüringer und Allemannen, der des vorigen Zwistes vergaß, zu diesem Orte, und bald entstand am rechten Ufer aus Fischerhütten und Jagdzelten eine zweite Gemeinde, Neuwirzburg genannt, zum Unterschied von dem gegenüberliegenden alten Schloß und dessen Burgfrieden. Schnell wuchs die Frucht nationaler Jugendkraft, beschirmt von dem zweifachen unentreißbaren Talisman, dem schiffbaren Strom und den rebentragenden Bergen.

Noch einmal müssen wir hier zur mehrerwähnten Mönchschronik zurückkehren, welche, Fabeln und Wahrheit durcheinanderwerfend, dem mehrerwähnten Stifter einer fränkischen Sekundogenitur oder Herzogslinie die Nachfolger Dagobert, Chlodio I., Marcomir I. (nicht zu verwechseln mit gleichnamigen, jedoch anders bezifferten Frankenkönigen) anreiht, dem König werdenden, ebenfalls öfters genannten Wahrmund aber die Namen: Priamus, Genebald II., Sunno, Chlodio II. (angeblichen Sohn des Frankenkönigs Childerich), Chlodomir, Hugbald

---

Unterthanen, aus deren Namen, wenn auch sehr mit Unrecht, das verachtende Wort „Sklave" entsprang, den Hauptort ihres Vaterlandes benamset, und das Slawenwor zum Ueberfluß mit einem deutschen Commentar versehen, das heist eine pelzerne Pelzkappe fabrizirt haben, — eine Arbeit die eher einem geschwätzigen Gelehrten des 19. Jahrhunderts als dem wortkargen Sinn der thatbewegten Vorzeit gleichsieht. — An die Etymologie „Burgburg" reiht sich ihrer scherzhaften Seite nach die Ableitung „Wirthsburg", die an die bekannte Trunkliebe der Wirzburger und an die dadurch frühzeitig bei ihnen entstandene Menge von Wirthshäusern und Weinschenken erinnern soll. — Wer Lust hat, auf Hypothesen historische Paralellen zu bauen, mag das Faktum, daß in ältern Schriften die Stadt Wirzburg nach dem fränkischen Mannsnamen Markomir, einem muthmaßlichen Verwandten Wirzo's, auch Marcopolis genannt wird, mit dem zusammenhalten, daß die von zwei Brüdern gegründete Siebenhügelstadt bald Roma, bald Rema heißt.

(„so ein Christ gewesen und die Stadt Frankfurt erbaut") Helenus, Gottfried, Genebald III., Chlodomir II., Heribert, Chlodowig, Gosbert I., Gosbert II. und Hetan. Den Herzog Radulf, der in das Zeitalter ihres Findlings Heribert fallen würde, gänzlich ignorirend, irrt sie auch noch in der nachherigen Reihenfolge, und gelangt erst mit dem Aussterben des Herzogsgeschlechtes zur geschichtlichen Wahrheit. Diese aber zeigt während des sechsten Jahrhunderts die Ostfranken engeren Sinns als Genossen der Kriegsfahrt gegen Irmenfried, und hierauf deren Herzog als austrasischen Lehensträger von Süd- oder Westthüringen. Der neue Lehensverband erscheint für die altfränkische Verfassung noch ohne nachtheilige Folge. Noch gebietet der Herzog auf der Wahlstatt wie der Grav am Malberg; Hof und Markung ordnen die Hausväter, Dorf und Bezirk die Aeltesten, über einzelner und aller Gauen Angelegenheit entscheidet die Landsgemeinde durch Stimmenmehr. Unter sternbesäetem Himmelszelt, am sonnverbrämten Waldessaum erklingt dem bildfreien Allvater seiner ungetauften Kinder Festgesang. Während jenseits des Rheines durch Staat und Kirche fremdes Gift in den Volkscharakter dringt, erstarkt diesseits die unangefochtene Natursitte erst zu einem festen Volksthum, welches später zwar die hereinbrechende Flut des Feudal- und Mönchswesens überfluten, nicht aber durchsikkern kann, und wo mithin Hoffnung bleibt, daß der Reinigungssturm eines kommenden Jahrhunderts es wieder trocken legt. Dagegen bringt der Lehensverband zwischen dem austrasischen Königreich und den fränkischen Freigauen vermehrte Kriegsthaten der Letzteren zum Vorschein. An dem denkwürdigen Todeskampf der Ostgothen gegen das römischgriechische Kaiserreich nehmen die Main- und Saalfranken unter den schon gerühmten Rheinfürsten Leuthar und Butilin warmen Antheil; sie fechten in den Schlachten von Parma, Pisaurum und am Volturno, mehrend der Ahnen Ruhm und die deutschen Gräber in Italien. In Chlothars I. Sachsenkriegen leisten sie treue Hilfe. Seinem braven Sohne Sigibert folgen sie siegend und besiegt nicht blos gegen die Awaren, sondern auch zweimal über den Rhein hinüber gegen dessen Bruder Chilperich und das Westfrankenreich. Nach jenem Mord zu Vitry halten sie sich längere Zeit vom Schauplatz der Verbrechen fern; erst Sigiberts Enkel, der Austrasier Theudebert, führt sie wider den neustrischen Bruder Theuderich und in die zwei Unglücksschlachten von Tull und Zülpich. Das Aufgebot der Frankonen zum Heere der untergehenden Brunhilde hindert Warnachers nothgedrungene Hinterlist. Im Kampfe gegen die

siegenden Slawen leisten sie nach dem Abzug des austrasischen Heerbanns allein noch kräftigen Widerstand, geführt vom itzigen Herzog Radulf. —

Nach früherer Anschauungsweise geht jeder Himmelsgestalt ihr Meteor voran; das alte Wesen fortstoßend, anziehend das kommende, wird es zum Herold einer andern Zeit. Plötzlich auftauchend, schnell schwindend, löst es die eigenthümliche Aufgabe der Verkündung; was außer dem Geisterleben, außer der großen Erinnerung Körperliches von ihm zurückbleibt, besteht in wenigen Funken, bald erkaltenden Feuertheilen — dem gewöhnlichen Bild der Nachkommenschaft berühmter Menschen. Der Genius der Menschheit trauert nicht über diesen die Gleichheit fördernden Uebergang; der erloschenen Nachtflamme folgt das allgemeine Tageslicht, die ausgestorbene Riesenburg wird zum sichern Schirm oder freundlichen Ruheplatz Aller. So ein Vorläufer größerer Erscheinungen war der große Radulf. Des freien Germanenthums entschiedener Freund, seel- und leibesstark, unternehmend und schweigsam, kühn wie klug, ein wahrer alter Franke, sah er von seinen waldigen Heimathhöhen dem flachen Treiben des überrheinischen Landes zu, und schloß von der Sittenversunkenheit der Merowinger auf deren nahes politisches Ende. Schon nicht mehr Laster und Leidenschaften allein beherrschten die Könige; wohl aber jeder höhere Vasall, jeder ehrgeizige Priester, der sich die Mühe nahm, Schwächlinge zu gängeln. Solcher Regierung froh zu werden und zu gehorchen, ward schwer dem Ehrenmann; die Hoffnung auf friedliche Aenderung benahm der unverbesserliche Sinn der Regenten, die auf gewaltsame der Regierten Schwäche, Verblendung und Verderbtheit. Der so auf sich selbst verwiesene Gränzherzog mochte den Beruf eines kräftigen, freigesinnten, in sich abgeschlossenen Volksstammes für den Fall eines Staatsschiffbruches tief erfaßt haben. Noch aber offenbart keine äußere Handlung jenes innere Sinnen; und es wird glaublich, daß Radulf nicht gern blindlings und auf Geradwohl das Bestehende niederwarf, sondern, mählich und mit Bedacht vorschreitend, dem Zufall oder der Vorsehung ihrer Rechte ließ. Es hat aber von jeher die extreme Gewalt keinen gemäßigten Mann, keine selbstständige und unabhängige Stellung neben sich geduldet, und so ohne Noth durch ein mißtrauisches oder muthwilliges Verfahren sich Gegner aufgezwungen, deren Kraft nicht immer unter rauhem Hammerschlag zersplitterte, dagegen oftmals stahlglatt hervorging nach Eisenart. Das freie Ostfranken ward dem ostfränkischen Königsstaat verdächtig, am meisten dessen erster und ein-

flußreichster Mann. Annäherungsversuche scheiterten an dem sich unüberwindlich wähnenden, wegwerfenden Trotz der Machthaber; Radulf konnte sich weder erniedrigen, noch sorglos sein und des Landes Herz dem offenen oder verdeckten Stoß des Feindes bieten. Der Herzog stand auf wacher Huth. Schon in der Mitte der dreißiger Jahre fand ein ernstlicher Zwist zwischen ihm und dem austrasischen Pfalzgraven Adalgisel statt; dazumal mochte in der Seele des von thatenlosen Höflingen gekränkten Wendensiegers der erste Gedanke an eine Abtrennung vom Hauptland und Errichtung eines besondern Staates nach Art der bajerischen und allemannischen Herzogthümer entsprungen sein; doch verbarg er für jetzt noch seinen Plan und wartete der rechten Stunde. Im Jahr 638 starb der vorhin gezeichnete Herrscher Dagobert; vertragsmäßig trat nun neben dem neunjährigen Austrasierkönig Sigibert II. dessen sechsjähriger Halbbruder Chlodowig II. als König von Neustrien ein; dieser unter Vormundschaft seiner Mutter Nanthilde und des Reichsverwalters Aega; jener unter Leitung des hintangesetzten, jetzt wieder an die Spitze der Regierung zurückberufenen Pippin. Dieser verständige Mann starb jedoch zum großen Nachtheil des Landes schon nach einem Jahre; sein minderredlicher Sohn Grimoald warb um Nachfolge im Majorat; eine persönlich oder aus politischen Gründen abgeneigte Partei stellte Odo, den Erzieher des jungen Königs als Mitbewerber entgegen. Diesen durch Hofränke und Factionswuth verwirrten Augenblick nützte Radulf zu kühnem Wagniß; er erhob sich gegen die ungeheure Uebermacht, und sagte sich und sein Volk vom Lehensverband zu der Krone Austrasiens los (640).

Als im überrheinischen Land das erste Staunen ob dieses Vorfalls einem thätigern Gefühle gewichen war, verschmolzen bald die verschiedenen Parteiansichten zu einer allgemeinen Volksstimmung. Wie beleidigter Nationalstolz sämmtliche Stände, so erregte insbesondere die höheren noch eine gewisse Furcht — nicht etwa vor den Waffen eines kleinen, entfernten, mehr zu Abwehr als Angriff befähigten Stammes, sondern die Furcht vor dem neuaufgestellten altfränkischen Prinzip, dessen Wachsthum und Umsichgreifen mit der Zeit eben so das undeutsche Feudalwesen und den Ministerialismus als die orientalisch sich gestaltende Hierarchie unterhöhlen konnte. Dieses Uebel im ersten Keim zu ersticken, fand jetzt eine allgemeine Bewaffnung Austrasiens statt. Bald darauf überschritt das furchtbare Heer, mit ihm der junge König und alle Großen des Reichs, den Rheinstrom; mehr gezwungen als freien Willens schlossen sich ihnen die Bewohner

beider Ufer an. Radulf aber war an die äußerste Nordmark der Landschaft, an die Unstrut zurückgewichen; dort verschanzte er sich mit Weib und Kind, um ihn her alle Tapfern Frankoniens, vorbereitet und gefaßt aufs Aeußerste. Ohne Kampf erreichte das Königsheer den Eingang des spessarter Waldgebirgs; bei einer Schwenkung, den Forsten der Sinn zu, trat ihm Radulfs Bundesgenosse, der ostfränkische Graf Faro*) mit einer kleinen aber auserlesenen Schaar entgegen. Nach heldenmüthiger Gegenwehr erlag das Häuflein dem fünfzigmal stärkern Feinde; wenige, denen Leben höher als Freiheit galt, ergaben sich. Erbost über den theuern Sieg standen die Austrasier um die Hügel ihrer Erschlagenen, und schwuren gegenseitig, Volk und Adel, den Tod Radulfs, die Ausrottung seines Geschlechtes und den Untergang des thüringisch-fränkischen Stammes. So voll heißer Mordgier durchdrangen sie die buchonische Waldung, fanden und umzingelten ihres Gegners Aufenthalt. Die Burg jedoch lag hoch und fest; der Herzog darin saß nicht müßig; im Königslager selbst lebte mancher geheime Freund des deutschen Manns und deutscher Sache. Täglich stürzten sich die Belagerten auf die feindliche Vorhut, scheuchten und schlugen sie unter mancherlei Verlust an ihren Verhau zurück. Da hielten die Austrasier einen Kriegsrath. Ein Theil der Fürsten, darunter der Avernerherzog Bobo und Aenovalaus, der Grav im Sundgau, begehrten augenblicklichen Kampf; für Aufschub bis zum nächsten Morgen stimmten Adalgisel und Grimoald. Die Reichsverwaltersstelle war noch nicht besetzt, der junge König wenig geachtet; kein Ansehen, keine Macht band die entgegengesetzten Meinungen zu einem anerkannten Beschluß. Auf eigene Faust führte die raschere Partei noch an selbem Tag der Mannen Mehrtheil an Radulfs Wall, und begann zu stürmen. Da öffnete sich plötzlich eine verdeckte Burgpforte, und ergoß seitwärts in die Stürmer eine dunkle Männerschaar. In diesem drohenden Augenblick gingen die Rheinländer aus der Gegend von Mainz zu ihren deutschen Brüdern über. Grauenvoll mähte Radulfs und der Frankonen Arm; Tausende der Austrasier fielen, mit ihnen des Tages Unsterne Bobo und Aenovalaus; auch Fredulf, ein hoher, jedoch dem Herzog heimlich zugethaner Hofbedienter, konnte im Gewirr des Mordens nicht gerettet werden. Vom fliehenden Roß herab sah weinend der Knabenkönig die Vernichtung seines Heeres; die Trümmer und er fanden im Dickig des Waldes ihr Nachtlager. Mit Tagesanbruch

*) Der Sohn Chrodoalds, der in dem heutigen Churhessischen Güter besaß.

zeigten sich die Sieger. Die Austrasier, nach verlorenem Heergeräthe und Muth am nackten Leben bedroht, sandten Unterhändler; und der Herzog zu klug, um durch übermäßige Ausbeutung des Sieges die immer noch überlegene Macht jenseits des Rheins aus dem Schlafe zu rütteln, schrieb vor mit Mäßigung. Sigibert und Gefolge erhielten freien Abzug; Altfranken sollte äußerlich die Oberherrlichkeit des fränkischen Königreiches anerkennen, im Innern aber frei und unabhängig sein. So entstand das herzogliche Ostfranken, oder, wie dessen Gründer zur Vermeidung einer Verwechslung, mitunter auch zum Aerger der Ueberrheiner es lieber nannte, das Herzogthum Thüringen. Radulf errichtete Bündnisse und Verträge mit den bisher befehdeten Sachsen und Slawen, und die von Freundes- und Feindesblut gedüngte Landschaft erfreute sich der Friedenssonne.

Wir gelangen zur Fortsetzung des frühern Bildes. Das Meteor springt, die Bruchstücke verflüchtigen sich im weiten Luftmeer. Bald nach dem unstruter Ehrentag steigt Herzog Radulf in die Vätergruft; unter seinen Nachfolgern geht das selbstständige Herzogthum in das allgemeine Franken über. Vier Sprossen Radulfs folgen, gedeckt durch ahnherrliches Ansehen, im Erbbesitz der fränkischthüringischen Herzogswürde; doch gleichen sie alle nur fernen, dunkeln Gestalten, auf die zunächst die Leuchte des einwandernden Christenthumes einige Strahlen wirft. Auf umnebeltem Geschichtsfeld spiegelt sich der Geist einer Generation in den Thaten Weniger; und auch bei diesen kann oftmals nur das Familienleben für Leere oder Verstecktheit des öffentlichen einigen Ersatz bieten. Für Radulfs Nachfolger gilt dessen Erstgeborener Heden.*) Von ihm als Regenten ist bekannt, daß er wegen verheerenden Einbruchs der von den Awaren gedrängten oder abermals unterjochten Wendenslawen (mit der Furcht vor dem starken Radulf war bei den Horden auch die Liebe zum Frieden dahingegangen) den Herzogssitz von der Unstrut nach Wirzburg, den Mittelpunkt des Landes, zurückverlegte, und von da aus den Feind in Schranken und die Landschaft so ziemlich über den Wogen hielt. Mehr von ihm und seinem Haus erzählt die Lebensbeschreibung der ersten Christen in Ostfranken. Hedens früheres Weib starb nach Geburt zweier Knaben; der noch jugendstarke, stattliche Mann warb um die Tochter des Iberius und Mechtildens, eines königsverwandten, frommen Ehepaars, das auf dem neuerbauten Hause Hochheim am Maine**) saß. Nach Ibers Tod,

*) Auch Hethan oder Hottauf, später in Hatto und Otto übergehend.

**) Das heutige Veitshöchheim.

der als eifriger Christusanhänger dem Heiden nicht sehr günstig war, ehlichte mit Mechtildens Genehm der Herzog die schöne und hochbegabte Bilhilde; gleich nach vollzogenem Beilager aber (650) rief ihn die Bundespflicht oder des Herzens freie Regung in den jenseits des Rheins sich entspinnenden Kampf der deutschen Franken wider die romanischen, der Reichsverwalter aus dem Hause Pippins wider das merowingische Königsgeschlecht. Mittlerweile begab sich des Herzogs Gemahlin in tiefe Einsamkeit; dort gebar sie ein schönes, jedoch nur kurze Frist lebendes Knäblein. Als nun im nämlichen Jahre 651 auch ihr Eheherr im fernen Lande an einer Kampfwunde verschieden war, entsagte die Trauernde der lauten Welt für immer; sie erbaute mit Aufwand aller ihrer Schätze ein Kloster im Weichbilde von Mainz, und erwartete hier unter steter Andachtsübung im Kreise gleichgesinnter Frauen ihr Lebensende. Darauf ward sie den Heiligen der katholischen Kirche beigezählt. Im weltlichen Amte folgte Hedens älterer, vom Namen unbekannter Sohn; und von diesem kinderlos Verstorbenen erbte nach ungefähr dreißig Jahren dessen Bruder Gotzbert*) das Herzogsschwert und die jugendliche Wittwe. Auch dieses Mannes Bild ist dem christlichen Sagenkreis einverleibt. Bald nach Gotzberts Regierungsantritt wanderte der hibernische Priester Killena mit den beiden Gehilfen Kolman und Totnan von seiner Insel über Rom zu dem fränkisch-thüringischen Herzogssitz, und verkündete zu Stadt und Land nicht ohne Erfolg die Christuslehre. Der Herzog und mehrere Franken ließen sich taufen. Weitere Verbreitung der neuen Religion hinderte außer später erörterlichen Gründen des Apostels gewaltsamer Tod, hervorgerufen durch strengen Glaubenseifer. Killena tadelte Gotzberts Ehe mit des Bruders Wittwe als unchristlich, und bewirkte durch fortlaufende Ermahnung bei dem Gatten den Vorsatz der Trennung oder in dessen Neigung Lauheit. In der Leidenschaft gekränkter Liebe beschloß Gisela**) die Vernichtung der Fremdlinge, deren Dasein ihr Erdenglück auf immer zu zerstören drohte. Zur Zeit, als der Gatte, den väterlichen Grundsätzen treu, mit dem austrasischen Reichsverwalter Pippin wider den König und Adel Neustriens zu Feld zog, und die glorreiche Schlacht von Testri (687) mitersiegen half: ließ die in Wirzburg verbleibende Herzogin die drei frommen Männer in deren unter-

*) Auch Gießbrecht, soviel als Theobald.

**) Durch Mönchslatein in die Namen Gailana und Gaila geändert, wie Killena in Kilian.

irdischen Schlafstätte ermorden, und die Leichname nebst Büchern, Kleidern und übrigem Geräthe in einem Roßstall beerdigen. Dem heimkehrenden Gotzbert spiegelte man die heimliche Abreise der Irländer vor. Doch der Himmel, fährt die Legende fort, rächte sichtbar seine Heiligen; Gisela verfiel bis zu ihrem Tod in tiefe Schwermuth; die zum Mord gebrauchten Diener endeten im Wahnsinn und Elend. Gotzberts ferneres Leben deckt Dunkel, nachdem sich die Sage von dem Umkommen durch seine eigenen Leute als falsch erweist.

Als fünfter und letzter Regent des fränkisch-thüringischen Herzogthums erscheint um das Jahr 700 Gotzberts und Gisela's einziger Sohn, Radulfs Urenkel, der zweite Heden. Ein werkthätiger Christ nach dem Zeugniß der Chronikschreiber und zweier noch erhaltener Urkunden aus den Jahren 704 und 716, wodurch derselbe in Gemeinschaft seiner Gemahlin Theuderade und seines Sohnes Thüring dem heiligen Willibrord einige Güter schenkt, und den Entschluß zur Erbauung eines Klosters an der Saal bei Hammelburg zu erkennen gibt. Auch gilt dieser Heden für den Gründer der Wirzburg benachbarten Stadt Hedens- oder Heidingsfeld.*) Gleich dem Ahn und Vater ergriff er die Partei des austrasischen Volkes wieder den König von Neustrien; unter dem Banner Karls des Hammers starb er mit seinem zwölfjährigen Heldenknaben in der Schlacht von Vincy (717). So stand nach achtzigjähriger Blüthe der radulfische Mannsstamm entlaubt; im Kreise ihrer Gespielinen verlebte Hedens einzige Tochter Irmina**) noch etliche Jahre auf Altwirzburg, worauf sie den Ahnensitz mit einem Kloster tauschte, und als Abtissin zu Karlburg endete, eine letzte Herbstblume, die gewöhnlich an und über Gräbern welkt. Von Radulfs männlichen Seitenverwandten (damals und ferner fort angesehenen Graven) gelangte Keiner zur alten Herzogswürde; des Auslands Uebermacht, des Inlands Stimmung, der Geist und das Bedürfniß der Zeit waren gegen sie. Schon zog das hochschossende Geschlecht der Herstaller, seines noch höhern Steigens sicher, unvermerkt die Kräfte des südlichen Germaniens an, und die Völker selbst mochten nicht widerstreben. Der Ruhm und Gewinn, einer großen Nation zu gehören, der damals bald begriffene Vorzug eines minderfreien dabei starken Bundesstaates vor einem freieren dabei lockern Staatenbund,

*) Die damalige Verkürzung des Namens Hatto in Hetz erhielt sich bis jetzt in diesem Ortsnamen.

**) Gleichbedeutend mit Emma.

da in Größe und Einheit die Entwicklungskraft zwar später aber um so dauernder zum Durchbruch kömmt; die Ueberzeugung, daß alles Bestehende, wenn auch noch so werth, über ein gewisses Ziel hinaus nicht länger zu behaupten ist; der niemals ganz zerrissene Verband zwischen Alt- und Neufranken, voran begründet durch gleiche Abkunft, Sitte, Sprache, durch gemeinsame Schicksale und Thaten, neuerlich geknüpft durch Gleichheit der Staats- und Kirchenform, nemlich der mit dem Christenthum den Rhein überschreitenden Lehensverfassung, wie auch durch beiderseitige Gefahr vor dem Andrang der Slawen und anderer westwärts strebender Ostvölker; endlich ein gewisses Vertrauen zu dem faktisch regierenden Geschlechte Pippius, das durch ostfränkischen Ursprung und Denkungsweise den Vaterländischgesinnten einigermassen Bürgschaft für die Wahrung theuerer Rechte und Interessen gab, während Radulfs Nachfolger gegen das Ende hin etwas eigenmächtig geherrscht zu haben scheinen: alles Dieses machte für den Augenblick eine Verschmelzung des Herzogthumes mit dem Königreiche nicht nur erträglich, sondern selbst wünschenswerth. Bald nach Hedens Tod zog Karl Martell, der Reichsverwalter der überrheinischen Franken, Frankonien als großfränkisches Lehen ein; einige nordöstliche Gränzbezirke der Landschaft ergaben sich auf kurze Zeit an die Sachsen.

X.

Der Merowinger Untergang.

1.

Pippin von Herstall.

Alte Hochbauten stürzen nicht zeichenlos, ohne Stoß von außen auch niemals plötzlich. Was einmal war, ob wohl, ob übel, erwirbt sich eine gewisse Anwartschaft, zu sein; selbst das Unkraut ist seinem Erdreich vertraut oder werth geworden. Darum wird es nicht auf einen, wenn gleich noch so gewaltigen Sichelzug des Gärtners ausgereutet, sondern durch allmäliges Abgraben, Saftentziehung und Um-

arbeiten des Bodens überhaupt. Die Natur ist auch hier ein Spiegel des Menschenlebens. In gegenwärtigem Fall jedoch übt die oberste Gartenaufsicht der Weltgeist selbst, der mehr als irgend eine philosophische Theorie oder politische Berechnung das Widernatürliche und deßhalb Unrechtliche zu Boden schlägt. Der Eifer und die Kraft der Feinde des Schlechten ermüden, erlischen oftmals im ungleichen oder unzeitigen Kampf; die natürliche Folge der Dinge aber schreitet in der Stille fort, und mag oder kann kein Menschenarm mehr zum Werkzeug werden: dann muß durch übergeilen Trieb, durch Erzeugung des Wurms und anderer gefräßiger Insekten das Giftgewächs sich selbst verderben. „Wann Gott die Völker freimachen will, schlägt er ihre Unterdrücker mit Blindheit" hießen das die Alten. Vorher aber ist jedem der Letztern seine Zeit gelassen, und diese Zeit füllen mehr oder minder sichtbare Warnungszeichen, bittende und drohende Stimmen aus; denn die Weltlenkung ist gerecht und unparteiisch. Doch die Gewarnten sehen und hören mit offenen Augen und Ohren nicht; ihre Sinne fesselt Leidenschaft, der Regenten schlimmster Feind, weil sie die Gewalt, die im gesunden Seelenzustand auch der unterste Regierte über sich ausübt, in fremde Hände spielt. Geblendet vom falschen Begriff ihrer Vorrechte, von Ueberschätzung ihrer Aufgabe und Stellung, mitunter auch von persönlicher Rach- und Habgier beginnen sie den Kampf des Eigenwillens wider die Gesetze, des Einzelvortheils wider das allgemeine Wohl, des Theils wider das Ganze. Sie siegen zu Anfang, weil sie im Besitze verjährter Macht und selbst eines großen Theils der Meinungen sind; aber dieser Sieg, mehr Glücksfall als Verdienst oder abermals nur ein überirdischer Fingerzeig, wird in der That zur schlimmsten Niederlage, der Triumphgesang zum Grabgeläute; denn er weckt einen noch gefährlichern Feind, als der besiegte war, aus dem lauten Zorn der Menschen deren stillen Haß und Verachtung. Gedüngt an der großen Leiche erhebt sich übermächtig die Riesenpflanze, und gießt nach langersehntem Wunsch ihren nächtlichen, betäuben Schatten aus, nicht ahnend, daß sie das belebende Sonnenlicht, welches sie den übrigen darniedergehaltenen Kindern des Feldes rauben will, zunächst auch ihrem Nachwuchs, ihrem eigenen Stamm entzieht. Alle Uebermacht kann nicht vor Moder und Fäulniß schützen; in hohler Größe stirbt das selbstmörderische Unkraut ab. So endet der Königsstamm der Merowinger.

Die letzten Tage dieses erst hassenswerthen, dann verächtlichen Geschlechtes erzählen alte Autoren auf diese oder ähnliche Art. Nach

Verlauf der Perioden offener Gewalt und hinterlistiger Grausamkeit verfielen — alterskranken Tigern gleich, die nach übersättigter Blutgier stumpf und blödsinnig werden — die Frankenkönige in einen Zustand der Schwäche und Erschlaffung. Von da an hießen sie in der damals sich bildenden französischen Mundart les rois faitneants, königliche Faulbäuche oder Tagdiebe. An ihrer Statt regierten die Majores domus, eine mit Hausmeier und Hausältester, Oberſthofmeister und Großmarschall, mit Reichsverwalter und selbst Reichsverweser verdeutschte Würde, in ihrem Begriffe eben steigend, wie die Macht und das Ansehen ihrer Träger stieg. Anfangs standen sie im Frieden einem ersten Minister gleich; im Kriege führten sie als Unterfeldherren das gleichfalls im zweiten Rang stehende Lehensgefolge oder Geleit; das Oberfeldherrnamt über den bevorzugten Heerbann gebührte den Königen. Als der Heerbann in Folge des umsichgreifenden Feudalwesens aufhörte, und die Könige für das Zelt der Frauen Prunkgemach tauschten, ward der ihnen nachstehende Beamte erster Anführer der bewaffneten Gesammtmacht; und in ähnlicher Art, wie die frühern Merowinger das Machtzeichen von der Wahlstatt an den Malberg pflanzten, trugen vergeltungsweise ihre spätern Dränger die oberste Gewalt im Krieg auch auf den Frieden über; die Reichsverwalter vergaben die Aemter und Kammergüter, und übten endlich selbst das Gnadenrecht. So blieb den eigentlichen Königen der Name nur; dieser bittere Wechsel aber schien sie eher zu freuen als zu schmerzen. Während die Reichsverwalter mit dem Kern der Nation zu Felde lagen, und als wahre Fürsten die vorderste Gefahr, Mißgeschick und Siegesruhm der Ihrigen theilten: saßen die Enkel Chlodowigs abgeschlossen von der Welt in dem Innern ihres Palastes, und verträumten ihr Leben unter Weibern und Bechern und anderm unwürdigen Zeitvertreib. Nur einmal im Jahre zeigten sie sich öffentlich, oder, besser gesagt, sie wurden vor der Oeffentlichkeit sozusagen zur Schau gestellt — auf dem jährlichen Maifeld nämlich. Da saß der Schattenkönig im goldverbrämten Purpur auf dem Väterthron, umringt von seinem Hofstaat, den Großen des Reichs und einer zahllosen Menschenmenge. Kopfnickend nahm er die Huldigungen des Adels und das vom Volke dargebrachte Geschenk an, und legte es in die Hand des zunächst stehenden Reichsverwalters. Nach dessen Weisung vertheilte er sodann die Kammergüter, oder bestättigte die schon vergebenen, oder hörte schweigend zu, wie der Minister die wichtigsten Anträge an die Nation brachte, und über des Landes Wohl oder Weh stimmen

ließ. Am Schluß der Versammlung fuhr der König auf einem mit vier Ochsen bespannten Wagen langsam und feierlich in den Palast zurück; und über den politischen Apis und den geheimen Götzendienst der Sinnenlust rollte bis zum nächstjährigen Maifeld der Vorhang nieder.

Unter den fränkischen Reichsverwaltern leuchteten die Edlen von Herstall voran. Zwei schon erwähnte achtungswerthe Männer, Arnulf Bischof von Metz und der Minister Pippin von Landen hatten zu diesem merkwürdigen Haus durch die Vermählung ihrer Kinder den Grund gelegt; aus der Ehe von Arnulfs Sohn Ansegisel mit Pippins Tochter Begga entsprang Pippin von Herstall, also benannt nach dem Großvater mütterlicher Seite und nach der väterlichen Burg bei Lüttich. Um und auf dieses Fundament, welches gleichsam die beiden ersten Stände des Reichs, Adel und Geistlichkeit zusammenband, häufte die Folgezeit Alles, was zu äußerer und innerer Größe führen konnte, weitausgedehnten Grundbesitz, glänzenden Reichthum, klugen Unternehmungsgeist und starken Anhang. Lang schienen die Herstaller wo nicht zum Umsturz des regierenden Hauses, das ohnehen mehr sich selber stürzte, wenigstens zu dessen Ersatz bestimmt zu sein. Dunkle Ahnung dieses Berufs trieb den Bau rasch empor, und der gute Fortgang gewann ihm die öffentliche Meinung. Schon Pippins von Landen Sohn Grimoald, der bald nach der unstruter Niederlage das strittige Majorat errang, (642) bestimmte durch überlegenen Geist den schwachen Austrasierkönig Sigibert III. dahin, daß dieser für den Fall kinderlosen Absterbens zu seinem Thronfolger Grimoalds Sohn ernannte; und als genannter Sigibert im Jahre 656 wirklich, jedoch mit Hinterlassung eines ehelichen Leibeserben vom Leben schied, sandte Grimoald den Knaben Dagobert mit geschorenem Haupt in ein irisches Mönchskloster; seinen eigenen Sprößling Childebert aber ernannte er zum König der Austrasier. Zwar scheiterte der kühne Plan an seiner Unreife und der Gegner List; Grimoald, vom neustrischen König Chlodowig II. unter täuschendem Vorwand nach Paris gelockt, ward eingezogen und enthauptet, spurlos verschwand Childebert, und die Merowinger kehrten unangefochten auf den austrasischen Thron zurück: allein unlang danach, als bei der Ein- und Absetzung, Vertreibung und Ermordung der theils ost-, theils westländischen oder auch gemeinschaftlichen Könige Chlothar III. und Childerich II., Theuderich III. und Dagobert II. das Elend und die Verwirrung im Lande groß, und der Wunsch nach Abhilfe dringend war: wandte das austrasische

Volk seinen Blick dem bisher im Hintergrunde stehenden Hause zu, und bestellte den Herstaller Pippin und dessen Vetter Martin als Reichsverweser. Zwar fiel auch Martin in der Nähe der Stadt Laon durch schändlichen Betrug,*) und die Westgränze Austrasiens ging an den neustrischen Minister Ebroin verloren; Pippin aber, der sich an den Rheinstrom und das ihm ergebene südliche Deutschland lehnte, stand auf diesem Bollwerk unbelästigt und fest. Erst unter des ermordeten Ebroin Nachfolger Berthar, einem eigenmächtigen finstern Menschen, der die germanisch denkende Partei schonungslos aus dem Lande trieb, schwärzten sich die Wolken um des Helden Stirne. Pippin, bei dem die Flüchtlinge Schutz suchten, ging mehrmals den neustrischen König um ein billigeres Verfahren an; immer vergebens. Der wortführende Minister hieß den Austrasier schweigen, oder eines ernsten Schrittes gewärtig sein; schon waffnete Berthar öffentlich. Jetzt rief Pippin die benachbarten deutschen Stämme, darunter auch die Mainfranken unter Herzog Gotzbert zum Beistand; mit diesen Streitkräften überschritt er den Köhlerwald, die Grenze zwischen Ost- und Westreich. Unfern der Stadt Vermandois, bei dem Flecken Testri, stießen die Ostvölker auf das Heer der Neustrier. Noch einmal bot Pippin den Frieden an, die Rückberufung der Verbannten zur einzigen Bedingung setzend. Es erfolgte eine abschlägige, schnöde Antwort. Nun begannen die Austrasier nach verbranntem Heergeräth einen scheinbaren Rückzug, haltend in einer vorher gewählten vortheilhaften Stellung. Die Neustrier, die vermeintliche Flucht zu hindern, setzten eilig nach, fanden aber zu ihrer Ueberraschung anstatt des Rückens der Gegner deren Brust und Wehrspitzen. Sie erlitten eine furchtbare Niederlage (687), ihr Major domus kam auf der Flucht durch seine eigenen Leute um; König Theuderich floh in seine Hauptstadt Paris; die Pariser aber verhafteten und lieferten ihn dem nacheilenden Sieger aus.

Diesen inhaltsschweren Sieg, welcher zwischen Austrasien und Neustrien, zwischen Volk und Adel und hiemit über das spätere Schick-

*) Als der fürchterliche Ebroin, der einige Jahre früher den austrasischen König Dagobert und dessen schwangere Gemahlin ermordet hatte, die von Martin vertheidigte Stadt Laon zum Stürmen zu fest fand, sandte er zwei Bischöfe als Unterhändler; die luden den Belagerten zu einer gütlichen Unterredung mit dem Belagerer, und schwuren ihm auf ein Reliquienkästchen besten Empfang und sicheres Geleit zu. Nach Martins Ankunft aber erklärte Ebroin aus dem Grunde, daß das Reliquienkästchen leer gewesen, den Eidschwur für nicht bindend, und ließ den bethörten Mann niederstoßen.

sal der merowingischen Könige entschied, nützte Pippin mit großer Mäßigung. Seinem Gefangenen Theuderich, über dessen Thron und Leben er ungehindert verfügen konnte, gab er Krone und Purpur zurück; für sich behielt er die Macht und das Ansehen. Ebenso ließ er dem neustrischen Adel Reichthum, Glanz, Titel und andere minder gefährliche Auszeichnung; dessen Uebergewalt im Krieg und Frieden aber unterdrückte er durch Wiederherstellung des Heerbanns und der Volksversammlung im März- oder Maifeld, wobei, wie früher, der Scheinkönig den Vorsitz führte. Den durch innige Verbindung mit Allemannen, Altfranken und Thüringern immer mehr sich germanisirenden Theilstaat Austrasien ließ Pippin, die begonnene Verschmelzung mit jenen freigesinnten Stämmen fortzusetzen, ganz thronlos; hier war und hieß das Staatsoberhaupt der Reichsverwalter. In Neustrien dagegen, wo man den Königsnamen noch ferner hören wollte, bestellte er unter Theuderichs Firma erst seinen vertrauten Freund Norbert zum Hausältesten, und nach dessen Tod seinen eigenen zweitgeborenen Sohn Grimoald, während er schon vorher das Majorat über Burgundien, nebst der einflußreichen Hand Adeltrudens, der Wittwe des erschlagenen Berthar an Drogo, seinen Erstgeborenen, vergeben hatte. Eben so staatsklug als hausbesorgt, vermählte er mit Grimoald die Tochter des Friesenherzogs Ratbod, der von den Franken im zweimaligen Kampfe zwar besiegt, demohngeachtet als gefährlicher Nachbar zu bewachen war. Auf diese Art ward der Herstaller zugleich Gründer eines Systems und einer Dynastie, zweier Säulenschafte, die unscheinbar aber grundfest zur Höhe stiegen. Mit weiser Sorgfalt vermied der Bauherr Neid und Argwohn; das offene Werk mußte der Schatten der legitimen Könige, den Geist des Neuen die Form des Alten decken; trotz des Riesenschrittes der Zeit und des schnellen Hinsterbens der letzten Merowinger blieb der Thronstuhl niemals unbesetzt.*) Durch eben so entschiedenes Regenten- und Feldherrntalent als sittenreinen Lebenswandel, durch glänzende Kriegsthaten und treffliche Gesetze**) gewann Pippin Edle und Gemeine,

*) Der bei Testri besiegte König Theuderich III. starb im Jahre 691; sein zehnjähriger Sohn Chlodowig III. trug den Königstitel bis zu seinem 14. Jahre; von 695 bis 711 hieß des Letztern Bruder Childebert III. König; darnach ward ein Kind Dagobert III. auf den Thron gehoben, welches auf diesem Platz im Ganzen 6 Jahre, davon 3 über Pippins Tod hinauslebte.

**) „Il fit cesser l'oppression, la tyrannie et les discordes. Il rétablit la veuve et l'orphelin dans leurs droits, les lois dans leur vigueur, l'ordre dans les finances,

stellte im Innern die langersehnte Ruhe und Ordnung her, und behauptete nach Außen solches Gewicht und Einfluß, daß viele Völker durch besondere Gesandtschaften um seine Freundschaft warben, und sofort das Frankenreich zum Haupt der abendländischen Staaten ward. Auf dieser sichern Höhe konnte der Held am Abend seines Lebens den Wahlspruch jener Zeit „Auf das Blut zu vererben, was wir mit dem Blut erwerben" ohne Anstand geltend machen. Da nun der ältere Sohn Drogo kinderlos verstorben war, berief er den jüngern Grimoald in die Burg Jopil an sein Krankenlager. Allein auch dieser fand während des Besuches und der Unterhandlungen über die Nachfolge sein Lebensziel; er sank unter dem Messer eines heidnischen Friesen mitten in einer christlichen Kirche der benachbarten Stadt Lüttich. Im ersten Schmerz über diese grausame That ernannte der sterbende Vater Grimoalds einziges, uneheliches Söhnlein, genannt Theudoald, zum Reichsverwalter und sein eigenes Weib Plektrude als Großmutter zur Vormünderin. Das Schicksal aber, besser als der Kranke für das Frankenreich, für Pippins Haus und die Vollendung des begonnenen Werks sorgend, hob diese letzte in einem Zustand der Unfreiwilligkeit getroffene Verfügung auf, und setzte einen andern, kräftigern Sprossen Herstalls, der wie eine Wodanseiche im stillen Dunkel stand, dem großen Mann zum Nachfolger.

2.

Karl der Hammer.

Außer Plektrud besaß Pippin nach dem Fürstenbrauch jener Tage noch ein zweites Weib, die schöne Alpais*) und von ihr die zwei Söhne Karl und Hildebrand. Letzter taucht nur selten aus dem Dunkel der Sagen auf; erster ist ein strahlender Stern seiner Zeit geworden. Zu diesem glanzvollen Dasein trug mehr als der angeborne Rang,

---

la discipline dans les armées, la justice dans les tribunaux etc." heißt es bei seinem französischen Biographen. Pippin war unstreitig der tugendhafteste seines Hauses, gleichwie Karl Martell der heldenkräftigste. Die Größe Karls des Großen war zum großen Theil ererbt; ihr gebührt mehr der Ruhm der Vollendung als der Grundlegung.

*) Das spätere Adelheid.

Macht und Reichthum, mehr als eine andere Zufallsgunst gerade davon das Gegentheil — der je härter streifende, desto tiefere Funken weckende Schlag eines eisernen Schicksals bei. Armsein und Entbehren soll nach des römischen Dichters Rath frühzeitig der Knabe lernen, und, so er dereinst als erprobter Mann bestehen will, bringe er des Jünglings Prüfungsstunden unter Ungemach und Fährniß hin. Auch Karl ging durch diese rauhe Schule, die gehorsamen lehrt vor dem Befehlen, der Leiden mehr bringt als der Freuden, aber allein auch nur zur wahren Größe bildet. Sein Vater war der mächtigste Fürst im Frankenreich, vielleicht in Europa, und dabei als Mensch höchst achtungswerth; doch aus Liebe des Hausfriedens, in einem Anfall von Schwäche, der auch die Stärksten nicht immer frei läßt, vernachlässigte er der einen Frau zu lieb die Kinder der andern; der befangene Vaterblick mochte am eigenen Sohn der eigenen Größe vergrößertes Ebenbild nicht erkennen. Weiter reichte der Regentin-Vormünderin, der Stiefmutter Argwohn; am nämlichen Tage, wo der Vater Pippin starb, ward dessen dreiundzwanzigjähriger Sohn ergriffen, und zu Cöln in einen festen Thurm gesperrt. Unterdessen überschlug die Woge des Verderbens Karls Heimathland. Die Neustrier hielten Pippins des Gewaltigen Tod und das darauffolgende schwache Weiberregiment für eine gute Gelegenheit, auszuwetzen alte Scharten und mit neugeschliffenem Schwert die vorige Ueberlegenheit der romanischen über die deutschen Franken herzustellen; sie ernannten einen eigenen Reichsverwalter, Raganfried, schlossen trotz ihrem eifrigen Katholizismus einen Bund mit den heidnischen Friesen, trieben Herstalls Anhänger von Hof und Habe, und rüsteten zu nahem Einfall in Austrasien. Zwar zog alsbald ein östliches Heer, die Empörung zu dämpfen, mit dem Enkel Pippins durch den kottischen Wald, ward aber von der bei Compiegne versammelten Macht der Neustrier aufs Haupt geschlagen und weit hinaus über die Ardennen verfolgt. Mit Schwert und Feuer und allen Schrecken eines Vernichtungskampfes überzogen die Sieger das Ostreich bis an die Maas, vom Norden her drang Ratbod mit seinen Friesen ein, spurlos durch den Tod verkam der Knabe Theudoald, ganz Austrasien, mit Ausnahme der festen Stadt Cöln, wo zur Noth sich Plektrud mit ihrem Anhang hielt, war dem feindlichen Stahl unterworfen. In diesem verhängnißschweren Augenblick zerbrach — entweder allein mit gewaltiger Faust, oder unterstützt von geheimen Freunden, „Gottes wunderbaren Beistand“ nennt es kurzweg die Chronik — der würdigste Erbe Pippins Fesseln

und Schlösser seines Gefängnisses; und „wie der Sonne Morgenstrahl die schwerlastende Nacht fortscheucht von dem weiten Erdkreis, so hehr und gewaltreich ging das Gestirn des Befreiers den hoffnungsarmen, an ihrem Heil verzweifelnden Völkern auf".*)

Große Dinge fußen auf kleinem Anfang; umgeben von einer zahlarmen Schaar ergrauter Veteranen aus des Vaters Tagen, wenig geübter Gefährten aus der eigenen Jugendzeit, erscheint der werdende Held im Gebirg der Ardennen. Dort bereitet er sich zum großen Werk der Landesbefreiung, bald unterbrochen durch seiner Gegner Wachsamkeit. Die Friesen eilten herbei; und die Neustrier, deren Schattenfürst Dagobert III. eben verstorben war, gaben sogleich einem Mönch merowingischen Geblüts den Königstitel sammt dem Namen Chilperich II., auf diese Art sich sichernd gegen innere Zwistigkeit und im Stande, ihre ganze Macht nach Außen gegen den einen Mann und dessen Gefolg zu werfen. Karl, der in gleicher Zeit das Wetter von Mittag und von Mitternacht heraufziehen sah, beschloß, durch einen kühnen Schlag der Vereinigung Beider zuvorzukommen; rasch stürzte er sich auf den Friesenherzog Ratbod, als den schwächern, demohngeachtet ihm noch zehnfach überlegenen Feind. Eine Schlacht ward gefochten zu beiderseitigem Ruhm; aber Karl verlor sie und mit ihr die Edelsten und Tapfersten seiner Freunde (716). Ungehindert stießen die Neustrier unter Chilperich und Raganfried zu den siegreichen Nordländern, und belagerten gemeinschaftlich die Stadt Cöln, Plektrudens Wittwensitz. Doch die Unterhandlungen und das Gold dieses klugen Weibes vermochten bald die beiden Heere zum Abzug in ihre Heimathländer. Mittlerweile hatte der besiegte Karl auf der Flucht neue Schaaren gesammelt, und damit einige vortheilhafte Höhepunkte am Heimweg der Neustrier besetzt. Unversehens überfiel er den sorglos dahinziehenden, reichbeladenen Feind; und obschon zu schwach, dessen gewaltige Heeresmacht in die Länge aufzuhalten, oder gar zu vernichten: erschlug er dennoch der Söldner Viele, und gewann große Beute, neuen Muth und neue Hoffnung für seinen Anhang. Den folgenden Winter hindurch rüsteten die erbitterten Königlichen aus allen Kräften; der Mann des Volkes bat die Franken des andern Rheinufers um Beistand; der Herzog von Wirzburg erschien mit den Bannern vom Main und der Unstrut. Bei Vincy begegneten sich die Heere. Karl, wie er sich selbst

---

*) Eine Ueberlieferung in französischer Sprache sagt: „Daune ou Dahône, ancien serviteur de Pepin, força sa prison et le remit en liberté."

ausdrückte in der Unterhandlung, abzuwenden den Bruderkampf, den wechselweisen Verguß edlen Frankenblutes, bot durch Abgeordnete die Hand zum Frieden; er begehrte die Unabhängigkeit und Freiheit Austrasiens, den Fortbestand jener volksthümlichen, von seinem Vater eingeführten Regierungsform. Die Gegner antworteten mit abweisendem Trotz, mit einer Kampfausforderung für den nächsten Morgen. Das war der einundzwanzigste März des Jahres 717, Frühlingsanfang, von den ersten Märzfeldern her ein altwerther Gedächtnißtag. Die Ostfranken, obwohl von weit geringerer Anzahl, erwarteten ihn siegesmuthig im Bewußtsein ihrer Mannheit. Ihr Glaube trog sie nicht. Mit kurzen aber bestimmten Worten berichtet die Chronik der Ostländer Sieg, der Westländer grauenvolle Niederlage und Flucht, die nahe, nur durch ein Glückswunder beseitigte Gefangennehmung des Königs und dessen Ministers. Karl verfolgte die Flüchtlinge bis an die Thore von Paris. Doch besonnen wie der Vater nach dem Triumph von Testri mäßigte sich auch der Sohn in seinem Glück; den übermächtigen Feind hatte er gedemüthigt, entkräftet; einen solchen bis zur Verzweiflung treiben, verbot mehr noch Klugheit als Menschlichkeit. Mit doppeltem Gewinn führte der sich selbst überwindende Sieger den Heerbann in die Heimath; die Thore Cölns wurden geöffnet, die Schätze Pippins von Plektruden ausgeliefert, der gefeierte Held vom jauchzenden Volk als Reichsverwalter der Ostfranken begrüßt. Unter den Opfern, welche für diese große Errungenschaft auf der Wahlstatt von Vincy, oder, wie andere wollen, in einem Nachgefecht zu Beginn des Jahres 718 fielen, sind Heden II. und Thüring, die letzten Herren der alten Wirzoburg, bereits erwähnt worden. Dicht- und Malerkunst verherrlichte ihren gemeinsamen Tod. —

Schlacht- und Siegesklänge umtönen von nun an die Lebensfahrt des Hammers. Wetteifernd erzählen alte Bücher, wie Karl dreimal auszog wider die Sachsen, ihr starkes Heer aus Altfrankens Nordgauen bis an die Weser warf, und den friedbittenden Besiegten jenen mehrerwähnten Jahreszins von fünfhundert Kühen wieder auferlegte; wie er erst die Schwaben, danach in den Jahren 725 und 727 die Bajern schlug, und beide Stämme zur Heerfolge und Anerkennung der fränkischen Hoheit zwang; wie er den geschworenen Feind seines Volkes und Glaubens, den wilden Frieserherzog Poppo in dessen eigenem Land aufsuchte, durch eine bisher für unwegsam geltende Sumpfgegend mit einer neugeschaffenen Flotte drang, und weithin über Frießlands Gauen der Franken Schlachtpanier, über umgestürzte Heidenaltäre das

Kreuz der Christen pflanzte. Vor Allem jedoch rühmen sie den Sieg von Poitiers, in Unternehmung und Ausführung groß wie die vorigen Thaten, an Gewinn und Folgen alle übertreffend. Asien oder Europa — welches von Beiden herrschen sollte, stand abermals wie zu Attila's Zeit in Frage, für diesmal ernster, bedrohlicher dem letztern Theil, einmal, weil der auf seine Vertheidigung beschränkte Abend im glücklichsten Fall nur erhielt, was er schon besessen, seine Unabhängigkeit und Freiheit, während des einbrechenden Morgenlandes Sieg das ganze Geschick der Gegner unrettbar zu seinen Füßen legte; sodann, weil jetzt die alte Welt nicht allein mehr mit der blinden Gewalt ihrer Massen, sondern mit geistiger Kraft und mancher Kunstwaffe wider die neue stritt. Südasiens Kernvolk, gleich scharf gezeichnet durch Nationalität und religiösen Glauben, in erster Beziehung leibesedel mit übereinstimmenden Seelengaben, nicht ohne bildende Erziehung und darum bekannt mit mancherlei Kriegs- und Friedenskunst, vertraut mit der Wissenschaft der Größen, mit Poesie, mit dem Sternenlauf, geheimen Bauvortheilen und Heilmitteln, vertrauter noch mit Führung des gekrümmten Schwerts, der Lanze, des Bogens und einer unübertrefflichen, dem Reiter von Jugend auf zugewöhnten Rossegattung; dabei lebhaften, reiselustigen, mitunter schwärmerisch gestimmten Gemüthes, theilnahmsvoll gegen Freunde, gegen den sich unterwerfenden Feind selbst großmüthig, oft und gewaltsam in Leidenschaften, selten bis zu thierähnlicher Erniedrigung, mit kürzerm Wort, sinnlich und sinnvoll wie die Idee des Orients; in zweiter Beziehung Bekenner einer Religion, die Gewähltes aus den drei Hauptlehren der Erde, aus dem Glauben der Heiden, Juden und Christen zusammenband, an die Stelle der Naturanbetung die Verehrung eines einzigen Gottes und seines auserwählten Propheten setzte, zu mancher Erdentugend anhielt, dabei die höchsten Erdenfreuden ihrem Himmel gab, ihre Ausbreitung selbst für die Hauptpflicht der Gläubigen erklärte, und für deren Erfüllung der Gottheit reichsten Lohn verhieß — solch ein Volk, solchen Sinns und Treibens, in seiner Berufswahl bereits fortgeschritten zu welthistorischen Thaten und Erfolgen, hinter sich besiegte, dem Schwert der Emire und dem Gesetze Mohammeds huldigende Länder Asiens und Afrikas, hinter sich die Trümmer des spanischen Westgothenreichs, das Grab des Königs Roderich und dessen ganzer Heldenjugend — dieses Volk stieg zur Vollendung seines Werkes von den Pyrenäen herab in das Frankenreich. Europa und was von ihm Geistiges und Körperliches den Namen trug, stand in Gefahr, Dasein

oder bisherige Gestalt zu verlieren; und Dieses insgesammt rettete, rächte und erhielt bis auf diesen Tag der Herzog Karl und fränkisches Heldenthum an einem Sonnabend im Oktober des Jahres siebenhundertzweiunddreißig. In dürftigen Worten lebt die reiche That. Die alten Franken, von Natur bewußtseinstolzer als ruhmredig, vergaßen, weil ihnen so etwas nicht ungewöhnlich, der Einzelnen Tapferkeit über die gemeinnützigen Folgen; daß sie siegten, sah die Welt; auseinanderzusetzen, wie sie siegten, hielten sie für überflüssig, dem Sachverständigen, einem vaterländisch fühlenden Herzen für sich klar. Also hinterließen sie das Zeugniß ihrer That: Heranwogte die morgenländische Völkerfluth, aufbrausend in wilder Ruhmbegier, Glaubenswuth und Gewinnsucht, lauttosend, ungestümm, vor sich den letzten Damm ihres Gewaltstrebens, darum siegsgemuth zum Voraus. Still erwartend stand des Abendlandes Schirm und Hoffnung, im Rücken das kleinere und große Vaterland und alles Menschenwerthe, was selbst Theilnahmlose zu freiwilligem Todesopfer begeistern kann. Die Schlacht begann auf den Feldern unfern Poitiers; ausgefochten ward sie näher gen Tours. Schon waren Neustrier und Burgunder, wie billig im Vordertreffen, nach blutiger Gegenwehr über den Fluß Indre bis an die Brücke des Cher zurückgedrängt: da brach von der Loire her Karl mit den Ostfranken*) in die Reihen der Gegner, und warf nieder, was Stand hielt. Da fiel Abdorrhaman der Großemir, der Held von manchem Tag, ein furchtbarer Streiter, wie die Sage geht, von des gewaltigen Herzogs eigener Hand; es fielen die meisten Fürsten und Edlen Arabiens sammt dreimalhunderttausend ihres Volkes. Wenige entrannen die Pyrenäen hindurch nach Spanien zu ihren rückweilenden Stammgenossen, nach Jahren erst sich ermannend zu bald vereitelten Streifzügen, in ihrer Hauptmacht gebrochen für immer. Den glorreichen Retter aber trugen seine Kampfbrüder auf dem Heerschild der Nation durch die Thore von Tours; die dankbare Mit- und Nachwelt legte ihm den Namen Martell**) bei, entweder weil an jenem großen Tage Karl vorzugsweise mit dieser Waffe stritt, oder weil man kein schöneres, mehr bezeichnendes Sinnbild für eine Alles zermalmende Heldenstärke auffinden konnte.

---

*) Französische Autoren bequemen sich zu dem Geständniß: „Les Austrasiens et les peuples de la Germanie avaient grand part à cette victoire.“

**) Ein fränkisches Wort, woraus das französische marteau entsprang; in lateinischen Urkunden Tudites von tudes und letzteres von tundo.

Unverdunkelt neben dem Heerführer leuchtete Karl der Regent, der Staatsmann; er dachte und handelte in des Vaters Biedersinn und kluger Mäßigung. Die Rechte und Freiheiten der fränkischen Nation erhielt er ungeschmälert; daneben aber, Herkommen achtend und mit der Gewohnheitslaune der Völker bekannt, ließ er auch die Krone in ihrer drucklosen Gestalt fortbestehen. Deßhalb ernannte er bald nach der Schlacht von Vincy den Merowinger Chlothar III. zum König von Austrasien, und verfocht diese Satzung siegreich wider den König Neustriens und dessen Verbündeten, den aquitanischen Herzog Eudo, die einen aus Neid und Unmuth begonnenen Krieg mit einer schweren Niederlage (719) büßten; und als beide Könige, der feindliche wie der von Karl eingesetzte, in kurzem Zwischenraum vom Leben schieden, setzte der Reichsverwalter einen einzigen König, den vierten Theuderich über das ganze Franken. In dessen Namen bis zu dessen Tod im Jahre 737 regierte er; und als endlich ihm nicht mehr nothwendig däuchte, ein kleines Schattenbild zum Deckmantel seiner Regentengröße zu nützen, sondern er unmittelbar vom Hochgebirg der Pyrenäen bis zu den Ufern der Unstrut Befehle gab: zog er dennoch nicht den Purpur an, entweder weil er Freiheit und germanische Sitte liebte, oder weil er für schmeichelhafter als den Königstitel den eines Reichsverwalters aller Franken hielt, im Kriege des Heerbanns Herzog, im Frieden der Rathsversammlung Vorsitzer, des Märzfelds, der Landsgemeinde Sprecher zu sein. An dieser Verfassung hielt er fest; gewaltsame Widerstandsversuche, wie im trennungslustigen Burgund, prallten ohnmächtig von seinem Schild; der gefährliche, vorgenannte Herzog Aquitaniens, Karls Neider und Nebenbuhler in mancher Tugend, auf kein Geringeres bedacht, als mitten im Frankenreich einen unabhängigen Staat zu gründen, mußte nach vergeblichem Bemühen sich unter die unwiderstehliche Macht des Hammers beugen. Eben so freisinnig als gewandt leitete er die religiösen Verhältnisse des Reichs und der hörigen Volksstämme. Die Einheit der Glaubensform als bestes Mittel zur Verschmelzung verschiedener, noch ungebildeter Völker in einen Staat erkennend, begünstigte er allenthalben die Ausbreitung des Christenthums; dessen Diener und Lehrer jedoch, die, über Pflicht und Beruf sich erhebend, eine nach morgenländischer Weise gemodelte Priesterkaste zu errichten strebten, wies er sehr ernster Art zurecht, und strafte Umtriebe. Dafür haben Bischöfe, deren Erdenwandel der Reichsverwalter für unhimmlisch fand, diesen selbst nach dem Tod in den Abgrund der Hölle versetzt, und sogar dessen deutungsklarem Ehren=

namen eine komisch-böswillige Auslegung gegeben.*) Den Bischof von Rom, als einsweiligen Vorstand der abendländischen Kirche oder vielmehr der lateinisch-katholischen Priesterschaft, dessen auf Einheit in der Repräsentation zielende Beamtung für den Augenblick zu planmäßiger Einführung der neuen Lehre dienlich schien, schützte Karl durch Unterhandlungen in dem Kampf mit den Langbarten vor Austreibung und Untergang; keineswegs aber unterstützte er dessen weiter als auf Selbsterhaltung gehenden Ansprüche und Pläne; und die vom schlauen Priester angebotene Würde eines römischen Consuls und Patriziers wies der deutsche Mann als ein für ihn unpassendes Geschenk zurück. Nach so fest gezeichnetem, beharrlich verfolgtem Lebensgang verließ der Held im Jahre 741, erst fünfzig Jahre alt, den Schauplatz seines Ruhms und seiner Thaten. Auf dem Sterbebett vertheilte er mit Zustimmung der Franken die Regierung des Frankenreichs unter seine drei Söhne, in der Art, daß der Erstgeborene Karlmann die Verwaltung sämmtlicher deutscher Lande, nämlich Austrasiens mit Heerfolge der Thüringerfranken, Schwaben und Bajern überkam; Pippin, der Anderälteste, Regent von Neustrien, Burgund und der Provence ward; Gripho, der dritte noch unmündige, in der zweiten Ehe, mit der bajerischen Herzogstochter Sonnenhilde erzeugte Sohn einzelne Theile im Ost- und Westreich verwalten sollte. Des merowingischen Königshauses ward in diesem Vertrage nicht mehr gedacht. Dem Ermessen seiner Söhne stellte der Vater anheim, ob sie zum Gepräge ihrer Thaten jenes abgenutzten Stampfs bedurften oder nicht; er für seine Person hatte bewiesen, daß er mit und ohne jene Form das Staatsschiff zu leiten, den Geist, den Ruhm und das Wohl seiner Nation hoch über den Wogen zu erhalten verstand.

3.

Pippin der Kurze.

Die beiden ältesten Enkel Pippins von Herstall bauten an dem weitgediehenen Werke ihres Ahnherrn fort; doch nur Einem von ihnen war dessen Vollendung von Natur und Schicksal übertragen worden. Im Fortschreiten auf der Bahn der Centralisirung war der neuen Regenten erste That der Ausschluß des dritten Bruders von der Regier-

*) Quia ecclesiam tududit — dictus Tudites. Hammer genannt, weil er auf die Kirche (das ist auf ihre strafbaren Diener) hämmerte.

ungsgewalt, dessen zerstückter und zerstückelnder Antheil — auch den starken Karl hatte an seinem Lebensabend jenes Vaterübel, allzugroße Nachgiebigkeit gegen die Bitten eines jugendlichen Weibs befallen — allerdings der Eintracht in der Familie eben so sehr, als jener im Staate zuwiderlief. Dieser Grund entschuldigte bei den Bessern der Nation die unbrüderliche Handlung; für den großen Haufen lieh eine Kirchensatzung den Vorwand her. Man erklärte wegen eines entfernten Verwandtschaftsgrades die Ehe Karls mit Sonnenhilde für ungültig, den Gripho für einen Bastard und sonach unfähig der Nachfolge. Gegen diesen Ausspruch erhoben sich Odilo der Bajernherzog, obwohl mit den ältern Brüdern fast näher verwandt als mit dem jüngsten, dann Hunald, der Aquitanier, Erbe von seines Vaters Unternehmungsgeist und Plänen. Die eigentliche Ursache der Schilderhebung beider Fürsten mag die Gelegenheit zur Erringung der vorigen Unabhängigkeit gewesen sein; bei dem seit fünf Jahren unbesetzten Thronstuhl fehlte den beiden Reichsverwaltern die königliche Firma; gleichgestellten Hofbeamten, wofür man jetzt die Herstaller auszugeben suchte, verweigerten Bajer und Aquitanier den Gehorsam. Wohl deßhalb, nämlich Aengstlichkeit und Schwanken verjährter Meinung einzuschläfern, haben etliche Zeit danach die Brüder noch einmal einen angeblichen Sprößling Chlodowigs auf den ahnherrlichen Sitz gehoben, und selben den dritten Childerich genannt. Bevor der Krieg mit Bajern und den sich verbündenden Schwaben zum Ausbruch kam, waren Sonnenhild und Gripho in ihrem Zufluchtsort Laon belagert, zur Uebergabe gezwungen, Dieser in ein festes Ardennenschloß, Jene in das Kloster zu Chelles gesperrt, auch der nahe Aquitanerherzog zur Flucht gezwungen worden. Hierauf noch im Herbst des Jahres trug der ältere Bruder die Waffen nach Schwaben, und erzwang Unterwerfung für die Dauer seiner Anwesenheit. Nach Karlmanns Abzug erneuten die Schwaben ihr Bündniß mit den Bajern. Darum im nächsten Lenz zog der Brüder vereinigte Macht zum Lechfluß, dessen andere Ufer die Verbündeten mit starken Schanzen deckten. Fünfzehn Tage standen beide Theile sich gegenüber; am sechszehnten entdeckten die Franken eine Fuhrt, täuschten die Gegner durch Schlachtordnung der einen Heereshälfte, während die andere in der Entfernung unbemerkt den Strom überschritt, drangen an das Lager der Bajern und Schwaben, nahmen es im nächtlichen Ueberfall. Getrennt flohen die Verbündeten, Odilo über den Inn, der Allemannenherzog in die Alpen; in der Sieger Hand fiel die Landschaft weit umher, reiche Beute, auch

Sergius der päpstliche Legat, der umsonst des Tages zuvor, die Angreifenden zum Rückzug mahnend, mit St. Petri Zorn gedroht.*) Nur als Vasall des Frankenreichs konnte der Bajernherzog, der Brüder Schwager, zu dem verlorenen Herzogthum gelangen. Spätere unmittelbare Versuche Gripho's, der von den jetzt gesicherten Brüdern seiner Haft entlassen, und mit verschiedenen Gütern in Thüringen begabt worden war, nahmen denselben Ausgang; die mit ihm fechtenden Sachsen wurden besiegt; die Bajern, die dem Flüchtling Schutz gaben, ihn sogar an des verstorbenen Odilo Statt und mit Hintansetzung des agilolfinger Mannsstammes zum Herzog kürten, wurden bei Pippins Anmarsch zur Auslieferung Gripho's und zur Anerkennung von Odilo's Sohn, Thassilo gezwungen; Schwaben oder Allemannien, dessen Herzog Landfried für Gripho's Sache fechtend auch dessen Geschick verfiel, ward unter die Regierung von zwölf fränkischen Graven vertheilt. Neuerdings begnadigt und über Land und Volk gesetzt, brach Gripho abermals mit seinem Bruder, befehdete ihn von Aquitanien aus, Abentheuer und Hoffnungen nicht eher aufgebend, als bis er bei einem Alpenpaß, jenseits dessen er sich mit dem Pippin feindlichen Langbartenkönig Aistulf zu verbinden dachte, in einem mörderischen Gefecht mit den fränkischen Markgraven Theudowin und Friedrich siegsverblutend die im Leben versagte Ruhe fand (751).**) Etliche Jahre vordem hatte Karlmann, von Natur aus mehr frommen Be-

---

*) Pippins scharfe Ironie gegen den gefangenen Priester gibt einen merkwürdigen Aufschluß über die eigentlichen Gesinnungen des Franken in Bezug auf Glaubenssachen, der bei allem dem nie versäumte, die katholische Kirche und deren Vorstand zu seinen Zwecken zu gebrauchen. Er sprach zu Sergius: „Gestern hast du uns gesagt, daß der apostolische Herr aus eigner und St. Petri Autorität unsern Kampf mit den Bajern für ungerecht erkläre. Heute sagen wir dir, daß weder der Papst noch der Heilige dir einen solchen Auftrag gegeben haben kann. Denn hätte Petrus unsere Sache für schlecht gehalten, so würde er sie nicht durch den heutigen auffallend wichtigen Sieg unterstützt haben. Sonach nun ist der klarste Beweis für des Apostelfürsten Gunst und Gottes Beifall, daß fortan das Bajerland und die Bajern zum Reich der Franken gehören."

**) Daß dieser Sohn Martells von Person nicht gleichgiltig, und seine Sache in den Augen mancher Zeitgenossen nicht die schlechteste war, beweist der Umstand, daß Hiltetrud, Karlmanns und Pippins leibliche und Gripho's Halbschwester, demohngeachtet die Partei des Letzteren wider die Ersteren ergriff, demgemäß ihrer Stiefmutter auf Flucht und Verbannung folgte, nnd endlich auch Sonnhildens Verwandten und Gripho's Freund dem Bajernherzog Odilo aus Dankbarkeit ihre Hand gab.

trachtungen in der Einsamkeit als dem lauten Treiben der Welt geneigt, in ein Mönchskloster sich zurückgezogen, und auf Pippin die oberste Verwaltung Ostfrankens vererbt. So trat abermals ein einziger Herstaller als Reichsverwalter aller Franken, als Schirmvogt aller süddeutschen Stämme auf; es nahte der feierliche Augenblick, dem gehobenem Bau den Spruch zu sprechen.

Bevor wir diesen letzten Akt betrachten, bedarf es einer flüchtigen Beleuchtung der hierbei handelnden Hauptperson. Pippin erscheint in mancher Hinsicht als seines Vaters Ebenbild. Geistvoll und unternehmend, klug und gerecht, bei unansehnlichem Körperbau voll Leibesstärke,*) entsprach er den meisten Anforderungen an dortmaliges Heldenthum. Der mehr erhabenen, mit der Freiheit innig verschwisterten, nur seltenen Volksmännern eigenen Tugend, die in der Wahl zielführender Wege streng ist, und die lockende Gelegenheit zur Befriedigung selbstischer Pläne entsagungsstark dem Gemeinwesen zum Opfer bringt, dieser Tugend huldigte der Enkel weniger als Vater und Großvater, weshalb der Junge nach Außen, nach Innen die Aeltern für größer gelten. Die Zeit, erklären Pippins Anhänger, hat eines solchen Manns bedurft; die Zeit gestaltet die Charaktere nach ihrem Bedürfniß; Andere mit mehr Fug behaupten: Wahrhaft große Menschen stehen über ihr. Leidenschaftliche Gegner, die über das verletzte göttliche Recht der Erbfolge klagen, kommen hier nicht zu Gehör; bei den alten Franken galten Naturrecht und Wahlfreiheit.**) Von diesem Standpunkt aus richtet die Geschichte, von hier aus weist sie einerseits auf den Thron der Merowinger, allerdings eine schändende Ruine inmitten eines hochstrebenden Staates, ohne Halt und Werth zu Ausbesserung und Wiederbau, darum geeignet zu gänzlicher Umpflügung; anderseits auf die

*) Als man einst bei einem Thiergefecht über seine kleine Gestalt scherzte, sprang er hinab in die Schranken, schlug mit einem gewaltigen Schwerthieb dem über den Büffel siegenden Löwen den Kopf ab, und rief hinauf zum Balkon: „Nicht groß bin ich, aber mein Arm ist stark!"

**) Dieses aus der Germanenzeit den Franken verbliebene Recht, welches nach 1000 Jahren Voltaire (Henriade, 6. Gesang) im Fall des physischen Aussterbens einer Dynastie noch für die heutigen Franzosen in Anspruch nimmt,

Le peuple, au même instant, rentre dans ses premiers droits;
Il peut choisir un maître, il peut changer ses lois:
Les états assemblés, organes de la France,
Nomment un souverain, limitent sa puissance etc.

hat man im Jahre 1830 wie 752 auch auf moralische Sterbfälle im regierenden Hause für anwendbar gefunden.

Nation der Franken, wo nicht reif, doch fähig zur Freiheit, durch Anlagen und Thaten werth, eine urangestammte, in üblen Zeiten mißgestaltete, in bessern wieder umzugestaltende Verfassung auf dankbare Enkel fortzupflanzen. Eine oberste, durch Einheit starke Magistratur kommt dem gebildeten, um so mehr dem erst sich bildenden Staat zu gut; es hatten aber auch die Herzoge alter Zeit, in neuern Tagen die Reichsverwalter (beide durch und für das Volk geschaffene Stellen) mehr als einmal bewiesen, daß es, um seine Untergebenen aus der Tiefe der Gefahr zur Höhe des Ruhmes emporzuführen, nicht sowohl eines prunkenden Titels bedürfe, als vielmehr der einfachen Tugend der Vaterlandsliebe. Deßhalb kann Pippins That eher entschuldigt als gebilligt werden. Es liegt in der Weltordnung, daß Gutes und Böses und auch Zweifelhaftes geschehe, damit kommende Geschlechter unterscheiden und danach handeln lernen.

Seit Längerem war das Frankenreich auf das Ereigniß vorbereitet; der nahe Sturz der Merowinger schien Vielen wahrscheinlich, den Meisten Nothwendigkeit. Auch ist nicht zweifelhaft, daß zu gleicher Zeit offen und geheim für Herstall geworben wurde, mit größerer Anstrengung und Vorsicht im Ostland, wo der freie Gemeine auf dem Vätererbe, ahnherrlicher Tage eingedenk, die dortmals mit Blut besiegelte Verfassung zu erhalten wünschte; müh- und anstandsloser im Westen, wo die Menge der Vasallen, Hofleute, der geistlichen und weltlichen Beamten, nur auf persönlichen Gewinn bedacht, alter Gemeinrechte unbewußt oder unbekümmert, im Glanze der Krone das eigene Haupt um so glänzender widerstrahlen sah. Neben dem Privelegirten und dem nachbetenden großen Haufen, jenem allzeit fertigen Diener des Augenblicks, der von den abfallenden Brosamen eines jeden, gleichviel welchen, Herrentisches sich zu sättigen hofft, vertrat auch mancher Bessere die neue Sache. Solchen schien der Wiederaufbau einer zweiten Monarchie auf den Trümmern der ersten doppelt rathsam, sowohl zur Aufrechthaltung des äußern Rangs, Ansehens und guten Vernehmens gegenüber den monarchisch regierten Hauptländern Europa's,*) als auch zur augenblicklichen Durchführung nothwendiger Verbesserungen im Innern des Reichs. Schneller schafft die Maschine, als die mit sich selbst streitende Menschenkraft; ob auch dauerhafter?

*) Der äußerste Norden, die slawischen Reiche, dann Italien, Spanien und der griechisch-lateinische Kaiserstaat; nur Mitteldeutschland, die sassischen Völkerschaften, lebten im Zustand ursprünglicher Freiheit.

war eine Frage, die zu jeder Zeit von den mehr mit der Gegenwart als mit der Zukunft beschäftigten Staatsmännern nur wenig untersucht wurde. Als drittes Gewicht in die Wagschale fiel Pippins Persönlichkeit. Er hatte sich stets als Freund und Anwalt des Volks, als entschiedener Gegner der herrisch verfahrenden Großen gezeigt; selbst aus dem Volk entsprossen, konnte er ohne eigene Gefahr seinen Ursprung so wenig verläugnen als die höchste Eiche ihre Wurzel; gegen Belastung durch Steuern und Auflagen zu eigenem Bedarf sprach Pippins Sparsamkeit, Mäßigkeitsliebe und der große Reichthum seines Hauses. Endlich auch war zur Beschwichtigung der deutschgesinnten Franken das Grundgesetz, nach welchem der neue König regieren sollte, zum Voraus festgestellt. Das Märzfeld — bald hernach zu des Volkes größerer Bequemlichkeit in den Monat Mai verlegt — diese große Nationalversammlung mit dem Entscheidungsrecht über Krieg und Frieden und andere hochwichtige Reichssachen sollte in ursprünglicher Reinheit und Unabhängigkeit fortbestehen; dagegen die bei den ersten Franken unbeschränkte Wahl eines Oberhaupts, unter den Merowingern ausgeartet in willkürliche Ländertheilung und Erbfolge, sollte fortan eine Wahl auf Vorschlag, Zustimmung der Nation zu dem vom König vorgestellten Thronfolger sein. Auch das in früherer Zeit bei Ausbruch eines Nationalkriegs der Landsgemeinde zustehende Ernennungsrecht eines Heerzogs oder Oberfeldherrn fiel an die Krone.*) Das Graven- oder Richteramt in Frankens einzelnen Gauen, verbunden mit der höhern Polizei, dem Kirchenprotektorat, der Steuer- und Strafgeld-Einnahme, der Anführung der heerbannpflichtigen Mannschaft innerhalb eines solchen Bezirks, verblieb fast erblich schon, nur unter königlichem Bestättigungsrecht, den alten volkserkorenen Geschlechtern; sie stellten aus ihrer Mitte die Bewerber zu den ersten Kriegs- und Friedensämtern, zum Feldherrn wie Obersthofrichter, zum Mark- wie Pfalzgraven: hinwider sandte der König zu beliebiger Stunde seine Kammerboten**) zur Untersuchung der grävlichen Amtsführung. Und so noch auf mancherlei Weise ward die Staatsgewalt zwischen Fürst

*) „Die Alten gaben die höchste Würde auf immer einem Geschlecht, weil das gut und unschädlich schien; die höchste Macht vertrauten sie Einem, doch nur für Zeiten der Noth; im Frieden schien es gefährlich und unnöthig. Um diese natürliche Verfassung wurden die Franken von dem Hausmeyer betrogen." Joh. v. Müller.

**) Missi regii oder dominici, Sendgraven oder königliche Hofcommissäre, meistens zwei Personen, ein Bischof oder Abt und ein Grav aus einem andern Gau.

und Volk getheilt. Es sollte von Jetzt an der König nicht unter, nicht über, sondern neben der Nation stehen — ein Alt und Neu vermischendes Mittelsystem, so versöhnlich in der Idee, als bürgschaftslos in der Wirklichkeit. Den die rechte Mitte, in ewiger Bewegung die ewige Stetigkeit, kennt nicht der Mensch, der seiner Natur nach bald da- bald dorthin schwankt, bis er in eine von beiden Seiten völlig übergeht.

Die letzte Stunde der Merowinger schlug; Pippin, der öffentlichen Meinung versichert, konnte ohne Gefahr die durch ihn geschaffene Puppe vom Thron werfen, und sich an deren Stelle setzen: allein allzugroße Sorge um die Dauerhaftigkeit seines Werks, fast immer vereint mit einem nicht ganz vorwurfsfreien Bewußtsein, ließ ihn erst nach einer Scheinbürgschaft haschen, die am Ende wie ein in die Verschwörung freier Männer gezwungener Sklave am Ganzen zum Verräther ward. Seine vom Volk gebilligte That gleichsam vor dem Volk zu heiligen, dabei dem Adel, der über Seinesgleichen Erhebung scheel sah, in einem andern höhern Licht zu erscheinen, dazu den Weg suchte Pippin in dem Ansehen der katholischen Kirche, in dem Ausspruch ihres Oberhaupts. Für Letzteres begann bereits der Bischof von Rom zu gelten; die abendländische Priesterschaft nannte ihn Vater; und dieser Mann stand zu dem Hause Herstall, dessen Fürwort und thätigem Schirm er in der Klemme zwischen feindlich gesinnten Langbarten und Byzantinern mehr als einmal die Aufrechthaltung seines Stuhls verdankte, in besonderer Schuld und Verbindlichkeit. Geheime Anfragen geschahen um diese Zeit in Rom, wie vorherzusehen, mit gefälliger Antwort. Im Junius des Jahres 751 berief Pippin die ihm ergebenen Großen des Reichs, einige Herzoge und Graven, Bischöfe und Aebte nach Attigny; die dortigen Verhandlungen gediehen bald zu einem Beschluß. Man beorderte sogleich eine Gesandtschaft an den römischen Bischof mit der Anfrage: „Wer verdient König zu sein und auch zu heißen, jener, der thatenlos in seinem Palaste sitzend, nur den Namen, oder der, welcher im Rath und Feld der Regierung Last und Sorge trägt?“ Der Priesters Antwort erkannte das Recht dem Zweiten, dem Stärkern, dem faktischen Besitze zu; frohlockend trugen die Gesandten ihre Kunde in die Heimath. Nun eröffnete Pippin noch am Schluß des Jahres einen Reichstag zu Soissons, und legte diesem den Ausspruch der Kirche vor. Alle Anwesenden billigten ihn. Hierauf ward der König Childerich vor die Versammelten als vor seine Richter geführt, durch einhelligen Spruch seiner Würde entsetzt, zu

Urkund dessen kahl geschoren, und nebst seinem Sohn auf Lebenszeit in eine Klausur verwiesen. Childerich hieß der erste Frankenkönig, der die Rechte seines Volks verletzte; der letzte des strafwürdigen und bestraften Geschlechts trug sonach den gleichen Namen; und Soissons, welches zweihundert und sechs und sechzig Jahre vorher den großen Sieg des Ahnherrn Chlodowig über die Römer, die Grundsteinlegung der merowingischen Macht gesehen, mußte jetzt der Zeuge von deren Untergang, von des Enkels Schmach und Elend sein. So zerfloß das Trugbild falscher Größe.

Das Jahr 752 kam, mit ihm das Märzfeld, diesmal verlegt in die Markung von Soissons. Die vereinte Landsgemeinde der Austrasier und Neustrier, das Wort des Papstes, die That des Reichstags genehmigend, hob den bisherigen Reichsverwalter auf den Heerschild, und rief ihn zum König aller Franken aus. An die Volksversammlung schloß sich ein kirchlicher Akt; unvermuthet aus Auftrag von Rom erschien der berühmte Heidenbekehrer Bischof Bonifazius, und salbte, ein zweiter Samuel, den neuen König zu des alten Lebszeiten. Die fröhliche Menschenmenge sah ohne Arg das längst verschollene Schauspiel; Niemand ahnte die später unterlegte, vielleicht schon damals beabsichtigte Deutung, daß fortan die höchste Gewalt nicht sowohl von des Volkes Wahl, als von Gottes Gnade und von dem Segen der Kirche stamme. Der Papst in Einforderung seines Lohnes ließ nicht warten. Bald schrieb er einen Brief an den König, die Edeln und die Nation der Franken insgemein, und bat in beweglichen Worten um Beistand wider seine Dränger, die Langbarten. Pippin aber, entweder seiner Herrschergewalt noch nicht so sicher, oder gerade jetzt ein neues Mittel zu deren Befestigung entdeckend, lud den Papst durch eine Gesandtschaft zu einer Reise in das Frankenreich, und verhieß dessen persönlicher Gesuchbetreibung die besten Erfolge. Das Kirchenoberhaupt folgte diesem Ruf; ein merkwürdiger Akt fand statt. Pippin veranstaltete den feierlichsten Empfang, auf daß der Hochgehobene ihn selbst noch höher heben mußte. Begleitet von seiner Gemahlin Bertrade, den geistlichen und weltlichen Oberbeamten und einer zahllosen Volksmasse ritt er von der Stadt Pons aus seinem Gast eine Strecke weit entgegen, sprang bei dessen Anblick vom Roß, faßte und führte des Priesters Pferd am Zügel durch das Stadtthor. Am andern Tage jedoch, ebenfalls öffentlich, trat der Papst im Bußgewand vor den König, fiel flehend auf die Kniee, und erhob sich nicht eher, als bis er von Pippin, unter Vorbehalt des eben nach Brenne beru-

fenen Märzfelds, das Versprechen des Schirms wider die Langbarten erlangt. Hierauf zogen Beide nach Paris; dort ward der König zum zweitenmal, diesmal von des Papstes eigener Hand, nebst seiner Gemahlin und seinen beiden Söhnen Karl und Karlmann ganz nach altjüdischer Art und Weise gekrönt und gesalbt; zum Schluß bedrohte der Römer jeden wider das neue Herrscherhaus sich auflehnenden Franken mit dem Fluch der Kirche. Nachdem nun noch der Papst zur Veranschaulichung seiner Heiligkeit an seinem eigenen krankgewordenen Leib so vorbeigehends ein Wunder gewirkt, gab ihm Pippin unter ähnlichen Ceremonien das Heimgeleit. So klein erscheint ein großer Regent, wenn er persönliches Interesse nicht bergen kann. Er glaubte für Ewigkeiten gebaut zu haben; das Kunstwerk litt gerade an dem für unverwüstlich geachteten Schlußstein. Der geistliche Stab, an dem sich Pippin auf den Sessel seines Vorfahrs schwang, ward nach Jahrhunderten auf Jahrhunderte für fast alle bessern Nachfolger auf dem fränkisch-deutschen Kaiserthron zu einer furchtbaren Geißel oder Zuchtruthe.

In besserm Licht als der bisherige Reichsverwalter erscheint Pippin der König. Im Besitze seines Ziels, suchte er den Weg zu verdecken, wodurch er hinzugelangte; er regierte nach dem Gesetz und dem Willen der Nation. Die neue Verfassung ward in keinem Punkt verletzt, das Maifeld regelmäßig in voller Unabhängigkeit abgehalten, die Rechtspflege und öffentliche Sicherheit gehandhabt, das Reich überhaupt durch manche wohlthätige Einrichtung, ja sogar durch Aussaat des ersten Samens der Wissenschaft emporgehoben.*) Deshalb blieb die große Mehrheit der Franken dem volksthümlichen, überdem in seinem Privatcharakter lobenswerthen König aufrichtig zugethan; und, wie wehr- und kampflustig bei Händeln mit dem Ausland, so kräftig in Beschlüssen der Landsgemeinde schirmte sie ihren Mann innerlich wider den feindlichen Adel, der, zu unmächtig für offenbare Widersetzlichkeit, durch mittelbaren Widerstand, durch Verweigerung der Lehenspflicht, des Aufgebots und der Steuern die Staatsgewalt zu schwächen strebte. Durch dieses Bündniß mit dem dritten Stande stark, die Geistlichkeit durch das freundschaftliche Vernehmen mit deren Haupt, durch Schankungen an Kirchen und Klöster für sich gewinnend,

*) Seine Freundschaft mit dem Papst benützte Pippin auch dahin, daß er sich von diesem mehrere treffliche Bücher der alten Griechen und Römer schenken, und darin seine beiden Söhne sowie andere junge Franken unterrichten ließ.

konnte er mit Macht und Strenge das Haupt der wetlichen Aristokratie daniederhalten, und das nur auf dem Verhältniß der Gleichheit beruhende System der Ordnung für die Dauer seines Lebens befestigen. Der gleich dem Vater und Großvater wider die innere Ruhe des Frankenreichs sich auflehnende Aquitanierherzog Waifar verlor Herzogthum und Leben; dessen Oheim Remistan, der schon einmal begnadigt, neuerdings Eid und Frieden brach, ward aufgeknüpft; der Bajernherzog Thassilo nach seinem Abfall nur auf des Papstes Fürbitte und auf die Erklärung, vom Langbartenkönig verführt zu sein, bei Land und Amt belassen. Minder ausgebildete Stoffe der Unzufriedenheit, der Natur jedes lebhaften, ehrgeizigen Volkes eigen, leiteten äußere Kriege und Siege ab. So standen die Franken unter Pippin dem Papst gegen den König der Langbarten bei, zwangen diesen zum Frieden und Anerkennung der fränkischen Hoheit. Denselben König, der nach ihrem Abzug eidbrüchig die Stadt Rom belagerte, überwältigten sie zum andernmal, und straften ihn mit Abgabe von Geiseln, jährlichem Tribut und namhafter Ländereien. Letztere, die Stadt Ravenna mit Umgebung, das sonstige Exarchat schenkte Pippin mit Zustimmung seines Volks dem römischen Patriarchen, beide nicht ahnend das Uebel, das ihren Enkeln aus der Begründung eines weltlichen Kirchenstaats erwuchs. Ueber die Sachsen erfocht man in zwei Feldzügen die Siege von Hochseburg und Sitten; der Jahreszins von fünfhundert Kühen ward in den von dreihundert Rossen umgewandelt; die Gefangenen, welche sich taufen ließen, gab der König ohne Lösung frei. Nach diesem Lebens- und Thatenlauf starb Pippin, genannt der Kurze, im Jahre Christi 768, nicht älter als vierundfünfzig Jahre. Die Franken betrauerten seinen Tod wie den eines Freundes und Vaters; ihre Achtung und Liebe hatten sie noch in letzter Stunde kundgethan. Einstimmig genehmigten die Stellvertreter der Nation den vom sterbenden König vorgelegten Regierungs- und Theilungsplan, wonach Karl der ältere Sohn Belgien und den Niederrhein, Nordgallien und die Hälfte Aquitaniens erhielt, der jüngere Karlmann aber die andere Hälfte dieses Herzogthums, Südgallien, Burgund, Elsaß, das Land der Allemannen und Frankonien.

XI.

Das Bisthum Wirzburg.

1.

Gauen und Graven.

Nach dem genebaldischen und dem radulfischen Herzogthum erscheint als dritte Staatsform Frankoniens eine geistliche Herrschaft. Zwei Stände, vorstrebend in Macht und Einfluß, drängen die große Zahl ihrer Mitlandsleute so lange in den Hintergrund, bis sie selbst, die zwei privilegirten Seiten, des getheilten Regierens nicht länger froh, unter sich den Kampf beginnen, und das eigentliche Volk druckfreie Augenblicke zur Annäherung an die ursprüngliche Stellung der Allodier nützt. Von Pippins Salbung bis zum Kirchenfluch des vierten Heinrich, also über drei Jahrhunderte, stellt sich ganz Franken in jener Zweiheit dar; wie Burgen und Kirchen über Deutschland, über Europa die kaiserliche Pfalz und der Stuhl Petri ragen, so nehmen unter des Kaisers und des Papstes Bannern Edle und Priester, Ritter und Pfarrer, Graven und Aebte, Herzoge und Bischöfe alle Höhensitze des Landes ein. Diese Gestalt des Frankenreiches spiegelt sich, um einen Grad niederer, in der altfränkischen Provinz, indem hier statt der päpstlichen Tiare die Bischofsmütze zu oberst ruht, und statt der Kaiserkrone der Herzogshut. Wie nun die verschiedenen Herzogthümer das deutsche Reich, die verschiedenen Bisthümer die römische Kirche bilden, so zeigt sich die ostfränkische Landschaft weltlicher oder herzoglicher Seits aus Gauen, in geistlichem oder bischöflichem Betracht aus Pfarreibezirken zusammengesetzt. Diese Eintheilung geschah, wie die Folge lehrt, nicht nach vollendetem Bau; die früher vorhandenen Theile mußten durch Annäherung und Verband das spätere Ganze schaffen.

Als der Reichsverwalter Karl der Hammer das ostfränkische Herzogthum mit dem königlichen Reiche einte, theilte er von Neuem das Land in Gauen, wovon die einen beschränkt, andere so umfangreich,

daß sie sich wieder in Untergaue scheiden konnten; mithin mehr berechnet nach des Bodens Gestalt und der Bewohner Bequemlichkeit als nach des Ersteren Gleichheitsmaß und der Letzteren Zahl. Namen aus der germanischen oder hermundurischen Zeit wurden beibehalten, und frische hinzugefügt. Trotz versunkenem Stein erhielt sich dessen Deutung; mancher urkundliche Fingerzeig, durch Geschlechter vererbte Sage, dann die Betrachtung des immer gleichen Völkergangs vom Morgen zum Abend zeigt in schärfern oder schwächern Umrissen zwischen den Sitzen der Altvordern die Scheidewand. Sicher fand auch die Vermarkung nicht ohne allen Anhalt und Maßstab statt. Manchesmal gab der Lauf eines kleinen Flusses, von der Quelle bis zur Mündung, des Gaues Durchschnittslinie; der die Hälfte der Landschaft durchziehende Hauptfluß rundet solche Bogen, daß öfters zu zwei, auch zu drei Seiten für den Gau sich Wassergränze zeigt, wohl die natürlichste zu einer Zeit, wo die Gewässer tiefer und breiter, und selten Fuhrten und Brücken waren. Hoch im Nord, noch vor dem Rhöngebirge, beginnt das Tullifeld, durchschnitten von dem Ulsterflusse, der aus des Hellthals Becken sein klares Wasser in die Werra trägt. Von West, Süd und Ost umlagern es das Grabfeld, seinem Umfang nach mehr ein deutscher, als ein fränkischer Gau, selbst getheilt in westliches und östliches Grabfeld, größer noch als jeder andere Landesbezirk in Franken. Ersteres zieht sich vom Tullifelde rechts den Ufern der Fulda nach ins alte Buchonien, sucht die Fluten der Sinn, an dem südlichen Abhang der Rhöne rückwärts strebend zur Saale und Streu, gestreckt bis an den Main, wo eine Fuhrt der Sueven der spätern Stadt den Namen gab. Durch Saale und Streu vom Westgau geschieden, linksweg vom Tullifeld, vom thüringer Waid hinab bis zu eben genannter Fuhrt senkt sich das Ostgrabfeld, ausgreifend längs des scheidenden Walds, der Werraquellen und des Sattelpasses, umbeugend bei der Rodach und dem Main, dessen rechtes Ufer bei Suinofurtum jenen weiten Kreis schließt, der in seiner Mitte noch zwei Untergauen, dem Haßgau (ab den Haßbergen der Nassach zu) und dem Banzgau (zwischen Main und Itz gelegen) Flächen reicht. Ans westliche Grabfeld reiht sich der Saal- oder Salzgau, aufstrebend von der Mündung des Namen leihenden Flusses bis ungefähr zu dessen Mittelpunkt. Unterhalb dieses Gaues öffnet des Maines rechte Uferwand das Herz der Landschaft, jenen länglichen Bogen von Schweinfurt bis Gemünden, in mindester Entfernung dieser beiden Endpunkte kaum zehn Stunden breit, über sechs und dreißig

nach des stark gekrümmten Stromes Länge. Der obere, offene oder vielmehr vom Saalgau geschlossene Theil, von den zwei genannten Frankenstädten rechts herablaufend, bis wo der schmale Retzbach in den Landesstrom fließt, und links hinab in den Bach von Wipfeld, querüber oder südwärts geschlossen durch die Gramschatzer Waldung, dieses Viereck hieß vor Alters Werrngau; und Gotsfeld die Zunge oder des Bogens unterer Theil, der Frankens Hauptstadt, Felder reichen Segens und großer Erinnerungen birgt. Wirzburgs Altstadt und Veste, land- oder westwärts verknüpft mit der Stadt Werthheim, schließt den zweiten Bogen, ausgeführt von des Maines linker Uferwand, an der Sehne fast so breit als der erste, nach dem Stromlauf um einige Stunden kürzer, deshalb der Raum auch nur für einen Gau, benannt Waldsassen. Ihm, bisweilen dem westlichen Grabfeld ward beigezählt, was jenseits des Stromes an des Berges Nordspitze liegt, der Wald zwischen der Sinn und Jossa; öfters auch der ganze Spessart, das große, nur nach Osten offene Viereck zwischen den drei Mainseiten, dazumal noch wild und wirr, mit keinen oder spärlichen Höfen und Siedlern, zur Zeit, wo ein werdender Staat mehr auf Menschen als Tagwerke sah, unvermarkt oder ungerechnet. Nicht unwahrscheinlich hielt hier einst oder beugte links hin der über die Rhöne einwandernden Germanen rechter Zug. Die Wanderung zur Linken aber, der Weg vom Fichtelgebirg berührt östlicher noch als das Ostgrabfeld den Radenzgau, ein weites, kaum dortmals genau bestimmtes Feld, von den Mainquellen reichend an die Vereinigung beider Rezaten in die Rednitz, von da sich verlierend gen Oberpfalz und Böhmerland. Dieses Gaues Westgränze, die von Mittag nach Mitternacht strömende Regnitz, deren Fortsetzung, nämlich das linke Mainufer unterhalb der Babenburg bis Schweinfurt, derselbe Strom umgebeugt bis an den Bach, der Breit heißt, stellt abermals ein großes, nur von einer, der Südseite, landgeschlossenes Viereck dar, den Boden dreier ostfränkischer Gauen, wovon im Nord das Volkfeld, rechts halb vermarkt durch Einfluß der Schwarzach in den Main, links durch den der reichen Ebrach in die Regnitz; daran südlich stoßend der Ipfgau, das Land zwischen Schwarzach und Breit bis etwa zum Mittelpunkt der Aisch gestreckt; zum dritten noch südlicher der Ehgau am Gelände des gleichnamigen Flusses, eigentlich mehr ein Untergau des umfangreichern, mit dem Ursprung der fränkischen Rezat beginnenden, neben dem Radenzgau gegen Bajern und Schwaben hin auslaufenden Rangaues. Von diesem letztern Gau aus und zwar vom Aufgang

der Sonne bis zu deren Niedergang ziehen sich fast in gleicher Linie vier Gauen hin; zunächst der Gollachgau, der Umkreis genannten Flusses, nordwärts zum Ipfgau gewandt, westlich aber zum Badenachgau, der von Breit am Main gegen die mittlere Tauber hin einen Halbkreis bildet, und oberhalb des wirzburger Castells an dem Scheidebach der heidingsfelder Markung schließt; an diesen hinwieder der Taubergau, das Land links und rechts der Tauber von Quelle bis Mündung; endlich der Weingarteibergau, östlich begrenzt vom vorhergehenden, nördlich vom Main in miltenberger Markung, westlich vom Odenwald, südlich vom Jaxtfluß. Hinter dieser ersten vom Morgen nach Abend laufenden Linie erhebt sich in ähnlicher Richtung eine zweite, gleichfalls aus vier Gauen zusammengesetzt, nämlich dem Mülachgau, ausgehend von den Punkten Dinkelsbühl und Jaxtzell, endend an der Tauberquelle und Jaxtmittte; dem Kochergau, dem Bezirk dieses Flusses von Hall bis Sindringen; dem Neckargau von des Kochergaues Ende bis zu des Kochers Einfluß in den Neckar; zum vierten aus dem Hardgau, dem Boden an dieses Flusses letzter Hälfte, umlagert vom Odenwald, vom Weingarteiber- und Taubergau. Dieses die Gauen des Ostrofrankenlandes.*)

Den Gauen standen in früher bezeichneter Eigenschaft Graven vor; zwei, drei Gauen oft nur ein einziger Grav, oft auch nur einem Gau zwei Graven; wie bei der Vermarkung der Provinz kein gleiches Maß, so ward auch bei der Besetzung des Amtes kein allgemeines Gesetz erkannt. Mancher derselben rühmte sich stolzer Herkunft, der Seitenverwandtschaft mit dem unvergeßlichen Radulf; unstreitig stammten die meisten aus einem Haus, und was nicht blutsfreund, verband später Verschwägerung. Aus fernster Zeit hat die Geschichte die Stammtafel einiger solcher Geschlechter aufbewahrt, bei andern auch nur angedeutet. Hoch im Nord, in den nach natürlichem Gang der Dinge wie nach Ortsnamen**) ältesten Gauen, im Tullifeld und Grabfeld

---

**) Badenach-, Buchenach-, Badenbach- und Badengewe, Bantzgewe, Cochengewe, Dubragewe. Dulifeld, Ehgewe, Folcfelde, Gellaha oder Gollagewe, Gozfeld, Graffelt, Hasugewe, Jagasgewe, Iffiggewe, Mülach- oder Muelgewe, Neckergewe, Radanzgewe, Ranigewe, Salagewe, Waldsazin, Weingarteiba oder Wingardweiba, Weringewe.

**) Aus der Germanenzeit Dalherda, Herthathurm, Hilders (Childerichs), Theuden, Frankenheim; aus der Zeit der Sachsen- und Wenden-Verpflanzung Wüstensachsen, Kleinsachsen, Rüdenschwinden, Eichenwinden, Meerswinden, Sinswinden und dergl. mehr.

zeigt sie Volksführer, worunter ein Zweig an des Bezirks südlichster Spitze zu Schweinfurt grünte, ein anderer auf dem nördlich gelegenen Hennenberg, der dritte auf Wildberg, der Burg im Haßgau. Längst gekannt war der Salafluß; schon zu Hedens des zweiten Tagen bestand an dessen Ufer Hamulo das feste Haus; unweit von ihm erhob sich Trimberg, dessen Herren die Graven des Saalgaues ihre Ahnen*) nannten. Auch über den nahen Werrngau neben den bald erlischenden Dynastien der Grunbacher und Tungeder**) übten sie das Gaurichteramt. Der benachbarte Sinnfluß bespülte Rieneck; Väter dortiger Vögte richteten einst im obern Waldsassengau. Tiefer unten in demselben, wo sich der Main um die Ruinen windet, haben in grauer Zeit die Stifter Wertheims weit durch den Wald regiert. Ein hochgeborenes, aber frühzeitig verblühendes Geschlecht baute im Forst Roten die danach benannte Burg; seinem Aufgebot folgte der Heerbann von der obern Tauber bis an den Mülach- und Rangau. An der Gollach, bald auch an Jaxt und Kocher saßen die Herren von Hohinloch; und aus einer Kette von Castellen, wovon der älteste heute noch ausschließlich die Benennung trägt, der höchste aber, der Schwanberg, durch seinen Franken wie Slawen theuren Namen***) auf den auf dieser Stätte zwischen Radulf und Samo's Söhnen ge-

*) Als Graven jener Gegend werden schon in dem vom Herzog Heden II. an den h. Willibrord ausgestellten Schenkungsbrief die Namen Cato und Sigerich genannt.

**) Nicht zu verwechseln mit den viel spätern nicht dynastischen Geschlechtern derer von Grumbach und Thüngen. — Wenn der Letzte einer fränkischen Dynastie ohne Blutsfreundschaft mit einem andern benachbarten oder sonst mächtigen Dynastenhaus starb, zog gewöhnlich der Bischof von Wirzburg Land und Leute an sich, und gab die verödete Stammburg einem Lebensmann des Verstorbenen oder auch einem von seinen eigenen Dienern zum Leben. Dieser nun nannte sich nach dem alten Haus, jedoch ohne alles Präjudiz und Rechte; auch mußte er ein anderes Wappen als seine Vorgänger führen. So entstand manches kleinere Adelshaus in Franken, welches ohne Verwandtschaftsspur den Namen eines großen Geschlechtes trägt.

***) Oefters fälschlich Schwaben- oder Schwamberg genannt. — Der Schwan war in grauer Zeit das Heerzeichen der Thüringerfranken sowie auch der Slawen während ihrer Selbstständigkeit unter Samo, der als geborener Franke vermuthlich jenes Sinnbild auf seine neuen Landsleute übertrug. Merkwürdig ist, daß in manchen Gegenden unserer Heimath noch heutzutage in der Jägersprache der wilde Schwan eben so heißt wie der Landesbewohner, nämlich „Frank"; daneben ganz in gleicher Art das slawische Wort „Klop" sowohl den Vogel Schwan als den slawischen Landmann bezeichnet. In Franken ging zur Zeit der Adelsherrschaft das volksthümliche Bannerbild allmälig in einen Orden über; im Slawenland, namentlich in Böhmen,

schlossenen Frieden deutet, führten mächtige Graven die freien Männer des Ipf- und Badenachgaues, und wachten über die unterthane Ansiedelung durch den Ehgrund bis zum Steigerwald. Alle diese Geschlechter überragten wieder zwei, im äußersten Ost die Richter über den Radenzgau und den anstoßenden östlichen Theil des Grab- und Volkfeldes, wegen Aufsicht über die Feindesgränze der Sorben und Wenden vorzugsweise mit Land und Volk begabt, die Markgraven auf dem Babenberg; im äußersten Nordwest die Graven von der Wetterau und Hessen, zwar zumeist am Rhein begütert, jedoch wegen Verwandtschaft mit dem letzten fränkisch-thüringischen Herzog sowie wegen des vor Gründung des wirzburger Bisthums im Gotzfeld geübten Richteramtes billig zu frankonischem Stamm gerechnet, und als Vetter der Herstaller und nachherigen Karolinger königsverwandt und deshalb öfters selbst Herzoge in Franken geheißen. Jahre und Jahrhunderte nützten solche Gauvorsteher zur Erweiterung ihrer Macht; die weite Entfernung der obersten Regierung, sieg- und gewinnreiche Fehden mit dem Nachbarlande, endlich das Beispiel des letzten Reichsverwalters lockte sie zu ähnlicher Handlungsweise. Das wählbare Volksamt ward allmälig Erbwürde der einzelnen Familie, der Gau ward Gravschaft. Vielen der neuen Herren gönnte das Schicksal nur kurzen Besitz. Häufig zerfallen Theile, die ohne Fug und Noth sich vom Ganzen lösen, noch weiter unter sich, bis einer von ihnen sie zu seinem Vortheil wieder zusammenkittet. Die Natur gibt noch ein anderes Bild, z. B. wie in einem engen Umkreis die größte oder letzte Spinne der kleinen und verkümmerten Netze an sich zieht.

2.

Christenthum und Bischof.

Seit mehrern Jahrhunderten war die in Palästina entstandene, in Aegypten, Griechenland und Rom mannigfach gemodelte, endlich sogar die Messias- oder Christos-Idee in sich aufnehmende Essener-Lehre*) unter das überrheinische Frankenvolk gedrungen, während

---

ward es ein Symbol für die Brüder vom freien Geiste und die daraus hervorgehenden geheimen Sekten.

*) Die Essenersekte wurde lange vor christlicher Zeitrechnung in der dritten Provinz Palästina's, im Bergland Galiläa gestiftet oder ausgebildet, während in Judäa die eben so heuchlerischen als hochfahrenden, scheinfrommen, hohenpriesterlich oder

das diesseits wohnende bei'm Glauben der Väter blieb. Zwar zeigen sich mainaufwärts bis zur Elbe Spuren jener fremden Erscheinung schon im sechsten Jahrhundert, muthmaßlich ausgehend von königlichen Civil- und Militär-Beamten, von Handelsreisenden und ungekannten andern Persönlichkeiten; auch waren die öfters genannte Thüringer-Königin Amalberg und deren italisch-ostgothisches Gefolge ganz gewiß arianische Christen; allein diese Individuen und Familien entbehrten des kirchlichen Zusammenhangs, welcher, gegenüber einer feindseligen Volksstimmung, auch noch nicht versucht werden durfte. Erst in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts erlebt das ostfränkische Herzogthum eine besondere katholische Mission aus dem damaligen irischen Hauptkloster Bangor.

---

spezifisch-jüdisch gesinnten Pharisäer vorherrschten, in der Provinz Samaria aber die atheistischen oder pantheistischen Sadduzäer, die Lichtfreunde von dazumal, die vom herodianischen Fürstenhof begünstigte hellenische Philosophie. Das von eingeborenen Hirten, Fischern und Handwerkern ausgehende, von verbannten römischen Republikanern — Palästina war unter den ersten Cäsaren das Hauptexil für Unzufriedene und Verdächtige — verstärkte, von wandernden Geheimbündlern aus Asien und Europa mit Satzungen und Gebräuchen begabte Essenerthum zeigte Eckel gegen die immer tiefer sinkende Tagespolitik und nur das nothdürftigste Interesse für die bestehende Staatsform, blos seiner Gemeinde und seinen Grundsätzen nachlebend und dienend. Diese waren: Gerechtigkeit, Mäßigung, Enthaltsamkeit, Bescheidenheit und zuvörderst Nächstenliebe, woraus später die Gütergemeinschaft entsprang. Mosis Gesetze hielten sie theils für polizeiliche Vorschriften theils für allegorische Moral, und verwarfen die bei den Pharisäern gangbare buchstäbliche Auslegung. Von den vielen damaligen Sekten-Ceremonien beliebten sie nur das allgemeine Reinigungs-Symbol des Orients, die Taufe. Regelmäßigen Gottesdienst verschmähend, gewöhnlich vereinzelt im Freien betend, besuchten sie nur einmal des Jahrs den Tempel zu Jerusalem; Eidschwüre untersagend, schwuren sie doch den Eid der Brudertreue und des strengen Verschweigens der Geheimnisse ihrer Bruderschaft. Die Essener unterschieden sich in seßhafte und wandernde. Jene unterhielten durch bürgerliche Beschäftigung den Gemeindeseckel, Diese wurden von ihm unterhalten, nachdem sie ihren Vermögens-Antheil ihrer Verwandtschaft oder der Gemeinde abgetreten. Bald Einsiedler in abgelegener Gegend, bald wandernde Heilkünstler und Seelenärzte, werden sie von Sinnverwandten aufgesucht, oder besuchen da und dort die „Brüder und Schwestern". Dieser Beruf erforderte begreiflich Ehlosigkeit, die schon außerdem in der Sekte empfohlen war, weßhalb auch die seßhaften Familienväter die Kinder anderer Leute als ihre eigenen auferzogen, und so ihr Hauptgebot, das der Nächstenliebe, zunächst am hilflosesten Alter des Menschengeschlechts, an der Kindheit, bethätigten. Der aufmerksame Leser wird sofort in dieser uralten Verfassung den geschichtlichen Kern erblicken, aus welchem später die theilweise poetischen Erscheinungen Johannes und Jesus wuchsen.

Zur Zeit der s. g. „ersten Christenverfolgungen", welche offenbar weit mehr der blutig niedergeworfenen und trotzdem noch halsstarrigen Nation als der den römischen Cäsaren an und für sich gleichgiltigen Religion der Juden galten,*) gewährten nur die noch nicht unterworfenen Länder Britannien und Germanien sichere Freistätten. Aber der siegesstolze Deutsche zeigte mehr Eingenommenheit für sein Herkommen und damit Fremdenhaß als der arme und gutmüthige Ire und Schotte; die Flüchtlinge aus dem Römerreich wanderten lieber über Kanal und Meer als über den schmalen Rhein. Während des zunehmenden Verfalls des griechisch-römischen Olympos-Cults und der Leerheit seiner Tempel wurden in den Hauptstädten des Kaiserreichs die Synagogen und anderen Versammlungsplätze des emigrirten und exilirten Judenvolks sehr besucht, namentlich die Betsääle und Sprechstuben der vorerwähnten Essenersekte und zwar aus bereits einleuchtenden Gründen vorzugsweise von der armen und unglücklichen Volksklasse, von Freigelassenen und Sklaven verschiedener Nationalität, worunter sich mancher Abkömmling ausgerotteter Fürstengeschlechter, mancher frühere Gelehrte und Künstler und nunmehrige Schulmeister und Bediente befand, welcher nach dem despotischen Grundsatz „Mitgefangen, mitgehangen" oder vielleicht nur um so mehr verdächtig, das Leben oder den kaiserlichen Boden lassen mußte. Solche Bauverständige errichteten in der Einsamkeit ihrer Flüchtlingschaft erst rohe Einzelwohnungen oder Einsiedeleien, sodann bei dem Zusammentreffen mit Schicksalsgefährten und andern Sinnverwandten aneinander gereihte Zellen oder „Klöster", eben so geeignet zur Betrachtung der Natur und zu beschaulichem Leben als zu gemeinsamem Unterhalt und Schutz gegen äußere Feinde. Im Orient war vorher schon das mehr freiwillige oder modische Eremitenwesen dem menschlichen Geselligkeitstrieb gewichen, und hatte ein Anachoret, Namens Basilius, gewisse Regeln und Satzungen für die Nachfahrer oder Nachahmer der alten Wander-Essener entworfen, die endlich auch bei der obigen Flüchtlingschaft der britischen Inseln, ja im Lande Italien selber Eingang fanden,

---

*) Das argwöhnische Kaiserthum verurtheilte die der Rebellion oder Opposition verdächtigen Juden ohne allen Unterschied der Sekte, oder vielmehr der eine Kaiser ließ je nach Umständen und Laune die orthodoxen, fanatischen Altjuden hinrichten, der andere die sozialistischen, cosmopolitischen Neujuden. Die nachherige christliche Kirchengeschichte, welche Martyrer brauchte, und doch unter der längst verwesten Leichenmasse keine Auswahl mehr treffen konnte, nahm eben en bloque Beschnittene und Getaufte in ihren Himmel und Kalender auf.

nachdem hier mit der Zeit das Verfolgte und Unterdrückte (freilich in einer ganz anderen Gestalt und Richtung) zum Herrn und Meister geworden war.

Als nemlich im zweiten und dritten Jahrhundert der jetzigen christlichen Zeitrechnung die römischen und die griechischen und auch viele jüdische Priester ihre Tempel verwaist, ihre Systeme verachtet und verspottet und sich selber macht- und brodlos sahen, gingen sie massenhaft in die von toleranten und humanen Kaisern beschützten und mitunter begünstigten Essenerstuben, und vermengten, um das sie nährende Priesterthum fernerhin als Erwerbsquelle nützen zu können, mit der sozialistischen Constitution der Bruderschaft allerlei Zusätze aus dem Jehova-, Zeus- und Brahma-Cultus, also, daß aus den Ruinen der Theokratie ein Neubau der Hierarchie entstand, für Jerusalem Rom, für den Tempel Salomons das Haus Petri, für Leviten, Priester und Hohepriester Diacone, Presbyter und Bischöfe, während dem Heidenthum zu Gefallen die brahmanische Menschwerdungs- und Erlösungs-Idee in die Lebensgeschichte eines oder mehrerer Essener übertragen, der neue Himmel mit den beliebtesten Ober- und Untergöttern bevölkert, der schreckende Dämonen-Aufenthalt ebenfalls nicht vergessen, überhaupt das alte Heidenthum in seinen Haupt-Festen und religiösen Ceremonien beibehalten und aufgefrischt wurde. Den Einspruch der bundestreuen Essener und anderer aufgeklärter Judensekten sowie den Tadel und Hohn der römischen und griechischen Weltweisen über selbstisches Machwerk und Betrug*) kurz abzuschneiden, nannte sich die neue Partei rechtgläubig, apostolisch, katholisch, und bedrohte alles Widerstrebende mit dem Fluch der Ketzerei, welchen sie auch, nachdem einmal ein Kaiser, der Frauen- und Verwandtenmörder Constantin, aus persönlichen und staatlichen Rücksichten und Maximen ganz auf ihre Seite getreten war, desto leichter zur blutigen That machen konnte.

Mit dieser wegen des Dreieinigkeits-Dogma auch „trinitarisch" genannten Partei kämpften nun die „Unitarier", die monotheistischen, d. i. eingottgläubigen Christen oder Jesusjünger, welche jetzt ebenfalls

*) „Ueber Besprengung unverständiger Kinder mit ein wenig Wasser, über Geheimnisse in Brod und Wein, über besondere Kräfte eines hölzernen Kreuzes, über Heiligkeit steinerner Tempel und des Staubes, über gemeine Menge sogenannter Geistlichkeit, deren Anmaßungen und tausend Gebote." Vergleiche Füßlin's Kirchengeschichte.

den Namen und die ursprünglichen Formen des Essenerthums aufgegeben, jedoch dessen Sinn und Geist mehr oder weniger beibehalten hatten. Jesus von Nazareth für einen geschichtlichen Menschen haltend, und dessen Leben und Tod (sogar aus der ungefälschten Bibel) ganz natürlich erklärend, unterschieden sie sich doch bedeutend in Bezug auf die persönliche Beschaffenheit ihres Vorbilds, indem es Einigen nur der edle Rabbi, Anderen ein höheres göttliches Wesen war. Sonst lehrten sie ziemlich übereinstimmend die Anbetung Gottes im Geist und der Wahrheit, tugendhafter Thaten Vorzug vor frommen Andachtsübungen, Duldung gegen Andersgläubige, bei freigewählten Vorstehern oder Aeltesten vollkommene Gleichheit, endlich eine ewige, nicht in Wunder abspringende Ordnung der Natur, Unaussprechlichkeit des höchsten Wesens, Gottesstimmen in der Menschenbrust — Gedankenfreiheit. Aeltere und neuere Autoren haben das mehr negative als positive Glaubensbekenntniß der monotheischen Christen, die sich bisweilen auch „Brüder vom freien Geist" hießen, von ihren Gegnern jedoch spöttisch nach den verschiedenen Führern der Unter- und Mittel-Sekten benannt wurden, in Folgendem zusammengestellt: „Wozu Ablaßzettel von Sündern? Wozu ewige Lichter, Seelmessen, Wallfahrten, Vigilien, Heiligenfeste? Der Mensch ist der er ist. Sollte der Allsehende fremdes Verdienst für deiniges halten, oder Jemand ihm etwas vormachen können, damit er wolle, was er nicht will? Nein, unvergänglich, unzerstörbar wie das Licht ist der Leib der Seele, unsere Körper im Verhältniß zu der Körperwelt wie ein Kleid bis zur Abnutzung uns angepaßt. Der Vollkommene sagt: diene ihm nicht! Aber wenn du, noch Aufstrebender, seine Lust durch Befriedigung tödtest, glaube nicht, daß der allgerechte Allvater die ewige Seele ewig unglücklich macht, um Sachen des Körpers willen, in den sie einmal verhüllt gewesen. Glaube und Liebe erfülle dein Herz, so ist Gott in dir, der durch die Weisen Roms und Athens geredet. Eines ist, Gott das Eine, unendlich die Arten der Gestaltung; aber im Käfer, du Stolzer! ist Gott wie in dir. Das ist die Würde der Menschheit, daß sie Gefühl der Gottheit hat. Sei still, öffne dich, Gott wird kommen, dich erfüllen, und von ihm wird sein, was du thust. So ward Christus sein Sohn. Denn jeder wahrhaft gute Mensch ist der Sohn Gottes." . . . . „Der wahrhaft freie, gute, edle Mensch ist der, der nichts will, als was Gott will (den Theil dem Ganzen, den Menschen der Menschheit opfernd); hingegen in der Ichheit, in der Selbstsucht, im Eigenwillen liegt die Täuschung, die Sünde, Teufel und Hölle. Durch leidende,

wartende Stille der Seele wird die Gottheit vermenschlicht, und der Mensch — wie der Mensch Jesus — vergöttlicht."

War nun diese ursprüngliche tiefe Spaltung im Neujuden- oder Christenthum, welche bald in blutige Verfolgungen und Waffenkämpfe ausartete, nicht geeignet, die Gebildeten unter den Germanen anzuziehen: so fühlte sich auch noch das gemeine Volk durch das Betragen manchen Verkünders der neuen Lehre entschieden abgestoßen. Die s. g. Schweizerbekehrer Gallus und Columban sprachen zu den Bewohnern des zürcher See's, denen sie ihre Opfer in den See geworfen, auch einen Tempel verbrannt, dann aber von der erzürnten Menge Schläge bekommen hatten, ganz anders als der seine Feinde segnende Jesus: „Wir gehen fort; euch gebe Gott, daß ihr alle eure Kinder überlebt, und im Alter wahnsinnig und hilflos werdet." Auf dem Bajern-Apostel Emmeram ruhte der Verdacht, die dortige Herzogstochter verführt zu haben. Killena hatte, wie wir bereits wissen, die ostfränkische Herzogin aus verjährter Ehe zu vertreiben gesucht; und nun gar das vor uns ebenfalls schon entrollte lange Sündenregister westfränkischer Bischöfe, welche die neue Religion zum Deckmantel aller möglichen Laster und Verbrechen erniedrigten. Ganz Westfranken, voran sein Königthum, war, wie Jedermann leicht bemerken konnte, seit der Taufe Chlodowigs nicht besser, sondern viel schlechter geworden: kein Wunder wenn man diesseits des Rheins lange Zeit keine Lust verspürte, die alten Götter, die noch immer Sonnenschein und Regen gaben, und Land und Leute nährten und schirmten, undankbar zu verlassen. Auch noch eine andere Folge der neuen Religion, die Abgabe des Zehnten an die Kirche, hielten Viele mit Recht für eine Beeinträchtigung ihres gegenwärtigen und künftigen Vermögens und für einen Krebsschaden an persönlicher und gemeindlicher Freiheit.

Die westfränkischen Regenten ließen die Ostfranken, deren Arme sie am besten zu verwerthen wußten, im Glauben und Säckel ungekränkt; und der zelotische Theil der dortigen Priesterschaft fand ein viel lohnenderes Feld in der Bekehrung der Ost- und der Westgothen, welche das verhaßte Bekenntniß des Monotheisten oder „Ketzers" Arius zu ihrer Staatsreligion erhoben hatten. Als nun aber der eine dieser beiden Volksstämme gänzlich untergegangen, und der andere über die Pyrenäen hinüber gedrängt worden war: warf der romanogallische Clerus sein Augenmerk auf die fränkischen Freigauen, und berief zu diesem Ende Mönche aus Bangor, denen die deutsche Sprache besser verständlich und die körperliche Anstrengung leichter erträglich sein

mochte als den verweichlichten Romanen.*) Das früher kurz angedeutete Klosterwesen hatte sich inzwischen merkwürdig ausgebildet. Die Erhebung der katholischen Confession zur Staatsreligion durch Constantin gab jenen Flüchtlingen nicht nur die eigene Freiheit wieder sondern auch einen bedeutenden Einfluß auf Andere, auf ihre ganze Umgebung. Die nach des Kaisers Beispiel neubekehrten Großen und Reichen wußten dem dreieinigen Gott nicht besser zu dienen, als durch den Kirchenbau, wozu sie Ländereien, allerlei Bau-Materiale, Lebensmittel und unterthane Arbeitskräfte leicht liefern konnten, während das Kloster, jenes anfängliche Asyl so mancher wissenschaftlich und künstlerisch gebildeten Flüchtlinge, vorzugsweise die ihm für die Dauer nothwendige Baukunst pflegte, und deßhalb selbstverständlich den oder die Baumeister und deren zunächst stehende Gehilfen gab.

Unter jenen ersten Verfolgten befanden sich, wie bereits angedeutet, zwei verschiedene, ja entgegengesetzte religiös-politische Richtungen, die nun auch folgerecht in Einsiedelei und Kloster übergingen. Die erwähnte Regel oder Verfassung des morgenländischen Mönchs Basilius wurde auf den nordischen Inseln nur in ihren für hier brauchbaren Theilen angenommen und gehandhabt, und mußte besonders in Bezug auf die Bauform des Bethauses und der Wohnungs-Zellen namhaft verändert werden. Schon unter dem milden Himmel Italiens waren derartige Veränderungen für nothwendig erachtet, und deßhalb vom umbrischen Mönch Benediktus, welcher im sechsten Jahrhundert die vielen Einsiedeleien des Monte Cassino zu einem Hauptkloster verband, neue, zeitgemäße Satzungen entworfen und um so mehr eingeführt worden, als zu ihnen, die nur das katholische oder trinitarische Bekenntniß zuließen, die römische Hierarchie gern die Hand lieh. Demohngeachtet und trotz den amtlichen Besuchen, womit von nun an die Spitze des Katholikon's die als Werkzeuge zu benützenden Anstalten beehrte, erhielten sich in mancher derselben essenische Ueberlieferungen, Sitten und Gebräuche, nicht nur beschauliche Erforschung der Natur und alter Schriften, sondern auch deren Nutzanwendung zur Urbarmachung des Bodens und zum Wohnungsbau, somit mathemathische, physikalische, chemische Kenntnisse nebst allerlei Handwerks- und Kunst-

*) Noch heutigen Tags ist der grobknochige Ire der Lastträger anderer Völker, und dies sogar noch in seinen Mischlingen, den Buchoniern des Mittelalters und den Fuldern der Neuzeit.

Vortheilen, welche aus mehr als einem Grunde Geheimniß der Bruderschaft blieben.

Die Errichtung neuer Klöster geschah gewöhnlich in der Art und Weise, daß das alte eine Schaar von zwölf Brüdern an den ihm von einem Wohlthäter geschenkten Bauplatz sandte. Versehen mit dem in der Klosterschule gefertigten Bauplan schlug man an Ort und Stelle die Bauhütte auf, und begann vorschriftsmäßig zu bauen, unter Leitung eines ersten und zweiten Vorgesetzten, unter Einladung oder Zuziehung der Landbewohner, mitunter auch von diesen gestört und vertrieben, und deßhalb wie jene Wiedererbauer Jerusalems das Schwert an der Seite, während Hammer und Meissel klang. Mit dem Baugeschäft ging das Bekehrungsgeschäft Hand in Hand; dem sonn- und feiertägigen Gottesdienst in oder vor der Bauhütte wohnten die neugierigen Nachbarn, jedenfalls die geworbenen oder gezwungenen Handlanger bei; das Hauptsymbol der neuen Lehre, die Taufe, war unter mancherlei Vorwand leicht anzubringen. Nach Vollendung des Bethauses und der Zellen wurde gewöhnlich der Werkführer (Sozius) zum Prior oder Abt, und der Aufseher, der nebenbei Prediger oder Sprecher, (weßhalb Parlier und das verdorbene Wort Polier) zum Subprior oder Vice-Abt ernannt, die neue Stiftung aber mit dem umliegenden Land und den getauften Leuten belehrt oder beschenkt, wobei der während der ganzen Bauzeit ununterbrochene Verkehr mit dem Stammkloster noch ferner und so lange fortbestand, bis das Neustift selber in vorbeschriebener Weise eine Gruppe frischer Kirchenbauten um sich sammelte, und nun der Mittelpunkt eines zweiten oder dritten Bezirks oder Sprengels ward. Die ursprüngliche Gütergemeinschaft des noch einzig und allein dastehenden Benedektinerordens, dem nicht nur die gemeinen Klöster sondern auch die Haupt- oder Oberklöster, d. i. die nachmaligen Stifter und Bisthümer nebst ihren Bischöfen und Chorherren, ohne Ausnahme angehörten, verhütete anfangs Nebenbuhlerei und Eifersucht. Jenem Doppelgesicht des betenden und bauenden Mönchthums aber begegnen wir gleich bei der ersten Erscheinung des ostfränkischen Christenthums, bei jenem mehrgenannten irischen Kleeblatt, welchem die spätere Chronik die Titel „Presbyter, Diakon und Subdiakon" beilegt, während die älteste Handschrift von „Meister und Gesellen" spricht.*) —

*) Eine alte Handzeichnung aus der Ebracher Klosterbibliothek zeigt im Hintergrund der unterirdischen Zelle in Wirzburg, worin Killena mit seinen Gefährten den

Wie und Warum die letzten Reichsverwalter die Einführung des Christenthums im benachbarten Süddeutschland begünstigten, ward früher erwähnt; derselbe Grund ließ sie im Kampf zwischen Unitariern und Trinitariern Partei für Letztere nehmen; das Einheitssystem der katholischen Kirche sagte dem statistischen Centralisirungsplan der Franken besser zu als das Föderativwesen der Brüderschaften. Bald traten zum Staatsgrundsatz auch Rücksichten der Persönlichkeit, als der thronstrebende Pippin das Interesse seines Hauses mit jenem des Reichs für verschmolzen hielt. Eine Religion, die dem Geist unbedingte Unterwerfung unter unabänderliche Glaubenssätze gebot, pflanzte folgerecht den Sinn der Unterwürfigkeit aus dem innern in das äußere, aus dem religiösen in das politische Leben, und ward hier zu einem Pfeiler der Einherrschaft, während die entgegengesetzte Lehre, die dem Christen (das ist dem Menschen im Verhältniß zu Gott) Freiheit und Raum zur Bewegung gab, um so mehr dem Bürger (oder dem Menschen im Verhältniß zu den Menschen) ein stelbstständiges Urtheil und das Recht danach zu handeln gönnte. Des Trinitarierthums äußere Erscheinung, eine zahlreiche, wohlbemittelte, unterrichtete Priesterschaft, dadurch zu einem eigenen Stand der Nation herangereift, konnte dem König bei etwaigem Kampf mit den beiden andern Ständen mächtig zur Seite stehen, Adel und Volk mit sichtbaren oder unsichtbaren Waffen schlagen; das Ansehen ihres Oberhauptes aber hatte Pippin wie einen Brückensteig zum Thron genützt: nicht nur als Gegendank, sondern als natürliche Folge durfte der Papst die Bevorzugung eines Systemes heischen, wodurch er Leiter der Meinung und der König Lenker der Armee blieb. Demzufolge anerkannte die fränkische Regierung die Beschlüsse der vom Papst geleiteten Kirchenversammlungen; einer derselben, wie schon angedeutet, erklärte die Akatholiken für Ketzer. Damit jedoch — zur Ehre jener Dunkelzeiten sei's gesagt — war nur die Sache, nicht die Person gemeint; man enthielt sich von Seite der Frankenfürsten der Gewalt und List; ihrem Willen nach sollte der Weg der Ueberredung, der Güte zum Ziele führen. Als der rechte

---

Tod gefunden haben soll, Bauwerkzeuge. Bekanntlich werden auch die Schutzheiligen des Maurerhandwerks, die s. g. vier gekrönten Martyrer, mit den Attributen Hammer, Zirkel, Winkelmaas und Setzwaage abgebildet, um damit die vier Abstufungen: Meister, Palier, Gesell und Lehrling auszudrücken. Später hat man wegen der cosmogonischen Figur des Dreiecks und wegen der daraus entsprungenen cosmosophischen Trias-Idee und ihrer verschiedenen Schattirungen die Werkzeuge sowie ihre Träger auf drei reduzirt.

Mann dazu zeigte sich der Brite Winfried. Erzeugt aus edelm Stamm, in einer der vorbeschriebenen Klosterschulen und Bauhütten ausgebildet — er war ein kunstfertiger Zimmermann — von Natur feurig, bedachtsam durch Erziehung, ein Eiferer für das trinitarische Christenthum, dabei persönlichen Muthes voll, zog er schon aus eigenem Antrieb ein bewegtes Thatenleben der Einsamkeit und ihren Betrachtungen vor, verließ um die Zeit, als Karl Martell seiner Haft entsprang, das Kloster Bangor und begab sich nach Frießland. Dort hatte Ratbods des Franken- und Christenfeindes eiserne Faust den vom Herstaller Pippin gelegten Keim schon ausgereutet; der Erstlingsversuch des Bekehrers scheiterte. Darauf suchte er Rom und den Rath des dortigen Bischofs. Dieser tröstete ihn über das Mißlingen, und sandte ihn zu den gesitteteren Stämmen der Bajern und Thüringerfranken. Mit eben so großer Klugheit als Berufsliebe wußte sich Winfried sammt seinen insularischen Gehilfen in das neue Amt zu finden. Er stürzte Götzentempel und heilige Bäume, wo er die Menge seiner Ansicht geneigt oder in der ihrigen schwankend fand; wo Anhänglichkeit an das Alte tiefer wurzelte, und Klugheit Schonung und Mäßigung gebot: heftete er unvermerkt an Wodanseichen das Bildniß des Gekreuzigten, das seiner Mutter an die Buchen Freia's; den Opferstein nannte er Altar, und errichtete an Hünenmalen und Weihbrunnen Kreuze und Kapellen. So sog das überlistete Volk an der Brust seiner Ammenwelt die fremden Begriffe ein. Anderseits empfahl sich die Mission durch einen wirklichen Gewinn für Land und Menschen. Reuten der Wildnisse, Trockenlegen der Sümpfe, Anbau des Bodens war ihren Anhängern von vornherein zur Pflicht gemacht; bald grünten bei Häusern Gärten, um das Dorf Saatfelder, vor der Kirche schlugen weither wandernde Händler und Gewerbsleute ihre Sitze auf, und die Klosterschule streute in den Geist der Eingeborenen den Samen der Kunst und Wissenschaft. So ging an einer Seite auf, was man an der andren niederhielt; als der Clerus den Geistesfunken der Nation zu löschen strebte, hatte er selber schon lang zuvor das heilige Feuer angefacht; wie in den Schöpfungstagen die Finsterniß das sie verschlingende Licht gebar, so schuf auch die Kirche die mit der Zeit sie beseitigende Schule und Bauhütte.

Winfrieds Einfluß erstreckte sich über Bajern, Franken, Hessen, Westphalen bis Frießland; nur das Sachsenvolk, alte Sitten am eifrigsten wahrend, hielt sich den Christen wie den Franken fremd. Nach fünf erfolgreichen Jahren besuchte der Heidenbekehrer zum andern-

male Rom, wo ihm der Papst den Bischofstitel und den Ehrennamen Bonifacius, zugleich aber auch den Auftrag gab, die katholische Konfession gegen die arianische siegen zu machen, deutsche Bethäuser nur zu bauen und einzurichten nach römischer*) Art, die Priester zu hindern am Ehstand, der germanischen Christenheit den Glauben an die Oberherrlichkeit und Unfehlbarkeit des Papstes einzuprägen. Schreiben demüthigen Inhalts nahm Winfried an den Reichsverwalter Karl und andere edle Ostfranken mit. Der nächstfolgende Papst ernannte ihn zum Erzbischof und Statthalter über alle deutschen Kirchen, als er im Jahre 730 die dritte Reise nach Rom unternommen. Auf dem Heimweg theilte er die Kirchen des Herzogthums Bajern in vier Sprengel; an der fränkischen Gränze, im noch unvermarkten Nordgau, stiftete er das Bisthum Eichstädt. Um diese Zeit war der den Priestern nicht ganz holde, im Herzen mehr unitarisch gesinnte Martell gestorben, und dessen Sohn Karlmann, Pippin des Kurzen Bruder, in der Verwaltung Ostfrankens gefolgt. Mit diesem eifrig katholischen Mann stand Winfried in ununterbrochenem, innigem Verkehr. Auf der Burg Salz, deren Fuß die Saale netzt, bei einer Versammlung geistlicher und weltlicher Häupter, beantragten und bewerkstelligten beide Freunde die Gründung eines eigenen Bisthums für die altfränkische Provinz, und bestimmten als Sitz desselben den frühern Herzogssitz Wirzburg 742.

Das neue Institut sollte anfangs nur eine Oberpfarrei, die Centralstelle für die verschiedenen im Lande schon seßhaften Bekehrungsgehilfen oder Pfarrer sein; das von Rom auf Deutschland übergehende Beispiel von einer Mischung geistlicher und weltlicher Gewalt war hier noch nicht gegeben, jedoch schon die Wichtigkeit des materiellen Besitzes für das katholische Kirchenwesen anerkannt. Man hielt für zweckgemäß, auch die frankonische Oberkirche mit Ansehen, Reichthum und Gewalt auszustatten, weßhalb ihr Karlmann Vieles von seinem eigenen Besitzthum gab, nämlich außer allen unbezahlten Bauten, wofür er haftete, den zehnten Theil der Osterstufe (einer in Ostfranken eingeführten Königssteuer), den Zehntel aller Erträgnisse dortiger Königs-

---

*) Das heißt nach dem Byzantinerstil. Es lag ein gewisses Vorgefühl der römischen Hierarchie in diesem Befehl. Bekanntlich hat die spätere Einführung des deutschnationalen Spitzbogenstils nicht nur die religiöse Einheitsform aufgehoben, sondern auch die politische Trennung der Deutschen vom Romanismus sehr gefördert.

höfe*) dann über zwanzig, vom Herzog Heden II. ererbte Kirchen und Kapellen**) sammt deren liegendem und fahrendem Gut, endlich auch das nächste Mittel zur Landesbeherrschung, Befreiung von der Gerichtsbarkeit der Gaugraven, Selbstständigkeit unter unmittelbarem Königsschutz. Kurz darauf baute der Reichsverwalter mit Winfried im Norden Ostfrankens die kirchliche Vormauer gegen das heidnische Sachsenvolk, die Mannsabtei Fulda; während seine Schwester Adela in der Mitte des Herzogthumes das Frauenkloster Kitzingen stiftete, bald ein Zufluchtsort für Töchter von Herzogen und Graven, die nach der damals aufkommenden Redensart um des himmlischen Bräutigams willen dem irdischen entsagt hatten. Gleiche Anstalten errichtete Winfried zu Ochsenfurt und Bischofsheim. Vergebens aber versuchten beide Freunde die Reinigung des katholischen Ritus, der durch die erwähnte Bekehrungslist, durch den geduldeten simultanen Gottesdienst für Thor und Jesus, für Freia und Maria — man verehrte noch viele Jahre auf dem Lande den Torrkrist und die Freimarei, und trank das Blut Christi und das Odinsopfer aus demselben Becher — sowie durch die frühere Beibehaltung anderer beliebter Religionsgebräuche der alten Deutschen bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden war. Ein eigenes Gesetz wider die sogenannten heidnischen Werke, genau paragraphirt und auf Uebertretung schwere Strafe setzend,***)

---

*) Solche königliche Meierhöfe, ehemalige Privatgüter der erloschenen Herzogsfamilie, bestanden damals zu Königshofen im Grabfeld sowie in den beiden andern fränkischen Königshofen, zu Sonderhofen, Gollhofen, Iphofen, Ickelheim, Wielandsheim, Burgbernheim, Riedfeld bei Neustadt an der Aisch, Salz, Hammelburg, Gänheim, Rheinfeld, Prosselsheim, Pleichfeld, Dettelbach, in dem uralten Ruodeshof (jetzt der kleine Ort Rügshofen bei Gerolzhofen) und andern Orten mehr. Zu ihnen gehörten Felder, Waldungen, Jagden, Fischereien, Leibeigene und zinspflichtige Bauern. Die dort betriebene Oekonomie umfaßte mancherlei Arten von Feld-, Obst-, ja selbst Weinbau, ausgedehnte Vieh- und Bienenzucht, Wollenspinnerei, Zeug- und Leinwandverfertigung. Diese Schankung Karlmanns war sonach sehr ansehnlich.

**) Mehrere derselben lagen in den Rhein- und Neckargegenden, z. B. Heilbronn, Lauffen, Nierstein, Ingelheim, Kreuznach; die namhaftesten im eigentlichen Franken waren: die Marienkirche unter dem wirzburger Schloß, die zu Königshofen im Grabfeld, Königshofen und Sondershofen im Badenachgau, Windsheim im Rangau, Gollhofen im Gollachgau, Dornheim, Iphofen und Wielandsheim im Iphgau, Herlheim im Volkfeld, Mellrichstadt im Grabfeld, Hammelburg im Saalgau, das Kloster Karlenburg am Main im Waldsassengau u. s. w.

***) Fünfzehn Dickpfennige oder Silberschillinge, nach unserm Gelde 28 Gulden 30 Kreuzer, für jene Zeit eine außerordentliche Summe.

erreichte nur an den belebtesten Orten seinen Zweck. Endlich that der Reichsverwalter den letzten, lang beschlossenen Schritt, indem er den von den Ahnen ererbten Panzer mit der ihn besser kleidenden Kutte tauschte. Dem einflußreichen Beispiel des Regenten folgten bald die Mächtigsten und Vermögendsten; Hab und Gut mit der nächsten Kirche zu theilen, oder gar nach Abwerfen aller Zeitlichkeit innerhalb weltferner Klostermauern eines gottseligen Todes zu harren, ward theils Ueberzeugungssache, theils Mode beim damaligen Ostfrankenadel; nach dem Naturgesetz des Wechsels mußte ein vorübergehender Geisterschlaf den ermüdenden Heldenfahrten folgen.

Unterdessen hatte Winfried persönlich den erzbischöflichen Stuhl zu Mainz und die Primatie über sämmtliche Bischöfe des deutschen Frankenreichs übernommen, und in dieser Eigenschaft den kurzen Pippin zum König gesalbt. Doch des ruhigen Lebens ungewohnt, rastlos im Bekehreifer, gab er bald das hohe Amt seinem Schüler Lullus, und fuhr den Rhein hinab zu den heidnischen Friesen. Dort fand der vierundsiebzigjährige Greis ein seiner Denkungsart entsprechendes, vielleicht von ihm selbst gewünschtes Lebensziel (754). Ein Haufen Eingeborner überfiel ihn während des Gottesdienstes; er untersagte seinem gewaffneten Gefolge jede Gegenwehr, und ward sofort mit allen den Seinigen erschlagen. Winfried endete schön, in freigewählter Berufspflicht. Daß er die Lehre Jesu oder der Essener nicht unverfälscht oder in ihrer Aechtheit gab, und dabei die aufgeklärten unitarischen Christen nach Kräften drückte; daß er sich den Zumuthungen der Römer zu willfährig zeigte, und dadurch seinem deutschen Adoptivvaterlande für die Zukunft mehrfach schadete — war bei ihm mehr Arglosigkeit als Mitwissen um verwerfliche Pläne. Dafür bürgt seine Entsagungsstärke im Tode, der Freimuth und die Redlichkeit, womit er Königen und Päpsten Laster und Verbrechen vorhielt, und sie zur Rückkehr auf den Weg des Rechts, der Tugend mahnte. Was er lehrte, übte er. Ueberzeugungsmenschen achtet jede Partei; und jetzt, nachdem eilf Jahrhunderte die Hülle des befangenen Priesters abgestreift, rühmt noch die deutsche insonderheit fränkische Geschichte den Culturbegründer „Bonifacius". — —

Unter den Priestern und Baumönchen, die Winfried ebenso zur Bekehrung der ostfränkischen Paganen oder Heiden*) als zum dortigen

*) Paganus ein Gau-, Land- oder Heide-Bewohner, daher das Wort Heide. Da die Landleute dem alten Glauben länger anhingen als die Städter, ging die politische Bezeichnung in die religiöse über.

Kirchenbau von der Insel auf das Festland rief, unter den Abgeordneten, die Pippin wegen Entthronung der Merowinger an den Papst Zacharias sandte, befand sich Burghard, ein Brite edlen Geschlechts, mit Winfried blutsfreund, wie dieser rechtlich und fromm, verständig und gütig, lebensgewandt und erfahren in Staatsgeschäften. Schon bei der erwähnten Versammlung auf der Salzburg zum Vorsteher des neugeschaffenen Bisthums erlesen, gelangte er doch erst nach zehn Jahren zum eigentlichen Besitz dieser Stelle, entweder weil jetzt der dankbare Pippin seine Schuld abtragen wollte, oder weil Zacharias wegen des abermaligen kühnen Auftretens monotheistischer Missionäre die trinitarische Confession in Ostfranken gefährdet hielt. Gewiß nahm sich auch Winfried seines Verwandten wie seiner Schöpfung mit warmem Eifer an; er soll ihn persönlich nach Rom zur Bischofsweihe begleitet haben. Nach der Heimkehr ordnete Burghard den ihm anvertrauten Bezirk, zunächst den alten Gau Gotzfeld, nicht allein in geistlicher, sondern auch in weltlicher Hinsicht. Denn wie er einerseits Pfarrkirchen, Klöster und Schulen baute, die am entlegenen Ort wieder aufgefundenen Gebeine Killena's, Kolmanns und Totnans unter großem Gepräng in geweihter Gruft beisetzte, bei dieser feierlichen Gelegenheit, wo viel Volk, viel Herren, Graven und Fürsten nach Wirzburg strömten, reiche Spenden zum Bau einer Hochkirche*) sammelte, auch sonst auf gelegene Art für die Ausbreitung des Christenthums und der Cultur im Geiste seines Vetters Winfried Sorge trug: so in Anbetracht des sich bildenden Staates vertauschte er an des letzten Herzogs Tochter das Kloster Karlburg um des Schlosses willen, welches oberhalb der Landeshauptstadt herrschte; ließ die dem Stift gehörigen Dorfgemeinden wohl vermarken (Wirzburgs Stadtgebiet ward im Jahre 780 bei einer Irrung mit dem benachbarten Heidingsfeld auf besondern Befehl des Frankenkönigs Karl vermarkt), erwarb nach Abend hin gegen das mächtigere Erzbisthum Mainz bestimmte Gränze, während er nach Süd und Ost dem Land der Graven zu das seine offen ließ. Das verdroß den Graven Ruodo, der über den Gauen von der Tauber bis zum Steigerwald saß; zu frommen Werken geneigt, wandte er seine Gunst ausschließlich den Stiftern Fulda und Lorsch in Rheinfranken zu; ja sogar Güter in seinem Gerichtsbezirk, wie Esfeld und Giebelstadt im Badenachgau, von deren Eigenthümern an das Bis-

---

**) Genannt Domus Salvatoris, die Kirche des Erlösers, denen der Heiligen vorgehend; davon das Wort Dom.

thum Wirzburg verschenkt, ließ er demselben nicht verabfolgen. Freundlicher erwies sich Ruodos Nachkommenschaft; Megingoz, der älteste Sohn, Abt zu Neustadt am Main, Burghards Nachfolger, stand mit diesem auf vertrautem Fuß; der zweitgeborene Gumbert, erst auf Rothenburg seßhaft, danach gleichfalls Mönch und Stifter der Kirche Onolzbach, schenkt dem Bisthum das bald zur Stadt sich hebende Dorf Eltmann, während die ältere Schwester, die nachmalige Königin Fastrade, am Scheidebach des Ipfgaues und Volkfeldes das Kloster Schwarzach gründete, und die jüngere dessen erste Aebtissin ward. Nur Manto der jüngste Sohn, des Vaters Nachfolger im Gravenamt und muthmaßlicher Erbe von dessen Politik in Bezug auf das neue Bisthum, vermied mit demselben nähere Berührung; der Abtei Fulda schenkte er einen Theil des Dorfes Urspringen. Noch reichlicher bedachten dieses Stift Mantos Söhne, die Graven Manto II. und Megingoz II.; aus zwanzig und etlichen Dörfern*) gaben sie ihre Güter hin. Dennoch wuchs das Erbe St. Kilians augenfällig; unter Pippins Mitwirkung baute oder erwarb man die Klöster Neustadt, Homburg, Amorbach, Murhard und Schlüchtern; auch die Könige Karlmann und Karl begünstigten es. Im gleichen Maaße stieg des Bischofs Ansehen und Einfluß. Die Chronik sagt, oftmals sei er Mittler geworden im ehrgeizigen Parteienkampf der Großen wie bei der unteren Masse roher Empörungslust, habe Krieg und Auflauf vorgebeugt, und weitumher Frieden und Ordnung aufrecht gehalten. Einen harten Schlag jedoch, der im Jahre 785 einen großen Theil des ostfränkischen Adels traf, konnte er bei aller Weisheit nicht verhindern. Hardrat, der Grav an der Nordgränze der Landschaft, hatte an einen jungen fränkischen Edlen seine Tochter versagt, darauf aber, unbekannt aus welchem Grunde, das Eheversprechen wieder aufgehoben. Der sonst so kluge und milde Frankenkönig Karl, diesmal von seinem hochfahrenden, grausamen Weib Fastrade irregeleitet, nahm sich mit allzugroßem Ernst des Freiers an, zürnte oder drohte dem alten Graven. Eine furchtbare Verschwör-

---

*) Für Wirzburg um so empfindlicher, als mehrere der verschenkten Güter z. B. Schwanfeld, Pleichfeld, Eissensheim, Heid und Eibelstadt im Gotzfeld lagen. Andere gehörten zum nahen Werngau, wie Heßlar, Thüngen, Binsfeld, Halsheim, Stetten, Bücholb; acht Güter lagen im Grabfeld, sechs in dem Saal-, eines (Geisenheim) in dem Rheingau. Zu gleicher Zeit vermachte der fuldaische Mönch Alwalach seinem Stift die im Gotzfeld gelegenen Güter zu Bergtheim, Gramschatz u. s. w., zu Uettingen und Helmstadt im nahen Waldsassen; eine gewisse Hruada ihre Güter zu Brünnstadt, Kolizheim, Spießheim und Frankenwindheim im Volkfeld.

ung entspann sich, ward entdeckt, vielleicht auch nur vorgegeben; viele Großen Frankoniens, mitschuldig oder nur im Verdacht, verloren den Kopf, das Licht beider Augen oder Hof und Heimath; und manches Gerichteten oder Verbannten Gut fiel der Verwandtschaft Fastradens, den Graven des Ipfgaues zu. Bald nach diesem Ereigniß entschwand dem greisen Bischof die Lust zur Regierung und zur lauten Welt; er sehnte sich nach dem gewöhnlichen Vorbereitungsort der Lebensmüden. In dieser Absicht berief er die Graven und Edlen des Bezirks, Stadtbürger und freie Landsassen zu einer Versammlung nach Wirzburg; hier sprach er seinen Vorsatz aus, berichtete über die bisherige geistliche und weltliche Verwaltung, erklärte sich bereit zur augenblicklichen Ablage ausführlicher Rechenschaft, bot Jedwedem, der sich von ihm übervortheilt oder beleidigt glaubte, Genugthuung und Ersatz. Wie nun kein Kläger oder Unzufriedener sich meldete, sondern alle Anwesenden im Lob und Dank für das bisherige kluge und milde Regiment zusammenstimmten, nahm Burghard abermals das Wort, und bat um sofortige Wahl eines Nachfolgers. Die Versammlung aber, in der Rührung des Augenblicks der Zukunft Folgerung übersehend, legte das Wahlrecht in des bisherigen Regenten Hand; und dieser bezeichnete seinen Freund, den vorgenannten neustädter Abt Megingoz, als künftigen Bischof. Selben erkannten auch sogleich die Anwesenden für den Vorstand des wirzburger Sprengels; der Frankenkönig Karl und der Papst Hadrian bestättigten ihn. Darauf ward beschlossen, und durch den Bischof mit vorgenannten Häuptern festgestellt, daß in Betracht des zahlreichen ostfränkischen Adels und dessen häufigen Eintritts in den geistlichen Stand, das nunmehr vom Frankenkönig angesprochene Ernennungsrecht eines wirzburger Bischofs auf die Söhne des Landes, wo möglich aus der Seitenverwandtschaft der letzten Herzogs-Familie, zu beschränken und erst im Fall gänzlichen Abgangs tüchtiger heimischer Bewerber auf einen an Geist und Herz erleuchteten Nichtfranken anzuwenden sei. Nach dieser Verrichtung begab sich Burghard, begleitet von sechs Mönchen des Andreas-Stiftes, in das Kloster Homburg; hier vollbrachte er unter frommer Andachtsübung sein letztes Lebensjahr (790—791). Sein Leichnam ward auf Befehl Bischofs Megingoz nach Wirzburg geführt, und unter großem Trauergepränge in der Domkirche unfern der Ruhestätte der s. g. Frankenapostel zur Erde bestattet. Auch Rom ehrte den Todten, und nahm ihn unter die Heiligen der katholischen Kirche auf.

XII.

Kaiser Karl.

Ostfrankens weiteres Bild in jenen Tagen, wo Krieg der großen Volksmehrheit einträglichstes Geschäft und Heerbann und Nation gleichbedeutend war, spiegelt sich im Thatenlauf des Kaisers Karl. Noch einmal zeigt die Geschichte alle Franken in einem einzigen Frankenreich. Das Land zwischen Ardennen und Sudeten füllt eine durch Sprache, Sitten und Charakter sich naheverwandte Bevölkerung, regiert durch einerlei Verfassung, gleiches Gesetz und denselben König. Dieser aber gehört als Mann der Zeit nicht seiner Nation allein, sondern der Welt an; darum ward auch sein und der Seinigen Leben weltbekannt. In mehr als einem Erdtheil erzählt der Jugendbildner seinen Schülern, wie jener außerordentliche Mann in sechsundvierzigjähriger Alleinherrschaft — der Bruder Karlmann war schon im Jahre 771 gestorben und dessen Theilreich durch gewaltsamen Ausschluß unmündiger Söhne an Karl gelangt — erst den Feind im eigenen Land erdrückte, die mächtigen Herzogthümer Aquitanien und Bajern, dieses nach zweimaliger Empörung, auflöste und deren Fürsten und fürstliche Familien auf Lebensfrist in ein Kloster bannte; wie er den stolzen Langbartenkönig gleichfalls in einen Mönch verwandelte, und die eiserne Krone des obern Italien auf das eigene Haupt setzte; wie er in Böhmen die Slawen, die Awaren in Ungarn, Wilzen und Dänen an den Küsten der Ostsee, in Spaniens Bergen die Araber schlug, und weitumher alles Land und Volk zur Anerkennung der fränkischen Obmacht zwang; ferners, wie er in mehr als dreißigjährigem Kampfe mit dem letzten unabhängigen Theil Germaniens um Annahme einer neuen Religion und Verfassung rang, nach unbeschreiblichen Fehden und Abentheuern, großen Niederlagen und größern Triumphen, sodann nach vergeblich abgelegter Probe grausamer Handlungsweise umlenkend in milden Versöhnungsgeist, die beiden todfeindlichen Völkerschaften der Franken und Sachsen zu einer Nation verband, und so gleichsam zum Siegespreis das Oberhaupt eines einigen Deutschland wurde, endlich sogar den durch Jahrhunderte verwaisten Thron der römischen

Cäsaren bestieg, und vom Ebro bis zum Raabfluß, von der Tiber bis zur Ostsee sein glorreiches Scepter senkte. Auch kennt männiglich, wie er nationalen Rechten und Sitten treu, unter wenigen Ausnahmen gerecht und mild, Jeglichem freundlich zugänglich, das Innere seines Reichs verwaltet; wie er Gerichte und Ordnung gehegt, Schulen und Werkstätten gebaut, von fernher Lehrer und Meister berufen, durch Verbindungen mit Brittanien, Griechenland und Persien, durch ein gescheitertes großartiges Unternehmen im eigenen Land den Handel zu beleben gestrebt, und so im wahren Sinn den ersten Grundpfeiler zur Culturgröße seines Jahrtausends errichtet hat — sonst im Leben ein denkender Christ, werkthätig im Geiste der Religion, unnützen und abergläubischen Zusätzen abhold;*) vaterlandsliebend in tiefster Seele, mitten im Sturme des Kampfs ein zärtlicher Gatte und Vater gleichwie ein treuer Freund, nüchtern bei Speise und Trank, mäßig in der Liebe, der erfahrenste Landwirth vielleicht im weiten Reich, wogegen beim Unterricht in Wissenschaft und Kunst noch in alten Tagen der fleißigste, willigste Schüler, hinreißend in angeborener Beredsamkeit, an Leibesgewandtheit Alle übertreffend, von äußerem Anblick eine erhabene Mannsgestalt, so schrecklich dem Feind, als Vertrauen einflößend den Freunden, im Krieg umhüllt vom eisernen Panzerhemd eines gemeinen Wehrmanns, im Frieden vom einfachen, durch Weib und Tochter gefertigten Leinwandrock, kurzweg ein durch einzelne Fehler bisweilen verdunkeltes, durch größere Tugenden wieder aufgehelltes Heldenbild. Und dieser Mann war Ostfranke von Geburt, und die Marken des alten Herzogthums waren der oftmalige Schauplatz seines Wirkens. Noch ragt im Norden der Landschaft die ehrwürdige Salzburg, durch deren Forsten der Kaiser belohnendes Waidwerk übte, auf deren naher, ehedem stärkerer Flußbahn derselbe in lustiger Fahrt hinab in den Main und Rhein zur wormser Pfalz schiffte, in deren Prunkgemach er unter mancher Regentenhandlung die Ehrenbotschaft des griechischen Kaisers empfing, und im Jahre 803 jenes Bündniß mit den Sachsen schloß, wodurch sein höchster Lebenswunsch, die Begründ-

*) Obwohl mit dem Papste Hadrian in naher Freundschaft, verwarf er doch mit dem größten Unwillen den vom Papst und Konzilium begünstigten Bilderdienst, und fügte auch außerdem der zu Rom erschienenen Sammlung von Kirchenschlüssen, dem sogenannten codex canonum, beliebige Abänderungen und Zusätze bei, sowie er überhaupt über gesammte Geistlichkeit und in Ehsachen die höchste Gerichtsbarkeit behauptete. Ein anderes Zeugniß seiner Toleranz liefert die innige Freundschaft mit dem berühmten persischen Chalifen Harun al Raschid, einem Mohamedaner.

ung eines christlich-germanischen Reiches sich zur Erfüllung neigte. Auch erzählt die Chronik, wie Karl nach Vermessung des Kanals, der durch die Altmühl, Rednitz und den Main die beiden Hauptflüsse Süddeutschlands verbinden sollte, zu Wasser bis gegen Wirzburg fuhr, und allda, das Fest des heiligen Christs zu feiern, mehrere Winterwochen rastete (792); wie er schon vor dreizehn Jahren dieser Stadt einen besondern Beweis seiner Aufmerksamkeit damit gab, daß er ihre Markung durch einen eigenen Abgesandten, den königlichen Rath Eberhard im Beisein dasiger Bürger ordnen ließ.*) Aus Frankonien, aus dem Castell, welches noch heute vom weltlichen Abhang des Steigerwaldes blickt, holte Karl sein viertes Weib Fastrade, aus der ostfränkischen Burg Hennenberg seinen geheimen Rath Poppo, aus dem wirzburger Domkapitel seinen Testamentar Wolfgar. Diese Provinz bestimmte er vorzugsweise zur zweiten Heimath der verpflanzten Sachsenhäuptlinge. Eine noch bestehende Stadt, Karlstadt am Main und die gegenüberliegende Burgruine Karlsburg (das ältere Dorf Karlenburg gehört Karls des Hammer Zeiten an) bewahrten den Namen des großen Kaisers bis auf die Gegenwart. Karls ersten Helden Roland aber

---

*) Als wirzburger Bürger und benachbarte Landbewohner jener Zeit, oder, wie sie damals hießen „frier Frankon erbi" werden in dieser Urkunde genannt: Adalhart, Adelbrecht, Aisstid Arberat, Artumar, Ato, Batolf, Batto, Bazo, Benhero, Berchtolf, Berachtolf, Cuntz, Dankrat, Dietmar, Dietold, Dracholf, Eburkar, Eburadt, Eckhard, Epho, Ermanrich, 2 Folgger oder Volgger, Franko, Fredebend, Fredhaut, Fredhard, Friederich, 2 Friedurch, Gato, Hatto, Heldbracht, Hero, Hildebracht, Hildwin, Hindebracht, Hunbald, Hungar, Hunrich, Imo, Knotberacht, Kunzolf, Landebracht, Landhold, Lando, Lello, Linderacht, Linfried, Maginbracht, 2 Markwart, Markgolt, Maunwin, Nantwin, Nautgar, Nordberacht, 2 Ortwin, Rabhan, Ransger, 2 Reginbracht, Reginward, Reicholf, Rocholf, 2 Ruetger, Ruttbracht, Sämann, Sigwin, Sigfried, Strangloff, Theotger, Theothold, Umbran, Unban, Uttfried, 2 Utto, Voldemar, Volkbracht, Waldberacht, Waldger, Walther, Warmund, Weichbald, Zatan. — Als Flurstätten und Marken kommen die Namen vor: Ottwinsbrunn, Hageinsel, Herostat, Widmannssee, Notenloch, Seelenhof oder Seelenhauch, Haibistesbunta, Rungissesbove, Amerland, Morichstein, Christbrunnen, Rorinensee, das alte Wiggi, Dulmist, Erdburg, Mornestein, Dungewert, Bromberg, Bresselsee, Rabenaasbrunn, Anitsee, Blidheresbrunn, Habichthal, Steinmannshoven, Dietweg, Hur, Winnestrut, Hazzet Gignaueda, Platehan, Steinmannsfurt, Grimberg, Grünensaal, Germich und Gerwindsrod, Guirinberg und Hagenmühl, Engelsee, Stachenhauch, Wolfsgrube, Fridhands-Weingart, Rabenaasbuchen, Mererichsstaffel, Brezelnuser, Ebnersberg, Imfingsthal, Hotzfeldsbach u. s. w. Dieser berühmte Flurgang, der nach etlichen hundert Jahren abermals in ein kostbares Evangelienbuch eingetragen wurde, fand am 14. Oktober 780 statt.

verewigte die damalige Landeshauptstadt Wirzburg durch Benennung der Stadtbastei „Rutlandswarte“.

XIII.

Ostfranken unter den Karolingern.

Unter Karls und seines Geschlechtes Regierung, die letzte Hälfte des achten Jahrhunderts hindurch sowie das ganze neunte, schritt die ostfränkische Oberkirche, bald der alleinige, wenigstens alle Andern weit hinter sich lassende Repräsentant der Landschaft, auf den verschiedenen Bahnen des Wachsthums vorwärts, nicht ohne Anfechtungen von Seite der Religion und Politik; denn die monotheistische Confession hatte in dem westfränkischen Bischof Felix von Neuem das Haupt erhoben, und hielt trotz dem Verdammungsurtheil und Widerruf dieses Lehrers (auf dem regensburger Concilium 792) noch manches Jahr in noch viel freiern Formen bei den unitarischen Ostfranken Stand;*) und mehr als ein frankonischer Dynast sah das schnelle Großwerden einer nebenbuhlerischen Macht mit scheelem Auge. Diese wurden durch Burghards letzte Verordnung über das Vorrecht einheimischer Candidaten bei der Bischofswahl für den Augenblick beschwichtigt; und Jene zogen sich, nachdem ihr Unternehmen an dem herrschenden Regierungssystem, an der Unreife des Volkes, oder den es nach Außen lenkenden Sachsenkriegen, dann auch an ihren eigenen vielfachen Spaltungen**) gescheitert war, in die entlegensten Thäler der Rhöne, des

*) Felix, der Westfranke, predigte als Nachfolger des Arius gegen die Dreifaltigkeitslehre, die sich, mit der Vollkommenheit des höchsten Wesens nicht vereinigen lasse. Die zweite Person erklärte er für ein göttliches, jedoch der eigentlichen Gottheit untergeordnetes Wesen, und die dritte oder den h. Geist als Gottes Thatkraft neben Gottes Erkenntniß. Dagegen hielten die meisten ostfränkischen Akatholiken Christus für eine historische Person, jedoch von außergewöhnlicher Qualität.

**) Mehr als zwanzig Sekten lagen zwischen Jenen, die wie Arius, Eutychius und Mani Jesus für einen Halbgott erkannten, und Solchen, die ihn den erhabenen Rabbi nannten, in Mitte. Fast alle stritten nicht allein gegen Trinitarier sondern auch unter sich.

Steigerwalds und der Tauber zurück, wo der römisch-katholische Ritus lange Zeit nur willkürlich und zweideutig mit öftern Unterbrechungen geübt wurde, und wo deßhalb auch später die Glaubenslehre eines Huß, Luther und anderer Reformatoren augenblickliche Aufnahme fand. Ein dritter gefährlicher Feind erwuchs dem geistlichen Staat in seinem Innern; auch dieser hinderte das materielle Zunehmen nicht. Schon Bonifacius hatte dem Papste von der deutschen Geistlichkeit geklagt, die meisten Bischofsstühle seien besetzt von geringen Laien oder liederlichen Priestern, die Diakonen besäßen zum Theil vier, fünf Beischläferinen; andere, die sich solcher Ausschweifungen enthielten, ergötzten sich an Trunk und Jagd. Nachdem nun der fränkische Adel schon nicht mehr aus Zeitgeist allein sondern häufig aus Gewinnsucht in den vornehmsten Stand trat, verpflanzte er die Manieren der Burg in die Zelle, trug abwechselnd mit Meßgewand und Kelch das Panzerhemd und den Degen, überließ sich ohne Scheu weltlichen Genüssen und Kurzweil, und folgte überhaupt lieber dem eigenen Willen und bösen Beispiel als der Ordensregel und dem Befehl der Obern. Wollte nun ein noch in Winfrieds und Burghards Schule gereifter Vorsteher Zucht und Ordnung herstellen, gerieth er mit der Mehrheit der Untergebenen in geheimen und offenen Streit. Megingoz, das Uebel fühlend, ohne Kraft es zu beseitigen, zog sich wie sein Vorgänger in ein Kloster, Neustadt am Main, zurück; vorher war Bernwelf, ein Edler Frankoniens, damals Mönch des Andreasklosters, nach des abtretenden Bischofs Vorschlag, der wirzburger Stadtgemeinde Zuruf, des Frankenkönigs Beståttigung und des Papstes Weihe zum Stiftsvorstand bestellt worden 793. Dieser ein Mann von strengen Sitten und unbeugsamem Sinn führte bald für den Clerus eine andere Ordnung ein, und wachte über deren Vollziehung. Die Mißvergnügten lobten öffentlich das vorige Regiment, tadelten das jetzige; Bernwelfs Strenge wuchs durch Widerspruch. Nun klagten etliche Domherrn vor dem gewesenen Bischof Megingoz, und baten nicht ungehört, um Einsprache. Da stieß Bernwelf Alle, die ihm solcher heimlichen Unterhandlung auch nur verdächtig, aus dem Domstift. Das Kloster Neustadt ward der Vertriebenen Sammlungsort. Ein arger Streit entbrannte zwischen neuem und altem Herrn; Kaiser Karl mußte Ruhe bieten.

Wirzburgs dritter Bischof starb um das Jahr 800. Sein Nachfolger Leuterich, des Kaisers Kaplan, stand drei Jahre dem Bisthum vor, und sechs der fünfte in der Reihenfolge, genannt Egilward, von dem bekannt, daß er von dem Graven Aidulf für die Tauberdörfer

Schüpf und Dietigheim die Orte Waldmannshofen, Archshofen und Friedenbach vertauschte, und daß zu seiner Zeit eine Seuche das Land verheerte. Auf Egilward folgte Wolfgar, wie vordem Vertrauter des kaiserlichen Vaters so nun des Sohnes, Ludwig des Frommen Kaplan, aus dessen einundzwanzigjähriger Bisthumsverwaltung verzeichnet steht: die Entsetzung eines fuldaer Abtes wegen ärgerlichen Lebenswandels und Zerwürfnisses mit seinem Convent und des wirzburger Bischofs kaiserliches Richteramt dabei (812), die ungemein reiche Begabung einer vom Ipfgaugraven Megingoz gestifteten, nach ihm benannten Abtei,*) die Irrung zwischen den Kirchen Wirzburg und Fulda, vom Kaiser selbst vermittelt auf dem Vereinigungstag zu Retzbach (815);**) im gleichen Jahre die Abgabe von Michelstadt im Odenwalde, das einst Karlmann dem Stift verliehen, an Eginhard und Emma, Karls Tochter und Schwiegersohn, die Ernennung des wirzburger Priesters Badurad zum Bischof von Paderborn, welches westphälische Stift, den Frankenapostel Kilian zum Patron nehmend, noch lange danach die ostfränkische Oberkirche als Mutter- und Pflanzschule seiner Vorsteher ehrte, das durch anhaltende Nässe schädliche Miß- und Sterbejahr 820, der Erwerb des vordem königlichen Zolls bei Wirzburg, Ludwigs Bestättigung aller bisherigen Schenkungen, neue einträgliche Gaben der lebensmüden Graven Rundhilf, Ruodo und der Grävin Frohild in den badenachischen Dörfern Oesfeld und Gibelstadt, umsonst von einem priesterfeindlichen Sohn bestritten, der Eintausch der im Gotzfeld gelegenen Dörfer Kürnach und Pleichfeld, deren bisherigem Besitzer Graven Wichwald man entfernte Gefälle gab, endlich die reiche Aernte des mehrerwähnten Klosters Neustadt, welches das außerordentliche Vermögen der letzten Verwandtinen radulfischen Geschlechts, der Frauen Wilmuth, Wilburg und Hildegard erbte, und aus Dankbarkeit dem

---

*) Megingoz- oder Maingutshausen zwischen Neustadt a. d. Aisch und Langenfeld, am sogenannten Leimbach, begabt mit Gütern zu Castell, Bibart, Langheim, Dornheim, Bullenheim, Ullstadt, Krautostheim, Hambühl, Scheinfeld u. s. w. Die Abtei wurde später nach Schwarzach verlegt, und der Grund, worauf Kirche und Kloster stund, kann nicht mehr mit Gewißheit gezeigt werden.

**) „Darum, daß ein Jeder meinet, der Andere graset ihm zu nah." Auch die Blüthe der fuldaer Schule, welche Mönche und Laien in Künsten und Wissenschaften unterrichtete, und durch den Ruf ihres ersten Meisters, des Nordgaufranken Sturm, ähnliche Anstalten zu Rorbach, Neustadt a. M., Amorbach, Schlüchtern, Murhard, Onolzbach und selbst die wirzburger hinter sich ließ, scheint von da Eifersucht erregt zu haben.

einzigen Sohne der Dritten, dem frühern Kriegsmann, nunmehrigen Mönch Starkfried den Abtsstab gab 823. Neun Jahre regierte Wolfgars Nachfolger Humprecht, Wirzburgs siebenter Bischof, ein Mann ungewissen Herkommens, vom Kaiser als Zeuge zur Taufe des Dänenkönigs Herold nach Mainz gerufen 832, vom kaiserlichen Beamten Bernhard mit dem entfernten, darum bald vertauschten Immenstadt beschenkt 840, durch den glücklichen Zufall, der ihn zu Laufen am Neckar, (einer damaligen Tochterkirche Wirzburgs) den Leichnam des von seiner Amme gemordeten nordgauischen Gravenkindes Regiswind finden und ehrlich bestatten ließ, zu noch weiterem Besitz aus der Hand dankbarer Eltern gelangend. — In Bezug auf die allgemeine Geschichte des Frankenreichs enthalten jene vierzig Jahre, gerechnet vom Tode Bernwelfs bis zu dem Humprechts, die letzten Regierungsjahre des 814 verschiedenen Kaisers Karl, die Nachfolge seines gutmüthigen aber schwachen Sohns Ludwig, nachdem die ältern und kräftigeren Söhne Pippin und Karl noch vor dem Vater, jener als gezwungener Mönch, dieser eines natürlichen Tods verstorben;*) Ludwigs achtundzwanzigjährige Regierungsperiode, welcher bei Lebszeiten und mehr als zwei und dreimal das Land unter seinen Söhnen Lothar, Pippin, Ludwig und dem Knaben Karl**) theilend, unversöhnlichen Haß in seine Familie, unsägliche Verwirrung in den Staat brachte; der Söhne öftere Rebellion wider den Vater; des Kaisers Gefangenschaft, Beschimpfung und entehrende Buße; des gebeugten Greises ferneres Geschick, Leiden und Sterben; des besseren, von Ludwig am meisten zurückgesetzten Sohnes Ludwig des Deutschen Reue an der blutenden Vaterleiche, seine moralische Erhebung und nicht unrühmliche Herrschaft von sechsunddreißig Jahren, den in diese Zeit fallenden Sieg über den bösen, treulosen Lothar, und den dadurch herbeigeführten Vertrag von Verdun (843), der das große Frankenreich, das sich schon oft aus politischen und religiösen Gründen getrennt hatte, und jetzt auch noch sprachlich (durch die sich bildende frankogallische oder

---

*) Bei der acht Jahre vor Karls Tod vorgenommenen Drittheilung findet sich der für Ostfranken bemerkenswerthe Umstand, daß der bisher zwischen ihm und Bajern strittige Nordgau sowie das ganze linke Donauufer von Donauwörth bis Ingolstadt als fränkisches Erdreich behandelt wurde.

**) Die drei ersten von der grausamen Irmengard, die den Bernhard den Enkel des großen Karl von seinem Sohne Pippin, zu Tod blendete; der vierte, den die Geschichte den Kahlen nennt, von der schwäbischen Graventochter Judith, vom Vater zur Erbitterung der Halbbrüder am meisten bevorzugt.

altfranzösische Mundart) auseinanderging, für immer in romanisches und deutsches Franken schied.

Der verduner Vertrag schuf einen römischen Kaiser, einen König von Frankreich und einen König der Deutschen, die man damals noch häufig Ostfranken hieß. Lothar der Italiener suchte seine Sünden in der Kutte abzubüßen, und seine gekrönten Söhne starben bald nach ihm.*) So standen sich denn in der Zweiheit des karolingischen Reichs nur noch ein Ludwig der Deutsche und Karl der Franzose gegenüber. Ludwig, der im Jahre 876 vom Leben schied, hatte seinen Besitz unter seinen drei Söhnen auf einem Reichstag zu Forchheim getheilt. Karlmann der älteste erhielt Bajern, die Ostmark (später Oestreich), Böhmen, Kärnthen und Mähren; Ludwig der nächste das rheinische und eigentliche Ostfranken, Thüringen, Sachsen und Frießland; Karl der jüngste Allemannien und einen Theil Lothringens. Von der Leiche des Vaters hinweg mußten die Erben mit ihrem Oheim dem französischen Karl kämpfen, der nicht nur Lothringen, sondern das ganze linke Rheinufer mit Mainz, Worms und Speier für Frankreich in Anspruch nahm. Aber der Neffe Ludwig mit seinen Ostfranken vertrieb ihm diesen Gedanken in der Schlacht von Andernach, welche zahllose Leichen der Welschen und die entrinnenden, vom Landvolk entkleideten Flüchtlinge mit Strohwischen um die Scham in die Heimath fliehen sah. Karlmann starb um 880, worauf mit Ausnahme Kärnthens, das seinem einzigen außerehelichen Sohn Arnulf verblieb, Bruder Ludwig sich des übrigen Landes bemächtigte, um es schon nach vier Jahren kinderlos sterbend auf Karl zu vererben, der, bereits zum Kaiser Italiens gekrönt, nun auch noch durch Umgehung der beim westfränkischen Volk und Adel verhaßten Nachkommenschaft Karls des Kahlen König der Franzosen ward. Die Last einer solchen Monarchie hätte einen tüchtigern Mann gedrückt; und Karl war im Leben nicht viel mehr, als was er bei den Zeitgenossen hieß, „der Dicke". Nachdem er sich gegen auswärtige Feinde mit Schande bedeckt, machte er sich im Innern seines Hauses verächtlich; die von ihm des Ehebruchs beschuldigte Gattin, die schöne Kaiserin Richardis, bewies vor Gericht sogar ihre nach zehnjähriger Ehe noch unverletzte Jungfrauschaft; und der Minister Bischof Leutwart, der bisher für Karl regierte, erklärte, vom Hof ver-

*) Sie hießen auch Ludwig, Lothar, Karl; die Theilung des lotharischen Nachlasses in Italien, Lothringen und die sogenannte deutsche Provinz geschah im Jahre 855 zu Wirzburg.

trieben, aller Welt seines gewesenen Herrn geistige und körperliche Unfähigkeit. Die Blicke der Unzufriedenen, und zu diesen gehörten fast alle Franken, wandten sich nach Kärnthen. Da bricht im Spätherbst 887 der edle Bastard mit einem slawischen Heere auf, vereinigt sich unterwegs mit Bajern und Ostfranken, mit Thüringern und Sachsen, beruft einen Reichstag nach Tribur, und wird von der Nation als König der Deutschen erkannt. Karl, verdienter Strafe zu entgehen, dankt eiligst ab und stirbt bald darauf in Armuth. Die Italiener und Franzosen suchen sich einheimische Herren; Deutschland steht unter dem vorletzten Karolinger.

Die besondere ostfränkische Geschichte behandelt während obiger allgemeiner oder kaiserlicher Periode das Regiment des achten und neunten wirzburger Bischofs (814 bis 891). Gottwald, ein frommer Mönch aus dem Gravenhaus der Hennenberger, regierte dreizehn Jahre. Nachdem er das Kloster Schwarzach dem Stift gewonnen, sah er das neunundvierziger Hungerjahr, Sterben von Jung und Alt aus Nahrungsmangel, fünf Jahre darauf fürchterliche Naturerscheinungen, Wetter und Erdbeben, den durch einen Blitzstrahl verursachten Brand des wirzburger Domes, Unterbrechung des Gottesdienstes, ärgerliches Leben der in Bürgerhäusern untergebrachten Stiftsglieder, härmte sich und starb. Sechsunddreißig Jahre regierte Arno, ein geborener Grav von Endsee, der Wiedererbauer des Doms, mehr noch bekannt als tapferer Soldat, der mit Ludwig dem Deutschen gegen die in Bajern eingefallenen Slawen zog, mit dem fuldaer Abte Sichart den ersten Heerhaufen befehligte; während die andern Armeen des Königs Niederlagen erlitten, allein sieghaft; selbst nach beendigtem Feldzug noch bei der Hand, indem er die Tochter des böhmischen Chagans, die Braut des Mährenfürsten, auf der Fahrt zum glänzenden Hochzeitsfeste erlauerte, nach Zersprengung des Geleits sie und unendliche Schätze gewann, und also durch sein kühnes, bald durch ganz Europa gerühmtes Wagstück dem deutschen Sprichwort: „Wer das Glück hat, führt die Braut heim" den Ursprung gab. Auch den König Arnulf begleitete Arno in den Slawenkrieg, den Chagan Zwentebod bis tief in das Meissnische treibend, jedoch für seine Person ohne das alte Glück, da er nach seines Kundspruchs Worten die Kurzweil mit der Haut zahlte. Eine slawische Horde drang am Margarethentage 891 dort in das Frankenlager, wo man eben Messe las, und erschlug, nach vollbrachter That schnell sich zurückziehend, die Nächsten am Altare, darunter den Bischof Arno. Sein Leichnam wurde nach Wirzburg, sein Namen

unter die Heiligen versetzt. Außer dem Kriegsruhm des Kirchenvorstandes erzählt die Chronik vom neunziger Hungerjahr, von unübersehbaren Zügen von Heuschrecken zur Sommerszeit und darauf folgender unbeschreiblicher Winterkälte, von Pest und Sterben eines Drittheils der Bevölkerung, zu allem Ueberflusse noch von innerem Kriege, von dem blutigen Kampf um das erledigte Grabfeld zwischen Poppo, dem Graven des Tullifelds und dem Ipfgaugraven Egino, von des dicken Karl vergeblichem Friedensgebot und Poppo's zweimaliger Niederlage. Mitergriffen und gebeugt, im Ganzen mehr gewinnend als verlierend durch jene Ereignisse, breitete sich das wirzburger Bisthum durch Franken aus. Arno's Waffendienst brachte reiche Feindesbeute und Landgeschenke dankbarer Könige; Verlust an inländischem Volk ersetzte fremder Zufluß. Von den Sachsen und Slawen, die weiland Kaiser Karl gewaltsam verpflanzt, wanderten nun Viele freiwillig nach Ostfranken. Jene gründeten die ihren Namen tragenden Dörfer und Höfe, die noch nicht aus Tagen Karls bekannt; Diese die zahlreichen Orte jenseits des Steigerwaldes und der Frankenberge, bei denen sich das Wort Wind das heißt Wende findet. Für beiderlei unchristliche Ansiedler waren von der königlichen Regierung Kirchen und Schulen angeordnet, und die ostfränkischen Bischöfe als Oberaufseher bestellt. Das Seelsorgeramt schied sich nicht von der Finanzverwaltung, das Sittengericht über die Pfarrgemeinde nicht von der Ortspolizei. Den eifrigen Bischöfen, die in kurzer Zeit vierzehn Kirchen*) unter den Slawen gebaut, schenkten die Frankenkönige alle Zehenten, Gefälle und Höfe daselbst, die Ansiedler aber, als Neubekehrte bigott oder dankbar für die mit dem Christenthume verbundenen Cultur- und Kunstvortheile, für den besser erlernten Feld-, Obst-, Wein- und Häuserbau, Gewerb und Handelschaft, vergaben freien Willens Viel von ihrem Eigenthum an die Kirche, bald die fromme Gewohnheit in eine gesetzliche Dienstbarkeit gekehrt sehend, als man sie im Verlauf der Zeit nicht mehr für Unterthanen, sondern für Knechte oder gar nach Römerbrauch für verkäufliche Waare hielt, als das Wort Sklave, ursprünglich Slawe, seine jetzige Bedeutung bekam.**) Die Pfarreien, in denen

*) Außer den 8 genannten noch Höchstädt, Lonnerstadt, Geiselwind, Mühlhausen, Wachenrod und Burgbaßlach.

**) Schon die erste gesetzliche Dotation einer slawischen Pfarrei bestand aus 90 Morgen Feldes und 6 Zinsbauern. Das freiwillige Reichniß betrug oft das Dreifache; die Leibeigenschaft wandte ohnehin alle liegende und fahrende Habe der Herrschaft zu.

freie Franken saßen, waren anfangs arm; hier wußte man durch Schautragen der Armuth das öffentliche Mitleid reg zu erhalten, oder von der fröhlichen Stimmung bei festlichen Gelegenheiten Nutzen zu ziehen. Man feierte den Tag des h. Martin, des Patrons der mainzer Erzkirche, dessen Namen auch in Frankonien viele Kirchen trugen, man feierte andere und viele Heiligentage, woraus erst der Brauch und dann die Abgabe der Martinsgänse, Martinshühner, Lammsbäuche, Fastnachts- und Ostergaben und dergleichen mehr floß. Der Wohlthätigkeitssinn artete bei Einigen in eine Art schwärmerischer Begeisterung aus, bei Andern wirkte die Furcht vor dem Nichtsegen der Geistlichkeit und dessen irdischen und ewigen Folgen. Das schon erwähnte königliche Geschenk der Osterstufe, von Arnulf neu bestättigt, lieferte den ganzen jährlichen Landestribut, der bisanher die Schatzkammer auf der Karlsburg gemehrt, an die Kirche. Geistliche, damals die einzigen Gelehrten und Künstler, waren Lehrer und Erzieher der Könige und Prinzen; aus Dankbarkeit, aus Mangel an Auswahl wurden sie mit den wichtigsten Staatsämtern und Gesandschaften an auswärtige Höfe betraut. Mancher fränkische Bischof stammte aus fürstlichem Geblüt, und wußte sich das mit dem Schwert zu holen, was andere Vor- und Nachfahrer als kluge Vermittler im endlosen Parteikampfe der weltlichen Großen verdient.

Der beiden ersten Gravenhäuser in Ostfranken ist früher gedacht worden. Ein Bruder jenes Poppo, der so unglücklich gegen Egino stritt, war Heinrich, Gaugrav im Radenzgau, Grabfeld und Volkfeld, Markgrav wider Sorben und Wenden, ein berühmter Kriegsmann, auch Oberfeldherr der im Jahre 886 vom dicken Karl bei Paris gegen die Normannen gesammelten Streitkräfte, als welcher er, entschlossen zu einer baldigen Entscheidungsschlacht, bei Erforschung der feindlichen Stellung mit seinem Roß in eine verdeckte Grube stürzend, von einer herbeieilenden Normannenschaar umringt, und sammt Egino, dem Besieger seines Bruders, erschlagen ward. Er hinterließ aus der Ehe mit Baba, der Tochter des Sachsenherzogs drei Söhne, Erben seiner Macht und Heldenstärke, Adelbert, Heinrich und Adelhard. Als Zeitgenossen von Diesen lebten die vier ostfränkischen Graven oder sogenannten hessischen Brüder Konrad, Gebhard, Eberhard und Rudolf, Blutsfreunde der Karolinger, deren Dritter im Jahre 889 vom neuen König Arnulf um der Verwandtschaft oder früher geleisteter Dienste willen mit dem stattlichen Königshof Krautheim im Volkfeld belehnt, und dadurch Nachbar, wo nicht Gerichtsunterthan der Babenberger

ward. Diese erste Gelegenheit zur Spannung steigerte sich, als der König, dazumal noch ohne eheliche Nachkommenschaft, die Thronfolge seinen beiden außerehelichen Söhnen zu sichern, und dafür die Großen des Reichs zu gewinnen strebte, die Babenberger aber mit ihrer Zusage erst zauderten, dann sie bedingungsweise gaben, so, daß Arnulf erzürnt nicht ihnen, sondern Eberharden, dem Herrn von Krautheim, das durch Heinrichs Tod erledigte Richteramt über das Volkfeld verlieh. In jenem Lager, wo kurz hierauf Bischof Arno unter dem Schwert der Slawen fiel, befehligte der mehrerwähnte Poppo, Adelberts und seiner Brüder Oheim, als Oberster; der Verdacht, durch Unachtsamkeit oder Absicht den Einfall des Feindes nicht gehindert und so den Tod jenes brauchbaren Mannes verschuldet zu haben, zog ihm den Zorn des Königs und eine schwere Untersuchung zu; er verlor alle seine Aemter und Würden, und diese empfing Konrad, der Aelteste der hessischen Brüder. Endlich ward der Jüngste derselben, Rudolf, an Arno's Statt zum Vorsteher des Bisthums Wirzburg ernannt. Diese Ursachen und mehr noch die Sinnesart des neuen Bischofs, von dem die Chronik schreibt, daß er an Vernunft und Witzen schmal, aber feist an Hochmuth und Pracht gewesen, die Ausdehnung des Sprengels durch der Graven Land, die Aufsicht über die Slawenkirchen im Radenzgau, die so häufige nachbarliche und dienstliche Berührung jeder Art erweckte Leidenschaften auf beiden Seiten; nur die Scheu und Ehrfurcht vor Arnulfs gewaltigem Kaiserarm preßte die auflodernde Flamme in ihren Schlund zurück. Als aber das Reichsoberhaupt kränkelnd aus dem erstürmten Rom, wo er die Freude der Kaiserkrone und wahrscheinlich auch welsches Gift gekostet, in die Heimath kam, und bald unrettbar auf dem Siechenbette niederlag: da brach der langverhaltene Grimm in alle Schrecknisse eines innern Krieges aus; die beiden jüngern Babenberger Heinrich und Adelhard verheerten auf eine furchtbare Weise das Bisthum Wirzburg, und der Bischof sammt seinen Brüdern befolgten im Gebiet der Gegner getreulich deren Beispiel. Wechselseitige Erschöpfung oder sonst ein Vermittler bewirkte einen zweijährigen Stillstand.

Unterdessen war der gewaltige Arnulf zu Oettingen seinem Geschick erlegen (899), und ihm sein einziges siebenjähriges schon im Jänner 900 zu Forchheim gekröntes Söhnlein, Ludwig das Kind genannt, unter Vormundschaft Otto's des Herzogs von Sachsen und des mainzer Erzbischofs Hatto in der Regierung Germaniens gefolgt. Da loderte im Jahre 902 abermals die Kriegsflamme in Frankonien auf; die drei

Babenberger zogen wider den Bischof und dessen Brüder. Diese aber, wohl vorbereitet, empfingen den Stoß, und warfen unter furchtbarem Blutbad ihre Gegner. Von diesen entkam nur Adelbert nebst wenigen Mannen durch die Flucht; Heinrich ward im Kampf erschlagen, Adelhard nach demselben gefangen, und auf des rachedurstigen Gebhard Befehl enthauptet; denn auch die Wirzburger hatten einen Verlust zu bedauern, den des männlichen Eberhard, der mit Wunden bedeckt unter Hügeln Erschlagener versunken, dann noch athmend aufgefunden, kurz danach auf seinem Landgut Krautheim verschieden war. Der gerettete Adelbert verbrachte den Winter auf Babenberg nicht unthätig. Er schloß insgeheim ein Bündniß mit den castellischen Graven Ernst und Egino II., warb Volk, überraschte mit Anbruch des Frühlings seinen nächsten Feind, den Bischof. Rudolf mußte fliehen, Wirzburg fiel; auf unerhörte Art sollten Stadt und Land den Tod von Adelberts Brüdern büßen; darauf nahm der Sieger der Wittwe Eberhards ihre Güter im Spessart. Rudolf, an den Hof des Königs fliehend, bewies den Landfriedensbruch; die Regierung sandte Truppen gegen den widerspenstigen Graven. Aber Adelbert entkam mit einer Schaar unvermerkt aus der belagerten Burg, und fiel niedermetzelnd den Belagerern in den Rücken. Jetzt brach der junge König persönlich auf, besetzte die babenbergischen Güter am Main, und berief alle Großen des Reichs zu einem Gericht in das Schloß Theres. Die Versammlung urtheilte nach fränkischen, schwäbischen, bajerischen und sächsischen Rechten, und erklärte alle Kronlehen Adelberts und seiner Bundesgenossen für heimgefallen dem König. Darauf begab sich der Bischof von Wirzburg in einem feierlichen Geleit geistlicher und weltlicher Herren vor den Thronstuhl, und bat um Entschädigung für das arg beschädigte Stift. Er erhielt die ihm nahgelegenen Dorfschaften Prosselsheim und Frickenhausen nebst andern Gütern. Der Babenberger verschloß sich scheinbar ruhig in seine starkbefestigte Stammburg; der König ging ins Bajerland. —

Schon im Jahre 905 reifte des Graven Racheplan. Durch geheime Unterhandlung hatte er die beiden lotharingischen Graven Matfried und Gerhard zu einem plötzlichen Einfall in die Moselbesitzungen der hessischen Brüder verlockt; Konrad, der Aelteste derselben, der bisher immer dem Babenberger mißtrauend, ein namhaftes Heer bei Fritzlar versammelt hielt, mußte mit dem besten Theil desselben seinen gleichnamigen Sohn, den nachmaligen König, zum Schutz seines Eigenthums nach Lothringen senden; mit einem andern Theil zog sich Geb-

hard, den Babenberger beobachtend, in die Wetterau; der Bischof bewachte die Bisthumsmarken. In diesem günstigen, also berechneten Augenblick bewegte Adelbert seine gewaltige Heeresmacht scheinbar auf Gebhard, den am meisten verhaßten Gegner, den Mörder seines Bruders; wandte sich aber schnell von da ohne Angriff rechts hinauf wider Konrad, seiner Gegner Tüchtigsten. Am siebenundzwanzigsten Hornung sah er ihn von Angesicht. Umsonst ersann dieser Unerschrockene sogleich einen Schlachtplan, und schichtete seine Schaar in drei Treffen: die beiden ersten kehrten den Rücken. Umsonst bat, beschwor sie der Feldherr, an Vaterland, Weib und Kind zu denken, er selber wolle ihnen voran ein redliches Beispiel geben: die Fliehenden hörten ihn nicht. Da stellte er sich an die Spitze eines ihm und sich treugebliebenen Haufens wider die offenbarste Uebermacht. Fürchterlich rang die Verzweiflung mit der Rachgier; schon im ersten Anlauf starb Konrad den Heldentod. Die meisten Konradinger folgten ihrem Führer. Drei Tage weilten die Sieger unter Mord, Brand und Raub im Lande Hessen; darauf geleiteten sie die unermeßliche Beute nach Babenberg. Nach ihrem Abzug holten Konrads Wittwe und Söhne dessen Leichnam und beerdigten selben in der Klosterkirche zu Weilburg, „stillen Schmerzes, sonder laute Klage;“ als Tapfrer und tapfrer Hand zu fallen, galt damals noch für die schönste Todesart.

Der gewaltsame Tod seiner Vettern Eberhard und Konrad, der Weh- und Racheruf der überlebenden Gebhard und Rudolf, die ränkesüchtigen Einflüsterungen des mainzer Erzbischofs Hatto und anderer auf Adelberts Ruhm neidischer, auf dessen Besitzthum gieriger Vasallen, endlich der offen das Knabenregiment verachtende Trotz des Graven selbst hatte das Herz des zwölfjährigen Königs zu hohem Zorn entflammt; er verließ Bajern und zog eiligst Franken hindurch nach Tribur zu dem dorthin für alle Volksvertreter angesagten Reichstag. Adelbert, zur Verantwortung auf die Anklage des Majestätsverbrechens vorgeladen, erschien nicht; zu seiner Gefangennahme bot der König die gesammte germanische Waffenmacht, den Heerbann aller Gauen auf. Der zum andermal eng eingeschlossene Grav vermied Ausfall und Treffen, seine Burg stand unersteiglich. Aber eben so fest schien der Vorsatz Ludwigs oder seiner Rathgeber zu stehen, vor deren Fall oder Uebergabe nicht vom Platz zu weichen. Hievon durch Hatto benachrichtet, verließ Egino, der Grav des Ipfgaus, mit seiner Mannschaft den Schwager und Bundesgenossen. Mit dem verlassenen demohngeachtet noch unentmuthigten Mann unterhandelte jetzt der Erzbischof

und verlockte ihn zu freiwilliger Unterwerfung, zu einer Reise in das königliche Hauptquartier zu Theres. Was jetzt geschah, erinnert an den täglichen, schmählichen Eid-Mißbrauch unter den Merowingern. Einig ist man über Zeit, Ort und Art des Todes, einig auch über einen von Hatto geübten mörderischen Betrug; nur über Nebenumstände weichen die Chroniken ab. Der gleichgültigste Autor erzählt: Schon sei der sich demüthigende Grav durch seiner Freunde Fürwort — der greise Sachsenherzog Otto, Ludwigs anderer Vormund war Adelberts Oheim — im königlichen Rath begnadigt, und mit dem jugendlichen Reichsoberhaupt versöhnt gewesen, als auf des Mainzers Anstiften ein grävlicher Unterthan gewisse hinterlistige Absichten seines Herrn und die damit zusammenhängenden heimlichen Bewegungen auf Babenberg dem erschrockenen Knabenkönig angezeigt, und dadurch Adelberts augenblickliche Verhaftung und bald folgende Hinrichtung veranlaßt habe. Die andere Sage aber, die sich Jahrhunderte lang im Munde des Volks und bei anderen Chronikschreibern erhielt, ist diese: Hatto mit Vorwissen des Königs ritt unter der Larve eines alten Freunds in die Burg des Graven, der ihn auf das Herzlichste willkommen hieß. Beim nächtlichen Gelag offenbarte der Priester den Grund seines Kommens, belehrte den Graven über seiner Gegner große Macht, zeigte ihm bei fortgesetzter Hartnäckigkeit seiner im Königslager befindlichen, heimlichen Freunde Unmacht und sein unausbleibliches Verderben, dagegen bei schneller Reue und Unterwürfigkeit allen Vorschub, Verzeihung und der königlichen Gnade Wiederkehr. „Wenn aber, wendete der Grav ein, der König bei seinem Zorn verharrt, und meine Freunde schweigen, oder ihre Bitten umsonst verschwenden, wie dann?" Da schwur der Erzbischof einen hohen Eid, ihn so frisch und wohlbehalten nach Babenberg zurückzuführen, wie er jetzt ihn herausgeführt. Das genügte dem Graven zu voller Sicherheit; er bereitete sich bei Tagesanbruch zur Reise in das Lager. Vorher lud er seinen Gast zum Frühstück; der aber entschuldigte sich mit seinem angewöhnten Nüchternsein. Wie nun Beide zusammen ritten, der Stätte nah, wo das Dorf Trunstadt der Main begrüßt, stellte sich Hatto unwohl vor Hunger und sprach: „Es sollte Niemand ausschlagen, was ihm aus Freundschaft geboten wird; wäre ich noch einmal in der Burg, ich wollte meinen Leib besser berathen." Der gefällige arglose Grav bot, weil Babenberg noch nahe und Theres für eine Tagreise nicht allzuweit sei, seinem Gast die Heimkehr an. Sie frühstückten demnach auf Babenberg, und zogen zum andernmal aus dessen Thoren. Beim Ein-

tritt in das Schloß Theres ward der staunende Grav sogleich umringt, gefesselt und vor das seiner harrende Gericht geführt. Dieses verurtheilte ihn zum Tode. Jetzt wandte sich der Bedrängte zum Erzbischof, und mahnte ihn laut an das gegebene Wort, an die verheißene Fürsprache und frei Geleit; doch der Hohnlachende bewies ihm, wie er seine Zusage wohl gehalten, und schon einmal — mehr habe er nicht versprochen — den Graven unversehrt in seine Väterburg zurückgeführt. Wie nun Adelbert in dieser Schlinge sich gefangen und den unvermeidlichen Tod vor Augen sah, rief er: „Treuloser, meineidiger Pfaff! auf eine schändliche Art betrügst du mich heute um mein Leben. Wohlan! ich sterbe; an dir aber, das glaube nur, wird Gott mich bald und sichtbarlich rächen." Darauf, es war ein Freitag zu Beginn des Herbstmonds, ward der gefesselte Grav in einen Kreis des versammelten Heers geführt, und nach öffentlich verlesenem Urtheil durch das Schwert enthauptet. Das Schloß Theres verwandelte man in ein Kloster; in dessen Kirche ward der Leichnam des ehemaligen Burgherrn beigesetzt. Nach diesem verabschiedete Ludwig den Heerbann, zog mit geistlichen und weltlichen Herren zu dem Hoftag nach Forchheim, und theilte dort den Nachlaß des Gerichteten. Den Radenzgau sammt Babenberg behielt der König für sich; mit dem anstoßenden Nordgau belehnte er den Bajernherzog Luitpold, einen Mitwissenden um Hatto's Schandthat; mit dem Grabfeld den jüngern Poppo, einen Vetter Adelberts. Andere Fürsten, darunter der wirzburger Bischof, wurden mit einzelnen Gütern bedacht. — Des Babenbergers glänzender Heldenruhm und die schwarze Handlung des Mainzers lebte noch lange fort in den Liedern des ostfränkischen Volkes; eines derselben vergleicht den Bischof mit der giftigen Schlange, die aus der Tiefe ihr stärkeres Opfer mordet; den Graven aber mit dem hoch doch unglücklich strebenden Wundervogel, den er in seinem Heerschild trug, mit dem blauen Adler im goldnen Feld.

XIV.

König Konrad.

Den Fall des Babenbergers überlebten dessen Feinde (mit Ausnahme Hatto's, der nach einer Volkssage im hohen Alter vom Blitz erschlagen wurde) nur kurze Zeit. Bischof Rudolf und Ludwig das Kind starben in den Jahren 908 und 911; der Bajernherzog Luitpold und Gebhard, der letzte der hessischen Brüder fielen unter dem Schwert der Magyaren, der Abkömmlinge oder Nachfahrer der Hunnen und Awaren, welche seit Arnulfs Tod, der sich einst mit ihnen gegen die Slawen verbündet, Deutschland, besonders Franken*) heimsuchten (achtzehnmal in dreiundfünfzig Jahren), und überall den Schrecken der Vernichtung verbreiteten. Man predigte damals über den Bibeltext „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist"; die Schöpfung Karls bot ein bejammernswerthes Bild. Neben den furchtbaren Greueln der äußeren Feinde, nirgends ein Anhalt im Innern, kein Geld, keine Ordnung, kein Gemeinsinn; selbst der gute Wille fehlte. Der bajerische Herzog Arnulf, Luitpolds Nachfolger, unterhandelte, um sich unabhängig zu machen, mit den Magyaren; Erchanger und Berthold, die königlichen Kammerboten oder Statthalter Allemanniens, des Bajern Schwäger, beabsichtigten gleichfalls ein unabhängiges Herzogthum; die Lothringer ergaben sich an Frankreich, wo noch etliche Jahrzehnte karolingische Fürsten herrschten. In dieser argen Noth ward das deutsche Reich durch augenblickliches Zusammenhalten seiner zwei stärksten Glieder, der Franken und Sachsen, gerettet. Die Franken boten Otto dem Erlauchten, dem weltlichen Reichsverweser die Krone an; dieser aber schlug den Franken Konrad, den Sohn des in der babenberger Fehde gefallenen gleichnamigen Vaters, zum König vor, welchen sogleich beide Stämme anerkannten. Er ergriff das Steuer des sinkenden Reichs, und rettete es durch festen Muth und kluge Mäßigung vom Untergang.

---

*) Ein Feld zwischen der Stadt Wirzburg und dem Kloster Himmelspforten, wo sich dieselben verschanzt hatten, heißt noch der Hunnengraben.

Konrads achtjährige Regierung zeigte wenig äußern Erfolg, nachdem die beste Absicht mit Geringfügigkeit der Mittel zu kämpfen hatte. Der bajerische Herzog, der Freund der Reichsfeinde, mußte wohl zweimal aus seinem Lande flüchten, und die beiden Statthalter von Schwaben, auf einer Reichs- und Kirchenversammlung geächtet, verloren die Köpfe durch Henkershand: dagegen konnte den hunnischen Verheerungszügen nur schwacher Einhalt geschehen, und mit Heinrich von Sachsen, dem Sohne Otto's, gab es wegen Besetzung des Herzogthums Thüringen, welches dieser für sich in Anspruch nahm, blutige Fehde. Konrads Laufbahn ist wie die Radulfs der bescheidene, jedoch nicht minder achtungswerthe Vorläufer einer größern Erscheinung; zum Ersatz für solche undankbare Stellung wiegt seine Todesstunde das Leben hundert anderer Fürsten auf. Er lag zu Limburg an der Lahn von einer Wunde aus dem Magyarenkrieg auf dem Krankenlager. Die Häupter der Franken umstanden ihn voll ungeheuchelten Kummers, den nur der Anblick des Helden Eberhard, des königlichen Bruders, der weinend zu den Füßen des Sterbenden ruhte, einigermassen zu mildern schien. Konrad erhob sich auf dem Bette; in der Versammlung langsam und feierlich umherblickend, begann er mit brechender Stimme: „Mein Leben geht zur Neige, das Scepter fällt aus meiner welken Hand. Entehrt und sorgenschwer habe ich es empfangen; ich kann es mit Ehren als reines Gut meinem Nachfolger geben. In diesem den Würdigsten der Nation zu bezeichnen, sei mein letztes Werk!" Da richtete sich Eberhard empor, und kniete vor dem aufrecht sitzenden Bruder, und die Männer umher schloßen den Kreis enger, harrend des Winks, dem künftigen Oberherrn zu huldigen. Konrad aber sammelte seine letzte Kraft; mit dem Hervorbruch eines außergewöhnlichen Gedankens jedes andere Gefühl niederhaltend, sprach er zu Eberhard: „Wohl gebieten auch wir, mein Theurer, über große Mittel, und in der Vaterlandsliebe erkennt der Franke keinen Vormann. Darum verwalteten bis jetzt unsere Stammgenossen*) das Reich. Wohl bist auch du Bruder! des Landes und der Ahnen werth und stark genug, als Oberherr die Hoffnungen zu zeitigen, die du in deinen bisherigen Thaten ausgesäet hast. Darum stehst du hoch in meinem Herzen,

*) Mütterlicher Seits. Konrads Urgroßmutter Gisela, welche den ostfränkischen Graven Eberhard ehlichte, war Ludwigs des Deutschen Schwester, des Frommen Tochter und Karls Enkelin. Aus dieser stammten Judith und Hedwig, erstere dem Frankengraven Werner, dem väterlichen Großvater Konrads vermählt, letztere Otto's des Erlauchten Frau und Heinrichs von Sachsen Mutter.

höher als alles bis auf eines, das Reich. Diese Mutter, die Jeden hegt und pflegt, gilt mehr als das beste einzelne Glied; sie verdient es, daß man in ihrer Sache auch immer nur zu ihrem Vortheil entscheide, und um ihrer Eintracht und Wohlfahrt willen die Stimmen der Dienstestreue, Freundschaft und selbst des eigenen Blutes verstummen mache. Ist mein Bruder unter Millionen der Zweite und mein Feind der Erste, so mag mir wohl die Entscheidung hart fallen, und das Herz erschüttern; allein die Wahrheit muß denn doch das Feld behalten, und dem Gegner vor dem Verwandten den Preis geben. Darum hört mich jetzt ihr Fürsten und Männer! Eberhard von Franken! steh auf, nimm Schwert und Krone, die heilige Lanze und den Purpurmantel, und trage dieses zum Sachsenherzog Heinrich! Sage ihm, der Tod und das Vaterland gleiche alle Zwiste aus, und als seinen Freund und Nachfolger grüße ihn der sterbende König. Möge er glücklicher und länger als ich, doch nur mit gleicher Liebe und Treue unserm deutschen Volk vorstehen! Diese Botschaft treu zu verrichten, gelobe mir bei Gott und deiner Ehre!" Da reichte, hingerissen von des Augenblicks Gewalt und vom erhabenen Gefühl der Entsagung, Eberhard dem Sterbenden die Rechte, der beruhigt nach dieser Bürgschaft, in seiner Haltung nicht mehr König sondern nur noch Mensch, von allen den Seinigen sich verabschiedete, und nach kurzem Gebet den Geist aufgab. Während der Umstehenden stummes Staunen in den lauten Ruf der Bewunderung überging, und das vor der Pforte jammernde Volk zur Königsleiche lockte, eilte Konrads Bruder mit den Reichsinsignien in das Sachsenland und unterwarf sich, der Erste huldigend, dem bisherigen Feinde. Dieser aber ward jener König Heinrich, welcher Ungarn und Normannen aus den Gränzen schlug, und mehr noch als durch gewaltige Siege durch Gesetz und Cultur das wiederaufblühende Deutschland hoch in der Achtung der Völker hob, ein großer, wo nicht der größte unter den fünfundfünfzig Königen Germaniens. So reifte Tugend aus der Tugend Samen.*)

---

*) Den argen Haß zwischen Franken und Sachsen zu schildern und dabei die Erinnerung an den volksthümlichen Babenberger aufzufrischen, läßt die Chronik den verhaßten Erzbischof Hatto mit einem abermaligen Schelmenstück auftreten, nemlich durch denselben ein kostbares, aber scharf vergiftetes Halsband dem Heinrich als ein Geschenk Konrads bringen, welches aber der vom Goldschmied gewarnte Sachse nicht annahm, vielmehr den Ueberbringer bös heimschickte. Deßhalb habe auch der nachmalige König von einer Salbung durch Hatto nichts wissen wollen. Auch eine Schlacht von Merseburg und einen Spottreim auf die dort besiegten Franken, (Ein' solche

XV.

Franken unter sächsischen Kaisern.

Ein Fingerzeig der Weltgeschichte, in der Natur dem kurzen Rauschen über Nacht geschwollener Bergwasser ähnlich, als Nutzanwendung für das Leben die Undauer zu großer Ungleichheit unter Gleichartigem lehrend, deutet auf das rasche und zuletzt spurlose Vorübergehen übermächtiger Geschlechter. Die Merowinger, die Karolinger, die Radulfiden und Salier unter den Franken begannen groß, und endeten klein, wenigstens nicht nach Maßgabe des Ursprungs; solchem Wechsel erliegt auch die Regierung der fünf sächsischen Kaiser, wovon der fünfte, genannt Heinrich II., kaum mehr als den Namen seines Ahnherrn, des ersten Heinrich geerbt hatte. Die Boten, welche dem von Konrad vorgeschlagenen König die Wahl oder Bestättigung der in Fritzlar versammelten Reichsstände hinterbrachten, sollen ihn beim Vogelheerde getroffen haben, und von da dessen Beinamen „Finkler“ entsprungen sein. Eine Salbung oder Krönung, welche der Erzbischof von Mainz anbot, (wie schon angedeutet) erklärte der neue König für entbehrlich. Darauf ging er mit Eifer an sein schweres Werk. Nur die beiden Hauptvölker Deutschlands, die Sachsen und Franken hatten ihn gewählt; Schwaben und Bajern mußten durch Waffenlüpfen zur Anerkennung gezwungen werden. Dasselbe ernste Auftreten riß Lothringen von Frankreich ab. Tüchtige Männer erhielten wichtige Stellen, so die Pfalzgravschaft in Achen, das Oberrichteramt, vor welchem auch der König Recht nahm, der berühmte Eberhard, Konrads Bruder und Testamentsvollstrecker, das erledigte Herzogthum Schwaben Hermann von Franken, Sohn des von der babenberger Fehde und dem Hunnenkriege her bekannten Graven Gebhard, die Gränzhut gegen Westfranken

---

Höhle find't man kaum, wo soviel' Franken haben Raum) erzählt die Chronik, desgleichen eine Kriegslist des mit Heinrich verbündeten Grafen von Wettin, welcher, als der von Konrad in der Burg Gruna belagerte Heinrich bereits capituliren wollte, ins Verhandlungszimmer trat, und seinen Freund fragte, wo er denn seine frischen Hilfsvölker unterbringen könne, worauf sofort die fränkischen Abgeordneten Furcht vor einem zweiten Merseburg bekommen, und ihre Leute die Belagerung aufgegeben hätten.

der rheinische Herzog Giselbert. Für die Geleitsschaaren, die allmälig den Heerbann*) verdrängt, ordnete Heinrich einen allgemeinen Landsturm. Wie selten ein großer Erfolg ohne alles Glück, mußte auch hier ein günstiger Zufall dem Verdienst zu statten kommen. Man fing einen angesehenen Magyarenhäuptling; für dessen Freilassung beschwor sein Volk einen neunjährigen Waffenstillstand ohne Tribut. Diese Zwischenzeit nützte Heinrich auf das Beste. Er übte das heerbannpflichtige Volk fleißig in den Waffen, führte anstatt des germanischen Keils, der gegen die leichten Hunnenreiter, gegen die schnell sich lösenden und eben so schnell im Rücken sich wieder sammelnden Schwärme nichts ausrichten konnte, eine bewegliche Schlachtordnung ein; als hauptsächlichstes Schutzmittel gegen den Reichsfeind jedoch erkannte er die deutschen Städte, indem er die bereits vorhandenen, von einem Erdwall und Graben umgebenen Hüttenhaufen mit steinerner Brustwehr, mit Thürmen und Mauern befestigte, und andere ganz neu gründete, wobei die klösterlichen Bauhütten hilfreiche Hand leisteten. In diese Vertheidigungsplätze mußte der neunte Mann der auf dem Lande wohnenden Edeln und Freien**) ziehen, unter einem königlichen Befehlshaber Vorrathshäuser und Wohnungen für das übrige, nicht im Heere befindliche Volk bereit halten, im Weichbild die Pflicht der Waffen thun. Zur bessern Aufnahme wurden in die Städte auch Volksversammlungen, Reichstäge, Gerichte und öffentliche Feste verlegt; die Könige selbst, die bisher auf Meierhöfen und alleinstehenden Pfalzen gehaust, bauten sich in ihnen Häuser. So entstand der Keim eines deutschen Bürgerthumes, welchem das Vaterland nicht nur Schutz und Rettung gegen die asiatischen und andere Feinde, sondern auch viele Segensgaben des Friedens, Handel und Gewerbe und einen

---

*) Heerbann und Gauverfassung war verschmolzen, der Herzog oder Missus regius ungefähr Generallieutenant in der Provinz, der oder die Graven Obersten, der Centgrav (Centenarius) Hauptmann. Das Abkommen der heimischen Gravenhäuser und das Aufkommen der Städte mußte natürlich diese Wehreinrichtung ändern.

**) Außer den Edeln (Leudes, Optimates), denen alle Staats- und Hofbedienungen offen standen, und den Freien (ingenui), welche bald den niedern Adel bildeten, kannte diese Zeit den Stand der Freigelassenen, der sich von dem Stand der Knechte (Leibeigenen, Slawen, Sklaven u. s. w.) nur durch bestimmten Dienst und gewissen Zins unterschied, während diese zu ungemessener Frohne und Abgabe verbunden waren. Erst die spätere Zeit findet diese Menschenklassen als Stadtbewohner.

großen Theil der Bildung überhaupt schuldet. Nach solcher Vorbereitung bekriegte und besiegte Heinrich Normänner und Dänen auf eigenem Gebiete; sein Volk an die neue Kriegsführung gewöhnend, und den Magyaren Freunde und Bundesgenossen nehmend. In den Landen der gleichfalls unterworfenen Slawen entstand eine Kette von Burgwarteien, für das ganze der Errungenschaft die Markgraventhümer Meissen, Nordsachsen, Schleswig, in welchen fränkische und sächsische Colonisten Wenden, Wilzen, Obotriten, Daleminzer, Redarier, Ukern, Haveller zu germanisiren beauftragt wurden. Als nun nach Ablauf des neunjährigen Vertrags Abgeordnete der Magyaren wieder Tribut forderten, konnte man ihnen getrost anstatt Goldes einen räudigen Hund vorwerfen. Ihre nunmehrigen Rachezüge nach Thüringen und Sachsen endeten mit wiederholten schweren Niederlagen, wobei Heinrich begeisternd an der Spitze seines Volkes stritt. Das deutsche Reich stieg aus der Tiefe der Erniedrigung auf den Höhepunkt des Ruhmes. Sein großes Oberhaupt aber starb nach achtzehnjähriger Regierung 936, sechzig Jahre alt. Vier Jahre war ihm der Vorsteher des ostfränkischen Bisthums, des immer noch einzigen Repräsentanten der Landschaft, Wirzburgs eilfter Bischof, Dietho von Castell, vorausgegangen. Er hatte während vierundzwanzigjähriger Bisthumsverwaltung (908—932) die schon gekannten Thaten der Könige Konrad und Heinrich, für sein Stift anselhliche Schankungen von Beiden,*) dann aber auch den zweiten Brand des wirzburger Domes (922) und die harten Winter 926 und 928 erlebt.

Dietho's Nachfolger im Bisthum trug den Namen seines ersten Bischofs. Ein geborner Grav des Grabfelds, dann Abt des Klosters Hirschau, Mitglied der erfurter Kirchenversammlung, die 932 vor dem hunnischen Einfall auseinanderstob, sah er im vierten Jahre seiner Verwaltung Otto'n den Ersten den deutschen Thron besteigen. Magyaren und Wenden meldeten sich, innere Fehden tobten; doch nur eine derselben berührte das eigentliche Frankenland. Eberhard der öfters gerühmte, ohne seines Bruders große That jetzt selbst König, vom glücklichen Nebenbuhler Heinrich mit dem ersten Reichsamte begabt, mochte sich nicht leicht unter den hochfahrenden Herrscherstolz des Sohnes beugen. Er der Pfalzgrav hatte eine Fehde mit einem sächsischen

---

*) Von Jenem das Slawendorf Vieret am Main, von Diesem den Zoll wegen der Rednitzwenden. Konrad erwies sich noch besonders freigebig gegen die Kirchen Fulda und Schwarzach.

Häuptling abzumachen, und mit Umgehung des königlichen Gerichtes des Gegners Schloß verbrannt: dafür legte ihm Otto eine Buße von hundert Pferden auf, und seine Hauptleute mußten nach damaliger Art am öffentlichen Orte Hunde tragen. Da verband er sich mit Tankmar, einen unzufriedenen Halbbruder Otto's, und eroberte Dörfer im Sächsischen. Aber Tankmar fiel in der von des Bruders Schaaren erstürmten Eresburg (938), und der von allen Seiten bedrohte Eberhard unterwarf sich dem König, doch nur zum Schein; denn schon hatte er Otto's rechten Bruder Heinrich während dessen Gefangenschaft für sich gewonnen, und mit dem unzufriedenen Erzbischof von Mainz und dem gleichgesinnten lothringer Herzog Giselbert einen heimlichen Bund gemacht. Als Otto im nächsten Jahre mit den Franzosen am Rheine um Elsaß und Lothringen stritt, erhoben sich jene vier Unzufriedenen im Rücken, und zogen viele Leute des vor Breisach gelagerten Königs an. Schon rieth mancher Rath Otto's zur schnellen Flucht; da überfielen zwei ostfränkische Graven Konrad und Utto, Söhne jener bekannten Gegner Adelberts von Babenberg, also Eberhards Blutsfreunde, dieser nahen Verwandtschaft uneingedenk, nur für die Ruhe des Reiches sorgend, den Vetter bei Andernach, und erschlugen denselben auf der Wahlstatt, während dessen Bundesgenosse Giselbert im Rhein ertrank, der Mainzer und Otto's Bruder aber sich der Gnade des Königs beugten 939. Dem Sieger Konrad, dem schönsten und tapfersten Helden seiner Zeit, welcher wegen eben so glänzender Geistesgaben bei seinem Volke der Weise hieß, gab der dankbare Otto das Herzogthum Rheinfranken und nach seines Bruders Heinrich abermaliger Rebellion auch Lothringen, endlich die Hand seiner Tochter Luitgarde, aus welcher Mischung fränkischen und sächsischen Geblüts das hohe Haus der Salier, dieser den Stamm überschattende Zweig der ostfränkischen Graven wuchs.

Frankoniens Bischofsstuhl ward sogleich nach Burghards II. Tod (941) vom König Otto mit seinem innigsten Freunde Poppo besetzt. Dieser ein Sohn des wirzburger Burggraven Otto*) war dem König im Rathe, was der ritterliche Konrad im Felde. Der für seine Zeit überaus gelehrte Mann, der die wirzburger Domschule zu hohem Flor brachte, und darin Schüler wie den h. Wolfgang, den Bischof von

*) Dieser Familie Häupter nannten sich damals ohne Zusatz Graven von Franken oder Burggraven von Wirzburg. Erst nach jenes Otto Tod 949, der seinen Nachlaß unter mehrere Söhne theilte, erhielt einer davon den bleibenden Namen Hennenberg.

Regensburg, den trierer Bischof Heinrich und andere Edle Deutschlands bildete,*) wurde bei jedem wichtigern Geschäfte verwendet. In dem neuen Kriege Otto's mit dem aufrührerischen Bruder Heinrich trug er wesentlich zur Versöhnung der Brüder und zur Belehnung des jüngern mit dem erledigten Herzogthume Bajern bei 946; er begleitete den König zwei Jahre danach auf dem berühmten Dänenzuge, der die zerstörte Mark Schleswig wieder herstellte, und in Jütland das Christenthum verbreitete; die Verhandlungen auf dem Concilium zu Ingelheim (deren Gegenstand die Händel zwischen dem reichen Franzosenherzog Hugo und Ludwig dem armen König Frankreichs) leitete fast ausschließlich Poppo. Nicht minder wirkte derselbe auf Otto's italischer Fahrt, welche dem König die Hand der schönen Wittwe Adelheid und an das deutsche Reich die langbartische Krone brachte. 951 und 52. Bei dem Aufstand der meisten Großen Germaniens gegen Otto's fühlbare Uebergewalt blieb er dem Freunde und Regenten treu 953, und weilte in dessen Lager bei der nächstjährigen weltbekannten Lechfeldschlacht. Den Zwist Otto's mit seinem ältesten Sohne Ludolf, der 957 in Italien starb, suchte Poppo vergeblich zu mitteln; dagegen rang er auf dem großen Reichstag in Wirzburg (960) mit Erfolg dafür, daß von den zahlreich anwesenden deutschen Fürsten ein Römerzug beschlossen, und des Königs gleichnamiger zweiter Sohn, der sechsjährige Otto, zu einem König der Franken in Deutschland unter Vormundschaft ernannt wurde. Da der wirzburger Reichstag nicht alle zur Sprache gebrachten Angelegenheiten erledigen konnte, beraumte man dessen Fortsetzung für den nächsten Frühling nach Regensburg. Bischof Poppo alt und krank bat den König um Urlaub, und verhieß die Sendung tüchtiger Stellvertreter; Otto aber, seine schriftliche Einladung erneuernd, erklärte mit beweglichen Worten, daß er einen so verständigen und erfahrenen, vor andern Fürsten brauchbaren Mann bei einer wichtigen Verhandlung nicht missen könne. Poppo, königlicher Wohlthaten eingedenk, — Otto hatte kürzlich in Wirzburg (957) die alte Abtei St. Peter wieder aufgerichtet, sechzehn Jahre früher das Reichslehen Nordheim im Grabfeld dem Stift gegeben, dazumal auch das Privilegium des Capitels zu freier Bischofswahl ausgefertigt*)

---

*) „Wiewohl man sagt, daß die wirzburger Schüler selten gerathen" setzt die Chronik bei.

**) Dieses wichtige Dokument trägt den Datum Salz (Salzburg) den 13. Dezember 941. Gerade vor 200 Jahren hatte auf der nämlichen Burg der Reichsverwalter Karlmann das fränkische Bisthum gegründet; die jetzige Urkunde, obwohl

— folgte dem Rufe seines Herrn, starb aber, ein Opfer seiner Diensttreue, gleich nach der Ankunft in Regensburg 961. Der nach Wirzburg geführte Leichnam ward daselbst in herkömmlicher Weise beerdigt.

Der Stern seiner Zeitgenossen an Ostfrankens weltlichem Himmel war schon sechs Jahre vorher verblichen. Konrad, der Weise, der bereits bekannte Held, blieb nach dem ersten italischen Kriege, als Otto Weib und Krone nach Deutschland führte, und ein deutscher Fürst nach dem andern mit und ohne des Reichsoberhauptes Willen in die Heimath ging, allein zur Hut des eroberten Landes zurück, und zwang den wieder das Haupt erhebenden Exkönig Berengar zu dem Pakt, sich nebst seinem Sohne zu jeder Zeit vor dem König Otto in Deutschland zu stellen. Die Königin Adelheid, noch wegen der früheren Gefangenhaltung durch Berengar zürnend, fand Konrads Verfahren nur zu gelind; sie vereitelte Berengars Unterwerfungsversuch in Magdeburg; erst das nächste Jahr in Augsburg konnte derselbe zu seinem italienischen Lehen gelangen. Diese weibliche Einmischung in eine Reichssache, die Blosstellung seiner eigenen Person, der als königlicher Stellvertreter dem Italiener einen bessern Erfolg zugesagt, verdroß den streng rechtlichen, dabei sich fühlenden Mann. Er verkehrte mit Ludolf des Königs Sohn erster Ehe, der gleichfalls mit der Stiefmutter unzufrieden, mit Arnulf, dem Pfalzgraven Bajerns, der seinen Herzog, Otto's bekannten Bruder Heinrich haßte, mit des Königs persönlichem Feind, dem mainzer Erzbischof. Ein innerer Kampf entsprang, unglücklich endigend für die Verbündeten; Arnulf blieb im Gefecht, der Mainzer starb gählings, Ludolf verlor das Herzogthum Allemannien, Konrad Lothringen.*) Das konnte den Letztern nicht besser für den König stimmen; jedoch eine erwiesene Unwahrheit ungeschickter Geschichtschreiber, die auch in manches bessere Buch überging, bleibt es, daß der beste Mann des Vaterlandes dessen Erbfeinde zur Rache rief. Schon im Jahre 954 waren die Magyaren, gelockt von

---

in erster Zeit von Kaisern und Päpsten mehrmals umgangen, ward eines Staates Stiftungsbrief.

*) In Ober- und Niederlothringen getheilt erhielt jenes einen Herzog Gottfried, dieses den rheinfelder Graven Friedrich zu Verwaltern und den cölner Erzbischof Bruno, des Königs Bruder zum Oberaufseher. Burghard II., der Schwiegersohn Heinrichs von Bajern, wurde Herzog von Schwaben, Hermann Billung, Otto's Feldherr, Herzog von Sachsen, endlich des Königs Bastard Wilhelm mainzer Erzbischof. Diese Familienpolitik hieß man Ottonismus.

Arnulfs erbitterter Familie, über den Voralberg und Oberrhein nach Lothringen und Frankreich gedrungen, und mit großer Beute und größerer Verheerung durch Oberitalien und Südtirol nach Ungarn zurückgekehrt. Das nächste Jahr sah ihren zahllosen Zug am Lech vor den Thoren Augsburgs. Otto eilte zum Schutz der belagerten Stadt herbei; die schon anwesenden Bajern stellte er in den drei ersten Haufen auf, die Franken unter dem verkannten Konrad im vierten, im fünften die Sachsen mit der heiligen Lanze und dem Reichspanier, im sechsten und siebenten die Schwaben; tausend Böhmen als achte Schaar deckten die Wagenburg. Das weite Lechfeld ward am Lorenztage zu einer Wahlstatt, wie seit der Hunnenschlacht an der Marne und dem Arabersiege Martells bei Poitiers keine mehr. Auch heute sollte Deutschland und Europa durch die Heldenkraft eines Franken gerettet werden. Schon war vom kühn sich schwenkenden Feind die Wagenburg genommen und von den fliehenden Böhmen der doppelte schwäbische Heerhaufen in die Fluth mit fortgerissen worden: da stürzte sich Konrad an der Spitze seiner Landsleute mitten in den Feind. Begeisterter Todesmuth durchbrach die siegestrunkene Gewalt; von den Franken an den Fluß gedrängt, in denselben gesprengt, verfielen die Magyaren dem in ihrem Rücken metzelnden Schwert der Bajern. Das von Schätzen und Gefangenen strotzende Feindeslager gerieth in die Hand der Sachsen; rings um es lag Fürst Toxis mit hunderttausend der Seinigen. Die vieljährigen, vielgefürchteten Hunnenzüge beendigte dieser außerordentliche Sieg; „doch auch den Sieger zählt man zu den Leichen." Als Konrad in der Hitze des Tages und Kampfes den Helm lüftete, ward er durch einen Pfeilschuß tödtlich verwundet. Den Leichnam des ehemaligen Gegners geleitete der auf dem Schlachtfeld als Kaiser begrüßte Otto, im Gefolge viele Edle Germaniens und die tieftrauernde Frankenschaar, zur stillen Heldenruhe nach Worms. Auf den nationalen Kampfspielen der Deutschen ward fortan dieses Konrads Namen voraus gerühmt; er hatte auf dem ersten Turnier, das noch König Heinrich zu Magdeburg veranstaltete, als bester Ritter den ersten Preis gewonnen, und darauf das zweite solche Fest in Deutschland auf eigenem Grund und Boden, nämlich zu Rotenburg an der Tauber im Jahre 941 abgehalten. Was man im Vaterlande groß und schön nannte, knüpfte sich noch lange Zeit an Konrads Gedächtniß; auch deutsche Minnesänger verherrlichten ihn.

König Otto, nach dem regensburger Reichstag seines von den Ständen gebilligten Planes voll — ihn rief nicht nur der Abfall des

Lehenskönigs Berengar nach Italien; auch die Bürger Roms und viele Kardinäle der römischen Kirche hatten ihn wegen arger Uebelthaten des Papstes Johannes XII. dorthin gerufen — sah sich vor Anderen veranlaßt, von seiner der fränkischen Mutterkirche gegebenen Freiheit Umgang zu nehmen. Poppo's des Ersten Tod erledigte zwei damals gleichwichtige Stellen, die eines königlichen Rathes oder Kanzlers und die eines Bischofs von Ostfranken, dessen priesterliche Gewalt seit Längerm mit der herzoglichen, wenn gleich ohne den Namen, vermengt worden war. Für beiderlei Bedarf hatte der König seinen und des verstorbenen Bischofs Neffen, den Sohn eines mit Otto's Halbschwester vermählten hennenberger Graven, des geistlichen Oheims Taufpathen und äußeres und inneres Ebenbild ausersehen. Denselben schlug er vom Reichstag aus dem wirzburger Domkapitel als Vorstand vor, welches ihn auch bereitwillig wählte. Gleich nach der Einsetzung eilte Poppo II. zum königlichen Heere, dem Versammlungsort neun andrer deutscher Bischöfe. Beim ersten Zusammentreffen, am Fuße der Alpen zerstreuten sich die Streitkräfte Berengar's; Otto wurde noch in diesem Jahre zu Mailand mit dem eisernen Königsreif der Lombarden, im Hornung des nächsten als Kaiser Roms gekrönt. Der geschonte Papst schwur dem Kaiser den Eid der Treue, der Klerus gelobte, künftig keinen Vorstand anders als in Gegenwart kaiserlicher Commission zu wählen. Bald aber reute es Johann, sich selbst einen Herrn gesetzt zu haben; er unterhandelte mit Deutschlands Feinden, mit Griechen und Ungarn, mit Berengar's Sohn Adelbert, als Otto zur Züchtigung des wieder auftauchenden Exkönigs nach Oberitalien gegangen war. Der Kaiser ging zurück nach Rom, welches der Papst nach grausamer Verstümmlung kaiserlich gesinnter Kardinäle verlassen hatte. Clerus und Volk klagten den Letztern als Säufer, Spieler, Flucher, als Kirchenräuber, Ehbrecher, Blutschänder, Mörder und Mordbrenner an. Man enthüllte alle möglichen Verbrechen des Trunks und der Geschlechtsausschweifung. Eine Versammlung deutscher und italienischer Bischöfe entsetzte den auf wiederholte Vorladung nicht Erschienenen; der neue Papst Leo VIII. erkannte in öffentlicher Feierlichkeit das Recht deutscher Kaiser, den Papst sowie die Erzbischöfe und Bischöfe des Reichs zu ernennen und zu belehnen. Das geschah zur Weihnacht 663. Zwei Tage nach Neujahr mußte der Kaiser mit einer Handvoll Deutscher gegen die zahllose Uebermacht des eidbrüchigen Volkes streiten. Den Tiberstrom schwellten Italienerleichen, der Kaiser selbst unterbrach zuletzt seiner Getreuen mörderischen Siegeslauf.

Die übergebliebenen Römer begnadigte er, um schon nach wenigen Wochen das großmüthige Lebensgeschenk schlecht belohnt zu sehen. Während des Kampfs mit Berengars und Adelberts Anhang in Oberitalien nahmen die Römer den entsetzten Johann wieder auf, der den Kaiser und alle Deutschen exkommunizirte, und den Papst Leo nebst dem Bischof von Speier und andern Priestern auspeitschen ließ; und als dieser Johann bald darauf bei einem Ehbruch vom erbosten Ehgatten getödtet worden war, machte schnell sein Anhang einen Papst Benedikt. Aber der Kaiser ward mit dem einen fertig wie mit dem andern; Berengar wanderte aus seinem bezwungenen Felsenschloß in das Exil nach Bamberg, und Benedikt büßte in Hamburg die Thorheit, den handfesten Gegner von den Mauern Roms herab, die dieser zu sprengen wußte, mit dem Bannfluch belegt zu haben. Nach zweijährigem Aufenthalte kehrte Otto nach Deutschland zurück, in seinem Gefolge als treu ausharrender Freund der wirzburger Bischof Poppo, dann Otto, ein anderer Vetter aus der Burg Hennenberg, des fränkischen Adels Mehrere, endlich auch Diethard, Abt des wirzburger St. Andreasstiftes jenseits des Mains, welcher als Augen- und Ohrenzeuge des Kaisers und der Deutschen Thaten in Welschland in einem eigenen Buche niederschrieb.

Auch in der Heimath diente der Bischof dem Kaiser fort. Otto's bekannter Bruder Heinrich, der unruhige, in neuerer Zeit nur so lange dem Bruder holde, als ihm die schöne Kaiserin Adelheid ihre Gunst bewahrte, sann auf Abfall. Eine Reichsversammlung beschloß, den Verdächtigen durch zwei Abgesandte, durch den wirzburger Bischof und den fränkischen Graven Gebhard, zur Verantwortung vorzuladen. Aber der verständige Otto unterhandelte mit dem Bajernherzog in der Art, daß dieser das Recht nicht abwartete, sondern sich vorher in des Kaisers Gewalt und Gnade gab. Otto's Familienvereinigungen zu Worms und Ingelheim fanden den Bischof als anwesendes Mitglied. Bei der Errichtung des magdeburger Erzbisthums und der Bisthümer Meissen, Merseburg und Zeiz, bei Besetzung des Fürstenstuhls von Lothringen und des cölner Erzsitzes, bei Gründung der nordischen Markgravschaften und Ernennung eines neuen Papstes an Statt des verstorbenen Leo bediente sich der Kaiser des guten Rathes seines Kanzlers; auf seinem dritten und letzten Welschlandszuge nahm er abermals den vielbewährten mit. 966. Dieser Aufenthalt der Deutschen in ihrem sogenannten Kirchhof umfaßt sechs volle Jahre. Innerhalb derselben vernichtet Otto die Ueberreste der berengarischen Partei, setzt

den von ihm ernannten Papst Johann XIII. in den Besitz seiner Würde, läßt seinen vierzehnjährigen Sohn Otto II. zum römischen Kaiser krönen, schlägt die Griechen oder Byzantiner, deren Kaiser ihn nicht anerkennen wollte, in Unteritalien, und erhält von dem freundlicher gesinnten Nachfolger Nikephors, Zimisces, die schöne Nichte Theophania für den Sohn zur Gemahlin. Beide Ottonen gingen anno 972 nach Deutschland zurück, wo im nächstfolgenden Jahre der Vater zu Memleben an der Unstrut starb — ein Fürst voll Verstand, Muth, Kraft und Ausdauer, von seiner Zeit, die wie manche andere nach dem Erfolg urtheilte, der Große genannt, ohne den Besitz der wahren Menschengröße seines Vaters Heinrich.

Der achtzehnjährige zweite Otto, der Halb- und andere Brüder überlebende jüngste Sohn Adelheids, Erbe väterlicher heftig durchgreifender Sinnesart und dennoch bei seiner Jugend dem Einflusse zweier Weiber, der Mutter und der Gattin untergeben, ehrte und beschenkte des Vaters treuen Rathgeber, ohne von dessen Weisheit und Erfahrung einen bekanntgewordenen Gebrauch zu machen. Im Jahre 976 verlieh er dem wirzburger Bisthum die reiche Pfarrei Forchheim mit allen dazu gehörigen Kirchen, Geistlichen, Zehenten, Dörfern, Gebäuden, Leibeigenen, Aeckern, Wiesen, Weiden, Fischereien, Zinsen, Gülten und anderen Nutzbarkeiten; drei Jahre später das bisher den Hennenbergern aufgegebene Reichslehen Stockheim vor der Rhöne; endlich in seinem Sterbejahr 983 seine in der Eigenschaft eines Frankenkönigs besessenen Güter im Saalgau. Die italische Mutter, die griechische Gattin hatten des Kaisers Herz seinem deutschen Vaterlande entfremdet. Nachdem er die Händel mit dem französischen Könige bald glücklich, bald unglücklich im Kampfe (er verbrannte die Vorstädte von Paris, wurde aber auf dem Rückmarsch an der Aisne geschlagen) zur Noth beigelegt, und nachdem er den Bajernherzog Heinrich II., den Sohn jenes seinem Vater Otto so feindseligen Bruders Heinrich, also den Blutsfreund als Rebellen in Utrecht eingesperrt, und das erledigte Herzogthum dem Schwabenherzog Otto verliehen, richtete er sein ausschließliches Augenmerk auf Italien, wo er sich eine zweite Heimath zu gründen dachte, jedoch sich bald in der Lage eines Stammes ohne Wurzel sah. Kein ihm ergebenes oder ergeben zu machendes Volk fand er dort, nur eine deutsche und eine römisch-griechische Partei, wovon die eine dem Kaiser so lange treu, als sie von ihm Vortheil zog, und die andere zu dessen Verderben nicht das verworfenste Mittel scheute. Diese ermordete den Papst Benedikt VII., und setzte dafür

Bonifaz VII., welchen die Kaiserlichen unter Einsetzung von Donus II. und Benedikt VIII. verjagten. Dort lockte man die Adelbertiner aus ihrem Verstecke; von hier aus gingen Mahnboten an den Kaiser. Zwei Jahre verbrachte Otto mit der scheinbaren Ordnung Ober- und Mittel-Italiens; als er Unter-Italien, damals im strittigen Besitze der Byzantiner und Sarazenen, der kaiserlichen Krone unterwerfen wollte, erlitt er vom verbündeten Feinde jedoch nicht durch dessen Macht sondern durch den Verrath welscher Freunde die furchtbare Niederlage von Basantello 982, wobei der Schwabenherzog Otto nebst einer großen Anzahl weltlicher und geistlicher Fürsten fiel, und Otto selbst nur wie durch Wunder das Meer erreichte. Von einem griechischen Schiffe, das ihn aufgenommen, um ihn gefangen nach Konstantinopel zu liefern, rettete er sich durch List und Muth; bei der calabresischen Küstenstadt Rossano, in der die Gattin Theophania weilte, ließ er seine Schätze durch in Mädchen verkleidete Jünglinge an Bord bringen, mit deren Hilfe er während der Theilungswuth der Griechen ans Gestade schwamm. Theophania's Freude schien größer über den Sieg der ehemaligen Landsleute als über des Gatten Rettung. Solche Strafe für Otto's Fremdenliebe rührte deutsche Herzen. Auf einem Reichstag zu Verona, wo der dreijährige mit dem Vater gleichnamige Sohn zum Nachfolger erklärt wurde, beschloß man kräftigste Unterstützung des Kaisers gegen Griechen und Araber, die Eroberung Siziliens; Franken, Sachsen, Schwaben und Bajern sandten zahlreiche Mannschaft, und das dankende Reichsoberhaupt dachte jetzt wieder an das langvergessene Vaterland:*) aber Kummer und Schaam über öffentlich vereitelte Hoffnungen, die zehrenden Gedanken getäuschter Liebe und verkannter Treue hatten eine von Natur starke Jugendkraft gebrochen; Otto starb Ende 983 zu Rom, wo er auf seinem Rächerzuge nach Unteritalien den kaiserlich gesinnten Papst Johann XIV. eingesetzt — in seinem Dasein nicht unähnlich einer deutschen Eiche, die im südlichen Sandboden wie minderes Gewächs verdorrt.

---

*) Vorzüglich an Franken und das Frankenland, dessen einflußreiche Stellung zum übrigen Deutschland der Kaiser für sein Interesse am meisten zu berücksichtigen hatte. In diese Zeit fällt die schon erwähnte letzte Beschenkung des wirzburger Bischofs; Otto von Franken, der Sohn des auf dem Lechfeld gebliebenen Konrad des Weisen, wurde Herzog von Kärnthen und Markgrav von Verona; das erledigte Herzogthum Schwaben erhielt Konrad, einer der fränkisch-hessischen Graven, die Ostmark über der Ens aber Leopold, ein Urenkel jenes enthaupteten babenbergischen Adelbert, der Stammvater der östreichischen Regenten bis 1246.

Otto III., das dreijährige Kind, war vom veroneser Reichstag aus durch den mainzer Erzbischof nach Deutschland geführt, und gleich nach angelangter Kunde von des Kaisers Tod zu Aachen gekrönt worden. Die Pflege übernahm der Erzbischof von Köln. Aber Heinrich, der seiner Haft entkommene Gefangene von Utrecht, erbeutete den Knaben, und forderte als nächster männlicher Verwandter die Vormundschaft, in seiner Partei die früher von ihm beherrschten Bajern, gegen ihn und für den ersten Pfleger das Sachsenvolk. Den Ausschlag gaben die Franken; sie zwangen den Prätendenten erst zu dem Versprechen, dann nach Zurechtweisung seines böhmischen Hilfsheeres zur wirklichen Auslieferung des gekrönten Kindes an Mutter und Großmutter, worauf Heinrich das Herzogthum Bajern zurückerhielt. So hatte des sterbenden Otto II. Aufmerksamkeit für diesen deutschen Stamm — kurz vor seinem Ende empfahl er noch seinen treuen Kaplan Hugo, einen geborenen Graven zu Franken, dem wirzburger Domkapitel als Nachfolger des gleichfalls todesnahen Poppo II. — dem unmündigen Sohn gute Früchte getragen. Des im Jahre 984 aus Italien kehrenden neuen Bischofs erste Handlung war die, daß er mit einer reisigen Schaar im Dienste der gesetzlichen Vormundschaft nahe bei Mainz die zwei Graven Dietrich und Wilhelm von Castell, Heinrichs des Bajern thätige Gehilfen, gefangen nahm, und gefesselt nach Wirzburg führte, wo ein in des Kaisers Namen niedergesetzes Gericht die Todesstrafe aussprach und vollziehen ließ. Im Uebrigen zeigte sich auch dieser fünfzehnte*) Bischof Wirzburgs wie seine zwei belobten stammverwandten Vorfahrer mehr den Geschäften des Friedens hold als dem Kriegshandwerk. Während andere Franken gegen aufrührerische Slawen und dänische Seeräuber an der Elbe und Weser zu Feld lagen, oder wegen Lothringens die Westgränze des Reichs hüteten, wo eben Frankreichs letzter Karolinger, der gleich einem Merowinger fainéant gescholtene Ludwig kinderlos gestorben war: reformirte Bischof Hugo in seiner Hauptstadt das gesunkene Andreaskloster, verpflanzte die Gebeine des Stifters Burghard dahin, nicht minder tüchtige Vorsteher aus dem schwäbischen Kloster Hirschau,**) und be-

*) Chroniker, welche in geschichtswidriger Pietät den h. Kilian zum ersten ostfränkischen Bischof machen, nennen Hugo den sechzehnten und so jeden andern um eine Zahl höher.

**) Eigentlich Hirsau an der Nagold, berühmt durch Klosterschule und Bauhütte, dessen Abt Wilhelm von Schyren, früher Werkmeister zu Regensburg, die

gabte es mit namhaften Gütern zu Sommer- und Winterhausen (damals noch zusammen Ahausen genannt), zu Allersheim, Bücholb, Sondershofen, Büttelbrunn, Erdbrunn, Heidingsfeld und mit dem Forste Buchelberg. Auch die Pfarrkirche auf Altwirzburg, dem spätern Liebfrauenberge, unterwarf er dem nunmehrigen Burkardusstift. Des Domstifts Pfründen, zum Zeichen deren Geringigkeit die Chronik bemerkt, daß der Tageswein unter den in klösterlicher Gemeinschaft lebenden Brüdern noch nicht ausgereicht, und man deßhalb nothgedrungen Bier gebraut habe, verbesserte er. Hugo, schon zu Lebzeiten für heilig gehalten und nachher kanonisirt, starb im Sommer 990. Man redete unter gemeinem Volke von Wunderzeichen an seiner Grabstätte.

Deutschlands immer ernsteres Verhältniß zu Italien und Frankens Rang in Deutschland bestimmte die Kaiser sächsischen Geschlechts, die Besetzung des dasigen Bisthumsstuhles in ihrer Macht zu halten, und zu Bischöfen nur Söhne jener grävlichen Häuser zu ernennen, welche zugleich unter sich und mit dem kaiserlichen Stamm verwandt. So überkam denn auch Bernward von Rotenburg sein nur fünf Jahre verwaltetes Amt. Außer der hohen Abkunft empfahl ihn die geistliche Würde eines Priors zu St. Burghard.*) Die Verwandtschaft des neuen Bischofs zeigte sich besonders freigebig gegen dessen Stift.**) Aber auch der junge Kaiser oder dessen Regierung stand nicht zurück, die alte Schankung der Frankenkönige Pippin und Karl, als da Murhard, Neustadt, Schlüchtern, Homburg, Amorbach und Schwarzach, bis anher von weltlicher Gewalt der geistlichen abgedrungen, neu bestätigend und sichernd, eben so die Osterstufe und die Freiheit von fremden Gerichten und jeder sonstigen Lehensforderung. Durch mehrfache Unterstützung sah sich Bernward in den Stand gesetzt, in vielen fränkischen Klöstern Schulen für Laien aufzurichten; jedoch gingen die

---

bauenden Laienbrüder (eine Einrichtung der Bauhütte von York in England) nach Deutschland verpflanzte.

*) Früher Benediktinermönch im erwähnten Kloster Hirschau, von da nebst dem burghardiner Abt Arnold durch Bischof Hugo nach Wirzburg berufen.

**) Die 3 Brüder Richard, Eginhard und Rüdiger von Rotenburg. Vom ersten stammen die Graven, Markgraven und Herzoge von Rotenburg, wovon der erbenlose Letzte, Friedrich, zu K. Friedrichs I. Zeiten starb. Der zweite errichtete die Pfarreien Thüngenthal und Reicholdsberg auf der fränkisch-schwäbischen Gränze, und baute in Wirzburg die Kirche Kiliansgrab. Rüger kaufte vom augsburger Bischof die Kirche Homburg bei Schwäbischhall, und eignete sie Wirzburg.

meisten durch Faulheit und Liederlichkeit der lehrenden Mönche bald zu Grund; nur die Karthause Dückelhausen bewahrte für Jahrhunderte ihren achtbaren Ruf. Auch für die Landescultur sorgte Bernward, wegen Mißjahrs und Menschen- und Viehseuchen nicht ganz glücklich, kurz darauf im eigenen Hause von einem bedauerlichen Unfall heimgesucht. Ewecker, des Bischofs stolzer Ritter, lag im Streit mit dem Frankengraven Heinrich, dem Enkel jenes schon genannten babenbergischen Sprößlings des greisen Markgraven Leopold. Heinrich, von dem Gegner vielfach an Land und Leuten gekränkt, fing denselben bei einem Ritt außerhalb der Stadt Wirzburg, und ließ den Gefangenen auf seinem nahen Gute Lindelbach blenden. Darüber härmte sich der Bischof, der kaiserlichen Regierung so lange mit Klagen anliegend, bis sie gegen den jungen Graven die Acht aussprach. Aber Otto bedurfte nach innen und außen der Freundschaft der östreichischen Regentenfamilie; die Acht wurde aufgehoben, der Bischof mit Heinrich ausgesöhnt. Bernward lud diesen und seinen hochangesehenen Großvater zum Kiliansfeste nach Wirzburg 994. Den Gästen widerfuhr große Ehre. Als sie am Vorabend des Festes aus der Kirche in ihre Herberge gingen, und dort mit mehrern des Gefolgs am Spieltisch saßen, fuhr ein Pfeil durch ein Mauerloch des Gemachs, und traf den alten Markgraven so schwer, daß er am dritten Tage den Geist aufgab. Ein Freund des geblendeten Ewecker hatte dessen Feind Heinrich erschießen wollen. Die Frevelthat brachte einer großen Verwandtschaft Zorn und Schmerz, der Gastrechtsbruch dem Bischof Verlegenheit. Er veranstaltete eine schöne Leichenfeier,*) nach derselben froh, vom Kaiser mit einer Gesandtschaft an den griechischen Hof betraut zu werden. Dort sollte er Namens seines Herrn um die Hand der byzantinischen Kaisertochter werben. Zu Neapel bestieg er mit dem Reisegefährten dem Bischof von Piacenza ein Schiff nach Griechenland. An der Küste von Euböa erkrankend, ging er ans Land und starb, ohne sein Ziel erreicht zu haben; der Piacenzer setzte allein die Reise nach Konstantinopel fort. Auch am Grabe Bernwards in einem Kloster der Halbinsel bemerkte der fromme Wahn jener Tage Wunderzeichen 995.

Die bekannte Maxime kaiserlicher Politik legte jetzt den Hirtenstab St. Kilians ohne Verzug in die Hand Heinrichs von Rotenburg,

*) Auch Leopolds Sohn und Heinrichs Vater, der mit Schwaben belehnte Markgrav Ernst, der auf der Jagd eines schnellen Todes starb, fand in Wirzburg an des Vaters Seite seine Ruhestätte. 1015.

des Neffen Bernwards. Geburt und Tüchtigkeit vereinigten sich auch hier; der neue Bischof war mit seinem jüngern Bruder Heribert, dem später so berühmten kaiserlichen Kanzler und Erzbischof von Köln, dem canonisirten Stifter der Abtei Deutz von Hildebald dem Kanzler Otto's III., dem trefflichen Bischof von Speier, gleichfalls einem geborenen Frankengraven, auf das sorgfältigste erzogen worden. Der fünfzehnjährige Kaiser befand sich auf dem Wege nach Italien. Creszentius der Führer der antikaiserlichen Partei, schon gegen Otto II. thätig, hatte sich zum römischen Consul auf der von ihm eroberten Engelsburg aufgeworfen, den vertriebenen Papst Bonifaz VII., mit dessen Hilfe er Benedikt VII. ermordet, aus Konstantinopel zurückgerufen, und nach dessen Tod ein anderes Werkzeug unter dem Namen Johann XV. zum Papst gemacht. Zu Pavia wurde Otto Lombardenkönig, zu Rom durch die Weihe des von ihm gesetzten Papstes Gregor V., des weiland Frankenherzogs Bruno,*) römischer Kaiser 995. Kaum wandte Otto der ewigen Stadt den Rücken, als der geschonte Creszentius sich abermals des Capitols bemächtigte, den deutschen Papst schimpflich aus den Thoren stieß, und den bekannten Bischof von Piacenza, den Mitgesandten des wirzburger Bernward zur griechischen Brautwerbung, der schon in Konstantinopel gegen seinen Lehensherrn verführt sein mochte, als Johann XVI. auf Petri Stuhl erhob. Abermals zog der Kaiser mit seinem Papste und dem Lehrmeister Gerbert in das treulose Land 997, fing den Afterpapst, und ließ ihn gräßlich verstümmelt auf verkehrtem Esel durch Roms Straßen reiten; der saubere Consul aber ward in der erstürmten Engelsburg enthauptet, und an den Füßen aufgehängt. Dafür rächten sich die Römer durch Vergiftung des Papstes Gregor. Noch einmal ging Otto nach Rom, seinen Gerbert zum Papst Sylvester II. ernennend; dann rief das erwartete Ereigniß, welches die damalige Welt in Bewegung setzte, auch den Kaiser in die Heimath.

Das Jahr Tausend stand vor der Thüre. Eine alte Weissagung, aus der mystischen Offenbarung Johannes in den noch dunklern Religionsbegriff jener Zeit übergehend, bestimmte für diese Zeit das Ende des tausendjährigen Reichs, den Weltuntergang. Ein großer Theil der Geistlichkeit nährte diesen Glauben nach bester Kraft; als

---

*) Des weisen Konrad Enkel, Otto's von Kärnthen Sohn. In der sächsischen Klosterschule Corvei erzogen, war er vor der Ernennung zum Papst Bischof von Verden.

bestätigend stellte sich ein schauerlicher Komet ein, und ein Erdbeben zertrümmerte in mehrern Ländern Europa's Paläste und Hütten. Da hörte man im Beichtstuhl und von der Kanzel herab die Mahnung: „Wer seine Sünden büßen will, um rein zu erscheinen vor dem jüngsten Gericht, der werfe alles Irdische von sich, und wende sich ausschließend dem Himmel zu!" Und die Furcht vor ewiger Verdammniß ergriff die Herzen des Volkes; Arm und Reich gab sein Bestes, liegende und fahrende Habe, Gefälle und Rechte an Gottes Haus und Diener für Seelenmessen, Vigilien, Jahrtäge und ewige Lichter; der Opferkasten verschlang den Nothpfennig der Wittwe wie das Schatzgeld des Kaisers, der baarfuß, in tiefer Zerknirschung zum Grab des martyrisirten Preußen-Apostels Adelbert wallfahrte, und um es herum das reiche Erzstift Gnesen schuf. Aber auch in Begabung des fränkischen Bisthums suchte Otto Erinnerungen an Vergangenheit zu verwischen, und den Gedanken der Zukunft erträglicher zu machen. Es erhielt am ersten Mai des fatalen Jahres die weitausgedehnte burgbernheimer Wildbahn, nachdem es zuvor Burg und Dorf durch Tausch an sich gebracht. Fünfzehn Tage später schenkte der Kaiser dem Bischof die aus karolingischen Zeiten hochberühmte Salzburg nebst dem ganzen Salz- oder Saalgau (bis auf den kleinen Antheil der Pfalzgraven) ein an Land und Leuten mächtiges, durch eigene Unterschrift des Kaisers bekräftigtes Geschenk. Aber dabei ließ es des Kaisers Himmelsjagd*) noch nicht bewenden. Am Schlusse des Maimondes verlieh er urkundlich dem Bisthum die zwei ostfränkischen Gauen oder Gravschaften Ranggau und Waldsassen; und noch von Rom aus, wohin er nach glücklich erlebtem neuen Jahr geeilt, bestättigte er als Lehensherr einen vortheilhaften Gütertausch des Stifts mit dem kaiserlichen Diener Hildulf ab Tungede (Thüngen). Daß das Beispiel von der Höhe bei den Untern Nachahmung fand, lag außer Zweifel. Wilhelm von Franken und Hennenberg und Berthold von Wildbrechtsroda übergaben dem Bisthum ihr neu errichtetes Kloster Georgenzell; andere Früchte des vermeintlichen Weltuntergangs sproßten auf dem Stiftsgebiet in den Klöstern Himmelspforten, Schönau, Frauenthal, Gnadenthal, Seligenthal, Lauffen am Neckar, Büttigheim, Birkenfeld und

---

*) „Was von unserer Majestät zur Erhöhung der Kirchen Gottes und seiner Heiligen gegeben wird, hoffen wir zweifelsohne, wird der Beständigmachung unsers Reichs und der Freude des ewigen Lebens ersprieslich sein" heißt es in den Urkunden, deren kaiserliches Handzeichen in dieser Zeit immer den Beisatz „seliglich, amen" trägt.

Lichtenstein.*) Was in diesem Jahr an edlem Metall und andern Schätzen in die Kirche floß, steht nicht einzeln aufgezeichnet; wie anderwärts mag die Ausbeute bedeutend gewesen sein.

Während die Deutschen im Vaterland mit dem Jahre Tausend und Eins leichter athmeten, suchte ihr Kaiser vergebens ein freieres Gefühl in der Adoptivheimath Italien. Ihn hatte der Aberglaube durch sich selbst gestraft. Bei der Angst des vorigen Jahres heimlich die achener Gruft des Kaisers Karl öffnend und von der aufrecht sitzenden Leiche das goldene Kreuz und einige andere Werthsachen als Talismane zu sich nehmend, verursachte er sich dadurch ein Traumgesicht, welches dem Heiligthumsschänder den nahen kinderlosen Tod verkündete. Eine schwärmerische Schwermuth, keimend aus mütterlichem Blut und halb orientalischer Erziehung, von Jugend her in hundert dunkeln, Aug und Herz beschattenden Südlandsformen aufgenährt, begleitete und leitete ihn durch dieses Jahr, dessen Schluß auch ihm ein seinem Leben entsprechendes Ende brachte (Jan. 1002). Nach Dämpfung eines Aufstands der Tiburtiner und der stets treulosen und immer noch von ihm bevorzugten Römer starb der zweiundzwanzigjährige Jüngling zu Pateino an einem Haut-Ausschlag, wie seine Landsleute glaubten, Folge vergifteter Handschuhe, die ihm die schöne Stephania, Wittwe des hingerichteten Creszentius und Otto's bisherige Geliebte aus Rachgier oder Eifersucht gereicht. Dem Leichnam mußten die verkannten Deutschen aus der Welschen leichenschändenden Hand die freie Fahrt nach Deutschland zu einem ehrlichen Grab ersiegen. Otto III. war das vierte sächsische Reichsoberhaupt, sowohl in der Reihenfolge als in Betracht dessen, was er für seine Nation gethan. Mit harter Noth gelang einem Zweig des verdorrenden Stammes, Heinrich dem Sohn Heinrichs des Gefangenen, dem Enkel von Otto's I. Bruder Heinrich von Bajern, dem Urenkel des großen deutschen Königs Heinrich, im Kampfe gegen zwei tüchtigere Mitbewerber, gegen Ekkard den Markgraven von Thüringen und Meissen und gegen den schwäbischen Herzog Hermann II., das Reichsscepter mehr zu stehlen als zu erobern.

*) Meistens Frauenklöster, da natürlich bei dem zarteren Geschlechte die Furcht größer war.

XVI.

Das Bisthum Bamberg.

Heinrich der Zweite, wegen seiner Freigebigkeit gegen die Kirche und deren Diener der Fromme, auch nach einem unglücklichen Sprung aus dem Fenster eines italienischen Hauses der Lahme oder Hinkende genannt, bisher Herzog von Bajern, wurde vom mainzer Erzbischof Willigis im Juni 1002 zum deutschen König gekrönt, nachdem der Nebenbuhler Ekkard durch Meuchelmord gefallen und Hermanns von Schwaben Heer auf etwas feige Art umgangen war. Nur die Stimme Bajerns für sich, mußte er die der andern Stämme durch Nachlaß, Geschenk, gute Worte und List gewinnen. Dem wirzburger Bischof gab er die Abtei Seligenstadt und das grabfelder Dorf Saal sowie Kirchheim für das Kloster Lauffen. Dafür begleitete ihn dieser persönlich auf dem Kriegszuge wider den innern und äußern Feind. Der neue König hatte dem Markgraven Heinrich von Schweinfurt, einem Stammverwandten der Hennenberger, seinem ernannten obersten Feldherrn, der nun die Ostmark hütete, für den Beistand zur Thronbesteigung das bisher von ihm selbst verwaltete Herzogthum Bajern zugesagt. An Erfüllung des Versprechens gemahnt, entschuldigte sich der König mit dem altherkömmlichen Recht der Bajern, von Volks wegen einen Herzog zu bestellen; in der That verbarg er am Ziel seiner Wünsche nur schlecht Aerger und Mißtrauen darüber, daß Berthold, des Markgraven Vater, dem bekannten Vater des Königs, so oft dieser nach der Krone strebte, nach Kräften entgegen war. Solche Stimmung führte den Schweinfurter zu geheimen Unterhandlungen mit andern Unzufriedenen, mit Bogeslaw dem Herzog von Polen und Böhmen, mit dem kürzlich eingesetzten Schwabenherzog Ernst, einem östreichischen Abkömmling der Babenberger, mit des Königs eigenem Bruder Bruno. Der gewarnte Heinrich überzog die Verschworenen. Nach einem empfindlichen Beuteverlust bei Hersbruck eroberte er Ammerthal, schlug und fing den Herzog Ernst, worauf Burkhard, der Befehlshaber Creussens, dieses Schloß, sammt des Markgraven Heinrich Weib und Kind dem König übergab, der Markgrav aber mit Bruno und

dem Sachsen Siegfried, durch das brennende Kronach den Feind aufhaltend, zum Bundesfreund nach Böhmen floh. Bevor sich der König in dieses Land wagte, wollte er seinen Rücken decken. Heinrich der wirzburger Bischof und der fuldaer Abt Erkenbald sollten Schweinfurt erobern und einäschern, weil dort Eila, des Markgraven alte Mutter saß. Aber die beiden Prälaten menschlicher und vernünftiger als ihr Herr, schonten die sie freundlich empfangende und gastlich bewirthende Frau, und warfen nur, um den König zu täuschen, der erst mit großem Prunk das Marienfest in Bamberg beging, darauf eben so geräuschvoll im Spessart jagte, etliche Thürme und Mauern ein. Nun ging es mit allgemeinem Aufgebot gegen den Markgraven und den Polenherzog. Mehr als die Waffe des Königs wirkte seiner Unterhändler Beredsamkeit. Der Markgrav, von seinen Freunden verlassen, stellte sich vor dem König zu Merseburg, statt der ausgesprochenen Todesstrafe Gefangenschaft auf einem sächsischen Schlosse findend; auch Ernst und Bruno erhielten durch Fürsprache geistlicher Freunde Begnadigung. Ein Bild der Zerstörung bot der Kriegsschauplatz in Franken.

Nach dem Beispiel seiner Vorfahren unternahm der König einen sogenannten Römerzug 1004. Dort hatte sich der Markgrav von Ivrea die Lombardenkrone mit Zustimmung der Laien aufs Haupt gesetzt; die italienische Geistlichkeit, welche auf den deutschen König größere Hoffnungen baute, rief und reizte Diesen. Der während des fränkischen Markgravenkrieges einsweilen vorausgesandte Herzog von Kärnthen räumte das Feld dem Ivreer Harduin. Aber den neuen König verließ der Landsleute Ergebenheit, als Heinrich II. mit größerer Macht über die Alpen rückte. Zu Pavia mit dem eisernen Reif geschmückt, sah der deutsche König am Abend seines Krönungstages den blutdürstenden Aufruhr des welschen Pöbels vor dem Palaste toben; deutsche Hiebe und der fußlähmende Fenstersprung retteten ihn. Etwas glücklicher stritt Heinrich mit Schwert und Feder gegen andere Feinde; Bogeslaw mußte Böhmen einem Deutschland zinspflichtigen Herzog räumen, der französische König Robert gab seine Absichten auf Lothringen auf; der Verheerungskrieg mit dem nunmehr Polen beherrschenden Bogeslaw führte zu keinen dauernden Folgen. Ganz andere Gedanken als kriegerische beseelten das Reichsoberhaupt. Ueberzeugt, auf jenem Felde nie etwas Großes zu erjagen, und doch so sehr auf irdische Unsterblichkeit erpicht, suchte er hier in einer Friedensschöpfung fortzuleben, welche nach damaligen Religionsbegriffen zugleich die beste

Empfehlung für Jenseits enthielt. In dieser Absicht sah er sich nicht nur durch die Vergangenheit und Gegenwart, durch das Vorbild der Klöster stiftenden Ottonen wie durch eifrige Zureden der betlustigen Gattin und des nach einem Bisthum lüsternen Kanzlers bestärkt; auch persönliche Vorliebe für die Oertlichkeit bestimmte ihn, dieselbe zum höchstmöglichen Flor zu bringen, wozu eine reiche Kirchenstiftung eine unerläßliche Bedingung war. Bamberg, die alte Slawencolonie an der Rednitz, kirchlich den Bischöfen Wirzburgs unterthan, nach Hinrichtung des weltlichen Besitzers Adelbert, von dessen Burg die Stadt den Namen erbte,*) vom königlichen Fiskus eingezogen, unter den Königen Konrad und Heinrich Reichsgut, dann von den sächsischen Kaisern ottonischer Linie dem heinrichischen Zweige in Bajern zugetheilt, bei Herzog Heinrichs II. Aechtung und Einsperrung dem unmündigen Sohne, dem jetzigen König Heinrich II. aus Otto's II. vetterlicher Gnade überlassen, von diesem hinwieder der Gemahlin Kunigunde zum Leibgedinge gemacht, seit Langem beider Ehleute Lieblingsaufenthalt und darum das mit Kunst gepflegt, was die Natur, eine fast italienische Gegend im Mittelpunkte Deutschlands, zum voraus bot — dieser Ort sollte die Brücke werden, worauf das sinnverwandte Königspaar zum Himmel stieg, zugleich aber auch die Kluft, welche die bisherige Einheit der Oberkirche Frankoniens für Jahrhunderte aufhob, und darum auch in staatlicher Hinsicht bis in die neuere Zeit ein Hemmniß nationaler Wiedervereinigung des ostfränkischen Landes und Namens ward.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Folge königlichen Unternehmens mehr als ein Zeitgenosse voraussah oder ahnte. Besonders verkörperte sich die Gegenmeinung in dem wirzburger Bischof Heinrich, der nicht nur in der Eigenschaft eines fränkischen Obergeistlichen sein Interesse gefährdet sah, der auch als geborener Frankenherzog Kunde und Liebe zur Heimath besitzen mußte. Der König, das wohl begreifend, wartete der rechten Gelegenheit. Als ihn der Bischof zur Errichtung etlicher neuen Klöster um eine Beisteuer bat, gab er dieselbe und eröffnete dabei, daß auch er zur Ehre Gottes und zu eigenem Heil eine Kirche bauen wolle, die er und seine Gattin gleichsam als ihr Kind betrachteten, nachdem ihre Ehe aus wechselseitiger Enthaltsamkeit kinderlos. Nicht nur das Exempel vorangehender Kaiser

---

*) Babenberg nämlich, welches nach Baba, der sächsischen Herzogstochter und Gemahlin des ostfränkischen Markgraven, genannt sein soll.

mahne ihn dazu, auch Gewissensangst als Besitzer der Grafschaft Babenberg, da nach seinem Dafürhalten der letzte Grav Adelbert viel zu übereilt gestraft und dessen Nachlaß gegen das Recht confiszirt worden sei. Zu einer Stiftung Gottes umgewandelt werde das Erdengut des Enthaupteten dessen armer, vielleicht im Fegfeuer leidenden Seele Erlösung bringen. Der überraschte Wirzburger erbat sich Bedenkzeit, eben so der Bischof Megingoz von Eichstädt, dessen Sprengel wohl größtentheils nordgauisches, von jeher zwischen Franken und Bajern strittiges, in jüngster Zeit mehr zu Letzterem gerechnetes Land umfaßte, jedoch wegen eines alten Briefs, der Eichstädt die Beaufsichtigung der bekehrten Wenden jenseits der Rednitz zuerkannte, sich und sein Stift betheiligt hielt. Wirzburgs mit Sehnsucht erwartete Antwort auf den königlichen Vorschlag lautete: „Nur als Erzbisthum, dem jedes andere fränkische Bisthum unterthan, könne man für Errichtung eines Bisthums Bamberg stimmen.“ Der König versprach augenblickliche Vermittlung beim Papst; aber der Bischof, dem ein solches Versprechen nicht hinreichend schien, sandte an den Hof seinen Stab, und begehrte dafür den Mantel; erst nach diesem Austausch werde er willfährig sein. Der eichstädter Bischof, dem der wirzburger Vorschlag nicht wohl behagte, äußerte Bedenken wegen seines zweifelhaften fränkischen oder bajerischen Territoriums; Eberhard der königliche Kanzler, der vorher bestimmte erste Bischof Bambergs, ein Sohn des magdeburger Burggraven Luitbert, mochte aus geistlichem und weltlichem Stolz nicht unter einem Seinesgleichen stehen; der Papst Johann XIX. stand mit dem Bischof von Eichstädt gut; der König selbst sah ein, daß sein beabsichtigtes Lebenswerk nicht als Suffragankirche die Höhe der Vollendung erreichen konnte; Heinrich von Wirzburg aber blieb unbeweglich; also versuchte es der Bisthumsstifter auf ernstere Art.

Im Jahre 1007 wurde ein allgemeines Concilium deutscher Bischöfe, Aebte und Prälaten vom König nach Frankfurt ausgeschrieben. Alle Geladenen fanden sich da bis auf den Wirzburger, für den sein Kanzler Beringer erschien. In diese Versammlung, welcher als Frankfurts Sprengeloberer der Erzbischof von Mainz vorsaß, trat der König, und vor derselben so lange demüthig niederknieend, bis ihn Willigis aufhob, hielt er eine laute, lange Rede, worin er den Werth seines Unternehmens und den Ungrund der wirzburgischen Verhinderung auseinandersetzte (er habe beim Papst wiewohl vergeblich alles Mögliche für Gewinn des erzbischöflichen Palliums gethan, von welcher

vereitelten Hoffnung und nicht von höherer Rücksicht des Bischofs Zorn), die Uebereinstimmung seiner Erben, nämlich der Ehfrau Kunigunde und des Bruders Bruno, des nunmehrigen Bischofs von Augsburg, vorlegte, und die Anwesenden beschwor, durch das muthwillige Ausbleiben seines Gegners in ihrer frommen Pflicht nicht irr zu werden. Während seiner Rede zeigte Heinrich mehrmals den übersandten Stab des wirzburger Bischofs vor, zum Zeichen, daß er Wahrheit rede, und mit demselben schon genau über die besprochene Angelegenheit verkehrt habe. Nach ihm erhob sich Beringer, und vertheidigte seinen Herrn. Die Ursache von des Bischofs Ausbleiben, sagte er, liege in der Furcht vor des Königs gewaltthätigem Sinn. Wer, wie man eben aus dem königlichen Vortrag vernommen, vorgefaßte Meinungen mit solcher Leidenschaft vertreten möge, respektive auch nicht gern eines gehaßten Gegners Person. Die Gerechtigkeit der Versammlung werde vom Bischof von Wirzburg nicht verlangen, daß er Schädliches und Unverantwortliches für sein von Gott vertrautes Stift zulasse. Die Versammelten möchten bedenken, daß das Unrecht, welches heute seinem Herrn bevorstehe, leicht zu einer Gewohnheit erstarken, und jeden von ihnen ehestens gerade so empfindlich treffen könne. Wegen der Freiheit und Gerechtsame der einen ostfränkischen Mutterkirche lege er hiemit dem Conzil die alten Briefe der Könige und Kaiser vor. Als der König sah, daß er diesen Waffen Beringers nicht gewachsen war, fiel er wie anfangs mit gewundenen Händen vor den sitzenden Prälaten auf die Kniee, und wiederholte dieses entehrende Spiel so oft, als dieselben nach einer jedesmaligen Aeußerung Beringers in ihrer Ansicht zu schwanken schienen. Dieses unerhörte Schauspiel brachte die meisten Conziliumsglieder in Verlegenheit. Man vertagte die Abstimmung auf den andern Morgen, wo auf die Umfrage des Mainzers der Erzbischof von Magdeburg als Primas in deutschen Landen die von den Uebrigen genehmigte Erklärung gab: „Des Königs Vorhaben und Bitte enthält Billiges, und wird durch das Concilium von Rechtswegen zugelassen, bestättigt und vollzogen." Der Besitz eines solchen Königs mußte natürlich bei der Hierarchie das Wohl oder Wehe eines einzelnen Stiftes in den Hintergrund drängen; bei den arglosern Kirchenvorstehern mag das widrige Gefühl, daß ein Reichsoberhaupt umsonst eine so tiefe Stellung vor Unterthanen angenommen, Mitleid geweckt haben. Mit Thränen dankte der König für diesen Beschluß, und bezeichnete als Vorstand seiner Stiftung den Kanzler Eberhard, der noch am nemlichen Morgen vom

mainzer Erzbischof zum Bischof des zu Ehre Sankt Peters und Sankt Georgs errichteten Bisthums Babenberg geweiht wurde.

Das Zerwürfniß mit dem klugen, angesehenen Heinrich von Wirzburg konnte weder dem bigotten, furchtsamen König, noch dem benachbarten bamberger Amtsgenossen, noch auch dem höhern Clerus insgemein gleichgiltig sein; jener aber erkannte, daß sich Geschehenes nicht ändern lasse. Heribert, Heinrichs cölner Bruder, übernahm das Vermittlungs- und Versöhnungsamt. Wirzburg trat an Bamberg den Radenzgau und einen Theil des Volkfeldes ab (auf der ebracher Straße bis an die Aurach, auf der schweinfurter bis nach Vieret) und erhielt dafür Stadt und Gravschaft Meiningen im Grabfeld einschließlich der Orte Mengerode, Walldorf und Altendorf (Mai 1008). Eberhard von Bamberg besiegelte als königlicher Kanzler den Schenkungsbrief; der König aber verhieß dem Bischof mit der Zeit noch weitere Entschädigung. Von dieser nachgiebigen freigebigen Stimmung suchte auch Megingoz von Eichstädt Vortheil zu ziehen. Der König, den Bischof an seinen frühern Zweifel wegen fränkischer Hörigkeit erinnernd, verstand sich nur zu Wenigem. Des Eichstädters ohnehin sachlich und persönlich nachdrucksloser Widerspruch verhallte unter wichtigern Reichsgeschäften. Bei seinem Tode im Jahre 1014 dachte der König den unerledigten Handel dadurch beizulegen, daß er den Stab St. Willibalds einem treuen Diener, Gundekar, dem Custos des neuen bamberger Stiftes gab. Aber einmal im eichstädter Bisthume fest sitzend, widerrief Gundekar seine zu Bamberg ausgestellte Verzichturkunde. Obschon nun ein großer Theil der deutschen Geistlichkeit für Eichstädt Partei ergriff, zeigte doch der König, daß er der babenbergischen Lieblingsidee seine Priesterfurcht unterordnen könne. Auf die Urkunde gestützt, verlangte er augenblickliche Anerkennung oder Rücktritt vom Episcopat. So zornig hatte man den heiligen Mann noch nicht gesehen. Der erschrockene Gundekar verzichtete in Frankfurt zum zweitenmal, und starb nach etlichen Jahren aus Bekümmerniß über die ihm angethane Gewalt. Gegen Wirzburg setzte der König sein voriges Benehmen fort; für die Abgabe der Dörfer Hallstadt, Amlingstadt und Seußlingen empfing Bischof Heinrich die Gravschaft Bessingen und die Landschaft Gerau (1013), zwei Jahre später nach der Kaiserkrönung die sogenannte hertbacher Wildbahn, von der Werrn reichend bis zum Taubergrund. Auch für Forchheim, Erlangen, Eggolsheim und Kirschbach, die Bamberg 1017 eintauschte, ward Wirzburg entschädigt, mehr als hinreichend

für das Abgetretene und zu gering für den ihm durch jene Nachbarstiftung entgangenen Mantel und Kurhut.

Heinrich, der siebzehnte Bischof von Wirzburg, starb im Winter 1018. Sein Leichnam wurde in dem von ihm außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe erbauten Kloster Haug begraben, sein vorher abgelöster Arm in seiner andern Stiftung, dem Peterskloster, nachherigem St. Stephan.*) Außer diesen Beiden hatte er auch das Stift zum neuen Münster**) gebaut, die Kirchen zu Onolzbach und Schwarzach gebessert, überhaupt sein reiches Vätererbe — etliche Häupter des rotenburger Hauses starben rasch aufeinander — größtentheils zum Emporkommen des Bisthums und zur Verschönerung der Landeshauptstadt angewandt. Letztere verdankte ihm auch die schon berührte erneuerte Aufnahme ihrer durch den Frankenkönig Karl veranlaßten Vermarkung; der damals den Rotenburgern zuständige Mainflecken Wertheim dankte dem Bischof nach einer Beredung desselben mit dem in Straßburg weilenden König das freie Marktrecht 1009. Heinrichs freundschaftliches Verhältniß zu dem mehrerwähnten schwäbisch-österreichischen Ernst, der nach dem verunglückten Aufstand des Schweinfurters in Wirzburg lebte, allda wie der Vater Leopold (jedoch ohne böswillige Absicht) durch einen Pfeilschuß tödtlich verwundet ward, und mit demselben im gleichen Grabe zu ruhen wünschte, verschaffte seinem Stifte ansehnliche Güter in Giebelstadt. Andere religiöse Stiftungen Heinrichs, wie die jährlichen Kirchgänge vom Dom zum Haug, und von der Stadt Meiningen in die wirzburger Martinskirche tragen keine überspannte Tendenz jener Tage zur Schau: ersterer sollte nach des Bischofs Erklärung den Palmtagsritt des Religionsstifters in das Castell Jerusalem, seine heutige Vergötterung und morgige Verketzerung durch das Volk andeuten; bei zweitem mag wohl der politische Grund des bessern Bekanntwerdens entfernter Stiftsangehöriger mit dem Mittelpunkte des Landes unterlaufen sein. Heinrich, von seiner kleinen Gestalt Heinzlein oder Hetzel genannt, und seiner Mitwelt als ein tüchtiger Baumeister bekannt, hat Großes für einen großen Theil

*) Daher der Arm im Wappen dieser Kirche, dem die Geschichtsurkunde späterer stephanischer Aebte, vermeinend, daß derselbe einen gegen ihren Heiligen erhobenen Judenarm bedeute, einen Stein in die Hand gab.

**) So standen damals schon 8 Kirchen in Wirzburg, nemlich außer den drei Bauten Heinrichs die Marienkirche auf der Burg (der frühere Freiatempel), das Andreas- oder Burghardsstift, die später mit dem Dom verbundene Martinspfarrei, das St. Kiliansgrab auf den Trümmern des alten Doms und der neue Dom.

des Frankenlandes geleistet; dasselbe kann nicht von seinem Namensvetter, dem König Heinrich, der erst sechs Jahre nach dem Bischof starb, in Bezug auf das deutsche Reich gesagt werden. Er besuchte zum zweitenmale das von Parteien und Sarazenen verwüstete Italien, 1013; nachdem er sich und seiner Frau die Kaiserkrone zu Rom geholt, und die dortige Geistlichkeit reich beschenkt hatte, kehrte er, unbekümmert um den täglich ärgeren Zwist zwischen Welschen und Deutschen, nach Bamberg zurück, blos um daselbst das Pfingstfest zu feiern 1015. Einmal voll weltlicher Begierde (bereits drei Kronen, die deutsche, lombardische und römische tragend, knüpfte er Unterhandlungen zur Erbschaft der vierten, burgundischen an), dann wieder allem entsagend (seinen festen Entschluß, ein Mönch zu werden, konnte der verduner Abt nur dadurch entkräften, daß er ihn als Novizen aufnahm, sogleich aber auch als nunmehriger Vorgesetzter befahl, das Reich noch ferner zu regieren), während eines gräßlichen Aufruhrs der Ostseeslawen nur beschäftigt, seinem Gaste in Bamberg, dem Papste Benedikt VIII. die Zeit zu vertreiben 1019, endlich mitten aus einem dritten siegreichen Zuge in Italien vor bloser Sehnsucht heim nach Bamberg eilend 1022, blieb er bis zum letzten Augenblick ein Spielball ehrgeiziger Priester und eigener Begriffsverworrenheit. Er starb bei Göttingen, und wurde nebst der Gattin begraben in ihrem sogenannten gemeinschaftlichen Kinde, dem babenberger Dom 1024. Nach hundertundzweiundzwanzig Jahren erfolgte seine Heiligsprechung. Ein neuerer Geschichtschreiber hat diesen Heinrich den „Kaiser von Bamberg" genannt.

XVII.

Die Salier.

1.

Die beiden Nebenbuhler.

Deutschlands geistige und weltliche Fürsten versammelten sich mit ihren Geleiten am Rhein auf den Feldern zwischen Oppenheim und Worms. Diesseits des Stromes lagerten die Ostfranken, Sachsen,

Schwaben, Bajern und Slawen; am linken Ufer die Rheinfranken mit obern und niedern Lothringern. Ein stattlicher Verein, aber die Zwietracht gährte in ihm. Zwei Bewerber traten auf, Beide von gleichem Namen, Stamm, Rang und Vermögen, Grav Konrad der Aeltere und Herzog Konrad der Jüngere. Beide waren Franken, Söhne zweier Brüder, Urenkel jenes großen Hunnensiegers Konrad. Der äußeren Gleichheit der Verhältnisse entsprach die innere. Geist, Kraft, Bildung und Kriegserfahrung hoben Beide gleich hoch in der Achtung der Völker. Aber dieser Mangel an Unterschied führte zur Eifersucht; Einer sah in des Andern Dasein das Grab seiner Wünsche; der Herzog hatte vordem um Gisela, die schöne und hochbegabte rotenburgische Graventochter gefreit, die nun nach zweimaligem Wittwenstande*) der Grav fast gewaltsam ehlichte; die Wunde der Liebe blutete noch, als der Herzog von der Mitbewerbung seines glücklichen Nebenbuhlers um die durch Heinrichs Tod erledigte deutsche Krone hörte. Beide Bewerber rüsteten sich zum Waffenkampf; die andern Fürsten, entweder im Gedanken gleicher Würdigkeit oder aus Furcht vor des Hintangesetzten Rache, verzögerten die Königswahl, das Volk murrte und drohte, das Reich stand vor einem Abgrund. In diesem ernsten Augenblicke trat der ältere Konrad ohne Begleitung in des jüngern Gegners Zelt, ergriff zutraulich dessen Rechte und sprach: „Lieber Vetter! Laß uns nicht länger durch unsere Zwietracht die Eintracht Deutschlands und den Frieden seiner Völker stören. Wir gehören zum Stamm der Franken, reich an Erinnerung grauen Heldenthums und unvergänglicher Verdienste um das große Vaterland. Dieses und unsere Herzen werthen uns Beide des Scepters. Sind wir aber in uns zerfallen, hadern unter sich die Freunde des Landes, dann spotten dessen Feinde der getheilten Kräfte, und wählen aus ihrem Schoos das gefährliche Oberhaupt; die bedrängte Mitwelt verflucht unsere Zwiste, und die richtenden Enkel sagen: Beide Konrade waren unwürdig zu regieren, weil sie sich selber nicht regieren konnten. Darum sei das Persönliche um der Stammehre und Reichswohlfahrt willen vergessen! Höre meine Meinung! Ich will unter die gelagerten Völker gehen, und ihre Gesinnungen über die Königswahl erforschen. Hat die Mehrheit dich ersehen, dann werde ich nicht allein nicht das Geringste wider dich handeln, sprechen oder handeln lassen, son-

*) Ihr erster Gatte war der in Wirzburg begrabene Markgrav Ernst, ihr zweiter Bruno von Braunschweig.

dern mit Freuden werde ich meinen lieben Stammgenossen als meinen Herrn erkennen, und als der erste, der huldigt, bis zum letzten Lebenshauch dir treu, ergeben und zu Diensten sein. Hat aber trotz meiner freien Aeußerung gegen die Wahlherren, denen ich meinen festen Willen, den Uebermuth geistlicher und weltlicher Großen zu brechen, und gemeiner Nation aufzuhelfen, ohne Hehl kundgethan, die Vorsehung mich bestimmt: dann hoffe ich das Nämliche von meinem Vetter erwarten zu können." Von solcher biederen Offenherzigkeit gerührt, umhalste der Herzog den Graven, laut das Begehrte gelobend und noch mehr im Herzen. Die Kriegsschaaren aber, als sie diese plötzliche Eintracht der zwei Führer sahen, wunderten und beruhigten sich; die andern Vorsteher nach schwindendem Zweifel und Furcht bestimmten den Wahltag.

Die Wähler reihten sich um den leeren Königsstuhl, an den Schranken hielten sieben Stämme. Nach dem gewöhnlichen Gebet um Erleuchtung erhob sich als Erststimmender der Erzbischof von Mainz und bezeichnete Konrad den ostfränkischen Graven als deutschen König. Nach ihm kürte die übrige Geistlichkeit, meistentheils den andern Bewerber. Unter den Laien stand Dieser, nämlich Konrad der Herzog obenan. Er trat in die Mitte, und wählte laut und freudig seinen Nebenbuhler. Ueberrascht, hingerissen von diesem seltenen Beispiel folgten die nächsten Fürsten seiner Stimme; und als der cölner Erzbischof und der Herzog von Lothringen, des herzoglichen Bewerbers eifrigste Anhänger und des Graven Widersacher, mißvergnügt sich entfernten, eilte der jüngere Konrad ihnen nach, begütigte sie, und führte die gleichfalls Huldigenden zurück zum neuen König. Es sollte aber noch eine zweite Prüfung über beider Konrade Herz ergehen. Eines Feindes Arglist oder damaliger Glaubenseifer hatte entdeckt, daß König Konrad im fünften Grade mit Gisela verwandt, demnach deren Ehe sündhaft, wenigstens in so hoher Stellung nicht ohne Anstoß für eine strenggläubige Menge war. Dem ältern Konrad blieb nun die Wahl, der Krone zu entsagen oder dem Weibe; dem jüngern ward die Hoffnung, das vom Vetter Verwählte — die Herrschaft oder die Geliebte — für sich zu erhalten. Eine schwere Versuchung, aber Edelsinn überwand abermals die Leidenschaft. Als der Aeltere im vorwaltenden Gefühl des Menschen den König vergaß, und um der trefflichen Gattin willen die Krone dem braven Vetter abtreten wollte, trat der Jüngere vor die Richter, sprach mit Wärme und Nachdruck für das unbedingte Beisammenbleiben des Königspaares, und beredete endlich auch

das Volk, ein so treuer Gatte werde jedenfalls auch ein guter Vater sein. Durch diese hohe Selbstverläugnung besiegte der Herzog Vorurtheil und Widerwille; Gisela ward zugleich mit dem Gatten in Mainz gekrönt.

Eine so entschieden gute Handlungsweise konnte nicht ohne entsprechende Folge bleiben. Schlägt man das vierzehnjährige Regierungsbuch des deutschen Königs Konrads des Zweiten auf, so findet sich die Schuld an des Nebenbuhlers Edelsinn durch eine hochherzige Verwaltung des Vaterlandes abgetragen. Die zweifache Krone Italiens schien schon ein Ehrenpunkt des deutschen Reichs geworden; doch widmete ihr Konrad erst das zweite Augenmerk. Vor anderem ordnete er auf dem augsburger Reichstag die eigenen Landesangelegenheiten; dann ging er über die Alpen, wo nach blutigen Kämpfen mit weltlichen und geistlichen Großen des Oberlandes erst zu Mailand der eiserne Lombardenreif, dann in Rom selbst der goldene Hauptschmuck der Cäsaren errungen ward. Burgunds König und der große Canut von Dänemark und England, früher des Kaisers Feinde, jetzt dessen Bewunderer, wohnten der Krönung als Botschafter ihrer Staaten bei: ein allgemeiner Aufstand der Neurömer, die sich thörichter Weise in frühere Jahrhunderte zurückträumten, endete damit, daß die überlebende Menge, Stricke und blose Schwerter um den Hals, kniefällig vor Konrad um das Leben bat. Unteritaliens Herzoge leisteten freiwillig den Eid der Treue; die dortigen Normannen erkannten den deutschen König als Oberlehensherrn. In Fortsetzung oder vielmehr Begründung dieser salischen Politik — der Kaiser und sein nachfolgendes Geschlecht wurden von ihrer Zeit die Salier oder Saalfranken genannt — welche ein ungetheiltes deutsches Reich zu schaffen strebte, dessen Oberhaupt nach Innen durch Volksversammlung beschränkt, nach Außen in der durchgreifenden Einheitsgewalt eines Kaisers stand, sicherte er durch die berühmte Lebensverordnung dem kleinen Adel, den ehmaligen Allodiern gegen die mächtigeren Vasallen das Eigenthumsrecht, und ließ da und dort Herzogthümer als blose Reichsämter eingehen und wieder verwalten. Die bei der Rückkehr nach Deutschland vom jungen Schwabenherzog Ernst, Gisela's rechtem und Konrads Stiefsohn, erregte Empörung, der sich Welf von Schwaben und Werner von Kyburg anschlossen, drückte mehr als Waffen das Gewicht des kaiserlichen Ansehens nieder; verlassen und verzagend wanderten die Verschworenen ins Elend oder Gefängniß. So verlor auch der Böhmenherzog seine Stelle, der Ungarnkönig Stephan bat um Frieden,

und der Pole Mizislaw legte den Königstitel ab. Nach dem Tode des kinderlosen Herrschers von Burgund vereinigte er dieses schöne Reich mit Deutschland, wodurch das Vaterland wieder die auf dem verduner Tag ihm zugesicherte Gestalt gegen Süd und West bekam. Nun konnte er auch wieder dem unruhigen Italien den Herrn zeigen. Den lombardischen Häuptling Heribert verjagte er, den verjagten Papst führte er nach Rom zurück, indem er den von den Italienern eingesetzten absetzte, dem Fürsten Pandolf von Capua nahm er das Fürstenthum, und belehnte den Normann Rainulf. Krankheiten, welche die Deutschen hinrafften, das gewöhnliche Schutzmittel der Welschen, wenn der Dolch nicht ausreichte, nöthigten zur Heimkehr. Konrad, sein nahes Ende fühlend, reiste von Stamm zu Stamm, allenthalben wie ein Vater von seinen Hausgenossen sich verabschiedend. Als Erbtheil gesammter Nation hinterließ er das auf dem burgunder Reichstag behandelte Gesetz der Treuga Dei, des Gottesfriedens. Er starb zu Utrecht, 1039, und wurde in seinem Bau-Denkmal, dem erhabenen Dom von Speier, unter freiwilligem Geleit der vom Leichenzug berührten Rheinländer begraben. „Man läuft Gefahr — schreibt der Chronist — für einen Schmeichler zu gelten, wenn man nur die Wahrheit von diesem Fürsten erzählen will." Und als ein gemeinsames Urtheil des damaligen deutschen Volkes hörte man: „Seit dem großen Karl saß keiner würdevoller auf dem Kaiserstuhl als Dieser."

2.

Stärke und Demuth.

Heinrich des siebzehnten Bischofs von Wirzburg Nachfolger war dessen Neffe Meinhard von Rotenburg. Aus seinen sechs ersten Regierungsjahren, welche noch in das Leben des Kaisers Heinrich II. fallen, verzeichnete die Chronik den Erwerb der ganzen steigerwälder Wildbahn, vom wallfahrenden Kaiser dem jagdlustigen Bischof verliehen, 1024, dann die fortwährende Berühmtheit des wirzburger Seminars, indem zwei Zöglinge desselben, Hunfried und Engelhard, nach einander auf den Erzstuhl von Magdeburg erhoben wurden. Auch fällt in diesen Zeitraum der Franken und Deutschland beschäftigende Liebesroman, die kecke Entführung der schönsten fränkischen Jungfrau, der bereits im schweinfurter Kloster eingekleideten Markgraventochter Judith durch den Slawenherzog Wratislaw 1021. Mainhards neun fernere Regierungsjahre unter dem Kaiser Konrad II. enthalten aber-

mals seiner Lieblingsneigung entsprechende kaiserliche Geschenke, nämlich die murharder Wildbahn 1027, den fast die ganze Rhöne umfassenden mellrichstadter Jagdbezirk 1031, sowie ein ausgedehntes Münz-, Zoll- und Marktrecht. Bei der bekannten Königswahl in Oppenheim hatte sich Mainhard, des zweiten Heinrichs geheimer Rath, auch sonst ein angesehener und beliebter Mann, vorzüglich zu Gunsten des ältern Bewerbers thätig bewiesen; nicht allein aus dieser unmittelbaren Ursache konnte der Bischof auf des neuen Reichsoberhauptes Dank rechnen; auch die Verwandtschaft mit Gisela, die als Kaiserin die rotenburger Graventochter und den Vetter nicht vergessen, trug mittelbar das Ihre bei. Ihrer warmen Verwendung dankte das Stift das Dorf Regenbach im Mühlgau sammt reicher Angehörung sowie Schmalfelden, beides Bestandtheile von Gisela's Morgengabe 1033. Mainhard, der trotz seiner etwas unpriesterlichen Beschäftigung verständige und rechtliche Bischof, segnete das Zeitliche im letzgenannten Jahre. In seinem Nachfolger Bruno, des Kaisers Konrad II. Geschwisterkind, dem Urenkel des weisen Konrad und Bruder jenes edelsinnigen Nebenbuhlers Konrad, der itzt das väterliche Herzogthum Kärnthen und die Mark Verona verwaltete, in Bruno, dem gelehrtesten Manne seines Landes dem Ausleger der heiligen Schrift und Verfasser mehrerer Bücher, der damit Erfahrung des Staatsmannes und Unbescholtenheit des Charakters paarte, begegnen sich noch einmal angeborene und erworbene Würde, radulfisch-karolingisches Blut und die Weihe eines nur jetzt noch obmächtigen ostfränkischen Bischofs, Eigenschaften, die ihn auf geistlicher Seite zum letzten Heiligen des Episkopats und auf weltlicher zu einem Gegenstand heimathlicher Wundersagen machten. Mit Bruno wie mit seinem kaiserlichen Vetter und Freund Heinrich III. verabschiedet sich von Franken und Deutschland eine eigenthümliche Zeit.

Vom Kaiser Konrad auf dem wirzburger Reichstage zum Bischof ernannt, begleitet Bruno denselben zum Kampfe nach Burgund und Italien. Konrads Tod findet den Günstling des Vaters als innigen Vertrauten des Sohnes, der als zweiundzwanzigjähriger, schon eilf Jahre zuvor gekrönter Jüngling den deutschen, lombardischen und römischen Thron besteigt. Den von Konrad aufgestellten Grundsatz, die erblichen Herzogthümer zu Beamtenstellen zu machen, und dadurch Deutschlands Einheit zu begründen, verfolgt der dritte Heinrich mit beharrender Kraft, und dabei, d. h. bei Bekämpfung des Vasallentrotzes und geistlichen Uebermuthes, und bei Aufstellung einer dritten oder

Gegenmacht, nemlich des immer mehr sich entfaltenden Bürgerthumes, erscheint Bruno als treuer Gehilfe. Dafür nimmt auch der Kaiser an des Bischofs untergeordneten Angelegenheiten Theil. Das für Wirzburg mehrfach feierliche Jubeljahr zweiundvierzig, in welchem der baufällige Dom aus blosen Privatmitteln Bruno's erneuert, und das ausgebaute Burghardinerstift feierlich geweiht wurde, verherrlicht unter zahllosen Gästen die Anwesenheit des Kaisers, der dem Bisthum zu diesem seinen dreihundertjährigen Geburtstage viele ihm heimgefallene Güter am Kocher gibt. Des nämlichen Jahres Sommer sieht die Freunde vereinigt auf dem hallenser Turnir, wo Otto der schweinfurter Markgrav, des Kaisers und des Bischofs Vetter, des Tages Lorbeer pflückte. Der Vermählung Heinrichs mit Agnes von Poitou, der glänzenden Hochzeitfeier in Ingelheim wohnte Bruno, der frühere Brautwerber, als Trauungszeuge bei. 1043. Nun wieder von Festen zu Kämpfen. Die Ungarn allein hatten sich dem kaiserlichen Ansehen widersetzt, zweimal den König vertrieben, den der Kaiser eingesetzt. Heinrich erkennt, daß unter obwaltenden Umständen Waffenerfolge von keiner Dauer sind; er beschließt vorerst einen Vermittlungsversuch zwischen König und Landständen, und ernennt den wirzburger Bischof als seinen Kommissär. Vom Kaiser und kaiserlichen Heer geleitet fährt Bruno die Donau hinab; das Gelingen seiner Sendung scheint den mit des Gesandten Talent vertrauten Zeitgenossen unzweifelhaft; die Vorsehung aber, die das Recht des Ungarnvolkes und das böse Herz des vertriebenen Königs kennt, will es anders; sie will ihren Liebling nicht zum Werkzeug einer schlimmen Sache machen; darum nimmt sie ihn vorher zu sich. In der Sage fehlt nicht die dem Unglück vorangehende Warnungsstimme, das Gespenst, welches von den Felsen am Donaustrudel, da wo der schauerliche Teufelsthurm, den unten fahrenden Bischof drohend anruft, und nach Verkündung des nahen Endes verschwindet. Der Anbruch der Nacht zwingt die Herren auf des Kaisers Schiff zur Herberge in der Bosenburg. Nach dem Abendmahl begibt sich Heinrich in Gesellschaft Bruno's und eines benachbarten Abtes in ein altes Gartenhaus, wo ihm die Burgfrau entgegentritt, und auf den Knieen um Belehnung ihres Vetters bittet. Als die drei Männer sich zugleich bemühten, die Weinende emporzurichten, brach der vom Wetter verfaulte Boden durch, und alle Vier fielen in die unterhalb des Zimmers befindliche Badstube, Frau Richilde und der Abt auf der Stelle todt, der Kaiser, der in die mit Wasser gefüllte Badwanne stürzte, ohne allen Schaden, Bischof Bruno noch acht Tage

leidend, wo er in Freundes Armen starb. 27. Mai 1045. Den Leichnam ließ der Kaiser nach Wirzburg bringen. Viele und mancherlei Wunderzeichen sah frommer Eifer noch nach Jahrhunderten an seinem Grabe; das fränkische Volk verehrte lange Zeit den Sprößling der Landesherzoge als Landesheiligen. Zum eigentlichen Heiligen der katholischen Kirche konnte ihn sein Stift, dem er liegende und fahrende Habe geschenkt, nicht erhoben sehen, weil, wie die Chronik meldet, den spätern Bischöfen dazu das Geld fehlte.

Nach Herstellung der Ordnung in Ungarn, ein Jahr nach Bruno's Tod betrat Kaiser Heinrich das seiner harrende Italien. Dort hatten sich zu gleicher Zeit drei Päpste aufgethan, jeder als der allein wahre die beiden andern verdammend, ein großes Aergerniß der Christenheit. Alle drei zeigten dem Herannahenden ihre legitime Herrschaft an; Heinrich aber erklärte, er werde über ungerechte und untüchtige Diener und Unterthanen zu Gericht sitzen. Zum Vorspiel besetzte er das erledigte Erzbisthum Mailand mit einem ganz geringen, aber rechtlichen Geistlichen. Gregor VI., der Einfältige genannt, noch der Beste unter den Nebenbuhlern, legte auf der Synode von Sukri, sich selbst der Simonie beschuldigend, seine Stelle nieder; Benedikt IX. und Sylvester III., welche nicht erschienen, wurden von der Versammlung als Verbrecher und Ehrlose abgesetzt. Den Stuhl Petri bestieg auf des Kaisers Geheiß Suidger, Bambergs zweiter Bischof, ein Sachse aus dem Geschlechte Maiendorf.*) Der nunmehrige Papst Clemens II. krönte den Kaiser, und erließ vor dessen Heimkehr nach Deutschland, wohin ihm Gregor folgen mußte, das berühmte Edikt, d a ß d a s R e i c h s o b e r h a u p t a l l e i n e i n e n r ö m i s c h e n P a p s t z u b e s t ä t t i g e n h a b e. Dafür vergifteten ihn die Römer in den ersten neun Monaten seiner Verwaltung. Ohne dadurch anders gestimmt zu werden, sandte Heinrich sogleich den Bischof von Brixen als Pontifex nach Rom; und als dieser unter dem Namen Damasus II. gleichfalls in erster Zeit dem römischen Gift erlag, den Bischof von Tull, einen gebornen Graven von Dagsburg. Auch die zwei nächsten Päpste, welche auf Leo IX. folgten, Viktor II. und Stephan IX. waren von Geburt Deutsche und durch den Kaiser ernannt. Kein bedeutendes Kirchengut, kein höheres Kirchenamt durfte in Deutschland und Welschland ohne

*) In der damaligen Mundart auch Schweikart genannt. Bambergs erster Bischof Eberhard, aus dessen Leben noch die Stiftung der Klöster Theres und Michelsberg zu bemerken, war 1042 gestorben.

sein Wissen und Gutheißen vergeben werden. Und dieser Gewaltfürst an Leib und Seele, der die Hierarchie wie eine leibeigene Magd unter eiserner Ruthe hielt, war nach der Zeitgenossen einstimmigem Zeugniß der frommste Mann in seinem Reich; nie setzte er die Krone auf, ohne vorher gebeichtet zu haben, und keimende und befriedigte Begierden tödtete oder büßte er durch blutige Geisselungen. Wo Demuth sich mit Stärke paart, flößt sie auch im Sonderlingsgewande Achtung ein, gleichwie Verachtung jene Frömmigkeit, welche die Frucht körperlicher und geistiger Entkräftung oder der gleisnerische Deckmantel der Feigheit, Wollust, des Geizes und anderer Laster ist. Eine ähnliche Erscheinung bot Heinrich, wie schon angedeutet, auch von weltlicher Seite, nemlich den Selbstherrscher im Interesse des Volks, welcher sich nicht kümmert um die Zustimmung der persönliche Zwecke verfolgenden Reichsstände. An dieses oft mißdeutete und noch öfter mißbrauchte System setzte Heinrich nicht blos die zufällig besessene Macht sondern sein volles Leben, er trat mit seiner Person für seine Meinung ein. Es ist ein treffendes, jene vorhin angedeutete Periode schließendes Bild, wie ein deutscher Kaiser dem Könige von Frankreich, der Lothringen für sein Reich in Anspruch nimmt, den Handschuh vor die Füße wirft, des andern Morgens zu dem Land und Leute schonenden Gottesurtheil in Begleitung seines Schwerts und eines einzigen Zeugen sein Haus verläßt, und Stunden lang vergebens auf der einsamen Kampfstätte harrt, weil der Gegner in der Nacht heimlich durchgegangen war.

3.

Vater und Sohn.

Adelbero, der zwanzigste Bischof von Wirzburg, war der Sohn eines Graven von Lambach, Butten und Schärding in Bajern und einer fränkischen Mutter aus dem Geschlechte derer von Weinsberg, Namens Regilla. Der religiöse Sinn des Vaters, welcher die Ahnenburg in ein Kloster verwandelte, blieb auf des Sohnes Gemüth nicht ohne Einfluß; der Jüngling widmete sich dem geistlichen Stande, wurde Chorherr und bald darauf bei Bruno's Tod Bischof. Ueber das Wie seiner Bisthumsverwaltung war Adelbero längst mit sich klar geworden; das Wann vertagte er. So lang Leo der wahrhaft edle Papst, der zwei volle Jahre im deutschen Vaterlande weilte, allenthalben öffentlich predigte und mehr noch durch seinen tadellosen

Lebenswandel zum Weg des Guten führte, die päpstliche Tiare trug; und so lange der gewaltige Kaiser Heinrich III. den Scepter führte: mußten die offenen und geheimen Anhänger der Hierarchie leise auftreten.*) Als aber nach dem Tode Heinrichs (1056) dessen gleichnamiger sechsjähriger Sohn unter Vormundschaft der Mutter den Thron bestieg, und das Reich durch den Prinzenraub ehrgeiziger Priester und Vasallen in Verwirrung kam; als Welschland sich wieder des Pontifikats bemächtigte, und wegen des neuen heillosen Aergernisses zweier und dreier Päpste selbst weltlicher Patriotismus sich einer verstärkten päpstlichen Einheitsgewalt nicht ungünstig zeigte: suchte Adelbero das in den ersten Regierungsjahren Versäumte nachzuholen. Er vereinigte die stephaniter Chorherren mit denen zu Johannis, und setzte dadurch wie durch andere Dotationen das Stift Neumünster in einen prächtigen Stand; eben so reich dotirte er ein adeliges Benediktinerkloster zu St. Stephan. Von der Polenkönigin Richezza und ihrem Bruder dem Schwabenherzog Otto, den kinderlosen Erben des letzten schweinfurter Markgraven Heinrich, gewann er 1058 gegen das blose Versprechen, sie zu Grabe zu geleiten, deren Antheil an Salza oder Neustadt, dem alten karolingischen Königsgut, vom jungen König Heinrich und der Kaiserin Mutter eine Wildbahn an der Abendgränze. Zu dem ersten Kreuzzug im Jahre 1064, wo vierundzwanzigtausend Deutsche, um nicht wieder zurückzukehren, gegen die Sarazenen ins gelobte Land zogen, trug er durch seine Predigten, in welchen er die drei unmittelbar vorhergehenden Frost-, Sterb- und Hungerjahre als Vorboten des jüngsten Gerichtes schilderte, mächtig bei, schiffte sich auch selbst in Gesellschaft der Bischöfe von Mainz, Bamberg, Regensburg und Utrecht zu vorgenanntem Zwecke ein, kehrte jedoch nach Einsicht der mißglückenden Unternehmung in das Bisthum zurück, wo er an dem fränkischen Graven Goswin, einem Hennenberger oder Rotenburger, blutige Rache nahm. Dieser ein Verächter des Kreuzzuges**) und sonstiger Feind des Stiftes, dessen schnelle Ausbreitung er durch

---

*) Vom Konzilium in Mainz 1049 besuchte Leo auch Wirzburg, wo er mit großen Ehren empfangen wurde, und Bamberg, wo er die von Clemens II. (dem ehemaligen babenbergischen Suidger) ausgehende Befreiung des letzteren Stifts von der erzbischöflichen Gewalt dem dritten Bischof Nämens Hartwig, einem geborenen Graven von Bogen bestättigte.

**) Er äußerte, die Welt gehe jetzt so wenig unter als anno Tausend; die Absicht der Kreuzzüge sei keine andere, als die Kirche mit weltlichem Gut zu bereichern.

Waffengewalt zu hindern strebte, wurde von den bischöflichen Reitern erlauert, und, da er zu stolz zur Uebergabe, auf freiem Feld erstochen. Diese That und des Bischofs übriges Benehmen zogen ihm eine Menge Fehden von Seiten des ostfränkischen Adels zu. Dennoch gewann er in dieser Zeit die Probstei Heidingsfeld, indem er nur unter diesem Beding der Eigenthümerin, der mit einem vohburger Graven vermählten Grävin Alberade von Banz, erlaubte, dieses ihr im wirzburger Sprengel liegendes Ahnenschloß in ein Kloster zu verwandeln. Auch restituirte er die Abtei Schwarzach auf eine glänzende Art.*) Durch diese Vorbereitungen hielt sich der geborene Bajer in den Stand gesetzt, an der Spitze von Franken der großen Bewegung seiner Partei als thätiger Gehilfe beizutreten.

Es war im Jahre 1076, als das Schiff des deutsch-römischen Reichs, in welchem Kaiser Heinrich IV. der Sprosse der Salier fuhr, mit dem Felsen Petri, worauf unter dem Namen „Gregor VII." Hildebrand, der Sohn eines italienischen Handwerkers thronte, um der weltlichen und geistlichen Oberherrschaft willen zum erstenmal zusammenstieß. Dieses Anprallen eines von Natur hochbegabten, jedoch durch lasterhafte Erziehung geistlicher Vormünder absichtlich niedergehaltenen, mit einer seltsamen Mischung guter und böser Eigenschaften begabten Thron- und Glückskindes an den entschiedensten und gefährlichsten Hierarchen seiner Zeit, der, wie Armin einst zu Rom die Römer, so durch mehrjährigen Aufenthalt in Deutschland die schwache Seite der Unterdrücker seines italienischen Vaterlandes kennen gelernt, und sich als nachheriger Vertrauter mehrerer Päpste zu einem Rächer vorbereitet hatte, diese Reibung eines eisernen und felsigen Sinnes entzündete einen Brand, der fünf Jahrhunderte lang Italien, Deutschland, besonders aber das Land und Volk der Franken verheerte, und Dingen und Menschen eine andere Gestalt und Richtung gab. Die allgemeine Geschichte erzählt ausführlich Vorwand und Vorspiel des Kampfes, Gregors Verlangen nach Pfründenvergabe und Investitur, dieses bisher Kaisern und Königen zukommenden Rechtes, dessen bisweiliger Mißbrauch durch Simonie noch keinen gesetzlichen Grund des

---

*) 1075. Schon im nächsten Jahre sah es Bambergs sechster Bischof — der vierte und fünfte, Adelbert I. Herzog von Kärnthen und Günther, der Sohn des Pfalzgraven, hatten sich um ihr Stift durch den Erwerb von Hersbruck, Röttenbach und der Abtei St. Gangolf verdient gemacht — der wegen Simonie entsetzte Hermann für eine große Gnade an, der Abt dieses angesehenen Stifts zu werden.

Verlustes abgeben konnte; dann das gewaltsame Verbot der Priesterehe,*) wodurch er die besten Köpfe der Nation von Weib, Kind und Heimath riß, und sie zu Söldnern einer fremden Curie machte; endlich die unerhörte Ladung des Reichsoberhaupts vor ein ausländisches Gericht. Weiter erzählt sie, wie der zornglühende Heinrich in einer Bischofsversammlung zu Worms den Papst als einen Götzen, Antichrist, frechen und muthwilligen Verfolger des heiligen Geistes seiner Würde entsetzen ließ, leider nur brieflich und nicht mit durchgreifender Heeresmacht; wie darauf der durch halbe Mittel nur kühner gemachte Gegner in öffentlichem Aufruf dem Kaiser das Regiment deutscher und italienischer Länder untersagte, alle Christen von geschworenen und noch zu schwörenden Unterthaneneiden, von Treue und Gehorsam frei und ledig sprach, gegen Heinrich den Bannstrahl schleudernd. Mit Schrecken erfuhr man jetzt, wie weit es durch jene materiellen Bereicherungen mit der politischen Uebergewalt des Clerus gekommen war, und was ein einziges Wort seines Haupts vermochte. Die deutschen Bischöfe sandten sogleich eine demüthige Abbitte und Unterwürfigkeitserklärung nach Rom; die Herzoge von Schwaben, Bajern und Kärnthen gestanden unverholen dem auswärtigen Priester das Richteramt über ihren Kaiser zu; das ganze Sachsenvolk erhob zur Vollstreckung des päpstlichen Befehles die Waffen, freilich nicht allein aus Wahn und Aberglauben, sondern im Gedanken an Heinrichs oft und hart gefühlten Uebermuth. Zum Schluß erklärte eine Fürstenversammlung zu Tribur den Kaiser während der Bannzeit der Regiernng für überhoben, und beschloß, falls derselbe nicht binnen Jahresfrist die Absolution von Rom erlange, vorzunehmen eine neue Königswahl. Ein Reichstag zu Augsburg, den Gregor persönlich zu leiten versprach, sollte den finstern Plan krönen. Unter solchen Schicksalsschlägen mußte nothwendig von einem verwöhnten Glückskinde die Fassung weichen; Heinrich wußte sich kein anderes Rettungsmittel als Unterwürfigkeit. Demzufolge zog er noch im Winter des sechsundsiebziger Jahres mit dem treuen Weib, dem Söhnlein und wenigen Dienern auf weiten Umwegen — die nächste Alpenstraße hatten ihm die Herzoge von Bajern und Schwaben verlegt, — über die schauerlichen Eisklüfte und

*) Fünfzig Jahre früher zu Zeiten K. Konrad II. setzte der Bischof Burkard von Worms ein Jahr Buße darauf, wer das Abendmahl von einem beweibten Priester nicht nehmen wollte. Selbst die Synode von Paris 1074 verwarf noch den Cölibat als unvernünftig und zu geheimen Sünden führend.

Abgründe Helvetiens, tausend Hindernisse und Gefahren hindurch, nach Italien, wo er von dem über Gregor erbosten Volke jubelnd als Rächer und Heerführer begrüßt, gesenkten Blickes unter namenlosen Gefühlen der getäuschten Wehrleute als büßender Sünder nach dem Felsenschlosse Canossa, dem Fluchtorte des gleichfalls keine so demüthige Absicht muthmaßenden Papstes pilgerte. Und nun das Bild, welches hier im italienischen Schloßhof den deutschen Kaiser zeigt, angethan mit härenem Bußhemd, mit beiden Händen ein schweres Kreuz haltend, barhäuptig und barfuß, über ihm der schneidendkalte Jännerhimmel, unter ihm das gefrorene Erdreich, drei Tage und Nächte ohne Speise und Trank, ohne Obdach und Liegerstätte, dem Tode und der Verzweiflung Preis — und dort im üppigen Gemach der schönen und reichen Markgrävin Mathilde bei voller Tafel und Becher einen ehemaligen Mönch, Augen und Ohren weidend an dem nicht mehr menschlichen Schauspiel, ungerührt von der Fürbitte seines Anhangs, von den Thränen seiner wahrscheinlichen Buhlerin. Das am vierten Tage bewilligte Gehör, wo der Kaiser knieend vor dem Papste lag, und mit unermüdlicher Geduld alle Vorwürfe und Schmähungen Gregors schweigend hinnahm, befreite ihn nur von der Kirchenstrafe, und ließ das Verbot wegen Ausübung der weltlichen Herrschaft fortbestehen. Tiefer konnte er nicht fallen; jede fernere Bewegung mußte folgerecht eine nach Oben sein. Die Vergeblichkeit der Erniedrigung weckte Scham und Nachgier, des Elends Uebermaß den innersten Funken Mannheit, Beides zusammen der gutmüthigen Deutschen (der Italiener Stolz hatte den Kaiser als einen Entehrten mit Verachtung fortgestoßen) insbesondere der stammverwandten Franken Mitleid und Mitgefühl.

In dem nunmehr unvermeidlichen Waffenkampfe auf Tod und Leben, wo der größte Theil der deutschen Fürsten aus Neid, Eigennutz und persönlicher Abneigung auf Seite des Papstes trat, die untere Menge aber dem obern Beispiele oder den Eingebungen des eigenen Fanatismus folgte, war es der aufkeimende deutsche Mittelstand, der gering an Zahl und Macht, doch groß an Vaterlandsliebe und altrömischer Bürgertugend, die Brust einem Walde sichtbarer und unsichtbarer Lanzen bot, und so dem hartbedrängten Reichsoberhaupt eine Gasse machte. Unter diesen aufgeklärten und freisinnigen Städtern standen damals die Männer von Mainz und Wirzburg obenan. Im Frühling des Jahres Siebenundsiebzig hatte sich ein Reichstag zu Forchheim gebildet. Neben allen geistlichen und weltlichen Fürsten

des Sachsenlandes fanden sich die drei früher genannten, dem Kaiser feindlichen Herzoge sowie die Bischöfe von Mainz, Wirzburg, Worms, Metz und Salzburg ein, und der Papst, dem der wiederermannte Kaiser mit einem Haufen Getreuer in Italien zu Leibe ging, sandte zwei Legaten. Daß bei dieser Versammlung der früher geschilderte Adelbero nicht der Unthätigste der Thätigen war, bedarf keiner nähern Erörterung. Schon auf dem wormser Konzil, wo Fürsten und Bischöfe fast noch einhellig die Partie des Kaisers gegen den Papst nahmen, hatte der wirzburger Bischof nebst dem ganz von ihm abhängigen metzer eine Opposition gebildet, verlangend, daß Gregor VII. nicht eher abgesetzt werde, bis er persönlich erschienen und vernommen sei; doch unterschrieb er damals den päpstlichen Entsetzungsbrief auf vieles Zureden der Uebrigen. Als jedoch durch Gregors Unerschütterlichkeit und Heinrichs nachgiebige Gemüthsstimmung der Handel die bekannte Wendung nahm, trat Adelbero für die Wahlverwandtschaft mit ganzer Seele auf. Seine Beredsamkeit allein bewirkte, daß die Waldherren zu Forchheim einig wurden, und den Schwabenherzog Rudolf zum Gegenkönig wählten; auch vermochte er die andern Wähler, sogleich mit dem neuen Herrscher zum Krönungsfeste nach Mainz zu ziehen. Am Abend des feierlichen Tags aber griffen die mainzer Bürger das Gefolge des Afterkönigs und der ihn begleitenden Fürsten mit blanker Wehre an, und trieben es nach blutigem Gefechte aus ihren Thoren. Rudolf und der mainzer Bischof Siegfried, denen voraus der Tod geschworen, entrannen in wilder Flucht. Als der gleichfalls fliehende Bischof von Wirzburg nach Hause kam, meinte er, mit den Mainfranken sei leichter umzuspringen als mit den rheinischen, begehrte also vom Volke einen Eid, weder den König Heinrich noch irgend Wen seines gebannten Anhanges bei oder neben sich zu dulden. Das weigerten die Wirzburger, redend: „Wenn doch einmal wer ihre Mauern meiden müsse, solle es lieber der Bischof als der Kaiser sein.“ Darauf läuteten sie Sturm, suchend Schwerter und Harnische; da entfloh Adelbero. Rudolf, unterdessen auch von den Wormsern und andern Städtern abgewiesen, sah nun den vor Kurzem noch mächtigen Freund als armen Verbannten vor sich knieen, hob ihn auf, und schwur zornig: „Er wolle ein Beispiel geben im Reich, und das zertrümmerte Wirzburg solle ein Schemel zu Thron und Gehorsam werden.“ Im Aerndtemond umschloß des Gegenkönigs Heer die Frankenstadt. Die Belagerten stritten todesmuthig, gerettet durch ihr Selbstvertrauen. Schon in der dritten Woche zeigte sich der aus Welschland zum Entsatz der

treuen Stadt herbeieilende Kaiser Heinrich auf der ochsenfurter Straße; der bestürzte Feind floh ohne sonderlichen Widerstand. Während Heinrich seinen glänzenden Einzug in Wirzburg hielt, eilte der landesflüchtige Adelbero mit Rudolf nach Sachsen 1077.

Von dieser Zeit an erscheint das Schicksal der ostfränkischen Hauptstadt mit dem des kaiserlichen Landsmannes eng verbunden. Im nächsten Jahre folgen die dasigen Bürger dem bisher von ihnen verpflegten Herrn in die furchtbare Schlacht am Streubrunnen bei Melrichstadt. 7. Aug. 1078. Schon war der von Rudolf befehligte Flügel geschlagen und der päpstliche Legat sammt den Bischöfen von Mainz, Merseburg und Worms gefangen worden, als die auf dem andern Flügel postirten Sachsen unter dem Feldgeschrei „Sankt Peter ist unser Herr" mit unbeschreiblicher Erbitterung in die siegenden Schaaren Heinrichs drangen, und den Preis des Tags errangen. Die Gefangenen bis auf den wormser Bischof wurden ledig; auf des Kaisers Seite fielen die beiden Graven von Lechsgemünd, dann die Rotenburger und Hennenberger Eberhard der Bärtige und Poppo der Starke sowie die meisten andern Heerführer.*) Wirzburger Bürger deckten des Kaisers Rückzug in ihre Stadt. Anderthalb Jahre darauf bestanden die fränkischen und rheinischen Städter unter kaiserlichem Panier das blutige Gefecht von Flarchheim in Thüringen, acht Monde auch diesem den Strauß bei Mölsen an der Elster, wo Rudolf mit dem Leben die eidbrüchige Hand verlor, und sterbend seinen Bund mit dem auch ihn hintergehenden Papst verwünschte.**) Während die Jugend Fran-

*) Auch der dem Kaiser treu gebliebene Bischof Eppo von Zeitz, welcher glücklich aus der Schlacht nach Wirzburg entkommen war, ertrank kurz hierauf, als bei einem Ritt über den nahen Pleichachbach sein Pferd stürzte. Die adelberonische Partei ermangelte nicht, diesen Unfall als Folge der Betrunkenheit darzustellen.

**) Als nach der Befreiung Wirzburgs des Kaisers Stern sich etwas aufzuhellen begann, erschien des Papstes Benehmen in einem sehr zweideutigen Lichte. Er ließ den Gebannten in Ruhe, und unterstützte den Gegenkönig erst dann, als er nach der melrichstadter Niederlage Heinrichs Sache für verloren hielt. Gregors eigener Anhang deutete das übel, und es entstand der Ausdruck „Hildebrandsgriffe" ein Synonymum für arge Tücke. Rudolfs letzte Worte waren: „Mit diesem Arm und meiner darangewesenen Hand habe ich einst dem König Heinrich meinem Herrn gehuldigt, gelobt und geschworen. Aber ihr Geistlichen habt mir zugeredet, gerathen und geholfen, daß ich Treue, Gelübd und Eid vergessen, und das ihm gebührende Recht geraubt habe, was ich jetzt mit meinem Leben bezahlen muß. Daran nehmt ein Beispiel, und gedenkt euerer Schwüre!" Auf den Rath einiger Räthe, diesen Rudolf als einen Rebellen in seinem schönen Grabe zu Merseburg nicht liegen zu

koniens mit dem Kaiser in die Lombardei und nach Rom zog, die eiserne und die goldene Krone ersiegen, den alten Papst entsetzen und dafür einen deutschen Mönch als Clemens IV. einsetzen half, stritten die zurückgebliebenen Männer gegen den neuen Gegenkönig Hermann, den Sohn eines lothringer Graven, (von einem Schlosse, das ihm die Sachsen geschenkt, der Knoblauchskönig geheißen) vier Jahre hindurch (von 1081 bis 1085) mit günstigem Erfolg, als wo die Kunde von Hildebrands Tod in Salerno, der als Flüchtling, Greis und Sterbender noch seine feste Ueberzeugung und die Unveränderlichkeit der Handlungsweise bewahrt hatte, der Stadt und dem Bisthum Wirzburg abermals eine Schicksalswende bereitete.

So lange Gregor athmete, hatte der kaiserliche Papst nicht aufkommen können. Nach dem beglaubigten Hintritt des Furchtbaren wurde Clemens von den meisten deutschen Bischöfen anerkannt. Nur Adelbero, Frankens Hildebrand, huldigte dem Grundsatz: „Wenn Alle — ich nicht!" Da an diesem harten Kopf Bitten und Drohungen scheiterten, wollte der Kaiser ein Beispiel geben. Eine große Kirchenversammlung zu Mainz hatte jeden Prälaten, der dem neuen Kirchenoberhaupte nicht huldigen würde, seines Amtes verlustig erklärt. An die Stelle Adelbero's ernannte Heinrich den rotenburger Graven Mainhard. Abermals setzte der Flüchtling seine ganze Partei in Bewegung. Der Knoblauchskönig belagerte mit einer mächtigen Schaar Sachsen, Schwaben und Bajern die freisinnige Stadt. Heinrich säumte nicht, sein Bollwerk zu retten. Während Wirzburgs Jugend im entfernten kaiserlichen Lager stand, vertheidigten zurückgebliebene Männer und Greise unter dem Hauptmann Friedrich von Hohenstaufen ehrenhaft ihre Mauern fünf Wochen hindurch. Bei dem Dorfe Unterpleichfeld begegneten die Zwanzigtausende des Kaisers den Streitkräften der Feinde. Reiter von Cöln und Utrecht, auf Heinrichs Seite, jedoch von Hermann bestochen, ergriffen unter Geschrei, daß der Kaiser getödtet, die Flucht, und erwirkten dadurch einen großen Sieg der Gläubigen Sankt Peters über die sogenannten Abtrünnigen der Kirche (11. August 1086). Der Kaiser entfloh in gemeiner Tracht, Leichenhügel und Schätze hinter sich lassend; die ausgehungerten Einwohner öffneten die Thore, durch welche Bischof Mainhard als Exilirter wanderte, und Adelbero als Herr und Sieger zog. Nicht blos des

lassen, erwiderte der Kaiser Heinrich: „Der liegt mir gut; ich wünsche nichts, als alle meine Feinde so prächtig begraben zu sehen."

materiellen, auch des moralischen Gewichtes wegen durfte der Vorort Frankoniens nicht lange in Feindeshand bleiben. Nachdem Heinrich seine zerstreuten Truppen gesammelt, erschien er schon in der dritten Woche unvermuthet vor der Stadt, und eroberte sie mit Hilfe der ihm treugebliebenen Einwohner. Mainhard II. wurde wieder Stiftsvorsteher und Adelbero Gefangener.

Achtung eines achtungswerthen Feindes kann nur ehren. Während Adelbero's Gefangenschaft starb der verständige und redliche Bischof Mainhard. Verschiedene Würdenträger im Gefolge des Kaises versuchten ihre Beredsamkeit, den eingesperrten Greis zur Unterwerfung oder auch nur zur scheinbaren Huldigung zu bringen, wobei sie ihm den Wiedergewinn des verlorenen Stabes in Aussicht stellten. Derselbe erklärte einmal wie das anderemal, daß er diesem Schritte den Tod und jede erdenkliche Todesqual vorziehe. Nicht zu einem Gespräche, nicht einmal zum Anblick des von Gregor gebannten Regenten konnte der Hartnäckige gebracht werden. Da zeigte sich Heinrich als Salier. Er ließ seinen Todfeind frei und ungehindert in die bajerische Heimath ziehen 1088. Dort gab Adelbero den größten Theil seines Vermögens seinem vormaligen Bisthum und bestimmte auch den Bruder zu ähnlichen Schenkungen.*) Den Rest verbaute er in das von seinem Vater begonnene Kloster Lambach, in welchem er am 6. Oktober 1090 starb und begraben wurde, von den Bewohnern jener Gegend als Heiliger und Wunderthäter verehrt, bei den Franken, obschon ein Urheber vieler und großer Uebel, dennoch wegen seiner Charakterfestigkeit, Geradheit und Sittenstrenge in nicht unehrenhaftem Andenken. Letzter Punkt erklärt den unauslöschlichen Haß gegen den öfters mit Concubinen lebenden und sonst in der Ehe nicht tadellosen Kaiser Heinrich und die treue Anhänglichkeit an den übertriebene Enthaltsamkeit predigenden Papst Gregor, obgleich der Bischof vorher öfters von Rom geringschätzend und wegwerfend behandelt worden war, und später als Deutscher manchesmal die welsche Handlungsweise mißbilligte. Bei dem ächten Parteimann wich die Persönlichkeit dem Grundsatz. Unter allen Bischöfen Wirzburgs hat Adelbero am längsten in diesem seinen Stande, nämlich über fünfundvierzig Jahre gelebt.

---

*) Adelbero's Schankung erhielt die Klausel, daß deren Erträgnisse jährlich zu Lambach in eigener Person und von eigener Hand eines wirzburger Bischofs empfangen werden müßten, welcher Lästigkeit wegen man dieselbe später veräußerte.

Der Tod solcher Gegner wie Gregor und Adelbero, dann der weltlichen Feinde Rudolf und Hermann, der, erst der Krone freiwillig entsagend, bei der Erstürmung einer Burg am Steinwurf eines alten Weibes starb, der nicht minder thronlustigen Herzoge Luitold von Kärnthen und Eckbert von Meissen, wovon letzter von den Kaiserlichen in einer Mühle bei Braunschweig erstochen ward, dann des von Goslars Bürgern erschlagenen halberstädter Bischofs und anderer mehr brachte dem Kaiser nicht den großen Gewinn, den er davon hoffte; das System der Hierarchie lebte in Schülern Gregors, in den Päpsten Viktor III. und Urban II. fort, welche Heinrichs Bann erneuerten, Clemens aus Rom trieben, die bekannte Markgrävin Mathilde mit dem Sohne des kaiserfeindlichen Herzogs Welf vermählten, die lombardischen Städte in einem kriegerischen Bunde einten, ja sogar in Heinrichs innerstes Familienleben der Zwietracht und des Hasses reichsten Zunder warfen, dessen sanften Sohn Konrad vom Vater also losreißend, daß er gegen denselben in Italien eine Gegenkönigsrolle übernahm; und Heinrichs zweite Gemahlin Adelheid, eine geborene russische Fürsten, mit welcher der Kaiser unfriedlich lebte, zu öffentlichen Aussagen verleitend, welche, falls sie Wahrheit enthielten, die Klägerin nicht minder beschimpften als den Beklagten.*) Heinrich wurde wiederholt vom Selbstmord abgehalten; die Tragödie seines Lebens zu verlängern, mußte ein Zwischenakt geraume Zeit Freund und Feind mit einem ganz andern Gegenstand beschäftigen.

Seit dem vierten Jahrhundert, wo Helena, die Mutter des Römerkaisers Konstantin, das Grab Jesu entdeckt, war dessen Besuch bei den abendländischen Christen üblich und selbst häufig geworden; dieser Brauch bewirkte Pilgerfahrten in kleinerer und größerer Gemeinschaft. Schon im Jahre 1064 sah man, wie bereits erwähnt, den wirzburger Bischof in starker Gesellschaft nach Palästina ziehen; die damals vom Frankengraven Goswin enthüllte Absicht vieler Kreuzzugsbeförderer, nämlich listige oder gewaltsame Beerbung der in weiter Ferne Dahingerafften, insofern dieselben nicht schon vor der Abreise Hab und Gut

*) Nach der Angabe von Heinrichs Feinden hielt derselbe dieses Weib sehr hart, welche Härte in Verbindung mit dem Umstand, daß der Papst die aus dem deutschen Kerker zu ihm Entflohene gar bald in ein italienisches Kloster schickte, auch harte Vergehen dieser Fürstin, besonders eine ausschweifende Geschlechtsliebe muthmaßen läßt. In der angedeuteten öffentlichen Versammlung sagte sie aus, ihr Gemahl habe sie während ihres Aufenthaltes im Gefängnisse jedem Lusttragenden und sogar seinem Sohne erster Ehe gewaltsam preisgegeben.

den Kirchen und Mönchen geschenkt, war durch manchen andern Grund verstärkt worden. Krieg, Pest und Mißwachs hatte eine Masse bettelarmer Menschen gemacht, die in der Heimath nichts mehr verlieren und suchen, das nackte Leben nur außerhalb derselben fristen konnten. Die nämlichen Ereignisse wirkten aber auch auf das Gemüth der noch Besitzenden und Reichen; man sehnte sich aus einer Umgebung heraus, die ringsumher nur düstre Farben, Gefahr des Ergriffenwerdens und endliches ähnliches Schicksal zeigte. Wenn Papst und höhere Geistlichkeit im Hintergrunde des Unternehmens einen neuen Tochterstaat des Katholizismus, in Jerusalem ein zweites Rom sahen, hofften daselbst die weltlichen Fürsten Länder und Kronen, die Ritter und die Knappen Lorbeer und Sporen, die Krämer und die Werkleute Gewinn und Beute, die Knechte und die Leibeigenen Freiheit und Erlösung von allem Uebel. Abenteuer der Natur und des Lebens hatten eine recht abenteuerliche Zeit gemacht; wo konnte diese Richtung einen passenderen Abfluß finden als im Todeskampfe für das heilige Grab, für die Geburts- und Sterbstätte ihres Gottes?! Nun noch die geweihte Erde seit etlichen Jahren im Besitz der Türken, fanatischer Mohamedaner, während der vorige Besitzer, der sanftere Araber dem frommen Besuche keine besondern Hindernisse in den Weg gelegt; rührende Klagen des bedrängten Patriarchen von Jerusalem, von blassen, feueraugigen Einsiedlern und Pilgern durch ganz Europa ausgetragen; vom Himmel gefallene Mahnbriefe; auf den Kanzeln donnernde Verkündiger — der Herzensdrang von Millionen Abendländern preßte sich in das allgemeine Losungswort „Gott will es" 1096.

Trotz dieser Gemeinstimmung der Zeit konnte es nicht an Menschen fehlen, welche die Sache in ihrem wahren Lichte sahen. Solche Vereinzelte waren der unglückliche Kaiser Heinrich und der neue Bischof von Wirzburg, Ainhard, Mainhards II. Nachfolger, wie dieser aus dem erlauchten Hause Rotenburg. Die erste That der deutschen Kreuzfahrer, die grausame Verfolgung und Ermordung vieler tausend Juden, die jetzt büßen sollten, was vor tausend Jahren ihre Ahnen an einem ihrer eigenen Landsleute verübt, mochte den Gegnern des Kreuzzugs keine veränderte Meinung geben, eben so auch nicht das Schicksal dieser mörderischen Rotten, ihr verdientes blutiges Ende im Ungarn- und Bulgarenland. Als aber die Kunde nach Deutschland kam, wie das geordnete Heer der französischen, italienischen und deutschen Pilger, unter den Helden Tankred und Gottfried von Bouillon (des nemlichen, der in der Schlacht von Mölsen dem Gegenkönig

Rudolf den Schaft der Reichsfahne durch den Leib gestoßen) Jerusalem erobert, und daselbst ein christliches Königreich gestiftet habe; als neuerdings Jung und Alt den kreuzförmigen Tuchlappen an die Schulter heftete, und allenthalben der fast mehr drohende als mahnende Ruf erscholl: „Wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolgt, ist meiner nicht werth!" da mußte Heinrich wie Ainhard zum bösen Spiel gute Miene machen, ja, um nicht Amt oder ganzes Dasein aufs Spiel zu setzen, dem Unternehmen äußerlich Vorschub thun. Der Kaiser, vom Papste Pascal II., dem Nachfolger Urbans, sogleich wieder als ein sichtlicher Gegner des sogenannten heiligen Krieges mit dem Bann belegt, berief zur Besprechung eines solchen Zuges, den er vorgeblich in Person führen wollte, einen Reichstag nach Wirzburg, und sein Freund und Vetter Ainhard predigte auf besondern kaiserlichen Befehl auf dem Reichstage zu Mainz, an den Höfen der meisten deutschen Fürsten und in den namhaftesten Städten Germaniens die Pilgrimschaft nach Jerusalem. Den weit seine Zeit überschauenden Bischof, dessen wahre religiöse und politische Meinung aus erhaltenen schriftlichen Nachlässen zu erkennen ist,*) befreite der letzte Hornung des Jahres 1104 von der aufgedrungenen unnatürlichen Rolle; von Ainhards, eines wahren Freundes Bahre tritt auch der Kaiser in den letzten Akt seines überlangen Trauerspiels.

Nachdem Heinrich seinen von italienischen Priestern verführten ältesten Sohn vor dem deutschen Fürstentag als Rebellen verklagt, und dessen Ausschluß von der Nachfolge bewirkt hatte, übertrug er diese Nachfolge mit der Stände Genehmigung seinem zweiten Sohne Heinrich,

---

*) Vom Cölibat schrieb Ainhard, daß er die Sittlichkeit untergrabe, und zu geheimen Sünden und abscheulichen Lastern führe. Die ähnliche Erklärung der pariser Kirchenversammlung vom Jahre 1074 über diesen Gegenstand theilte er zweimal abschriftlich seinem Clerus mit. Unter den kaiserlich gesinnten Bischöfen trug Ainhard am längsten den päpstlichen Bann. Ueber die Vögte und andere Beamten, denen das eingeführte römische Recht Veranlassung gab, die deutschen Bauern wie Römersklaven zu behandeln, schrieb der Bischof: „Sie gleichen einem schnellen, brennenden und ausdörrenden Wind, weil sie mit unzähligen, unersättlichen Auflagen, Steuern, Bethen und andern Beschwerungen die Güter der Schutzverwandten eräßen, verschlingen und verzehren." Dieser fürstliche Volksfreund baute auch zum Frommen der Armen, besonders der krank aus dem Orient heimkehrenden Kreuzfahrer, ein Spital außerhalb der Stadt in der Nähe der Margarethenkapelle, welche schöne Stiftung von einem spätern Bischof angeblich wegen schlechter Verwaltung der Vorsteher in das Nonnenkloster Afra verwandelt wurde. In seinem Titel nannte er sich: „Ainhard durch Gottes Gnade ein geringer Diener des Stifts Wirzburg."

und ließ denselben zu Aachen krönen 1098. Der junge König mußte schwören, bei Lebszeiten des Vaters sich aller Ansprüche auf Regiment und sonstiges väterliches Gut zu enthalten. Heinrich hielt sein Versprechen wie die Schlange in der Fabel dem mitleidigen Bauern; sein fortaniges Streben geht bald geheim bald offen auf den Sturz des Vaters. Ein Grund mehr, daß der Kaiser den Kreuzzug unterließ. Nun wurde auch dieses wieder von den Feinden ausgebeutet. Der junge Heinrich hörte gern, wenn Geistliche die Ungiltigkeit eines Eides gegen Gebannte predigten, oder wenn seine weltliche Umgebung, darunter viele durch den unterlassenen Kreuzzug, wie durch den kaiserlichen Landfrieden in Erwerb und Hoffnung getäuschte Abenteurer, auf schlechte Zeit und Regierung schalt. Der Tumult in Regensburg, den bajerische Große wegen des ältern Heinrichs Einschreiten gegen den Druck der dortigen Kirchenvögte erregten, fand bei dem jungen Billigung. Endlich trat er im päpstlich gesinnten Bajernlande offen mit dem Schwert in der Hand gegen den Vater und Kaiser auf, nachdem ihn der Papst zuvor von Eid und Pflicht entbunden 1104. Zugleich erbot er heuchlerisch den Rücktritt, wenn der Vater, was er wohl als unmöglich wußte, sich mit der Kirche aussöhne. Main und Rhein wurden nun Zeugen der unnatürlichen Fehde. In Wirzburg hatten die sogenannten Gläubigen St. Peters den vorigen Dompropst Ruprecht von Thundorf, einen geborenen Bajern und treuen Anhänger seines Landsmannes Adelbero, an Ainhards Stelle zum Bischof gesetzt; der Kaiser, im Herzen seines Stammlandes keinen solchen Feind duldend, verwarf die Wahl, den dasigen Domherrn Erlong, einen geborenen Graven von Calw, fränkischen Geblüts, zum Stiftsvorsteher ernennend. Der vertriebene Ruprecht kehrte aus Bajern mit Heinrich dem Sohne und dessen Kriegsheer zurück, worauf die Stadt Wirzburg dem Belagerer fiel, und Erlong seinen Sitz dem Gegner räumte, Juli 1105.*) Sodann überzog der Prätendent eine andere Frankenstadt.

---

*) Mehrere fränkische Chronikschreiber erzählen, daß Ruprecht aus freier Wahl des Capitels mit Zustimmung des übrigen Clerus und des Volkes Bischof geworden sei. Letzteres ist falsch. Die Ergebenheit der Stadt Wirzburg an Heinrich IV. steht außer Zweifel: um den von ihr niemals beleidigten Erlong zu vertreiben. und Ruprecht wieder einzusetzen, mußte sie zweimal von Heinrich V. erobert werden. Nach der zweiten Eroberung hielt es der jüngere Heinrich für nothwendig, die wirzburger Bürger durch einen besondern Eid an Ruprecht zu binden; und als dieser starb, sprach sich die Volksstimme so allgemein und kräftig für Erlong aus, daß der neue Kaiser Heinrich V. den bisherigen Gegner und Gefangenen frei geben und die Bis-

Nürnberg, die Burg an der Pegnitz, vordem ein unbekannter Ort des Radenzgaues, während schon längere Zeit die Flecken Fürth und Forchheim in geschichtlichem Ansehen standen, als eine Tochterkirche des von Heinrich II. gehegten und gepflegten Bambergs verhältnißmäßig mit der Mutter wachsend, bald auch einen heimischen oder eingebürgerten Heiligen und Wunderthäter findend, dessen vielbesuchtes Grab eine belebte Marktstätte ward, darum und ob neuer Handelsstraße vom Rhein zur Donau eine entschieden städtische Richtung nehmend, und in derselben wegen Fernsein des Bisthumssitzes und eines weltlichen Fürstenhauses unbewacht und ungestört, Nürnberg, aus diesen angegebenen Gründen des vierten Heinrichs Lieblingsaufenthalt und öfterer Schauplatz in Freud und Leid*) trug des Gegenkönigs Haß im starken Maße. Zwei Monde vertheidigte sich muthvoll die belagerte Stadt, bis sie nach Einigen durch den Verrath der dort angesiedelten Juden erstiegen, oder wie andere berichten, auf Befehl ihres bei Wirzburg lagernden Kaisers, der die treuergebene schonen wollte, geöffnet, aber vom ungroßmüthigen Sieger geplündert und verheert wurde. Unterdessen stellte der Kaiser in Wirzburg durch Erlongs Einführung und Ruprechts Exil die frühere Ordnung her. Vom Main zogen sich die streitenden Parteien an den Rhein. Als der Sohn alle rheinischen Städte auf des Vaters Seite, die Volksgewalt der fürstlichen gewachsen sah, schritt er zu List und Trug; er suchte den Alten im Lager an der Mosel auf, heuchelte Reue und Unterwerfung, entließ scheinbar sein Heer, damit auch das kaiserliche entlassen werde, verhieß Zurücknahme des Banns, wenn der Kaiser, dem der Erzbischof von Mainz verabredeter Weise die Thore geschlossen, in einer nahen Burg nur etwas warten wolle, betheuerte abermals seine Ehrlichkeit mit hohem Schwur, und warf den die Fallbrücke überschreitenden Vater ins Gefängniß. Durch Todesdrohung und Mißhandlung mancherlei Art zwang man nun vor einer Fürstenversammlung in Ingelheim den

---

thumsverwaltung antreten lassen mußte. Zudem war Ruprecht von Geburt Bajer und Erlong Franke herzoglicher Abkunft. Interessant als Zeichen von dem schon damaligen Gewicht der Städte bleibt die nothwendige Zustimmung der Bürgerschaft zur Bischofswahl.

*) Auch der seltsame Handel mit Reginger, einem früheren Vertrauten des Kaisers, der plötzlich gegen Heinrich öffentlich klagte, daß er ihn zum Meuchelmord der in Wirzburg versammelten Fürsten gedungen habe, dann aber vom Lügen strafenden Kaiser zum Zweikampf gefordert, etliche Tage vorher eines räthselhaften Todes starb, ging in jenem ersten Akte 1073 zu Nürnberg vor.

Gebeugten zum eigenen Bekenntniß seiner Unwürdigkeit und zur Abgabe der Krone an den Sohn 1106. Dessen ungeachtet dauerte der Bann fort. Da entfloh der Kaiser seiner Haft. Der niederlothringer Herzog und die Treue und hochherzige Opferung der Städte Cöln und Lüttich, in denen sich die demokratische Meinung Deutschlands aussprach, schirmten ihn. Von den Cölnern blutig abgetrieben, begann der Sohn den Rachezug gegen Lüttich, von der Vorsehung an größerm Frevel gehindert. Unterwegs begegneten ihm die Boten des Kaisers mit Fingerring und Schwert, verkündigten ihm dessen am siebenten August zu Lüttich erfolgten Tod, des sterbenden Vaters Verzeihung, Segen und letzte Bitte, nämlich seine Anhänger und Getreuen in Frieden zu lassen, ihm selbst aber im speierer Dom bei den salischen Ahnen ein stilles Grab zu gönnen. Auch dieser bescheidene Wunsch des so oft von höchster Höhe zur tiefsten Tiefe Geschleuderten, des alle Schattenseiten angeborener Leidenschaft und absichtlich schlecht gegebener Erziehung immer noch durchstrahlenden Heldengeistes und wahrhaft edeln, weichen Gemüthes,*) wurde nicht erfüllt. Das in der Welt- und Regentengeschichte unerhörte Drama recht auszuschmücken, mußte auf päpstlichen Befehl der lütticher Bischof die von ihm feierlich beigesetzte Leiche zur Strafe selbst wieder ausgraben, worauf sie als die eines Gebannten in einem Steinsarge auf ungeweihtem Grunde stehen blieb, bis man sie nach fünf Jahren, innerhalb welcher sich deutsche Bürger von nah und fern den Besuch eines weiland werthen Reichsoberhauptes nicht wehren ließen, vielleicht aus diesem Grunde entbannte, und in der Kaisergruft des Doms zu Speier begrub.

*) Meuchelmördern, auf frischer That ertappt, und ihres Vorhabens gegen den Kaiser geständig, schenkte er Leben und Freiheit; Lahme, Blinde, Kranke und Bettler bewirthete er an seiner Tafel, und ließ sie in seinem eigenen Gemache schlafen; selbst nicht einmal Frömmigkeit, Liebe zum Gebete konnten ihm die Feinde, die päpstlich gesinnten Geschichtschreiber absprechen. Um so tiefer das Wehmuthgefühl, welches bei fränkischen, insbesondere reichstädtischen Chronikern durch das Leben dieses Kaisers zieht. Sie nennen ihn ihren guten Herrn, den vielwerthen Freund und Gönner, der mit Treue und Eifer des Reiches Hoheit, Recht und Freiheit vertheidigt, darüber viele und große Gefahr ausgestanden, und doch endlich bei dieser guten Sache habe zu Grund gehen müssen, weil es die undankbare Welt nicht anders verdient, und weil es an der Zeit gewesen, daß das Wesen des Antichrists geoffenbart werde, welcher Antichrist sein Vorhaben doch nicht anders habe durchsetzen können, als daß er ein Feind Gottes und der Natur wider diesseitiges und jenseitiges Recht den Sohn gegen den leiblichen Vater verhetzt. Der Betrachtung des Antichrists widmet der Nürnberger Müllner etliche Spalten.

Die vier ersten Regierungsjahre des fünften Heinrich, des letzten Saliers, enthielten für den bisherigen Kriegsschauplatz Franken eine kurze Erholungszeit. Im südlichen und im östlichen Bisthum walteten verständige und gemäßigte Männer von der altheinrichischen Partei, dort Eberhard, hier Otto I. aus dem Hause Andechs, Beide Mitglieder der deutschen Gesandtschaft, welche den römischen Papst um dessen Beihilfe zur wiederherzustellenden kirchlichen und bürgerlichen Ordnung bat; der Bamberger insbesondere seinem Sprengel nützlich, indem er ihm die Orte Kronach, Pottenstein und Staffelstein erwarb, dabei Gründer der großen Klöster Langheim und Aura an der Saale,*) Wiederhersteller von Banz und Michelfeld, mittelbar auch beitragend zur Stiftung der nachher so berühmten Abtei Ebrach durch die Herren von Ebrau, endlich als unverdrossener Heidenbekehrer in Pommern noch nach dem Tode durch Kirche und Geschichte im bleibenden Gedächtniß. Das alte Landesbisthum aber leitete, wie schon erwähnt, der von Heinrich V. freigegebene freisinnige Bischof Erlong noch sechzehn Jahre, freudig begrüßt und unangefochten, nachdem sein Nebenbuhler Ruprecht auf dem Wege zum Concilium in Guastalla etliche Monde nach dem vierten Heinrich gestorben war. Selbst das Vertrauen des bisherigen Gegners gewann Erlong in einem solchen Grade, daß dieser ihm den wegen geheimen Verkehrs mit dem lothringer Herzog zu Frankfurt verhafteten Pfalzgraven Siegfried nach Wirzburg zu dreijährigem Gewahrsam übergab 1109. Auch im Innern bewies sich Erlongs Thätigkeit. Noch lebten damals die wirzburger Domherren nach der Benediktiner-Regel klösterlich zusammen, und speisten täglich an einer und derselben Tafel des Salvatorhauses, den Ueberrest unter die Stadtarmen theilend; Erlong, sowohl die Pfründen seiner Mitbrüder zu mehren als auch das Almosen jener Kostgänger, machte zu diesem doppelten Zwecke das ihm erblich zuständige Schloß Kundorf und das von seinem Leibritter Berthold von Endsee erkaufte werrngründer Dorf Gänheim dem Stifte eigen 1113. Bald verschwamm diese friedliche Morgenröthe Frankoniens in dem neue Wolken bringenden Kampfe zwischen Kirche und Staat.

Nicht selten ist die Erscheinung, daß Thronerben, welche bei Lebszeiten ihrer Väter deren Regentenhandlungen bald scheinbare, bald wirkliche Hindernisse in den Weg legten, nach Absterben derselben als Selbstherrscher in die nemlichen politischen und moralischen Fußtapfen

*) 1108. Früher ein schönes Schloß des Frankenherzogs Ernst.

traten. In moderner Sprache zu red en, liberale Kronprinzen werden absolutistische Könige; aber umgekehrt erscheint die Geschichte des letzten Saliers. Sowie einmal Heinrich V. auf dem von ihm so arg erschütterten väterlichen Throne saß, wurde der bisherige Freund der Hierarchie deren entschiedener Feind, und Alles, was er am Vorfahrer getadelt, gehaßt und bekämpft hatte, das ward sein eigen Thun und Trachten. Er suchte Wiederherstellung der verfallenen Königsmacht, die Demüthigung Roms, die Abhängigkeit der deutschen Bischöfe von der Reichsregierung. Deßhalb achtete er des Investiturverbotes, welches eine neue Kirchenversammlung verkündete, nur wenig; vom Papste, den er nach Deutschland einlud, wünschte er keine Krönung, zeigte ihm blos einfach seine Thronbesteigung an, und verhieß, der Kirche wie seiner Mutter, ihm aber wie seinem Vater (ein zweideutiges Versprechen nach der bekannten Behandlungsart des physischen Erzeugers) Gehorsam zu leisten. Ganz offen mit ihrer Meinung hervorzutreten, zögerten beide Theile; der Papst verbot durch die Synode von Troyes abermals die Investitur; Heinrich erklärte durch eine Gesandtschaft, daß er von diesem seit Karl dem Großen durch deutsche Könige geübten Belehnungsrechte der Bischöfe mit Ring und Stab nicht abgehen könne. Kriegszüge nach Böhmen, Ungarn und Polen beschäftigten bis zum Jahre 1110 anderswo. Durch die Aussicht auf eine britische Königstochter zu Geld gelangend, beschloß Heinrich die Reise nach Italien, seine dortige Krönung und die Beendigung des Investiturstreites. Mit einem Heer von Dreißigtausenden, darunter auch der berühmte wirzburger Geschichtslehrer David und mancher andere Gelehrte, überschritt er die Alpen. Nachdem Oberitalien, darin noch Hildebrands Freundin, die Markgrävin Mathilde herrschte, des Kaisers Oberherrlichkeit anerkannt, zog er auf Rom, unterwegs mit dem von den Unteritalienern nicht hinreichend unterstützten, nöthigen Falls zur Flucht bereiten Papst wegen der Investitur einen unklaren Vertrag schließend; dann aber in Rom, wo Paskal, ermuthigt durch einen furchtbaren Aufstand der römischen Hierarchiefreunde, die Krönung verweigerte, den Papst am Altar, viele Kardinäle in der Peterskirche verhaftend, worauf der in Alba eingesperrte Oberpriester, als er dazu noch von den Leichenbergen seiner Getreuen in Roms Straßen hörte, den Kaiser nicht nur krönte, sondern auch demselben nach ausgesprochener Wahlfreiheit der Bischöfe das Recht der Belehnung vor der Weihe zusprach 1111. Gegenseitige Eide, Bürgen und der gemeinschaftliche Genuß des Abendmahls besiegelten den Vertrag. Durfte

derjenige, der die heiligsten Schwüre gegen den Vater brach, auf treue Erfüllung eines abgedrungenen von Seite des Feindes rechnen?!

Nach Heinrichs Heimzug erklärte der von seiner eigenen Partei mit Vorwürfen überhäufte Papst das Geschehene für erzwungen, und beauftragte, um von seiner Person die Grellheit des Meineides abzulenken, eine vom Erzbischof zu Vienne geleitete Synode, die Ungiltigkeit des Vertrages öffentlich auszusprechen, und den Kaiser mit dem Bann zu belegen 1112. Das seit vierzig Jahren gewohnte Schreckmittel bewies anfangs nicht mehr die frühere Kraft. Die Hierarchischen stutzten über diese Verwandlung ihres vormaligen Beschützers; die Antipapisten strebte Heinrich durch Feier des väterlichen Begräbnisses, durch Begünstigung der dem Vater besonders treu gewesenen und ihm selbst feindlichen Städte sowie durch ganzes volles Eintreten in das salische Verweltlichungs-System für sich zu gewinnen. Doch blieb der Bann auf die Unzufriedenheit und das Mißvergnügen der Sachsen, nachdem Heinrich den Nachlaß des ausgestorbenen orlamündischen Gravenhauses zu seinem Hausgut gemacht, nicht ganz ohne Einwirkung. Die hintangesetzten Seitenverwandten des Sachsenlandes, besonders der nachherige Kaiser Lothar, nützten ihn heimlich zur Aufreizung des Volkes. Als nun auch Adelbert, der Erzbischof von Mainz, des Kaisers Kanzler, Vetter und Freund, der früher sogar zur Verhaftung des Papstes und der Kardinäle den Rath ertheilt, bestochen von der Idee der Kirchenfreiheit, von der kaiserlichen zur päpstlichen Seite übertrat, und als Otto von Bamberg, der bereits erwähnte ausdauernde Anhänger des vierten Heinrich, mehr aus Persönlichkeit als aus Grundsatz gegen den von ihm immer noch betitelten „ungerathenen Sohn" seine unüberwindliche Abneigung zu erkennen gab: verkündigte man an der Elbe wie am Rhein offen des Kaisers Ausschluß aus der Gemeinschaft der Gläubigen. Des Mainzers Einkerkerung goß vollends Oel in die Flammen. Ein Reichstag zu Mainz, dem wenig weltliche Fürsten und von den geistlichen nur Erlong von Wirzburg und Bruno von Speier, ein geborener Frankengrav, beiwohnten, machte der dortigen erzbischöflichen Partei Muth und Gelegenheit, des Kaisers Herberge zu belagern, und damit die Befreiung ihres Mannes zu erzwingen. Schon hatte der päpstliche Legat Dietrich einen andern Fürstentag zu Cöln angesagt. Dort zeigte sich auch Adelbert als „Martyrer". Heinrich, von dem Vorhaben der Versammlung unterrichtet, sandte sogleich den wirzburger Erlong, durch Beredsamkeit und Ansehen jede ungereimte, schädliche Handlung zurück-

zuhalten. Wie erstaunte dieser, als er sich selbst wie ein Gebannter von den Bischöfen behandelt sah! Nur unter der eidlichen Zusage, „des Kaisers bis zu dessen Aussöhnung mit dem Papste müssig zu gehen," konnte er Nachlaß einer Kirchenstrafe und Zutritt zur Versammlung finden. Der mit so trauriger Botschaft Heimkehrende wollte anfangs seinen Eid halten; durch Todesdrohung zwang aber denselben der zürnende Kaiser, vor ihm und allem Volke in Wirzburg Messe zu lesen. Mißmuthig über den ihm abgezwungenen Eidbruch verließ Erlong das durch die Kriegsflamme überloderte Franken, und barg sich kaiserscheu am Rhein 1116.

Die Bischöfe von Wirzburg hatten, wie die bisherige Geschichte zeigte, vor den übrigen Bischöfen Deutschlands theils wegen des von ihnen in der ersten deutschen Provinz geübten Richteramtes, theils wegen ihrer öfteren Abkunft von dieses Landes alten Herzogen, den Stammvätern mehr als eines Kaisergeschlechtes, theils auch durch individuelle Kraft, Verdienst und Haltung einen hohen Grad von Ansehen, Einfluß und Macht erlangt. Dadurch war es in einer urkunden- und traditionarmen Zeit dahin gekommen, daß man ziemlich allgemein die mit Burghard I. beginnende Reihenfolge der wirzburger Bischöfe für eine unmittelbare Fortsetzung des mit Heden II. absterbenden radulfischen Herzogsstammes hielt. Mit dem Stab erschien hier schon lange das Schwert gekreuzt, Ursache des nachherigen Schlagworts. Politik und Leidenschaft bewog jetzt den Kaiser, Recht und Gewohnheit zu sondern; als Reichsoberhaupt verlieh er ein seit Jahrhunderten erledigtes oder nicht mehr bestehendes Herzogthum Ostfranken an seinen Neffen Konrad von Hohenstaufen, den Sohn jenes Schwabenfürsten Friedrich, der unter Kaiser Heinrich IV. der Hauptmann des belagerten Wirzburg war. Nachdem er dieses Neffen Bruder zum Reichsregenten ernannt, zog er selbst voll Aerger über den Abfall des letzten Bischofs, dessen Bruder er kürzlich zum Rheinpfalzgraven gemacht, nach Welschland. Die gleichzeitige Entfernung des Kaisers und des Bischofs gab das Zeichen zur alten Anarchie. Hoher und niederer Adel beider Parteien verdarben sich gegenseitig mit allen erdenklichem Fleiß Land und Volk; kein Begriff von Recht und Billigkeit mochte der Grausamkeit der Horden, der Willkühr der Führer steuern. Blühende Dörfer wurden Wüstenplätze, Städte Schutthaufen; Schwärme von Mördern und Räubern zogen ungestraft, ungehindert durch die Landschaft; kein Frevel irgend eines Namens blieb ungethan. Hart litt das Bisthum Bamberg durch die Einfälle der frankenfeind-

lichen Sachsen und Slawen, härter das Stift Fulda, dessen dem Kaiser ergebener Abt Erlolf seine Abtei nicht blos von jenen päpstlich gesinnten Nord- und Ostländern, sondern auch vom bekannten mainzer Erzbischof, jetzt dem eifrigsten Anhänger des römischen Hofes, fürchterlich verwüstet und in tiefste Armuth versinken sah. Noch seltsamer aber gestalten sich die Verhältnisse im Mittelpunkte Frankoniens, wo durch die erwähnte kaiserliche Verfügung ein weltlicher Staat an die Stelle des geistlichen trat, wo nicht nur wie anderswo Gläubige gegen Gebannte stritten, sondern die Letzteren oder die Freisinnigen in Rückerinnerung an das, was Erlong Jahre lang für ihre Sache gewirkt und gelitten, und einen frischen Beweis seiner Volksliebe noch vor Augen,*) nicht mehr recht wußten, ob sie in Bewahrung ihrer Grundsätze dem Kaiser folgen sollten oder diesem Bischof. Denn als Erlong von beabsichtigter Verwandlung des geistlichen Herzogthumes in ein weltliches gehört, war er, die Schüchternheit seiner Person der Wichtigkeit der Sache nachsetzend, aus seinem Verstecke zurückgeeilt, und hielt es nun für Pflicht, dem Hohenstaufen in seiner Regierungsgewalt die möglichsten Hindernisse entgegenzustellen. In dieser Verwirrung betrachteten die größeren Vasallen das ihnen geliehene Unterrichteramt ihrer Bezirke für eigenthümlich und erblich, strebten nach Macht, Rang und durch Annahme bleibender Geschlechtsnamen, selbst nach dem Titel oder der Benennung längst ausgestorbener dynastischer Gravenhäuser, und übten so im Kleinen die kaiserlich-herzogliche Gerichtsbarkeit. Auch bei den andern deutschen Stämmen erhielt unter dem fünften Heinrich Deutschlands politische Theilung und die Umgestaltung der königlichen Lehensträger in unabhängige Fürsten die erste dauernde Unterlage.

In Italien zeigte Heinrich den Herrn. Die öfters erwähnte Freundin Hildebrands, die kurz vor Heinrichs Ankunft gestorben war, hatte zu Lebszeiten und wiederholt ihre Länder und Güter dem Stuhle Petri geschenkt; er aber, der als Kaiser die Lehen, als Verwandter die Allode ansprach, nahm Beides ohne Umstände in Besitz. Ein neuer Bannfluch, von Rom aus gegen ihn geschleudert, lockte ihn nur, im

*) Mehrere Leibeigene zu Forchheim und Lonnerstadt, vom rotenburger Graven Erkenbert dem Stifte Wirzburg geschenkt, wurden von Erlong gefreit. Als dieselben der Grav Ruprecht von Castell mit Vogtrecht beschweren, und ferner als Leibeigene behandeln wollte, schirmte Erlong mit Gefahr einer Fehde die volle Freiheit dieser Mitmenschen.

Mai 1217 daselbst triumphirend einzuziehen, und nach Flucht des Papstes auch dessen unteritalische Freunde, die Normannen, mit dem Schwerte heimzusuchen. Im nächsten Jahre starb Paskal, der Schwankende; die Entschlossenen seiner Partei wählten Gelasius II. Aber der Kaiser eilte aus der Lombardei nach Rom zurück, und ließ von einer Anzahl abhängiger Kardinäle den Erzbischof von Braga als Gregor VIII. zum Papste machen. Schon behauptete Heinrichs geistige und körperliche Gewalt, sein listiges Heuchler-Talent im obern und mittlern Italien die Oberhand, als er von jenem namenlosen Zustand Deutschlands, von Fortdauer des allgemeinen Bürgerkrieges und dessen unglücklicher Wendung für seine Anhänger hörte. Zugleich erhielt er von mehrern in Wirzburg versammelten geistlichen und weltlichen Fürsten die Aufforderung, alsbald im Lande persönlich Ordnung und Recht wiederherzustellen, oder Krone und Scepter niederzulegen. Heinrich eilte herbei. Zu Wirzburg war, nachdem des Mainzers Vorschlag, den Kaiser sogleich abzusetzen, das Stimmenmehr nicht erhielt, einsweilen beschlossen worden, daß allen übervortheilten und gekränkten Reichsständen, besonders dem Bischof Erlong, vom Kaiser volle Genugthuung geleistet werden müsse. Heinrich, weniger hart gestimmt durch das erfahrene Mißgeschick und die längere Entfernung von der Heimath, vielleicht auch nur so staatsklug, sich wenigstens auf einer Seite Luft zu schaffen, bewilligte auf dem Tage zu Tribur 1119 alles Geforderte; er verhieß Rückgabe des eingezogenen Gutes und fortaniges Begnügen mit den gewöhnlichen Reichsgefällen. Wegen der zwei Päpste wollte er die Entscheidung einer Kirchenversammlung überlassen, wegen der strittigen Investitur Geistliches und Weltliches in derselben scheiden, die Entsetzung Andern überlassen, die Belehnung festhalten. Trotz diesem versöhnlichen Schritte erneuerten die nicht ganz mit Unrecht mißtrauischen Welschen, denen sich auch Adelbert von Mainz und die Sachsen anschlossen, auf einem Concil zu Rheims die früheren Beschlüsse von Investitur, Simonie und Priesterehe, wie auch unter schauerlichen Ceremonien den Fluch gegen den Kaiser und dessen Papst Gregor. Die meisten Deutschen aber begnügten sich mit der kaiserlichen Erklärung; alte Feinde, wie der Sachsenherzog Lothar, der Pfalzgrav Friedrich, der Erzbischof von Cöln und der Bischof von Wirzburg söhnten sich mit Heinrich aus. Als dieser im nächsten Jahre die Hauptstadt Frankens besuchte, stellte er feierlich in Gegenwart vieler Großen des Reichs mittels öffentlicher Urkunde Erlong die entzogene herzogliche Gerichtsbarkeit in Ostranken zurück, indem er seinen

hohenstaufischen Neffen durch Ernennung zum Markgraven von Toskana und Herzog von Ravenna zu entschädigen suchte.*) Seitdem übten Wirzburgs Bischöfe die schon lange faktisch besessene Herzogsgewalt, die sie nun nicht mehr für ein kaiserliches Amt, sondern für ein Erblehen hielten, auch sinnbildlich aus, indem sie bei festlicher Gelegenheit ein blankes Schwert sich vortragen ließen, und dieses Schwert auch auf ihren Münzen, in denen es zum Beweise einer mehr als bischöflichen Macht über dem Evangelienbuche schwebt,**) anzubringen nicht vergaßen.

Des Kaisers Nachgiebigkeit gab noch nicht dem Reich den Frieden, die Wiederherstellung des geistlichen Staates nicht dem zwischen Sonst und Jetzt, zwischen Neigung und Pflichtbegriff schwankenden Bischof die verlorene Gemüthsruhe. Der päpstliche Legat hatte die Bürger von Wirzburg als Anhänger des Kaisers mit dem Bann belegt; Erlong bat und mahnte, man möge desselben in irgend einer Weise ledig zu werden suchen. Wirklich zeigte sich die Bürgerschaft nicht abgeneigt. Als aber der Legat von der ohnehin verarmten Stadt eine übertriebene Summe forderte, erklärten deren Einwohner, sie wollten lieber im Bann bleiben. Die Gewohnheit Roms, Kirchenstrafen mit Geld abzulösen, steigerte unter den Laien die Verachtung gegen dessen Handlungsweise; auch einem großen Theil des Klerus gefiel sie nicht. Der Mainzer jedoch bedrohte in einem eigenen Schreiben die Domherren mit dem Interdikt, welche es noch länger mit den Bürgern hielten. Erlong, von allem Dem geistig, von einem unheilbaren Aussatz körperlich niedergebeugt, zum Bösen zu gut, zum Guten zu schwach, zog sich mit mehreren Dienern in das Kloster Schwarzach zurück, wo er am Schlusse des Jahres 1121 starb, und auch da in

---

*) Die noch erhaltene Originalurkunde trägt das Datum vom 1. Mai 1120. Da sich am Eingang derselben Heinrich den vierten römischen Kaiser nannte; am Ende aber sein Handzeichen als Heinrich der Fünfte schrieb, nahm im sechzehnten Jahrhundert die fränkische Reichsstadt Rotenburg Anlaß, gegen die auf einer vermeintlich verdächtigen Urkunde fußende Herzogsgewalt des Stiftes Wirzburg, d. h. gegen das kaiserliche Landgericht daselbst vor dem Reichskammergericht Protest einzulegen, worauf Wirzburg das historische Faktum, daß wegen Nichtkrönung Heinrichs des Voglers die nachgehenden Heinriche als Könige eine Zahl mehr, als Kaiser eine weniger schrieben, schlagend nachwies.

**) Schon Ainhard, der früher gerühmte Bischof, prangte auf der Münze mit dem blosen Schwert in der Rechten, damit das in der Linken gehaltene Evangelium deckend, wodurch nach der Chronik Meinung der Welt der Vorzug eines Herzogs in dem Bischofe gezeigt werden sollte.

nichtgebannter Erde begraben wurde. Sein Tod blies das ungelöschte Feuer zur Flamme an. Bei erster Kunde hatte der Kaiser dem Graven Gebhard von Hennenberg, einen ihm ergebenen Domicellar des Stiftes, der noch jung und Schüler war, zum Bischof ernannt; das päpstlich denkende Domkapitel wählte Rüdiger von Vahingen, seinen Mitbruder. Dieser ward ungerechnet seines Anhanges von Altersreife, Gelehrsamkeit und dem Ansehen einer regelmäßigen Wahl unterstützt; dem Hennenberger halfen die meisten gebannten Bürger, die dem einheimischen Dynastengeschlecht holden oder hörigen Bewohner des Steigerwaldes und der Rhöne, vorzüglich aber Heinrichs persönliche Vorliebe; denn nicht alle Kaiserliche, besonders nicht die mit dem vahinger Gravenhause verwandten Hohenstaufen, billigten des Kaisers Handlung. Unter diesen Umständen erscheint die Angabe eines Geschichtschreibers, daß Rüger die päpstliche Bestätigung mit zuvorkommender Eile durch Geld gewonnen, für zweifelhaft; eine einfache Empfehlung seiner Partei, ein bloßes Fürwort des mainzer Erzbischofs mußte genügen, ihm zu Rom gegen einen solchen Nebenbuhler den Sieg zu verschaffen. Gebhard, hievon unterrichtet, griff zum Schwert. Die Wirzburger öffneten ihm die Stadt; mit etlichen Dienern und anhänglichen Bürgern rettete sich Rüger in das damals wohlbefestigte Münsterschwarzach. Hab und Gut der Gegenbischöflichen gab der Sieger der Plünderung und Verheerung preis.

In Franken wie im übrigen Deutschland erscholl der allgemeine Ruf nach Frieden. Der Kaiser hatte ihn längst gewollt, der Mainzer aber ein neues Sachsenheer ihm entgegengestellt. Bei der Belagerung der Stadt Mainz bewirkten gemäßigte Männer beider Parteien, anders ein entsetzliches Blutvergießen voraussehend, Waffenstillstand und Zusammenkunft der feindlichen Fürsten in Wirzburg. Dort sollten Schiedsmänner den Streit schlichten. Am Michelstag erschien der Kaiser mit starkem Heere in genannter Stadt; der Erzbischof, den Bürgern mißtrauend, schlug an der Markungsgränze sein Lager auf. Nach erhaltenem Geleit besuchte er bei Tag die Versammlung, die Nächte unter seinen Kriegsleuten schlafend. Eine Woche lang unterhandelte man, und beschloß zuletzt, in Deutschland unbedingt Friede zu halten, und wegen der Investiturfrage den Papst zu einem allgemeinen Konzilium zu bewegen. Die Gesandtenwahl fiel auf die freisinnige Partei, auf die einzigen dem Kaiser noch ergebenen Prälaten, auf Bruno von Speyer und Erlolf von Fuld. Der neue Papst Calixtus empfing Boten und Botschaft wohl; nach Besprechung mit seinen Räthen sandte

er drei Kardinäle nach Deutschland, bevollmächtigt, den Kaiser, wenn er auf das Investiturrecht verzichte, vom Bann loszusprechen, und so den langen Kampf zwischen Kirche und Staat zu beendigen. Bevor aber dieses geschah, mußte noch einmal das Schwert sprechen. Die päpstliche Gesandtschaft hatte sich ohne Anhörung Gebhards für Rüger erklärt, und dadurch des Ersteren Gönner den Kaiser voraus beleidigt. Heinrich kam daher auch nicht auf den großen nach Wirzburg angesagten Reichs- und Versöhnungstag, sondern benannte unter Vorwand dringender Geschäfte einen andern in Worms. Ende Juni 1122 waren die Fürsten in Wirzburg eingetroffen; bewußt, in des Kaisers Abwesenheit keinen giltigen Beschluß fassen zu können, nahmen die Abziehenden Rache an des Kaisers Freunden, an den immer noch gebannten Bürgern der Frankenstadt, deren im vollen Ertrage stehende Getraid- und Obstfelder die fürstlichen Geleitsschaaren von Grund aus verwüsteten. Besonders übte Rügers Anhang reichliche Vergeltung. Davon, wie von seiner auf dem Reichstag verlorenen Sache in Kenntniß gesetzt, eilte der Jüngling Gebhard mit Wirzburgern und Hennenbergern seinem auf der dettelbacher Straße ziehenden Gegner nach. Noch vor dem Städtchen erreichte er ihn, der von Eilboten gewarnt, sich tapfer wehrte. Eine finstere Nacht endete das blutige Gefecht. Gebhard zog nach Wirzburg, Rüger des andern Morgens nach Schwarzach, wo der mitziehende mainzer Erzbischof in Gegenwart der päpstlichen Legaten und anderer Bischöfe denselben sogleich zum Bischof weihte, und scheinbar noch um die römische Bestätigung anhielt. Gebhard aber verließ sich nach wie vor auf den Kaiser und sein Schwert. Der Gegenbischof hielt für rathsam, sich aus bisheriger Nähe an die Neckargränze des Bisthums zurückzuziehen, von den Städten Lauffen und Heilbronn aus, gedeckt durch die Nachbarschaft seiner vahinger und hohenstaufischen Verwandten, über den Jaxt-, Kocher- und Taubergrund und einen Theil des Odenwaldes regierend, während Gebhard Herr der Hauptstadt und der übrigen Landschaft blieb.

Der September 1122 brachte endlich den wormser Tag. In der äußerst zahlreichen Versammlung verzichtete der Kaiser auf die Belehnung mit Ring und Stab, gestattete dem Clerus völlig freie Bischofswahl, und stellte alles Eingezogene den vorigen Besitzern zurück. Dagegen genehmigte der Papst des Kaisers oder kaiserlicher Stellvertreter Anwesenheit bei allen Wahlen, jedoch mit Unterlassung der Bestechung und Gewalt, dessen Ausschlag mit Zuziehung des Metropoliten bei strittiger Wahl, dann eine weltliche Belehnungsform mittels

des Scepters. Dieses sogenannte calixtinische Konkordat, welches in zwei Urkunden öffentlich verlesen, von Kirche und Staat genehmigt und bestätigt ward, beendigte den fünfzigjährigen Streit zwischen Beiden zu Gunsten der Ersteren, weshalb der päpstliche Legat dem entbannten Kaiser mit aufrichtiger Freude den Friedenskuß und das Abendmahl reichte, und die Versammlung, besonders die Geistlichkeit, mit unbeschreiblichem Frohsinn nach Hause ging. In Betreff der wirzburger Bischofswahl war die Rügers für gültig erkannt worden. Gebhard, der Heinrichs wahre Gesinnung kennen mochte, kümmerte sich nicht um diesen reichstägigen Beschluß, und blieb als Regent in Wirzburg.*) Als auf die Kunde von Heinrichs V. Hintritt Rüger es wagte, die Hauptstadt zu besetzen, vertrieb ihn Gebhard abermals, und der trotz der Oberhand seiner Partei in den Umkreis des Klosters Schwarzach verwiesene, nunmehr rechtmäßige Bischof erlag in dem unseligen, von seltsamen Himmelserscheinungen begleiteten Mißjahr 1125 der den dritten Theil der Bewohner Deutschlands wegraffenden, durch die Kreuzzüge eingeschleppten morgenländischen Pest. Ihm war kürzlich der letzte Salier zu Lüttich, der Todesstätte des Vaters, an einem Krebsschaden vorangegangen. Der Friede mit der Kirche hatte ihm den mit der Welt und mit sich selber nicht verschafft. Fehden mit Holland und Frankreich und in Deutschland erfüllten das Lebensende des lebensmüden und doch erst vierundvierzigjährigen Mannes. Was Heinrich als Sohn war, unterlag dem Fluch des Vaters und der Geschichte; ob er als Regent das Gute gewollt, kann wegen der großen Verstellungsgabe desselben nicht klar ermittelt werden. Den Erfolg vereitelte die Nemesis. Vergehen und Verbrechen des bürgerlichen Lebens lassen sich öfters sühnen, eine Sünde wider den heiligen Geist, eine fortgesetzte Handlungsweise gegen die eigene Ueberzeugung nimmermehr. Der letzte Salier war kein letzter Karolinger oder Merowinger, sondern groß an Geist und Kraft, aber klein an Herz und Tugend.

*) Etliche Chroniker melden irriger Weise Gebhards freiwillige Resignation nach dem Tage zu Worms. Noch im Jahre 1123 unterzeichnete derselbe als Bischof von Wirzburg eine von Heinrich V. ausgestellte Urkunde, und eben so erwiesen wurde Rüger in den drei letzten Jahren seines Lebens zu Wirzburg nicht mehr seßhaft. Das Uebrige aus Obigem und Folgendem. Ein anderer Irrthum fränkischer Geschichtschreiber läßt auf Rüger und Gebhard einen Bischof Hezelin folgen.

XVIII.

Franken und die Hohenstaufen.

Von den vier ersten Königsgeschlechtern des deutschen Reichs waren drei, die Karolinger, Konrad von Hessen oder der Wirzburger und die Salier dem Mannesstamme nach Franken; das vierte, das sächsische, stammte von einer fränkischen Mutter. Auch die jugendliche, aber schon mächtige Dynastie, welche jetzt zunächst dem Ruder stand, gehörte von mütterlicher Seite wie in mancher historischen und politischen Beziehung zum Land und Volk der Franken. Friedrich von Hohenstaufen, der treue Feldherr des unglücklichen Kaisers und Vater des tapfern Vertheidigers der Stadt Wirzburg ward bereits erwähnt; auch seine Vermählung mit der Salierin. Aus dieser Ehe sproßten die gleichfalls schon bekannten Enkel des vierten Heinrichs und Neffen des fünften, Friedrich, der Schwabenherzog, Deutschlands Verwalter während des Kaisers Aufenthalt in Italien und jener Konrad, nach Bischof Erlongs Flucht der weltliche Herzog in Ostfranken und nachmalige Markgrav von Tuscien. Der ältere Bruder, neben seinen genannten Geburtsvorzügen noch Eidam des mächtigen Bajernherzogs Heinrich und Stiefsohn des Markgraven Leopold von Oestreich, dabei in persönlichem Betracht ein Ritter, von dem man sprichwörtlich sagte, seines Rosses Schweif schleife eine Burg mit sich, erwartete die Krone um so zuversichtlicher, als die beiden andern Thronkandidaten, welche dieses Mal auf des anwesenden päpstlichen Legaten Einmischung*) ein Ausschuß von vierzig Männern (je zehn von den vier Hauptvölkern Franken, Sachsen, Schwaben, Bajern) ausgewählt oder vorgeschlagen, nemlich der östreicher Leopold und der Sachsenherzog Lothar, die zu-

*) Bisher hatten, wenn kein männlicher Erbe eines gestorbenen Königs vorhanden und sonst kein Thronfolger bestimmt worden war, alle deutschen Fürsten, geistlichen und weltlichen Standes, das Wahlrecht. Der Italiener, der bei Ueberflüglung des Staates durch die Kirche einen deutschen Fürsten kaum so hoch als einen Kardinal schätzen konnte, hielt es noch für eine Erhöhung der sogenannten Halbbarbaren, wenn er sie bei ihrer Königswahl auf die Form einer römischen Papstwahl aufmerksam machte.

gedachte Ehre im Voraus abgelehnt. Der hierarchischen Partei aber schien ein minder mächtiger Fürst, der dabei auch weniger laiisch denke, passender. Deshalb stellte ihr Führer, der immer noch regierende und intriguirende Erzbischof von Mainz, in der Wahlversammlung die listige Frage, ob Jeder der Drei den aus ihnen gewählten König anerkennen werde? worauf Leopold und Lothar mit Ja antworteten, Friedrich aber eine kurze Besprechung mit den Seinigen sich vorbehielt. Während dieses Fortseins stellte der Mainzer nicht nur den Wahlherren das Benehmen des Hohenstaufen als Beleidigung dar; er gewann auch einen Theil der Menge, welche den Sachsenherzog gewaltsam auf den Schild erhob, und trotz des heftigsten Widerstrebens mit Hand, Fuß und Mund zum König der Deutschen ausrief. Mittlerweile ließ sich auch Friedrichs Schwiegervater, der Bajer Heinrich, vom Mainzer zufrieden stellen; man nahm zum Schein noch einen nachträglichen Wahlakt vor, und das hochstrebende Geschlecht sah sich durch das Versehen eines Augenblicks auf eilf Jahre vom schon beschrittenen Thronstuhl wegversetzt.

Bezeichnend für den Charakter des Königs Lothar ist die Bedingniß, welche er, der als Weigernder Bedingnisse hätte vorschreiben können, sich von der Geistlichkeit während des Wahlaktes setzen ließ, nemlich die kaiserliche Anwesenheit bei Bischofswahlen aufzugeben, bei Königswahlen aber einen päpstlichen Legaten zuzulassen, der dann neben den deutschen Fürsten Bestättigung dieser Wahl von Rom erhole. Solche Bigotterie geht häufig mit Verfolgungssucht. Nicht nur die Hohenstaufen, auch jeder dem vorigen Regenten ergebene Mann sollte den Haß der triumphirenden Partei fühlen. Vorzüglich bedrängte man unter diesem Sachsen das Frankenland. Gebhard, der bekannte kaiserliche Bischof von Wirzburg, wurde vom Papst excommunicirt, vom König vertrieben, und dafür der vom Kapitel gewählte Graf Emmerich von Leiningen eingesetzt. Dasselbe Loos traf unter dem Vorwand ärgerlichen Lebenswandels den fuldaer Abt Ulrich, obwohl dieser Brave sich stets als Wohlthäter seines Stifts und Vater seiner Unterthanen erwiesen hatte, wegen welcher ungerechten Behandlung der Abgesetzte auch kurz nachher aus Kummer in seinem Exil zu Wirzburg starb. Hierauf ging es gegen fränkische, schwäbische und rheinische Städte. Die Hohenstaufen hatten nach Verzicht auf das Herzogthum Franken, besonders jetzt nach des Sachsen Thronbesteigung, dem wichtigen Titel eines fränkischen Herzogs durch Erwerb inländischer und angrenzender Gebietstheile — im alten Nord- und Radenzgau besaßen sie als Er-

ben der Salier namhafte Güter — eine neue Unterlage zu geben gesucht, wogegen Lothar den bisher oft verschmolzenen Begriff von kaiserlichem Erb- und kaiserlichem Reichsgut schied, und kraft dessen mehreres sonst Salische nun Staufisches für sich ansprach. Zu schwach, diese Sache allein auszufechten, gewann er den neuen Bajernherzog Heinrich den Stolzen, des Schwarzen Sohn und Schwager der Staufen, durch die Hand seiner Tochter und Belehnung mit dem Braunschweig und Hannover umfassenden Herzogthum Sachsen. So bildete er die das junge Haus oftmals niederhaltende Gegenmacht, wissens- und willenlos Urheber jenes großen und langen Parteienkampfes zwischen Waiblingern und Welfen.*) Nun belagerte Lothar zuerst das Hohenstaufen befreundete Nürnberg, und fügte der kaum den Trümmern entwachsenen Stadt argen Schaden zu. Dann bei Annäherung der Streitmacht Friedrichs und Konrads entwich er nach Wirzburg, das er eine Zeitlang vertheidigte, und nur verließ, um Limpurg in der Rheinpfalz zu belagern, wo ihm die List eines feindlichen Hauptmanns den günstigen Erfolg entriß.**) Die Macht ohne Ansehen konnte nirgends recht durchgreifen. Das kannte Konrad der gewesene Frankenherzog wohl; neuerdings betrug er sich als Landesherr; von Nürnberg aus befehdete und eroberte er das Nächste der Bisthümer Wirzburg und Bamberg, schrieb Steuern aus, gebot, an Eroberung der letztern Stadt nur durch die Tapferkeit des Abtes Wigand von Theres gehindert, allenthalben Huldigung und Reisfolge, und überschritt endlich an der Spitze vieler Franken und Schwaben die Alpen, zu Monza und Milano als Lombarden-König mit dem eisernen Reif gekrönt. 1128.

Diese vorübergehende Ueberflüglung der durch ihren bajerischen Zuwachs übermächtigen hierarchisch-welfischen Partei erklärt sich vor Allem aus dem eben strittigen Pontifikat, dessen sich zwei Nebenbuhler,

---

*) Waiblingen, eine Burg der Hohenstaufen, Welf der Name mehrerer Häupter der bajerischen Herzogsfamilie, von den Welschen in Ghibellinen und Guelfen verdreht.

**) Als die dortige Abtei im Einverständniß mit dem belagernden Lothar durch Verbergung der Lebensmittel Hungersnoth und Entmuthigung der Besatzung hervorrief, machte der Ritter Hornungen im Kriegsrath mit scheinbarem Ernst den Vorschlag, bis zum Eintreffen des hohenstaufischen Entsatzes, der nicht lange ausbleiben könne, täglich etliche feiste Mönche zu schlachten und deren Fleisch unter den Kriegsleuten als Kost zu vertheilen, worauf plötzlich die verborgenen Kasten und Keller sich öffneten.

der Enkel eines getauften Juden und ein römischer Schöngeist, bemächtigt hatten. Dieser Streit im eigenen Hause mußte beigelegt sein, um wirksamer gegen den priesterfeindlichen Staufen zu beginnen. Auf dem Concil zu Wirzburg, im Oktober 1130, vereinigten sich sechszehn Bischöfe mit dem König Lothar zur Anerkennung des dem Hause Israel entstammten Papstes Innozenz. Hierauf begann Lothar seinen Römerzug 1132. Der dankbare Papst krönte ihn mit der Kaiserkrone, und belegte den fränkisch-schwäbischen Konrad mit dem Bann, gerieth aber mit dem gekrönten Freund bald in heftigen Zwist, des mathildischen Nachlasses wegen, den, wie erwähnt, Kaiser Heinrich V. als Verwandter und Lehnsherr in Empfang genommen, Papst Honorius aber, der Nachfolger des Calixtus und Vorgänger des Innozenz, als Testamentserbe mit Gewalt besetzt. Zum Schimpfe der deutschen Nation erniedrigte sich der Kaiser zum Vasallen Roms, und ließ sich vom Papst gegen einen jährlichen Tribut von hundert Mark mit jenen Gütern belehnen. Dem erneuten Handschlag zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt und dem Arme des stolzen Bajernherzogs mußte nun dies- und jenseits der Alpen die Sache der Hohenstaufen fallen. Ihre Waffenplätze Ulm und Nürnberg erlagen der belagernden Uebermacht; die mehrorts geschlagenen Brüder sahen sich gezwungen, die Vermittelung der Kaiserin Richensa und des einflußreichen fuldaer Abtes Konrad anzurufen, worauf nach Entsagung der Lombardenkrone, Verpflichtung zum nächsten Römerzug und Kniefall auf den Hoftagen zu Bamberg und Mühlhausen kaiserliche Verzeihung und Lossprechung vom päpstlichen Bann errungen ward. 1135. Nunmehr die zweite, allgemeine deutsche Heerfahrt nach Italien, 1137. Man eroberte Sizilien, das ein dem Papst feindlicher Fürst regierte, aber der Papst erklärte sich selbst zu des Kaisers Feind, wenn der nicht die Oberherrlichkeit über jene Insel ihm zustellen, wenigstens mit ihm gemeinschaftlich die Lehensfahne halten wolle. Mißmuthig drängten die Deutschen zum Heimzug, am Fuße der Alpen benachrichtigt, daß Sizilien und jede andere Frucht ihres Aufenthaltes bereits wieder verloren sei. In einer armen Tirolerhütte überraschte der Tod diesen Kaiser. Unter ihm erhielt das Klosterwesen in Franken einen neuen Schwung, und alter Unsinn kehrte aus dem Grabe wieder. Selbst die Regenten verfielen ihm scheinbar; als anno 1131 zu Wirzburg zwischen Domprobstei und Domküsterei ein Streit über einige Unterthanen zu Obersalza entstand, erbot sich Konrad von Wittighausen, für das küsterische Recht eintretend, zum Tragen eines glühenden Eisens, und verhalf mit diesem

Gottesurtheil oder besser gesagt Kunststück dem bisherigen Besitzer zum Sieg.*)

Als die römische Priesterherrschaft ihre drei großen Feldzüge gegen den Geldsäckel der Völker, gegen die deutschen Kaiser und gegen den menschheitlichen Fortschritt unternahm, und zu diesem Ende die Weltuntergangs-Weissagung des Jahres Tausend, die Bußfahrt nach Canossa und die Kreuzzüge in's Morgenland veranlaßte: bedurfte sie selbstverständlich eine starke und ergebene Armee, die sie, wie bereits bemerkt, aus einer ehelosen und dadurch von Weib, Kind und Vaterland losgerissenen Geistlichkeit zu bilden strebte. Schon Jahrzehnte vor Hildebrand beschwert sich Rom über die Verweltlichung des deutschen Mönchthums durch das Bauwesen; die Männer des Handwerks und der Kunst wurden nemlich von den Zellen-, Stifts- und Dombauten zu denen der Burgen, Rathhäuser und Paläste geholt, und trugen dann mittelbar oder unmittelbar zur Wiederbelebung der alten Baucorporation in den Rheinstädten römischen Ursprungs oder aber zur Neubildung der deutschen Steinmetzenverbrüderungen bei, indem sie entweder gänzlich aus dem geistlichen Stande schieden, oder wenigstens während der häufig sehr langen Bauzeit über dem Baumeister den Priester vergaßen. Aber auch die in der Kutte Steckenden beschuldigt ein noch älteres päpstliches Rundschreiben, daß sie auf abgelegenen Bauplätzen den täglichen Gottesdienst („Hora und Vesper") nur flüchtig und oberflächlich abhielten („unter dem Meßgewand das Schurzfell"); daß sie an Sonn- und Feiertagen arbeiteten, an gebotenen Fasttagen Fleisch äßen, mit ketzerischen Waldbrüdern (d. i. den aus Italien und Frankreich geflohenen Waldensern, unter denen viele Bauhandwerker) heimlichen Umgang pflögen, und in der Klosterschule, welche die Bauhütte mehr oder weniger beeinflußte, heidnische Philosophie (Naturwissenschaften und Astronomie) und schwarze Kunst (chemische und physikalische Experimente) trieben. Diese Vorwürfe waren von der einen Seite ganz begründet, weil sie auf der andern Seite eine handgreifliche Nothwendigkeit und natürliche Folge waren.

Was nun? Schon seit zwei Jahrhunderten hatte das nach Allmacht strebende Papstthum an dem mächtigen Benediktiner-Orden, welchem mehrere Päpste, viele Kardinäle und die meisten Bischöfe ange-

---

*) Wahrscheinlich ließ es die eben so gescheidte Probstei aus dem Grunde zu, weil sie eine momentane Umneblung des Stadtvolks für viel wichtiger hielt als den Besitz etwelcher Bauern.

hört,*) sozusagen herumreformirt, jedoch mit seinen hauptsächlich von Clugny (Burgund) und Camaldola (Italien) aus betriebenen Reformen keinen dauernden Erfolg erzielt. Die strikte Observanz wich immer wieder der laten; die kaiserlichen Kanzler, kronprinzlichen Hofmeister, fürstlichen Beichtväter und Leibärzte, welche sich fortwährend Söhne des heiligen Benediktus nannten, ließen es nicht bis zum Aeußersten, nicht bis zur Einpferchung ihres Ordens zwischen vier Klostermauern kommen. Die Hierarchie mußte wohl oder übel einen ganz neuen Orden auf entgegengesetzter Grundlage errichten, was sie denn auch im Jahre 1098 im Kloster Cistercium (Citeaux bei Dijon) versuchte oder vielmehr versuchen ließ. Viel Benediktinisches wurde da auf den Kopf gestellt. Der Cisterzienser sollte vorab beten und andern religiösen Uebungen nachhängen, den Umgang mit Laien und deshalb auch die Seelsorge möglichst meiden, und die für seinen Orden nothwendigen Bauten durch eine besondere Laienbruderschaft besorgen lassen. (Die Hierarchie ahnte damals nicht, daß sie mit der Kelle den Scepter, d. i. die weltbeherrschende Kunst und Wissenschaft in die Hände des aufblühenden Bürgerthums gab.) Wie schon angedeutet, hatten die Benediktiner die Hufeisenform des Rundbogens der Mauren, den Uebergang zum Spitzbogen und diesen selber in seinen ersten Anfängen angewandt und so den Grund zu einem deutsch-nationalen Baustil gelegt: der Cisterzienser kehrte zu dem von der römischen Curie befohlenen Byzantinerstil zurück; seine Kirchen überdachte nur ein Thurm, und, wo deren zwei vorhanden, ließ er eine dritte Höheform oder Kuppel wölben, vielleicht um mittels der Trias den cosmogonischen Dualismus zu beseitigen, den Boas und Jachin, das doppelt gebundene Weibliche und das einfache Männliche, welches in den verschiedenartigen Zwei-Thürmen der Benediktiner gelegen haben soll.**) Die ersten hibernischen Mönche in Deutschland bauten aus mehreren Gründen, besonders aus dem der bessern Vertheidigung und Uebersicht feindlicher Bewegungen, ihre Kirche auf Anhöhen; weniger wegen verschwundener Gefahr — denn die Hunnen und Magyaren ersetzten jetzt Raubritter und innere Feinde — als vielmehr zur weitern Kennzeichnung des Unterschieds ließen sich die Cisterzienser in düstern

*) Anfangs des 15. Jahrhunderts, zur Zeit des constanzer Concils zählte er, von seinem Beginn im 6. Jahrhundert an, 24 Päpste, 200 Kardinäle, 6000 Bischöfe, 1560 Heilige, 15,700 Schriftsteller sowie gegen 15,000 Klöster.

**) Die nach einem älteren Muster erneuten zwei Thürme der wirzburger Schottenkirche geben einen oberflächlichen Begriff hievon.

Thälern nieder, deren Schatten ohnehin besser zu ihrer Gemüthsverfassung paßten als ein sonniges Bergrevier.*) Die ihren Tendenzen zusagende schwarze Kutte und Farbe aber ersetzten sie durch die weiße, um sich auch dadurch vom ältern Orden zu unterscheiden. So war die Organisation einer neuen päpstlichen Armee fertig; nur hinderten die überaus strengen Satzungen freiwilligen Zulauf; das Unternehmen, wenn es nicht bald spurlos vergehen sollte, brauchte einen Reformator und Feldherrn.

Dieser fand sich endlich in der Person des jungen Burgundergraven Bernhard, der im Jahre 1113, kaum 20 Jahre alt, mit mehrern stamm- und sinnverwandten Adeligen in den Orden trat, dessen Regel bedeutend milderte, sich und seine immer zahlreicher werdende Bruderschaft durch Geburt, Bildung und Beredsamkeit bei Hohen und Niedern zu empfehlen wußte, mit reichlich zuströmenden Geldern das Hauptkloster Clairvaux errichtete, und von da aus eine rasche Nachzucht in Frankreich und Deutschland betrieb. Von den jetzt nach ihrem zweiten Stifter sich benennenden „Bernhardinern" wurde begreiflich das Frankenland, der damalige Mittelpunkt deutschen Lebens, zuerst aufgesucht; beinahe ein halbes Jahrhundert früher, als in Sachsen ihr berühmtes Altenzelle entstund, gründeten sie hier in der Mitte des Steigerwalds das nicht minder groß und mächtig gewordene Kloster Ebrach. Zwei Kriegsmänner des Kaisers Heinrich V. und des Frankenherzogs Konrad, Berno und Richwin von Ebrau, ließen sich herbei, ihr dortiges Waldschloß nebst Gefällen dem Orden abzutreten, 1127; der Papst genehmigte bereitwillig die Stiftung und deren ersten Abt Adam, und schon im Jahre 1134 konnte der wirzburger Bischof Emmerich den stattlichen, besonders vom damaligen Schwabenherzog und nachmaligen Kaiser Konrad III. unterstützten Bau feierlich einweihen. Gleichzeitig hatte der von Bernhard gesandte französische Cisterziensermönch Norbert im wirzburger Dom ein Wunder gewirkt, eine blinde Frau durch bloses Anhauchen sehend gemacht, und damit bei etwelchen reichen Stadtbürgern solches Ansehen erworben, daß sie ihn mit Geschenken überhäuften, und in den Stand setzten, ein zweites Cisterzienserkloster am Main unterhalb Wirzburgs anzulegen (Zell). Auch hier leistete Bischof Emmerich hilfreiche Hand, so daß schon 1128 der erste Gottesdienst daselbst gehalten werden konnte. Und nun lassen wir einen katholischen Priester und Doktor der Theologie (Jäger)

*) Daher der Hexameter: Bernhardus valles, montes Benedictus amavit.

sprechen: „Den Maximen des Weltschöpfers getreu, der im Anbeginn dem männlichen und dem weiblichen Geschlecht Dasein gab, weil des Mannes Einsamkeit nicht räthlich schien, hielten die Erstlinge von Norberts Söhnen für gut, auch neben ihrer Clausur ein Paradies zum Aufenthalt weiblicher Seelen anzulegen 1130, in welchem Abt Johann (früher Domherr zu Wirzburg) viele keusche und fromme Jungfrauen versammelte, bis der bösen Welt scharfes Auge beiderlei Ordensleute vertrauten Umgang zu bemerken schien, und von Ohr zu Ohr sich der Keuschheit widrige Gerüchte verbreiteten, wo dann, zur Ehrenrettung des unverbrüchlichen Gelübdes, diese gefährliche Nachbarschaft wenigstens auf einige hundert Schritte weiter den Main hinab versetzt wurde."*)

Adlerstärke mit etwas Schlangenlist liegt im Charakter der ersten Hohenstaufen. Wer mochte glauben, daß der Kniefällige zu Mühlhausen schon nach zwei Jahren auf dem Kaiserthron der Deutschen saß?! Als das junge Haus die Weltherrschaft sich einmal zum Ziel gesetzt, blieb es auch in der Wahl der Mittel nicht verlegen. Nach seinem tiefen Fall stellte es sich fromm und priesterfreundlich, und zeigte gegen die Kirche große Freigebigkeit. Dieselbe hatte des weltlichen Armes nie entbehren können; der nach Lothars Tod natürliche Schirmherr im Reich war hochfahrend, wegwerfend, ungelenkig und nicht selten deutschgesinnt. Das entschied bei der Partei zu Gunsten des geschmeidigen Scheinconvertiten; aber die Ausführung blieb immerhin ein gewagtes Ding. Der Herzog von Bajern und Sachsen bewahrte die Reichsinsignien, und sein eignes Schwert reichte vom adriatischen Meere bis zum Belt. Der Hohenstaufe ging nicht rückwärts, die mit ihm verbündeten Geistlichen fanden Mittel. Man hatte den Wahltag auf Pfingsten 1138 nach Mainz ausgeschrieben. Die Vorberathung zu Quedlinburg im Februar desselben Jahres, wo noch kein Uneingeweihter an einen andern Kaiser als den stolzen Heinrich

*) Aber erst nach 130 Jahren, nemlich 1260. Die Bernhardiner trieben eben heimlich, was die Benediktiner mehr offen thaten. In die obige stiftungslustige Zeit fällt der Bau des Nonnenklosters Salza, der Kapellenbau am wirzburger Dom durch den vormaligen kaiserlichen Kanzler Sittelhoch, das schon erwähnte Bauwesen des Bambergers Otto, das Schottenkloster in Wirzburg, welches Benediktinerstift mit dem Dietricher Spital auf dem damals noch unangebauten Kürschnerhof begabt wurde, und dafür die bischöflichen Leichname in der ersten Nacht zu beherbergen hatte, endlich die bedeutende Schankung des Ritters Iring von Willanzheim, des s. g. reichen Bauers an das wirzburger Domstift.

dachte, unterbrach der nachherige brandenburger Markgrav Albrecht der Bär, von weiblicher Seite ein Abkömmling der frühern Sachsenherzoge, mit dem überraschenden Anspruch auf dieses Herzogthum. Unterdessen hielt ohne vorheriges Ausschreiben mit heimlich berufenen verlässigen Freunden Roms und der Staufen der Erzbischof von Trier eine Versammlung zu Coblenz, von welcher gegen alle gesetzliche Form Konrad von Franken zum deutschen König gewählt, und unmittelbar darauf auch vom päpstlichen Legaten zu Aachen gekrönt wurde. Bevor Heinrich und sein Anhang sowie jeder andere übergangene Wahlberechtigte zu Besinnung und Worten kam, sah man einen zweiten Tag in Bamberg, wo die meisten deutschen Fürsten in Erinnerung an die Uebermacht und Hoffart des Welfenhauses oder fortgerissen von der Begebenheiten ungeträumtem Gang dem Waiblinger huldigten. Der überlistete Stolze fiel mit jedem Schritte. Auf dem regensburger Tag, wo er sich einfand, entwand man ihm die Reichsinsignien, auf dem augsburger, wohin ihm ein furchtbares Geleit gefolgt, forderte der neue König die Rückgabe eines der beiden Herzogthümer, weil dieser Doppelbesitz gegen das Reichsherkommen sei. Heinrich erinnerte an die Zeit, wo seine Gegner auch Schwaben und Franken zugleich verwaltet, und verwarf unter mancher Bitterkeit über den unredlichen Wahlakt die königliche Forderung. Da ging der weniger Dienstleute mit sich führende Konrad schnell in das feste Wirzburg, und verhängte über den Herzog die Reichsacht. Sachsen verlieh er Albrecht dem Bär, der es sogleich zu erobern begann, Bajern der mit Saliern und Staufen verwandten östreichischen Regentenfamilie, die an des Geächteten Bruder Welf VI. einen harten Schlagbaum fand. Heinrich der Stolze selbst, als er zum letzten Entscheidungskampfe zog, starb plötzlich und nicht verdachtlos zu Quedlinburg 1139. Bei dem durch die Treue seiner Weiber und Konrads redliches Männerwort berühmt gewordenen schwäbisch-fränkischen Grenzort Weinsberg erlitt im nächsten Jahre die mit Ungarn und Sizilien verbündete, anfangs siegende Welfenpartei eine neue Schlappe; wie über Nacht aus dem Boden gewachsen, beschattete auch schon die staufische Eiche Germanien.

Frankoniens Wirren gingen aber damit nicht zu Ende. Es wetterleuchtete in Ost und West. Am ettleber See kam es zwischen den wirzburger Gemeinden Geltersheim und Bergrheinfeld der Weide wegen zu Mord und Brand; und dem bamberger Bisthum erwuchs aus einer reichen Güterschenkung der Gräfin von Truhendingen (Gichschloß, Lichtenfels und Mistelfeld) eine verheerende Fehde mit deren

minder schenklustigen Gatten. Es bedurfte der vollen Thätigkeit der Bischöfe Emmerich und Egilbert, da und dort zu mitteln und zu retten. Jener suchte immer noch durch unmittelbare und mittelbare Klosterstiftung, als da zu Wächterswinkel, Tückelhausen, Mönchaurach, Roth und Veßra wie durch Begabung des vom wirzburger Domprobst gestifteten Dietrichspitals zeitliche und ewige Noth zu bannen; aber die neuen Kirchen wie die alten seufzten gar bald in dieser rechtslosen Zeit unter dem Drucke der Vögte, adeliger Beschützer, die, anfangs aus persönlichem Vertrauen zu dem Ehrenamte gewählt, später dasselbe als Erbgut und beste Nahrungsquelle betrachteten. Schlimmer noch stand es damals um das gesammte Vaterland, wären nicht dessen Erbfeinde, die Welschen unter sich selbst im tödtlichen Kampf gelegen. An der Tiber stritt man damals wie zu der Gracchen Zeit für und wider religiöse und politische Reform. Arnold von Brescia, des geistvollen pariser Professors Abälard kühner Schüler, predigte gegen den weltlichen Besitz der entarteten Kirche, und als letztes Heil deren Zurückführung zum ursprünglichen Zustand der Armuth und Reinheit, worauf das römische Volk dem Papste den Gehorsam kündigte, und sich nach vorzeitigem Beispiel eine republikanische Verfassung gab. Und als die Neurömer dem „Joch der Tugend" ihre entnervten Nacken nicht mehr gewachsen spürten, luden sie Konrad zum Kaisersitze in Rom, zur Erneuerung der alten Weltherrschaft ein. Deutschland, insbesondere die fränkische Provinz und deren jetzt umfang- und volkreichste Stadt, dankt es dem ersten gekrönten Staufen, daß er, darin von allen seinen regierenden Nachfolgern unterschieden, durch keinen Glanz des Auslandes sich über den Werth der Heimath blenden ließ. Konrad blieb der redliche Hüter seines Hauses. Vorzüglich Nürnberg, der Staufen treuer Waffenplatz, ob dieser Treue vom Anhang des Papstes und Kaisers Lothar hart gebüßt, zerstört und verödet, beschäftigte des Königs Herz und Hand. Er erweiterte und erhöhte ihre Mauern, baute innerhalb derselben viele schöne Häuser und Lustgärten, erhob aus dem Schutte einer Kapelle die Aegidiuskirche und versah sie mit Benediktinern, rief die ausgewanderten Bürger zurück, setzte Magistrat und Stadtvogt, und gab dem öffentlichen Leben daselbst durch seinen und seiner Familie oftmaligen Aufenthalt einen raschen Schwung,*) im Hintergrunde die Idee einer neuen ostfränkischen Hauptstadt, nach-

*) Gleiches that Konrad für das schwäbische Ulm, woher die nachgehends innige Verbindung zwischen beiden Städten ihren Ursprung nahm.

dem das alte Wirzburg, der seit Jahrhunderten privilegirte und eingewurzelte Bischofssitz, zu diesem Zwecke verloren schien.

Abermals sollten morgenländische Händel in die Kämpfe wie in den Culturgang des Abends greifen. Edessa, die Vormauer von Jerusalem, war in eines mohamedanischen Fürsten Hand gefallen, und damit das ganze neue christliche Reich bedroht. Ein Kreuzzug schien wieder einmal europäische Gewissenssache. Papst Eugen verhieß den mitziehenden Fürsten Vergebung ihrer Erdenmängel, der schon erwähnte Cisterzienser Bernhard von Clairvaux den theilnehmenden Völkern das Himmelreich. Zu Frankfurt predigte derselbe vor dem deutschen König Konrad. Der Hohenstaufe dachte in diesem Punkte wie der vierte Heinrich; aber die stürmische Beredsamkeit Bernhards oder die Befürchtung, dem fanatisirten Zeitgeiste doch nicht widerstehen zu können, bewog den König zur Annahme des Kreuzes 1147. Auch ein im vorigen Jahre mit dem Griechenkaiser geschlossenes Familienbündniß trug zweifelsohne ermunternd bei. Der byzantinische Hof hatte für seinen Kronprinzen um eine deutsche Braut gebeten, Konrad tochterlos die Schwester seiner Frau eine Graventochter von Sulzbach und Kastel gesandt. Der wirzburger Bischof Emmerich war als Brautführer nach vollzogenem Auftrage auf dem Heimwege in Friaul gestorben, der bamberger Egilbert demselben bald hernach in die Ewigkeit gefolgt. Bei der Unbekanntheit der beiden neuen Landesbischöfe Siegfried und Eberhard beauftragte der König den ebracher Abt Adam, in Franken und Bajern das Kreuz zu predigen. Bald ergab sich, wie beim ersten Kreuzzuge, ein übles Vorspiel. Wüthende Reden eines tollen Mönchs mit Namen Rudolph hetzten das Volk in den Rheinstädten von Straßburg bis Köln, besonders aber in der nicht minder erregbaren Frankenstadt Wirzburg zur grausamsten Verfolgung der Juden auf; nicht Alter und Geschlecht fand Schonung; der berühmte Bernhard wagte wiederholt sein Leben, einen Rest dieser Unglücklichen zu retten, und den Blutapostel wieder in seine Klausur zu schaffen. Darauf Reichstag in Frankfurt, mit dessen Bewilligung Konrads Erstgeborner Heinrich für des Vaters Abwesenheit Reichsverweser ward, und Heersammlung und Heerschau in Nürnberg, wo der König den versprengten Hebräern ein Asyl anwies. Von Regensburg bis Konstantinopel traf die deutschen Kreuzfahrer kein sonderliches Ungemach. Von da aber bis Jerusalem schmolzen, ungerechnet der eigenen Sündenschuld, durch des griechischen Kaisers falsches Geld und falsche Wegweiser, durch Mehlvergiftung und sonstige Verrätherei morgenländischer Christen, durch Wolkenbrüche

und Sarazenensäbel die Siebzigtausend auf Siebentausend. Eine kleine Schaar bezog auf kurze Zeit die heilige Stadt. Trotz der Vereinigung mit den französischen Kreuzfahrern mißlang die Eroberung von Damask; der durch die Seefahrt nicht gekühlte Waiblingerhaß bewog die Welfen zum Heimzug ohne Urlaub; Bernhard, des Unternehmens Seele, jetzt aber als falscher Prophet von allen Seiten verwünscht, klagte, anstatt Muth einzuflößen, über menschliche Verdorbenheit, und der ehemalige Ruf „Gott will es" verwandelte sich ziemlich allgemein in den, daß der Teufel sie hieher geführt. Da suchte Konrad mit den wenigen Deutschen das zur Unzeit und Ungebühr verlassene Vaterland, nach ihm das seinige Frankreichs König Ludwig, hinter beiden kein anderer Erfolg, als Hunderttausenden der zwei Völker ein frühes Grab in der Fremde bestellt, und den zurückgebliebenen Millionen den Stoff unheilbarer Krankheiten gebracht zu haben 1149.

Noch befand sich Konrad nicht in Deutschland, als er von einem neuen Aufstand der Welfenpartei, zugleich aber auch dessen schnelle Unterdrückung durch den tapfern Sohn Heinrich hörte. Dessen ungeachtet währte Gährung und einzelne Fehde fort. Als endlicher Mittler erscheint der junge Schwabenherzog Friedrich III., Enkel des wirzburger Feldhauptmanns Friedrich I. und Sohn jenes Friedrich II., des Nebenbuhlers von Lothar bei der Königswahl, nicht blos des jetzigen Königs Neffe, auch des feindlichen Herzogs Welf Schwestersohn, ein Jüngling, überragend an Geistes- und Körperskraft, der auf dem jüngsten Kreuzzug als Askanius des Heeres bereits seine Sporen verdient. Die dadurch gedeckte Ordnung im Heimathlande lenkte Konrads sonst festen Blick zum andernmale auf das lockende Ausland; der Tod aber sparte dem Patrioten und Politiker einen zweiten Fehler. Mitten in der Rüstung zu einem Römerzug starb Konrad zu Bamberg, erst achtundfünfzig Jahre alt, sein Nachlaß der Ruf eines klugen Regenten, geschickten Feldherrn und rechtlichen Mannes 1152. Ihm war Siegfried, Wirzburgs siebenundzwanzigster Bischof, ein geborener Herr von Quernfurt, im vorigen Hunger- und Pestjahre vorangegangen. Von ihm dem vertrauten Freunde Bernhards, dem er während seines Aufenthalts in Franken viel Vorschub geleistet, und seiner vierjährigen Verwaltungsperiode erzählt die Chronik einen namhaften Gütertausch zwischen dem Wirzburger Domkapitel und der jungen Abtei Ebrach, den Erwerb des vom Markgraven von Meissen bei Koburg erbauten Klosters Mönchroda, welches Siegfried vergrößerte und mit Benediktinern besetzte, die Zwietracht zwischen dem Abt von

Neustadt am Main und dieses Stiftes Vogt Marquard von Grumbach wegen der Erbauung der Burg Rothenfels, die Stiftung des Klosters Brombach an der Tauber, die schon früher erinnerte Verwandlung des vom trefflichen Ainhard errichteten Margarethaspitals bei St. Stephan in das Nonnenkloster Afra, Siegfrieds rechtlich und moralisch verwerflichste Handlung, zu welcher ihn der stephaniter Abt Rapholb beschwatzt, ein Priester, von dem die damaligen Wirzburger klagten, daß er den Gesang junger Nonnen lieber höre als das Gebet kranker Greise, und dessen übles Beispiel noch nach Jahrhunderten im ärgernißreichen Zusammenleben beider Klöster schimpfliche Früchte trug.*) Sein Herz befahl dieser Bischof in dem rasch aufgeblühten Ebrach beizusetzen.**) Bambergs zehnter Bischof Eberhard I., der gleichzeitig mit dem wirzburger den Stuhl bestiegen, aber denselben nach Siegfrieds Tod noch 20 Jahre ausfüllte, gehört nach seinem meisten Leben und Wirken in des nächsten Kaisers Zeit; von einem dritten Bischof jener Tage, von Burkhard, dem Vorsteher des halbfränkischen, halbbajerischen Stiftes Eichstädt, ist bekannt, daß er den Bisthumssitz aus seinem Kesselstädtlein in das hochgethürmte Nürnberg verlegen wollte, daran aber zum großen Nutzen der nachherigen bürgerlichen Entwicklung Frankens durch geistliche und weltliche Einsprache gehindert ward.

Es lag etwas von dem Opfersinn des ersten Konrad in dem Gemüth des Dritten, als der Sterbende nicht seinen minderjährigen Sohn Friedrich — der Welfensieger Heinrich war bald nach seinem Sieg gestorben — sondern den vorerwähnten Mischling waiblinger und welfischen Geblüts den versammelten Fürsten empfahl, welche denselben auch gleich nach beendigter Leichenfeier zum König wählten. Wieder reifte aus gutem Samen gute Frucht. Zwar glich das neue Staatsoberhaupt nicht dem Feigenbaum oder Weinstock der Schrift, der Gott und Menschen mit süßer Frucht erfreute: ein hoher Waldbaum ragte er über Land und Volk, ohne genießbare Frucht, aber

*) Bis zur nothgedrungenen Einschreitung des braven Fürstbischofs Lorenz von Bibra im Jahre 1498. Jener damals großes Aufsehen machende Umsturz eines Testaments und einer gemeinnützigen Wohlthätigkeits-Anstalt veranlaßt die Chronik zu der Sentenz: „Thue den Armen Gutes bei Lebszeiten, denn die Nachwelt kehrt sich nicht an deine Verordnungen."

**) Auch die Königin Gertrude, Konrads III. Gattin, bestimmte dahin ihre Ruhestätte. Der Bote, welcher das Glas mit dem Bischofsherzen brachte, wurde jedesmal als Kloster-Pfründner zeitlebens versorgt.

Tausende labten sich in seinem Schatten; und die das Sitzen unter ihm verschmäht, blickten mit Achtung auf seine Größe. „Seine Eigenschaften gaben ihm eine persönliche Macht, vor der die Formen schwiegen; aber er ehrte diese dennoch“ sagt von diesem Selbstherrscher ein republikanischer Geschichtschreiber. Andere, mit einem Seitenblick auf nachäffende Regenten, deren Conterfei die mähnenlose grausam feige Tigerkatze, vergleichen den bartumschatteten Barbarossa mit dem Löwen, der bei blutiger Härte den angeborenen Zug des Edelsinns und der Großmuth nie ganz verläugnet. Darum erhielt sich sein Bild wie das seines Musters Karl nicht blos durch die Geschichte sondern auch durch die verherrlichende Wundersage, die den Längstverwesten noch lebend in das underirdische Gewölbe einer deutschen Burg verzaubert, und allda mit durch den Steintisch gewachsenem Bart auf die Rettung, auf die Befreiung seines geliebten Vaterlandes ein Jahrtausend lang sinnen und harren läßt. Den Italienern ein gewaltiger Herr, den Deutschen ein tüchtiger Vorsteher war dieser Kaiser besonders den Franken und Wirzburgern ein guter Landsmann und nützlicher Mitbürger.

Nachdem sich Friedrich mit den Bischöfen von Bamberg und Wirzburg — an Siegfrieds Stelle war jener Gebhard von Hennenberg, der von Heinrich V. ernannte, von Lothar verdrängte, jetzt aber von den Päpsten vergessene, auch an Alter und Weisheit reifere Mann getreten — über die Reichsangelegenheiten besprochen, sandte er den Ersteren*) und den trierer Erzbischof nach Rom, dem Papste die Thronbesteigung anzuzeigen. Seinen ersten Reichstag hielt der König zu Merseburg. Hier entschied er als Oberlehnsherr den Thronstreit in Dänemark, dessen von ihm gesetzter Herrscher seine Abhängigkeit von Deutschland öffentlich anerkannte. Die strittige Bischofswahl von Magdeburg gab ihm Gelegenheit, das durch das wormser Konkordat ausgesprochene, von Lothar aufgegebene kaiserliche Entscheidungsrecht auszuüben. Er belehnte den einen Kandidaten mit den Regalien, und sandte ihn zur Abholung des Palliums nach Rom, wo der Papst Hadrian IV., überrascht von diesem Auftreten, wohl widersprach, doch keine Widersetzung wagte. Den Kampf um Bajern, welches zwei Heinriche, der nach des Stolzen Aechtung damit belehnte östreicher Markgrav Jasomirgott und der inzwischen mündig gewordene Sohn

*) Als Geschenk für diesen Gang seines Bischofs erhielt das Bisthum Bamberg vom Kaiser das Kloster Altach mit allen Besitzungen und der Vogteilichkeit.

des Geächteten, genannt der Löwe, in Anspruch nahmen, endete Friedrich, nachdem Ersterer auf den Reichstagen zu Wirzburg (1152), Worms, Speier und Goslar nicht erschienen war, zu Gunsten des Letzteren, also der Welfenpartei, 1154. Nun unternahm er seinen Römerzug. Klagen gegen die Tyrannei des Herrschers von Unteritalien und gegen den Hochmuth der Lombardenstädte, die sich nach dem Vorbilde Roms einen Consul als Regenten gewählt, das Regiment der Bischöfe und kaiserlichen Vögte aufgehoben, den Adel innerhalb ihrer Mauern zu Bürgereid und Bürgerpflicht gezwungen, dann stolz auf den durch Gewerb und Handel besonders während der Kreuzzüge errungenen Reichthum das kaiserliche Ansehen durch Zerreissen und Niedertreten der Befehlbriefe verhöhnt, endlich aus Hab- und Eifersucht sich selbst bekriegt, riefen ihn als Richter und Rächer. In den Heergemeinden auf den ronkalischen Feldern verhängte Friedrich über Mailand das Haupt der Freistädte die Reichsacht, verheerte die Nachbarschaft, nahm den eisernen Reif zu Pavia, Mailands Gegnerin, von da nach Rom eilend, wo nach Vertreibung der republikanischen Partei der Papst wieder Meister geworden war. Hier ereignete sich der berüchtigte Steigbügelstreit. Als Friedrich von seinen Räthen vernommen, daß schon frühere Kaiser dem Papste diese Ehre angethan, hielt er demselben unter lächelnder Bemerkung, daß er es ungeschickt machen werde, weil er noch kein Stallknecht gewesen, beim Aufsitzen die Bügel, und empfing dafür die vordem verweigerte Kaiserkrone 1155.*) Einen heimtückischen Ueberfall der Römer während der Krönung strafte des Kaisers Vetter, Heinrich der Löwe, mit Strömen Bluts. Andere Verrätherei auf dem Heimzuge vor und in den Alpen vereitelte der Muth und die Besonnenheit des Reichsbannerträgers Otto von Wittelsbach, der dadurch sein bajerisches Gravenhaus zuerst für die Weltgeschichte bemerklich machte. So kam nun Friedrich als Kaiser in Deutschland an, für dessen Wohlfahrt durch den Römerzug wenig oder nichts geschehen, für dessen Kampfruhm viel.

Zur Unzeit hatten deutsche Große das alte Spiel des Landfriedensbruches, die Mißachtung der Reichsgewalt versucht. Friedrich verurtheilte sie zum öffentlichen Hundetragen. Der Erzbischof von Köln dankte nur seinem hohen Alter der Strafe Nachlaß; Hermann,

*) Ein arger Fleck im neuen Purpur, nicht entschuldbar mit der damaligen Befangenheit in Religionssachen, war die Auslieferung des Reformators Arnold von Brescia an den Papst, der denselben verbrennen, und die Asche in die Tiber streuen ließ.

Pfalzgrav vom Rhein, der sie ausstehen mußte, ging vor Scham in's Kloster Ebrach. Vor seiner Einkleidung versöhnte er sich zu Wirzburg noch mit dem Kaiser und stiftete im fränkischen Grabfelde das schöne Kloster Bildhausen 1156. Nach Erhebung der Mark Oestreich zu einem von Bajern unabhängigen, mit vielen Vorrechten ausgestatteten Herzogthum und Gränzscheidung beider Länder sorgte Friedrich für Vermehrung seiner Hausmacht, indem er sich von seiner bisherigen Gemahlin, einer Grävin von Vohburg, angeblich wegen Verwandtschaftsnähe, scheiden ließ, und Beatrix die Erbtochter von Franche Comté ehelichte. Zu Wirzburg in dem Hofe Katzenwicker, einem Herrenbau auf den Trümmern der Rolandswarte, fand am Dreifaltigkeitsfeste 1157 das Beilager mit allem Glanz jener Tage statt. Fürsten und Volk wetteiferten im Ausdruck ihrer Theilnahme; besonders die Bürger von Wirzburg hatten Ursache, gegen den Hochzeiter erkenntlich zu sein. Sie hatten sich in Gemeinschaft der Bamberger um Neujahr bei dem Kaiser wegen der vielen Zölle beschwert, welche während der Regierung unmächtiger Kaiser größere und kleinere Herren willkührlich am Mainstrom angelegt. Gewerb und Handel und sonstiger Verkehr seufzten unter schwerem Drucke. Da lud Friedrich auf den Rath des mit ihm versöhnten Pfalzgraven alle Fürsten und Edle, welche am Maine Zölle besaßen, auf den Reichstag nach Worms, allda ihre Rechte nachzuweisen. Keiner erschien, und der Kaiser erließ nun im April dieses Jahres im Einvernehmen mit den anwesenden Regenten von Lothringen, Thüringen, Pfalz, dann den Bischöfen von Mainz, Wirzburg, Bamberg, Worms, Speier und Trient die Verordnung, daß von Bamberg bis Mainz nur noch die drei Zollstätten zu Kloster Neustadt, Aschaffenburg und Frankfurt (letzteres als Reichszoll) fortbestehen, und nur vierzehn Tage im Jahre, nemlich vor und nach Mariä Himmelfahrt, von einem neuen Schiffe zweiundvierzig alte Pfennige erheben sollten. Kaufleute und Schiffer sollten von jeder andern Abgabe frei und der Zuwiderhandelnde eine Buße von hundert Pfund des besten Goldes schuldig sein. Leider überdauerte diese große Wohlthat für Franken nicht das Haus der Hohenstaufen. Nach dem herrenlosen Interregnum zählte man am Main bald wieder ein Viertelhundert Zwangsplätze, welche durch Hemmung der Schifffahrt, dieser Herzader Frankoniens, das blühende Land im eigenen Fett erstickten, also, daß nach Jahrhunderten das Schmerzgefühl eines fränkischen Geschichtsschreibers schrieb: „O Gott! wie thäte unserer Zeit ein Kaiser Friedrich wohl!"

Wie Dänemark vor der Kaiserkrönung erkannten nach derselben theils freiwillig theils durch die Waffen Polen, Böhmen, Ungarn die deutsche Oberherrlichkeit. In Deutschland selbst aber erstarkten durch strenge Handhabung der Gesetze Recht und Ordnung in solchem Maaße, daß männiglich sprach, es sei eine andere Zeit gekommen. Außerordentlich fruchtbare Jahre und eine beispiellose Wohlfeilheit der Lebensmittel trugen dazu das Ihrige bei. Welche Erfolge, wenn nicht nach staufischer wie nach salischer Politik der Krebsschaden Italien an dem gesunden Körper hing?! Die übermüthigen Mailänder erbauten das von Friedrich zerstörte Tortona wieder, und unterwarfen mit Gewalt die kaiserlich gesinnten Städte Lodi und Pavia; die unteritalische Regierung verband sich insgeheim mit dem Papste, und ließ sich gegen den lotharischen Vertrag von demselben allein belehnen; der Papst, um Vorwürfen darüber zuvorzukommen; machte dem Kaiser selbst Vorwürfe über dessen Scheidung von der Vohburgerin, über die Plünderung eines schwedischen Bischofs durch burgundische Raubritter. Im Oktober 1157 erschienen zwei Kardinäle auf dem Reichstage zu Besançon, und trugen päpstliche Briefe vor, in welchen nach mancher Derbheit die Kaiserkrone ein päpstliches Benefizium*) genannt wurde. Des welschen Wortes Doppelsinn erregte bei den deutschen Fürsten böses Blut. Man fragte um die Bedeutung; einer der Kardinäle entgegnete barsch: „Von wem hat denn der Kaiser das Reich, wenn nicht vom Papste?!“ Da sprang Otto von Wittelsbach mit blosem Schwerte auf den Kecken ein, und würde denselben in der Kirche erschlagen haben, hätte nicht der Kaiser den Streich parirt. Die Kardinäle erhielten den Befehl, am andern Morgen auf geradestem Wege ohne Abweichung links oder rechts und ohne Einkehr bei einem Bischofe, Abt und Geistlichen nach Rom zurückzukehren. Von diesem Vorfall setzte der Kaiser sogleich gesammte Nation in Kenntniß, und bemerkte noch dazu, der Papst habe trotz wiederholter Bitte das öffentlich ausgehängte Bild, welches den Kaiser Lothar als Vasallen vor dem Papste knieend und bettelnd um die Krone zeigte, nicht beseitigen lassen. Das Reich ehrte seinen Kaiser, wie dieser es. Einstimmig antworteten Deutschlands Bischöfe auf eine neue päpstliche Klagschrift: „Durch die Worte Eueres ersten Schreibens ward das ganze Reich bewegt. Weder das Ohr des Kaisers noch das der Fürsten mochte sie ertragen.

---

*) Beneficium, deutsch die Wohlthat, hieß im amtlichen Latein des Mittelalters ein Lehen.

Auch wir — Euer Heiligkeit deute das nicht übel — können und dürfen die Fassung desselben nimmer billigen, weil sie ungewöhnlich, unerhört und von schädlicher Zweideutigkeit. Euer zweites Schreiben haben wir mit schuldiger Ehrfurcht empfangen und befehlsgemäß den Kaiser, Euern Sohn und unsern Herrn, ermahnt. Allein er hat uns, Gott sei Dank! geantwortet, wie es einem katholischen Fürsten geziemt. Das Reich, sagte er, müsse beherrscht werden nach den Gesetzen und dem löblichen Brauch der Vorfahren. Frei sei die deutsche Krone von Gottes Gnade, und werde übertragen durch freie Wahl, indem der Erzbischof von Mainz zuerst, dann jeder Fürst in seiner Ordnung stimme, der cölner Erzbischof die königliche, der Papst die kaiserliche Krönung verrichte. Was darüber, sei vom Uebel und kein Grund vorhanden, die Rechte der Kirche zu mehren wie zu mindern. Das Kaiserthum habe mit Hilfe Gottes die Kirche gehoben; jetzt wolle diese, wie es scheine, ohne Gott das Kaiserthum zerstören. Mit Gemälden habe man angefangen, Schreiben seien gefolgt, und schon suche man Diesen Gesetzeskraft beizulegen. Wahrlich der Kaiser werde solche Eingriffe nie dulden, sondern die Krone eher niederlegen, als sie jemals in seinem Besitze erniedrigen lassen...." So schrieb die Gesammtheit deutscher Bischöfe nach Rom. Als man dort diese Einigkeit beider Stände sah, erschienen im Juni 1158 auf dem Reichstage zu Augsburg neue Boten, und erklärten unter andächtiger Klage über Jähzorn und böswillige Voraussetzung, daß der Papst mit dem verdächtigen Worte nicht ein Lehen, sondern einen freundlichen Dienst gemeint habe.

In diesem Jahre unternahm Friedrich seinen zweiten Römerzug. Alle deutschen Fürsten, auch Eberhard von Bamberg und Gebhard von Wirzburg, begleiteten ihn. Letzterer, der hochbetagte, vielgeprüfte, bat um Urlaub. „Dieweil er aber, schreibt die Chronik, ein verständiger Fürst war, der sein Tag viel gehört und gesehen hatte, wollte der Kaiser an Schickung seines Kriegsvolks nicht gesättigt sein, sondern hielt so heftig bei ihm an, daß er in eigener Person mitzog, und sich in Räthen und Anschlägen gebrauchen ließ" — eine um so löblichere Handlung, als kurz zuvor ein harter Streit der Bisthümer Wirzburg und Bamberg über die herzogliche Gerichtsbarkeit im Rangau vom Kaiser zu Bambergs Gunsten entschieden worden war. Der kranke Gebhard erlebte den Fall des Hauptes der Lombardenstädte. Barfuß erschienen die Mailänder vor dem Belagerer, Consuln und Adel blose Schwerter, das übrige Volk Stricke um den Hals, fielen nieder, und

flehten Gnade. Sie ward ihnen gegen Stellung von dreihundert Geiseln und unbedingten Huldigungseid. Ein kaiserlicher Adler blickte nun vom Domthurm der Freistadt. Darauf ordnete Friedrich mit Zuziehung vieler Gelehrten die Gesetzgebung und Lehensordnung Italiens. Das nächste Frühjahr führte die Deutschen in ihre Heimath. Eberhard von Bamberg, des Kaisers treuester Freund, hatte von demselben manches schöne Privileg erhalten; Gebhard von Wirzburg aber starb acht Tage nach der Ankunft, sein letztes Werk eine jährliche Getraidstiftung für die Armen, sein Nachfolger im Stift ein Grav von Andechs, Namens Heinrich II. Kaum gewählt, erhielt er auch schon das kaiserliche Aufgebot zum dritten Römerzug. Des Papstes Hadrian Tod war Anlaß einer zweifachen Wahl geworden; die kaiserliche Partei erkor Viktor III., die hierarchische Alexander III., denselben kecken Mann, den zu Besançon des Kaisers Hand vor des deutschgesinnten Wittelsbachers Schwert gerettet. Mailands Demuth war Schein, ein Werk der Noth gewesen; nach Friedrichs Abzug vertrieben sie dessen Kanzler Reinhold und das übrige Regiment. Bis dieser Schimpf gerächt, wollte der Kaiser keine Krone tragen. Diesesmal lernte man in Deutschland außer dem Lebens- und Gesundheitsopfer der Römerzüge eine zweite Seite, den allgemeinen Geldmangel kennen. Wirzburgs neuer Bischof mußte zu seiner und seines Kriegsvolks Ausrüstung allen Gold- und Silbervorrath der Kirchen zu sich nehmen, ein Schritt, den das Kapitel nur gegen Verpfändung aller Stiftsgefälle guthieß, und der drängende Kaiser gerne urkundlich bestättigte. Nun Kampf und Schlachten in Italien 1160. Crema, Mailands beste Verbündete, ward dem Erdboden gleich gemacht; Mailand selbst fiel erst nach zweijähriger Belagerung. Seine Bürger wiederholten gezwungen vor dem Sieger das frühere erniedrigende Schauspiel, sahen ihr Fahnenheiligthum vor ihren Augen zertrümmert, ihre große Stadt in einen Schutthaufen verwandelt, sich selbst wie Leibeigene in vier entfernte Gegenden ihres Gebietes unter Aufsicht kaiserlicher Beamten verpflanzt. Da setzte Friedrich zu Pavia nach drei Jahren die Krone wieder auf, und ging mit seinem überlebenden Volke zurück nach Deutschland.

In diese Zeit fällt der Ursprung der fränkischen Klöster Scheftersheim, Schönthal und Hausen durch den Schwabenherzog Friedrich IV., den Ritter von Bebenburg und einen Graven von Hennenberg. Der wirzburger Bischof aber stiftete das sogenannte Gnadenjahr, wodurch den Erben eines verstorbenen Dom- oder sonstigen Chorherrn

nicht mehr ein Monat sondern ein ganzes Jahr der vollen Einkünfte zu ihrem Nutzen und Deckung etwaiger Schulden gesichert ward. Die Ruhe Deutschlands wich bald wieder dem Lärm von Außen. Viktors des einen Papstes Tod, der den entschiedenen Feind des Kaisers und der Deutschen zum Alleinpapst machte, beschäftigte das Reich. Da ereignete sich das berühmte Concilium zu Wirzburg (Fasten bis Brachmond 1164). Dasselbe wählte den Bischof von Cremona als Paskal III. zum Papst. Dann gab es das Gesetz, daß hinfür kein Papst sein und werden solle ohne Wissen und Willen des deutschen Kaisers oder Königs. Alle anwesenden Fürsten geistlichen und weltlichen Standes wollten dessen treue Beachtung schwören, ausgenommen der Erzbischof von Mainz, ein etwas anders gesinnter Bruder jenes mehrerwähnten Otto von Wittelsbach, welchem man daher sogleich das Pallium abnahm, und dem kaiserlichen Kanzler Christian gab. Darauf allgemeiner Eid nach herkömmlicher Ordnung. Den Kaiser zog es nach Welschland; der herrschende Gedanke drängte bereits Deutschlands Angelegenheiten in die zweite Linie. Ein zur Sprache gekommener Zwist zwischen den bamberger Domherren und dem Graven von Truhendingen über das staffelsteiner Marktrecht wurde nur oberflächlich beigelegt, noch oberflächlicher die Fehden zwischen den Welfen und dem tübinger Pfalzgraven, zwischen Heinrich dem Löwen und sächsischen Graven und Bischöfen. Anstatt wie sonst die Landfriedensbrecher Hunde tragen zu lassen, ließ sich Friedrich mit denselben in gütliche Unterhandlung ein; Theilnahme am Römerzuge überhob der Strafe.

Der wirzburger Bischof Heinrich endete vor der vierten Alpenfahrt 1165. Sein Testament enthielt eine Schankung an das Kloster Bildhausen. Mehr als der Name dieses Fürsten erhielt sich der seines Unterthans Johann Gall, eines geborenen Franzosen, eines nach der Chronik Worten wohlberühmten, wohlgelehrten, erfahrenen Sängers, Dichters und Redners, der nicht nur den jungen Domherren, sondern auch weltlichen Zöglingen in den freien Künsten Unterweisung gab. Er schrieb die Tagszeiten Kilians und seiner Gefährten nebst einer musikalischen Messe dieses Stiftsheiligen, welche schon unter Bischof Emmerich zur Andacht vorgeschrieben, und bis in neuere Zeit beibehalten ward. Weniger glücklich ist dessen Uebersetzung des Wortes Wirzburg in Herbipolis, verrathend die allen lateinischen Gelehrten des Mittelalters eigene Unkunde der deutschen Urgeschichte. —

Friedrich fand seinen Hildebrand. Die Hierarchie, die religiöse Despotie war mit der politischen Freiheit, mit dem Republikanismus

in einen starken Bund getreten. Alte Feinde Mailands versöhnte dessen Unglück und der Hochmuth deutscher Vögte; das weibliche Geschlecht gab sein Geschmeide für den lombardischen Städtebund und die Wiederherstellung seines ehemaligen Hauptes. Als Seele des Körpers wirkte der schlaue und kühne Alexander. Friedrich ließ Oberitalien vor der Hand unbekämpft. Die mittelitalische Stadt Ankona, die er zuerst belagerte, gab Geld und Geiseln. Mittlerweile hatten ihm die kriegerischen Erzbischöfe von Mainz und Köln durch wiederholte Besiegung eines überlegenen Römerheeres in diese Hauptstadt den Weg gebahnt. Doch die Eroberung der einzigen außer der eigentlichen Stadt gelegenen Peterskirche erforderte eine Woche und Anzündung der Nachbarkapelle, welche in die Kathedrale ihre Funken warf. Alexander vertheidigte die innere Stadt schrittweise. Der Kaiser bot ihm die Abdankung Paskals und eine neue Papstwahl an: „Nicht Menschengericht, über das er erhaben, nur Gott richtet den Papst!" entgegnete der von seinem eigenen Anhang umsonst um Nachgiebigkeit Gebetene. Bei dem Fortschritt der deutschen Waffen entfloh er nach Benevent. Die Römer huldigten nun dem herbeigeholten Paskal, der Kaiser und Kaiserin nochmals krönte. (August 1167.) Da brach auf glühende Hitze nach einem kühlen Regen eine furchtbare Seuche im deutschen Lager aus; viele Tausende des Heeres starben in wenigen Tagen, darunter der Erzbischof von Köln nebst acht Bischöfen, die Herzoge Welf der Jüngere, und Friedrich von Schwaben, Kaiser Konrad's Sohn, der genannte Stifter von Scheftersheim.*) „Das sind die Flammen der Peterskirche!" rief das fanatisirte Volk den sterbenden Fremden zu; allenthalben Aufruhr um die Todesstätte; der Kaiser eilte mit dem Rest der Seinen nach Oberitalien. Unerschüttert sprach er noch in Pavia über die Glieder des Lombardenbundes die Reichsacht; langsam weichend, dem verwundeten Löwen gleich, den Wiederaufbau Mailands, die Gründung eines noch stärkeren Schlagbaums, der nach dem Todfeind benannten Felsenstadt Alexandria, vor feuchten Augen, kam er durch mehr als eine Todesgefahr heerlos ohne Begleiter auf der deutschen Seite der Alpen an. Ein großes Maas germanischer Kräfte war wieder ohne nachhaltende Spur vom spröden Feindesboden verschlungen worden.

Charaktere wie Friedrich weichen nicht so bald Hindernissen. Aber es äußerte sich die Abneigung der Nation gegen die Römerzüge immer

*) Er befahl, seine Leiche auszusieden, und im fränkischen Kloster Ebrach beizusetzen, was auch geschah.

lauter. Des Kaisers Thätigkeit, Beredsamkeit und übrige Persönlichkeit überwand zuletzt. Wirzburgs Weichbild umschloß wieder einen großen Reichstag 1168. Da ward der Streit des Löwen mit den sächsischen Herren in Ordnung gebracht, die Zerstörung der fränkischen Raubschlösser Frankenberg und Bromberg beschlossen, die Belehnung mehrerer Fürsten mit außergewöhnlicher Pracht ertheilt. Man wußte, was auf dem nächstjährigen bamberger Reichstage geschah, daß der Kaiser seinen ersten Sohn als gekrönten König, den zweiten als Herzog von Schwaben, den dritten als Frankenherzog, das heißt Herrn der in Franken zerstreuten, von Rothenburg aus regierten hohenstaufischen Güter sehen wollte. Dieser letztere Punkt wie die nachgiebige Stimmung des Kaisers gegen den hohen Clerus überhaupt, dessen er zur Anerkennung des neuen Gegenpapstes Calixt III. bedurfte, bewog den seit drei Jahren regierenden wirzburger Bischof Herold von Hochheim, einen klugen und thätigen, für sein Stift wie für seine Person hochstrebenden Mann, in zahlreicher Begleitung geistlicher und weltlicher Stiftsgenossen um kaiserliche Bestättigung des dem Bisthume Wirzburg zustehenden, angeblich vom großen Karl empfangenen Herzogthums Franken anzuhalten. Das alte Herzogthum mit seinen geschlossenen Gauen bestand längst nicht mehr. Das Bisthum Bamberg mit seiner Reichsunmittelbarkeit, das Königshaus der Staufen, das Reich selbst besaß davon Theile. Die staufische Politik in Bezug auf einen festen Fuß in diesem Lande ward schon erwähnt. Der nicht unverlegene Kaiser, der es eben jetzt mit dem energischen Bischof nicht verderben wollte, fand einen Mittelweg. Mit absichtlicher Vermeidung der Worte „Franken" und „fränkisch" verlieh oder bestättigte er den Gerichtszwang oder die vollkommene Gewalt zur Ausübung der Gerichtsbarkeit „durch das ganze Bisthum und wirzburgische Herzogthum und durch alle Gravschaften in selbem Bisthum und Herzogthum gelegen." Diese Art von Souverainetät beschränkte sich sohin auf Richtergewalt besonders Blutbann und Centbesetzung in des Stifts Alloden und Lehen; die vom Bisthume unabhängigen Bezirke, jene fränkischen Graven, Herren und Städte, welche den Bann nicht von Wirzburg zu Lehen trugen, blieben dem Gerichte der kaiserlichen Pfalzgraven unterworfen; die sogenannten Pargilten oder gefreiten Leute blieben unter dem früheren Gravengericht. Die Urkunde gedenkt mit manchem Worte der Achtung des Kaisers vor altem Herkommen und verjährtem Besitz wie auch der Treue und tapfern Dienste des ehrwürdigen Bischofs Erhold (eines öfters für Herold gebrauchten Namens) „des

wirzburgisch Herzogs." Sie erwähnt vorübergehend die Beilegung der sächsischen Fürstenfehde und zum Schlusse das Achturtheil gegen Bromberg und Frankenberg und die Strafe der gegen diese Satzung Handelnden (Tausend Pfund des feinsten Goldes). Von zahlreichen Zeugen unterfertigt,*) mit einer goldenen Bulle verziert, erhielt sich das kaiserliche Dokument bis auf unsere Zeit, von den Chronikern genannt: „Die goldene Freiheit über das Landgericht im Herzogthum zu Franken."

Herold suchte dem mäßigen Geschenk einen mächtigen Schein zu geben. Da erscheint in Franken nach langer Unterdrückung der Allodier oder freien Gemeinen durch die zwei privilegirten Stände die erste Spur einer landständischen Thätigkeit, die Brücke aus einem ursprünglichen Rechtszustand in einen zeitgemäßen. Er berief die Häupter der Geistlichkeit, des Adels, der Stadt und der Landschaft zur gemeinschaftlichen Aufstellung einer Verfassung für das Herzogthum. Die Versammlung beschloß, es sollten voran alle Stände den Bischof als ihren Herzog anerkennen, demselben in Anliegen und Nöthen mögliche Hilfe und Dienst erweisen, uud ihn bei seinen Würden und Ehren aufrecht halten; hinwieder sollte aber auch Bischof und Kapitel die Stände bei ihren hergebrachten Freiheiten und Rechten lassen und vor unbilliger Gewalt schirmen. In Betreff der Justiz wurde bestimmt, es sollten zwölf Personen des Adels als Richter zum Landgericht gewählt, und das Landgericht vom Bischof oder in dessen Abwesenheit von einem Domherrn als Vorsitzenden, bei Zwistigkeiten aber immer vom Bischof selbst, als Herzog mit dem Harnisch angethan, gehegt werden. Dieses Gericht wurde für das allein giltige aller Einwohner des Bisthums und jede Ladung vor ein anderes (mit Ausnahme des kaiserlichen oder königlichen Hofgerichts) für kraftlos und unschädlich erklärt. Zum Zeichen des Staats und zur Erhöhung

*) 10. Juli 1168. Geistliche Zeugen: Der Erzbischof von Mainz, die Bischöfe von Zeitz, Meissen, Verden, Lüttich, Leiden, Ypern und Regensburg, die Aebte von Fulda, Hersfeld, Sigberg, Burkhard und Stephan und noch siebzehn Pröbste, Dechanten, Custoden und andere Capitulare aus verschiedenen Gegenden Deutschlands. Weltliche Zeugen: Der Pfalzgrav vom Rhein, der Markgrav von Meissen und dessen Bruder, der Grav Wettin, zwei Pfalzgraven von Wittelsbach, der Markgrav von Vohburg, Prinz Udalrich von Böhmen, Prinz Albert von Polen, die drei Burggraven von Wirzburg, Nürnberg und Magdeburg, die Graven von Abensberg, Dillingen, Endsee, Föhringen, Kirchberg, Wertheim, Wolfsbach und eine Menge des stiftischen Adels.

seines Oberhaupts bestimmte man vier erbliche Ober= und ebensoviele Unterämter des Herzogthums, zum Obermarschall die Graven von Hennenberg, zum Untermarschall die Ritter von Homburg, zum Oberschenk die Graven von Castell, zum Unterschenk die Ritter von Zabelstein, zum Oberkämmerer die Graven von Wertheim, zum Unterkämmerer die Edelknechte Zobel, zum Obertruchseß die Graven von Rieneck, zum Untertruchseß die Ritter vom Rebstock. Den vier Oberbeamten setzte der Herzog stattliche Gefälle aus, wovon dieselben wieder einiges den Unterämtern zu Lehen auftragen konnten. Nach der neuen Verfassung wurde dem Bischof als Herzog bei allen Feierlichkeiten ein blankes Schwert von dem ältesten Rathe vorgetragen, und ihm auch dasselbe nach dem Tode nebst Inful, Stab und vollem Bischofsornat mit ins Grab gegeben. Noch verordnete man, vielleicht in Nutzanwendung des hinter dem römischen Triumphator stehenden Sklaven, daß ein gewählter und geweihter Bischof an einem bestimmten Tage barhäuptig und barfuß, in einfachem grauen Rock und umgürtet von einem Strick, begleitet von den vier Erbgraven aus dem Brückenthore über den Markt bis zur Greden schreite, und daselbst vor dem versammelten Clerus als ein demüthiger Kirchenverwalter um das Erbe Kilians bitte, darauf als ausgerufener Bischof im Bischofsgewand dem Hochamt im Dom beiwohne, endlich als Herzog gekleidet unter Steigbügelhalten des Marschalls das Pferd besteige und in den Palast einreite, von den Graven an stolzer Tafel demüthig bedient. Herold, der während seines Lebens noch vom Herrn von Lauda das Schloß Dittwar nebst mehrern Gütern und vom Graven von Endsee dessen Antheil an Hopferstadt dem Stift gewann, sah noch den mehrerwähnten Cisterzienser=Bernhardiner=Orden, der es mit Papst Alexander hielt, momentan aus Franken und Deutschland treiben, und starb 1171. Geschichtschreiber haben seine Gerechtigkeitsliebe gelobt, tadelnd die allzugroße Vorliebe für die Klöster, die er durch Einverleibung wohl dotirter Pfarreien bereicherte. In weltlichem Betracht kann man diesen Bischof den zweiten Gründer des Bisthums nennen. Bald nach ihm verschied auch der bamberger Eberhard, Barbarossa's mehrerwähnter geistvoller, staatskluger und dabei rechtlicher Rath und Freund, nicht ohne Verdacht, sich in letzter Zeit mehr auf Seite des mit dem Kaiser in großartiger Persönlichkeit wetteifernden Papstes geneigt zu haben. Der neue bamberger Bischof war Hermann II., ein geborner Markgrav von Meissen; der wirzburger der Grav Reinhard von Abensberg.

Das Jahr 1174 sah Friedrichs fünften und entscheidenden Römerzug. Zuerst verbrannte er die lombardische Bundesstadt Susa, dann belagerte er das verhaßte, darum todgefaßt sich vertheidigende Alessandria. Die nach siebenmonatlicher Belagerung durch unterirdische Gänge dem Marktplatz entsteigenden Belagerer trieb die Bürgerschaft zurück; die andern mußten bei Annäherung der lombardischen Hauptmacht ihr eigenes Lager in Brand stecken. Umsonst mittelten Friedliebende. Die päpstlichen Gesandten betrugen sich steif gegen den gebannten Kaiser; dieser aber, auf nahe deutsche Hilfe rechnend, zeigte in keinem Punkte Nachgiebigkeit. Da verließ ihn das blutsverwandte Welfenhaupt, Heinrich der Löwe, der mächtigste Fürst in Deutschland; selbst ein demüthiger Fußfall seines hilfsbedürftigen Kaisers konnte den stolzen, entweder früher von Friedrich beleidigten oder von Alexander gewonnenen Vasallen von seiner und seiner Mannen Heimkehr nicht zurück halten. Wider Willen lieferte Friedrich dem überlegenen und darum zur Entscheidung drängenden Feind die Schlacht von Lignano 1176, und verlor sie, nachdem das gesunkene Reichspanier lange der vorauswehende Helmbusch seiner hohen Gestalt ersetzt, und er und die Deutschen Wunder der Tapferkeit verrichtet hatten. Da wünschte der heerlose Kaiser den Frieden, und der mächtige Papst gewährte ihn, wie er sich ausdrückte, mit größtem Vergnügen dem ersten Helden der Christenheit, nichts bedingend als den Miteinschluß der Lombardenstädte. Zu Venedig die Zusammenkunft. Alexanders Reise dahin glich einem altrömischen Triumphzug; allenthalben begrüßte man ihn als den Vater der Republik, als den Retter der italienischen Freiheit. Dieser Anblick überwältigte des Selbstherrschers Haltung. Gott — sagt ein alter Geschichtschreiber — wandelte den löwenartigen Stolz seiner Seele plötzlich in die sanfte Milde eines Lammes; in der Markuskirche fiel er vor dem eintretenden Papst aufs Knie, und küßte dessen Füße; und der Papst hob ihn weinend auf, küßte und führte unter allgemeinem „Herrgott dich loben wir“ den Entbannten vor den Altar. 1177. Kaiser und Papst sah man fortan noch öfters vereint im öffentlichen und häuslichen Leben; an Statt des vorigen Hasses schien selbst persönliche Freundschaft getreten zu sein. Der Friedensvertrag erkannte Alexander als den rechtmäßigen Papst, und fertigte Calixt mit einer Abtei ab. Das mathildische Erbgut, von nun an Eigenthum der Kirche, sollte noch fünfzehn Jahre Nutznießung der Kaiser bleiben. Die Geistlichkeit erhielt alles Eingezogene zurück. Mit den Lombarden ward sechsjähriger, mit den Siziliern fünfzehnjähriger

Waffenstillstand geschlossen. Vollkommene Vergessenheit des Vorgefallenen, fortanige Allianz zwischen Kaiser und Papst zu gegenseitigem Schutz und Schirm von Kirche und Staat, bei künftigen Streitfällen Fernsein aller Waffengewalt und friedliche Schlichtung durch ein Schiedsgericht ward auch hier, wie gewöhnlich bei solchen „ewigen" Verträgen, aufzuschreiben nicht vergessen. Tausende von Eilboten verkündeten aller Welt das glückliche Ereigniß, zahllose Feste feierten es. Nur der Kaiser, dem jetzt nach beseitigter Gefahr das Bild der zweimaligen Erniedrigung greller als je vor die hochfahrende Seele trat, verließ schweren Herzens das jubelnde Land, und langte durch Burgund, wo man ihn krönte, in der Heimath an 1178.

Nach dem Kaiser konnte keinem Mann das Vorgefallene ungelegener kommen als dem Herzog Heinrich. Er hatte eine Menge von Feinden besonders die norddeutschen und slawischen Bischöfe, über die er das kaiserliche Investiturrecht und sonstige Suprematie auszuüben suchte, gegen sich. Ein Theil griff zu den Waffen, Andere klagten vor dem Kaiser, der die Klage mit unverhohlener Freude aufnahm. Schrieb er doch das Unglück bei Lignano und alles Uebrige dem Abzug des Welfen zu. Er lud den Herzog vor das Fürstengericht in Worms. Da derselbe ausblieb, erhielt er zweite vergebliche Ladung nach Magdeburg, dann eine dritte nach Goslar, wo er wegen fortgesetzter Willkühr gegen Kirche und Staat und wegen Verachtung der drei gesetzlichen Ladungen geächtet und seiner Lehen verlustig erklärt wurde. In einen Abkauf oder Buße von fünftausend Mark Silber hatte der geldliebende Herzog nicht eingehen wollen; vielmehr schlug und fing er den Bischof des zerstörten Halberstadt. Da erschien im Jänner 1180 der Reichstag von Wirzburg. Dieser erkannte und gebot die volle Acht. Sachsen erhielt Bernhard von Anhalt der Sohn des Bären, Bajern Otto von Wittelsbach, des Kaisers vieljähriger treuer Diener, einen Theil Westphalens der Erzbischof von Köln, andere Theile dieser Landschaft die Bischöfe von Magdeburg, Bremen, Paderborn, Hildesheim, Verden und Minden. Pommern ward Herzogthum unter eingeborenen Herzogen, Regensburg und Lübek wurden Reichsstädte. Alles griff nun zu seinem Erwerb. Der von Frankreich und England verlassene Löwe stritt tapfer, aber unglücklich. Wenigstens Braunschweig und Lüneburg (sein Allod) zu retten, that er vor Friedrich zu Erfurt den Fußfall, und erhielt vom weinend ihn aufhebenden alten Waffenbruder Verzeihung und Nachlaß der Acht, doch nicht die verlorenen Länder; selbst das Vaterland sollte er mehrere Jahre meiden,

durch die Länge der Zeit der Feinde Haß zu mildern. England, das Reich seines Schwiegervaters, das einst nach Jahrhunderten die braunschweigischen Welfen beherrschen sollten, hatte deren Ahn zum Exil gewählt. Der Löwe war der letzte größere deutsche Herzog, unter dem wie Vasallen andere weltliche und geistliche Fürsten standen. Zwischen Diesen und dem Kaiser gibt es fortan nicht mehr ein solches Mittelglied.

Zeuge dieser Zeit ist Wirzburgs Bischof Reinhard, ein weiser Freund des Kaisers, von dem er die große Wildbahn zwischen Main, Itz und Rodach zum Geschenk erhielt. Seiner Verwendung dankten die wirzburger Domherren das kaiserliche Privilegium, über ihren Nachlaß zu testiren, wie auch die Freiheit ihrer Wohnungen von Einquartirung während der in Wirzburg gehaltenen Reichstäge; nur im Nothfall sollten sie die anwesenden Fürsten mit Ausnahme der Diener und Pferde beherbergen. Auch baares Geld und einen Weinberg bei Heidingsfeld schenkte ihnen der Kaiser. Dafür verehrten sie ihm, der wegen seines häufigen Aufenthaltes in Wirzburg eine eigene Wohnung daselbst zu besitzen wünschte, den Katzenwicker, sein früheres Hochzeitschloß. Von Reinhard berichtet noch die Chronik eine Reise zum neuen Papste Lucius 1181, die mit dem Kaiser gemeinschaftliche Gründung des Spitals Richardsroth, einer Herberge für arme Wanderer in der damals wilden Gegend zwischen Uffenheim und Rotenburg 1182, die Weihe der Kirchen zu Wächterswinkel und Amorbach 1179 und 1182, dann kurz vor seinem Tode 1183 die Stiftung eines ewigen Lichtes in der Domkirche aus dem theilweisen Erträgniß der Meßbuden vor den sogenannten Greden.*) Auch dieser Bischof nannte sich nicht Herzog, sondern „demüthigen Verwalter" seines Stifts. Sieben Jahre vor ihm hatte Bambergs eilfter Bischof Hermann II. geendet. Von ihm weiß man, daß er die beiden jüngeren Söhne des Kaisers, Friedrich und Otto von Schwaben mit Stiftsgütern in der Oberpfalz belehnte, und dafür vom Vater ein Freigut und zwölfhundert Mark

*) Dieser privilegirten Krambuden waren neunzehn, wovon jede einzelne jährlich sechzig Pfennige Grundzins gab. Da das ewige Licht nur ein Jahresgefäll von 360 Pfennigen erforderte, durften nur 6 Läden die Abgabe zu diesem Zweck entrichten; die übrigen 13 zahlten auf Martini. Diese Buden wurden allmälig Eigenthum der Inhaber, und konnten veräußert werden. Ihre vortheilhafte Lage besteuerte sie bald noch höher; durch Zunahme des Handels und der Gewerbe galt im nächsten Jahrhundert ein Messerschmiedsladen schon 44 Pfund Heller (für jene Zeit viel Geld), und warf jährlich 4 Pfund und 10 Schillinge ab.

Silbers empfing, daß er von mehreren bambergischen Gütern in Kärnthen persönlich die Huldigung annahm, und deren Vogteilichkeit dem dortigen Herzog unter stolzen Bedingnissen nicht anders wie ein Dynast einem kleinen Vasallen einräumte. Sein Todesjahr neunundsiebzig brachte den harten schneereichen Winter, welcher Schnee bis Lichtmeß 1180 lag, dann schnell abging, und als Hochwasser im Frankenlande außerordentlichen Schaden that.

Des mächtigen Löwen rascher und tiefer Fall flößte den Lombarden etwas mehr Respekt vor dem Kaiser ein, dieser aber hatte republikanischen Todesmuth kennen gelernt: gegenseitige Achtung und Mäßigung gebar nach Ablauf des sechsjährigen Waffenstillstandes den berühmten Frieden von Kostnitz, von nun an ein Grundgesetz zwischen dem Kaiser und Oberitalien. Jenem oder den berechtigten Bischöfen verblieb die Einsetzung fünfjähriger Consuln, die oberste Rechtspflege und ein Theil der Abgaben; die Städte behielten innerhalb der Mauern ihre Rechte, Freiheiten und Gewohnheiten, das Recht der Verbindung und Befestigung, vor Allem ihren sieghaften Schutz- und Trutzbund. Nun ging Friedrich zum sechstenmal und zwar ohne Heer nach Italien. Die Lombarden empfingen ihn wie einen alten Freund; allenthalben Friede und Feste.*) Auch mit Unteritalien gestalteten sich die Verhältnisse auf eine unerwartet befriedigende Art; zwischen Constanze, der Königstochter und Erbin von Sizilien, und Friedrichs ältestem, bereits mit dem eisernen Reif gekrönten Sohn Heinrich kam 1186 eine Vermählung zu Stande. Die fortgesetzte Feindschaft der nur kurze Zeit regierenden Päpste Lucius III. und Urban III. blieb indessen auf Deutschland nicht ohne Einfluß. Von ihnen, die ihre italische Oberherrlichkeit bedroht sahen, verleitet, stiftete der Erzbischof von Köln Unruhen; schon eilte Friedrich, ein größeres Uebel zu verhüten, nach Hause,**) und der vom König Heinrich in Verona eingesperrte Papst drohte mit dem Bann, als wieder ein morgenländisches Ereigniß, die Eroberung Jerusalems durch die Ungläubigen, das ganze Abendland in Bewegung setzte 1187. Die sich rasch folgenden Päpste Gregor VIII. und Clemens III. sandten an alle Christenheit mahnende Boten und Briefe; die Könige von Frankreich, England und

*) Der konstanzer Friede war für den süddeutschen Handel, besonders für die Städte Augsburg und Nürnberg, von großem Vortheil.

**) Von wo er bereits die Bischöfe von Wirzburg und Bamberg zu Gesandten an den Papst bestimmt hatte, als die orientalische Nachricht kam.

Sizilien versicherten ihre persönliche Theilnahme am Kreuzzug. Der greise Kaiser selbst glaubte sein Leben mit keiner besseren Handlung als der Wiedereroberung Palästinas beschließen zu können.

Unter den Begleitern des kreuzfahrenden Kaisers befand sich auch dessen Kanzler Gottfried von Pisemberg, Wirzburgs zweiunddreißigster Bischof, ein wegen Klugheit und Rechtlichkeit gerühmter Mann. Seine ersten Regierungsjahre enthalten nur für die Naturgeschichte Wichtiges; 1185 den Jänner als Blüthemond, im Hornung flücke Vögelbrut, im Mai Korn-, im August Weinärnte; dagegen das kommende Jahr den tiefsten Winter noch im Mai und darum gänzlichen Mißwachs. Sein letztes Jahr 1189 enthält die Stiftung des Frauenklosters Schönau, die Wölbung, Ausbesserung und Weihe des wirzburger Doms, des Bischofs entschlossenes Auftreten wider die Anmassung der Vögte, deren Einsprache in Kirchenangelegenheiten er nicht nur nicht duldete, sondern deren Stellen er sogar unbesetzt ließ, endlich einen Vertrag mit seiner Kaufmannschaft, der ihm zum bevorstehenden Kreuzzuge hundertundzehn Mark Silbers verschaffte, und den Letztern dafür bis zum Abtragen der Summe einen neuen Zoll am Maine gab.*) Vor seiner Abreise hielt er mit dem Kapitel Abrechnung; es fand sich ein für die arme Zeit nicht geringer Ueberschuß vor.**) Das Bisthum Bamberg erfreute sich keines so geordneten Haushaltes. Trotz der persönlichen Tüchtigkeit seines zwölften Vorstehers Otto II., eines geborenen Graven von Andechs, und trotz einer Schankung der pommerischen Herzoge, die sich für die Einführung des Christenthumes in ihrem Lande den Nachfolgern des heiligen Otto dankbar erweisen wollten, stack das Stift in Folge der Römerzüge tief in Schulden, sah die meisten bischöflichen Tafelgüter nebst Vogteien und Renten an den Erben der Schlüsselberger verpfändet, und konnte auch dann noch, als dieser sich auf Flehen der Geistlichkeit zu Nachsicht und Nachlaß verstand, an dem Kreuzzuge keinen Theil nehmen. Diese Unternehmung aber begleitete das alte Mißgeschick. Schon hatte Kaiser Friedrich einige Siege erkämpft, und Sultan Saladin, ein mohamedanischer, jedoch von keinem Christen seiner Zeit übertroffener Held, Vergleich

*) Veranlassung hiezu die Neubauten am Mainufer, wo früher die Meßbuden und Kramläden zu stehen pflegten, nun aber durch das Vorrücken der Häuser am rechten Raume gehindert wurden. In Folge obigen Vertrags brach der Bischof das Gebaute wieder ab.

**) An verschiedenem Getraid 739 Malter, 175 Fuder Wein, 10½ Eimer Meth, 3 Eimer Honig, 102 Schinken und 330 Pfund an Geld.

geboten: als der Erstere, der vielen Tausende geistiges wie körperliches Haupt, an einem Junitage 1190 beim Baden in einem armenischen Flusse starb. Sein zweiter Sohn Friedrich führte den Rest des Zuges, siebenhundert Ritter und siebentausend Pilger — dreißigtausend Geharnischte und neunzigtausend andere Streiter waren ausgezogen — in die Stadt Antiochia, wo ein neuer Feind, die Pest, der Deutschen harrte, und unter den Franken auch den wirzburger Bischof und den Graven Poppo von Hennenberg wegnahm.

Heinrich VI., bei des Vaters Abreise Reichsverweser, trat nun als Herrscher von Deutschland und Italien auf. Von Friedrichs Muth und Stärke besaß er Einiges, von dessen übrigen guten Eigenschaften nichts; er war grausam, unversöhnlich und geizig. Mit Heinrich dem Löwen, der, aus seiner Verbannung zurückgekehrt, manchen alten Handel erneuerte, verglich er sich; die Heirath des Löwensohnes Heinrich mit Barbarossas Nichte Agnes versöhnte auf kurze Zeit Waiblinger und Welfen. Das Erbe der italischen Gemahlin, Neapel und Sizilien seinem Hause zu versichern, beschäftigte hierauf den Kaiser; das Mittel zu diesem Zweck, die harte Behandlung seiner dortigen Gegner, die er auf Stühle von glühendem Eisen setzen, mit glühenden Kronen martern oder blenden ließ, fruchtete für seine Lebenszeit, um nachher an den Enkeln sich zu rächen. Auch in Deutschland suchte Heinrich die erbliche Thronfolge für Hohenstaufen einzuführen, die Vereinigung Unteritaliens mit dem deutschen Reich, die Erblichkeit der Reichslehen selbst unter den Fürstentöchtern, den kaiserlichen Verzicht auf den Nachlaß der Bischöfe und Aebte dagegen setzend: allein der bereits von fünfzig Fürsten gebilligte Plan scheiterte am Widerspruch des Erzbischofs von Mainz, der sächsischen Fürsten und endlich auch des Papstes, der, anfangs vom Kaiser gewonnen, die spätere Erklärung gab: „Die innige Wechselwirkung, wonach die Fürsten ihre Lehen vom König, der König seine Krone von den Fürsten erhielte, gelte mehr als die Souverainetät der Einzelnen, die um so lockender erscheine, je eigennütziger Jeder da nur an sich denke, und von den Uebrigen und vom Ganzen zu gewinnen hoffe. Eine Macht müsse die andere stützen und in Schranken halten, wenn auch dann noch das Weltliche sich verwirre, werde der Papst von seinem höhern Standpunkte aus regeln und entscheiden.“ Dem Kaiser nicht ganz abzusprechen, wählten oder ernannten die Reichsstände seinen kaum dreijährigen Sohn Friedrich zum Thronfolger. Beschäftigt mit den Vorbereitungen zum vierten Kreuzzug starb Heinrich an einer Erkältung, wie andere wollen, am

Gifte seiner Gattin zu Messina, erst zweiunddreißig Jahre alt 1197. Seine Geldgierde ist durch die widerrechtliche Gefangenhaltung des berühmten englischen Königs Richard Löwenherz, der nie sein Feind war, und dem er eine ungeheuere Summe abpreßte, mehreren Nationen bekannt geworden. Man wirft ihm den absichtlichen Verlust des Reichssigels vor, um von den nochmals auszufertigenden Urkunden eine nochmalige Gebühr zu erheben. Die besondere fränkische Geschichte gibt das Faktum, daß der Kaiser aus dem Kirchengute der damals mit Nahrungssorgen kämpfenden fuldaer Abtei zwei goldene Tafeln nahm.

Die siebenjährige Regierungszeit des sechsten Heinrichs füllt in der wirzburger Bischofs-Chronik eine fast eben so lange des dritten Heinrichs aus. Von dem stolzen Manne, einem geborenen Ritter von Bibelried, der sich nicht mehr einen demüthigen Kirchenverwalter sondern gleich dem Papst einen Statthalter Petri schrieb, erhielt sich nicht viel mehr als eine sonderbare Käsgeschichte. Im Frankenlande herrschte seit Jahrhunderten der Brauch, jährlich am Pfingsttage aus den Dörfern in die Stadt zu Kilians Grab zu wallen. Der Schauer der mit Reliquien, Wunderbildern und einer angeblichen Heilquelle versehenen Gruft lockte die Gläubigen. Mit der Zeit verlor die Gewohnheit ihren Reiz, oder das Unwesen der Weglagerer machte die Reise lästig und gefährlich. Aber der Gewissenszweifel wollte beruhigt sein. Der Pfarrer von Reicholzheim an der Tauber, ein reicher und nicht sehr orthodoxer Mann, gab seine Pfarrkinder gegen jährliche Verabreichung eines Käses für den Kopf von der Wallfahrt ledig. Auch befreite dieser Rüger seine Gemeinde von dem sogenannten Meßpfennig, indem er dafür die Kirche aus eigenen Mitteln entschädigte. Das Letztere konnte der Bischof nicht leicht mißbilligen, dagegen verfiel die „unehrliche Käsesatzung, das ungeschickt Fürnehmen" scharfer Rüge. In einer langen Urkunde erneute er das Wallfahrtsgebot, ohne jedoch den gewünschten Erfolg zu erzielen. Der Käs oder der übrige Fortschritt der Zeit hatte auf den Köhlerglauben der Menge dämpfend eingewirkt. Man sah bald nur noch die nächsten Gemeinden am Pfingsttag nach Wirzburg ziehen, wo der Magistrat die begleitenden Pfarrer bewirthete; und bald blieben auch diese aus, so daß die Raths- und die Domherren Wirzburgs sich zum eigenen Austrunk des gestifteten Weines entschlossen. Noch bestättigte der Bischof vor seinem Tode 1197 einen Gütertausch zwischen dem Kloster Bildhausen und der Pfarrei Melrichstadt. Interessanter erscheint der Zeitgenosse Thimo, Bambergs

dreizehnter Bischof, welcher sich die Verbesserung der tief gesunkenen Sitten und den Flor seines verarmten Landes ernstlich angelegen sein ließ, aber in Verfolgung dieses Zweckes einen Geldbeitrag seiner Unterthanen fordernd — die erste Steuer im Lande einführte, und Undank und Verwünschung ärntete.

Waiblinger und Welfen thaten sich jetzt wieder als kämpfende Parteien auf, und rissen Deutschland und Italien in die schwere Fehde. An das erwählte Kaiserkind dachte nach des Vaters Tod kein Wahlherr mehr; die Einen riefen Philipp von Schwaben, den Bruder Heinrichs VI., die Anderen Otto von Braunschweig, den Sohn Heinrichs des Löwen, zum König aus. Da spürte Deutschland zum erstenmale auch von weltlicher Seite fremden Einfluß und fremdes Geld; Jenen unterstützte Frankreich, Diesen England. Der Papst aber, Innozenz III., ein Mann, der in Denkungsart und Handlungsweise und auch in geistigen Mitteln einem Hildebrand wenig oder nichts nachgab, entschied sich, obwohl er als Hierarch und Italiener ein natürlicher Feind der Stauffen war, auch das in seiner Heimath immer mächtiger werdende Deutschthum bereits mit den Waffen bekämpfte, scheinbar oder äußerlich noch für keinen Theil. Eine unbeschreibliche Verwirrung und Verwilderung kam über das gespaltene Reich. Fürsten verkauften ihre Treue an die gekrönten Nebenbuhler nach dem Mehrgebot; der Landgrav von Thüringen und Hessen soll dieselbe fünfmal gewechselt haben. Die beiden Heere brannten und mordeten bei Feind und Freund; man sah Priestergewänder als Stallkittel, Altartücher als Pferdedecken und Schaaren geraubter Nonnen als tragbare Ableiter thierischer Lust gebraucht. In das Innerste der Gemeinden und Familien trat Haß und Tod bringend die Parteiung. So mußten denn auch bei der wirzburger Bischofswahl Waiblinger und Welfen thätig sein. Beide Candidaten machten ihrem Anhang Ehre. Die Ottonianer bezeichneten Gottfried von Hohenlohe, bisherigen Domherrn, nach allgemeinem Zeugniß einen frommen, gerechten, geschickten und holdseligen Mann, die Philippisten Konrad von Ravensburg, zur Zeit Bischof von Hildesheim, einen Edlen, ausgezeichnet durch Persönlichkeit wie durch Abkunft. Die Dynasten der zwei Stunden unterhalb Wirzburg gelegenen Ravensburg leiteten ihr Geschlecht von den Saliern her, und Konrads Mutter war die ehemalige Kaiserin, das schon erwähnte geschiedene Weib Barbarossa's, die nach der Scheidung ein Liebling des Kaisers, Dietho von Ravensburg, geehlicht hatte. Für die Tüchtigkeit der Person sprachen Werke des Friedens und des

Kriegs; schon als Jüngling diente Konrad dem großen Kaiser Friedrich als brauchbarer Kanzler, darauf in gleicher Eigenschaft dem Kaiser Heinrich VI., der ihm sterbend den Oberbefehl über die zum vierten Kreuzzug in Sizilien gelagerten Sechzigtausende übergab. Mit ihnen hatte Konrad, der schon unter Friedrich I. Palästina gesehen, zu Messina sich eingeschifft, auf der Insel Cypern als kaiserlicher Stellvertreter den dortigen Herzog zum König gekrönt, hierauf die syrische Küste besetzt, und da die Gesellschaft der deutschen Brüder, den nachherigen deutschen Orden, gestiftet. Die Kunde von des Kaisers Tod rief ihn und das Heer zurück. Zu Hildesheim erfuhr er, daß er bei der wirzburger Bischofswahl seinem Mitbewerber, dem wegen seiner Freigebigkeit gegen die Clerisei so betitelten Vater der Geistlichen, unterlegen, daß jedoch Gottfried II. bald nach erlangter päpstlicher Bestättigung noch vor der feierlichen Weihe an verjährtem Siechthum gestorben, und er nunmehr einstimmig vom Domkapitel zum Bisthumsvorsteher erwählt worden sei. Eine Art Heimweh ließ ihn bald das reichere Stift mit dem ärmern tauschen 1198.

Den Angekommenen hatte Philipp in der unter den Vorfahrern bekleideten Kanzlerwürde bestättigt. Der Gegenkönig Otto ermangelte nicht, denselben nach Kräften in Rom anzuschwärzen. Innozenz bestritt die Giltigkeit der ihm angezeigten Wahl. Die Gewalt, Bischöfe zu versetzen, schrieb der Papst, sei ein Vorbehalt Jesu Christi, und nur dem heiligen Peter und dessen Vikar durch ein besonderes Privileg gestattet. Heftigere Briefe gingen an verschiedene Bischöfe und Kapitel Deutschlands (Datum 21. September 1198), darin die bemerkenswerthen Stellen: „Wir wollen die Verwegenheit eines so übermüthigen Unternehmens nicht ungestraft lassen, nach den apostolischen Verordnungen bereit, jeden Ungehorsam zu rächen, auf daß die Bosheit einer Handlung nicht noch andern Verwegenen zum Beispiel dienen möge. Aus des allmächtigen Gottes, der seligen Apostel Peter und Paul und unserer eigenen Gewalt, nach gemeinschaftlicher Berathung unserer Brüder und in Kraft des heiligen Geistes befehlen wir dem Bischof Konrad ernstlich, daß er beim Anblick unseres Befehls mit Unterlassung alles Widersprechens und Appellirens die Verwaltung des Bisthums Wirzburgs sowohl im Geistlichen als im Weltlichen völlig niederlege. Sollte er wider unsere Vermuthung sich nicht beeilen, dieser unserer Dienstesentsetzung gehorsamst nachzukommen, und sollte er es wagen, sich des Untersagten zu unterfangen: so soll er aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen sein. Unter Androhung des Bannes

befehlen wir allen Geistlichen und Weltlichen im Bisthume Wirzburg, daß sie ihm ungeachtet des geleisteten Eids der Treue keinen Gehorsam leisten, da er selbst denselben gegen die heilige Verordnung verletzt, achtlos des Apostelwortes: Niemand soll sich eine Ehrenstelle anmaßen als einer gleich Aron von Gott Berufene. Weil die wirzburger Stiftsherren mit ihren Wahlstimmen auf ihn ganz unerlaubter Weise verfielen, wollen wir nach Gebühr sie in demselben Stücke gestraft sehen, in welchem sie gefehlt haben, und entziehen ihnen für diesen Fall die Wahlgewalt. Wenn sie gegen apostolisches Verbot zur Ernennung irgend eines Andern geschritten sind, so erklären wir das, was sie vorgenommen, für null und nichtig. Weil er aber das Bisthum Hildesheim, mit dem er verbunden war, und von dem er sich nach dem Apostel nicht hätte losreißen dürfen, gar zu schändlich verlassen hat: untersagen wir ihm dahin die Wiederkehr, da nach dem Kanon derjenige, welcher sich zu einem größeren Volke begeben hat, von der fremden Kanzel verjagt und der eigenen beraubt werden soll, damit er weder dem aus Hochmuth Verachteten noch dem aus Habsucht Verlangten jemals mehr vorstehe." Demzufolge erhielt das hildesheimer Kapitel die Weisung, den etwa Wiederkehrenden in keiner Weise aufzunehmen; den übrigen Bischöfen gebot der Papst bei Verlust von Amt und Würde, gedachten Konrad, falls er nicht innerhalb zwanzig Tagen gänzlich gehorsamt, zu exkommuniziren, den Bann durch ganz Deutschland bekannt zu machen, ja sogar an Sonn- und Feiertagen unter Glockengeläute und Beleuchtung der Altäre von der Kanzel herab zu verkündigen. Konrad selbst bekam einen eigenen derben Mahnungsbrief.

Schon vor mehreren Jahren hatte der damalige Papst Cölestin dem hildesheimer Bischof das Privileg ertheilt, im Erwählungsfalle ein anderes besseres Bisthum anzunehmen. Darauf berief sich jetzt der Bedrohte; der davon überraschte Vatican aber antwortete nach Musterung seines Archivs mit Spitzfindigkeit: „Nur die Annahme einer größeren Würde, nicht die einer gleichen sei damals gestattet worden." Zugleich erhielt der Erzbischof von Magdeburg Befehl, den Bannfluch in vorgezeichneter Form zu vollstrecken. Doch ließ der bereits von der Sachlage und dem Charakter des Gebannten besser unterrichtete römische Hof durch den Blitz einigen Gnadenschimmer blicken; dem wirzburger Kapitel ward wohl jede Gemeinschaft mit Konrad aber auch die Vornahme einer andern Wahl untersagt. Anfangs dachte der gekränkte Ehrenmann, sich für immer in die Väter-

burg zurückzuziehen. Da beredete ihn sein Verwandter und Freund, der König Philipp, nicht minder das ihm treu ergebene Kapitel, dann das Volk von Stadt und Land, seine Würde als Herzog, Bischof und Mensch für einige Augenblicke dem Vaterlande zu opfern. Er legte den Bischofsstab nieder, und zeichnete und betrug sich nur als königlicher Kanzler. Mit einigen Baarsummen versehen, reiste er nach Rom, wo ihm ganz in der Stille Verzeihung, Absolution vom Banne und abermalige Bestättigung der bischöflichen Würde ward. Den Vielbewährten beschenkte Philipp an seinem Krönungstage zu Bamberg mit dem Schloß Steineck 1199. Konrads erstes Augenmerk war die Wiederherstellung der, wie erwähnt, auf das äußerste entarteten öffentlichen Ordnung und Sicherheit. Auf seinen Betrieb erneute Philipp die scharfe Verordnung über Mord, Brand und Raub, über Nothzucht, Schändung und sonstigen Landesfriedensbruch. Darüber stutzten und verstummten einige Zeit die Placker und Schnapphähne; bald gab das Schicksal dem Gerechten die Gelegenheit, als Frankoniens Brutus in der Geschichte seines Volks für alle Zeit zu leben.

Zu Anfang des Christmonds zwölfhundertundzwei erhob sich in Wirzburg ein großer Lärm; viele Bürger begleiteten einen Greis zur bischöflichen Wohnung. Dort klagte derselbe kummervoll, daß sein Kind, eine reine Jungfrau, von einem Ritter auf offener Straße überfallen, in ein fremdes Haus geschleppt, und hier gewaltsam ihrer Ehre beraubt worden sei. Weiter schilderte er das Elend und den Jammer des todkranken Mädchens. Der erzürnte Bischof fragte hastig nach dem Thäter, und erblaßte, als er den Namen des eigenen Neffen, seines Lieblings und dereinstigen Erben hörte. Geraume Weile stand er wortlos; sich sammelnd that er, was seines Amtes war. Er sprach dem Vater Trost, den Bürgern Vertrauen zu, und entließ den Zug mit der Verheißung ungesäumter Rechtspflege. Die ausgesandten Häscher lieferten bald den jungen Ravensburger an das kaiserliche Landgericht. Dieses, das heißt die zwölf vom Bischof aus Rittern und Bürgern niedergesetzten Schöffen, sprachen nach der königlichen Verordnung dem Jüngling das Leben ab; dem Herzog in Franken kam nun das Placet, das Recht der Begnadigung oder Strafmilderung für den Verbrecher zu. Aber die Entscheidungsstunde näherte sich, ohne daß Konrad einen anderen Befehl gegeben. Umsonst beschwor ihn seine Blutsverwandtschaft bei der Ehre seines Hauses, umsonst baten auch die Richter um Milderung ihres Urtheils, umsonst zeigten sich Schmerz und Rachbegierde der Kläger gemäßigter: unbeweglich

saß der Bischof in seinem Zimmer, vor ihm die königliche Verordnung und alte Bücher. So fand ihn Käs von der Osterburg, Domherr in Wirzburg, sein Freund und Rath. Gesandt von der Freundschaft und vom Kapitel sprach er von göttlicher und daraus folgender menschlicher Barmherzigkeit. Konrad hörte ihm aufmerksam zu; dann jedoch las er aus seinen Büchern die Geschichte des seine Söhne verurtheilenden römischen Consuls sowie die jenes grauen Franken- oder Sigambern-Königs Basan, welchen wir den einzigen Sohn aus gleicher Ursache der Jungfrauenschändung eigenhändig enthaupten sahen, und fügte hinzu, sein Arm sei zu alt und schwach, um ein Gleiches zu thun, auch verbiete das die Religion und Sitte; dem jetzigen Gesetze aber werde er als Herzog freien Lauf lassen, und wenn er darüber zur Grube fahren müsse. Nach dieser letzten Erklärung entfernte sich der Osterburger, und Konrad gebot den im Vorsaal harrenden Schöffen und Nachrichtern den Vollzug des Urtheils. Das Haupt des Verbrechers fiel; in einem feierlich-ernsten Aufzug begab sich die wirzburger Bürgerschaft vor den Hof zum Marmelstein, zu danken durch ihre Vorsteher für den hohen Akt der Gerechtigkeit. Der Bischof aber hatte sich in sein innerstes Gemach verschlossen; der Verbrecher war nicht mehr, nur das Gedächtniß des Neffen umschwebte ihn. So trauerte er die Nacht hindurch — es war seine letzte.

Unter den Verwandten, welche für des jungen Ravensburgers Leben baten, waren Konrads beide Neffen, Bodo von Ravensburg der Bruder des Enthaupteten, und Hund von Falkenberg, des Bischofs Schwestersohn. Beide zog außer den Banden des Blutes Gleichheit der Gesinnung und des Wandels zu dem bestraften Jüngling; ihre Fürbitte für des Bruders und Vetters Leben hatte der alte Oheim mit einer ernsten Rüge ihrer eigenen Schuld und Vergehen zurückgewiesen; die Erbosten schwuren bei dem fallenden Haupte des Verbrechers dem gerechten Richter den Untergang. Schon der kommende Tag des dritten Dezembers war zur Vollendung ihres blutigen Werks ersehen. Am frühen Morgen verließ der Bischof seine Wohnung, und schlug ohne Geleit den Weg zum nahen Domstift ein. Tief in sich gekehrt, erreichte er den Bruderhof; dort harrten seiner die beiden Ritter sammt ihren Knechten. Mit grimmiger Wuth warfen sich die vier Mörder auf den wehrlosen Greis, der vergebens die Rechte zu seinem Schutze vorhielt. Ein gewaltiger Schwerthieb trennte den Arm vom Rumpfe; von Wunden zerfleischt sank der Bischof, und verschied. Die Mörder aber flohen auf bereitgehaltenen Rossen durch die

Thore Wirzburgs. Das Geräusch der That hatte die nächste Umgebung aufgeweckt. Alsbald tönte Feuerglocke und Wehruf. Das Volk strömte zum Dom, und umringte jammernd die Leiche des Hochverehrten. Der Schmerz kehrte sich in Wuth, die Urheber der Schreckensthat waren leicht errathen, fürchterlich blitzte in Herzen und Waffen das Gebot der Vergeltung. Noch an selbem Tage zogen die Bürger von Wirzburg mit wehrender Hand vor die Ravensburg, stürmten, und machten sie der Erde gleich. Ein anderer Haufen zertrümmerte die Neuenburg, ein ravensburgisches Besitzthum in der Nähe von Triffenstein. Auch der alte Stammsitz der Falkenberger fiel, ihre Zinnen loderten, ihre Reisigen starben durchs Schwert der Rächer. Nachdem das letzte Gut der Meuchler vernichtet, bestattete man den Martyrer mit großer Trauerpracht, und setzte an die Todesstätte eine Denksäule mit kurzer aber bezeichnender Inschrift.*)

Des fränkischen Volkes dauernde Erinnerung an den gegen sich selbst strengen gegen Andere milden Mann (Er trug das Zizilium auf blosem Leib, und gab den Armen wöchentlich eine Viertelmark Goldes) schien den vogelfrei irrenden Mördern keine andere Zuflucht zu verstatten als Rom. Dort nur fand sich die Möglichkeit einer Absolution, und dort war einmal der Ermordete eine verhaßte Person gewesen. Bis auf die Schambekleidung nackten Leibes, Weidenstricke um den Hals, flehten die Ritter Bodo und Heinrich und deren Knechte Konrad

---

*) Hoc procumbo solo, sceleri quia parcere nolo,
Vulnera facta dolo dent habitare polo.

Dieses Distichon ist in verschiedenen Jahrhunderten verschieden übersetzt worden. Die älteste Uebersetzung heißt:

Darum, daß nicht verschonet ich
Der Uebelthat, ich todt hie lieg,
Die Wunden, die mir Trug hat geben,
Gehelfen mir in's ewig Leben.

Die spätere:

Diweil ich vor das Maul kein Blatt genommen hab,
So lieg ich vor der Zeit in diesem finstern Grab;
Durch Mörderhände kam ich unter diesen Stein,
Dafür wird dermaleinst der Himmel meine sein.

Die wörtliche:

Hier einst fand ich den Tod, weil nicht den Verbrecher ich schonte;
Helfe der Meuchelmord mir zum himmlischen Sitz.

Also auch hier noch das bekannte priesterliche Nichtvergessen; nicht sein verdienstreiches Leben, sondern nur der grausame Tod sollen ihm in den Himmel helfen.

und Erhold, begafft vom römischen Pöbel, mehrere Tage hindurch um des Papstes Gnade. Innozenz kannte die öffentliche Meinung in Germanien, den hohen Grad der Liebe einerseits wie den des Hasses auf der anderen. Er willfahrte ihr, ohne dabei seine eigene Ansicht ganz zu unterdrücken. Mitten im Lobe des Martyrers „weil er einen guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet und seinen Glauben erhalten hat, so ist ihm die Krone der Gerechtigkeit aufbewahrt, welche ihm der Herr, der gerechte Richter, zustellen wird" — findet sich der mittelbare Tadel, ein Fingerzeig auf den vormaligen Bann „denn wenn er sich auch aus menschlicher Schwäche oder teuflischer Einflüsterung irgend eines Fehltrittes schuldig gemacht, so hat er denselben durch sein Blutbad getilgt, durch seine Ermordung versöhnt." Die Strafe der Mörder überbot nach dem Begriffe ehrliebender Leute den Tod; allein sie erlitten doch diesen nicht, den Jedermann ihnen vorausgesagt und gewünscht hatte. Nur zur Lebensrettung und gegen die Sarazenen durften sie noch Waffen führen; demnächste Theilnahme an einem Kreuzzuge wurde ihnen zur besonderen Pflicht gemacht. Bis dahin sollten sie als Büßer im leinenen Kittel barfuß einhergehen, an drei Wochen- und vielen anderen Jahrtagen wie auch die vierzig Tage vor Ostern in Wasser und Brod fasten, nur an den drei höchsten Feiertagen und während des Kreuzzuges nur an den Sonntagen Fleisch essen. Sie sollten weder Pelzwerk noch farbige Tücher tragen, bei keinem öffentlichen Feste und Gelage sich zeigen, nach dem Tod ihrer dermaligen Weiber nicht mehr heirathen, täglich hundertmal das Vaterunser auf den Knieen beten, das Sakrament nur in Todesnoth empfangen, in jeder größeren deutschen Stadt halbnackt und die Weide um den Hals, Ruthen unterm Arme in die Kirche gehen, und von den Priestern Züchtigung begehren, um den Grund befragt laut ihre Missethat erzählen, in Wirzburg selbst aber, wofern sie da Sicherheit wünschten, zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten und auf St. Kilian in erwähntem schimpflichen Aufzug in den Dom gehen, vor den Domherren niederfallen, und von ihnen die Disziplin empfangen. (Geg. Lateran, 18. April 1204). — Spät kehrten die Gebüßten in die Heimath zurück. Die Ravensburger erhielten durch Verwendung des Königs Otto nicht nur die Erlaubniß zum Neubau ihrer Burg sondern auch dazu die Handfrohn der benachbarten Gemeinde Veitshöchheim. Aber die Stimmung des Volkes, welches außer Konrads Mord des übrigen von jener Burg aus besonders an wehrlosen Mainschiffen verübten Frevels dachte, sowie die Neigung und Politik des Königs

Philipp lief wider sie und ihr Werk. Freiwillig legten die Verarmten den verhaßten Namen ab, und traten als gewöhnliche Ritter von Reinstein aus dem nicht mehr zu behauptenden Dynastenstand; die Umgebung ihrer Burgruine kam an das wirzburger Stephanskloster. Die Falkenberger erlangten erst nach zweihundert Jahren unter dem berüchtigten Bischof Johann II., dem für Geld Alles feil, die äußere Ehre wieder.

Unter dem Namen Heinrich III. bestieg der bejahrte Osterburger den durch Konrads Tod erledigten Bischofsstuhl. Professor der pariser Hochschule, paarte derselbe mit großer Gelehrsamkeit eine so schlichte Einfachheit der Sitten und der Lebensweise, daß man ihn nur den Meister „Käs und Brod" nannte. Dem Zeitgeist hatte er schon als Domherr durch Stiftung des Klosters Veilsdorf Genüge gethan. Bei fortdauerndem Thronstreit zwischen Philipp und Otto trug die fünfjährige Regierung des tüchtigen Mannes wenig Früchte. Wie sein Vorgänger gehörte er zur staufischen oder freisinnigen Partei, und erlangte daher auch nicht die päpstliche Bestättigung. Außerdem nöthigten ihn wiederholte Angriffe der Welfen, die Gebäude vor der Hauptstadt, bisher Schlupfwinkel der Feinde, abzubrechen; im Jahre 1206 gerieth er selbst in feindliche Gefangenschaft, worin er, von den Klosterleuten Anhausens verpflegt,*) wegen mangelnder Lösungssumme geraume Zeit weilte. Ein Jahr vorher hatte er seinen Freund den gefangenen Propst von Aachen nur durch Verpfändung mehrerer Stiftsgüter auslösen können. Dem Erledigten bezeigte König Philipp durch Ablieferung des päpstlich gesinnten Erzbischofs von Köln in wirzburger Gewahrsam sein Vertrauen, durch das Privileg über ausschließliche Dienstleistung der Bisthumsunterthanen an den Bischof seine Dankbarkeit. Nachdem er noch eine Schenkung des osterburger Vasallen Iring an das bildhäuser Spital bestättigt, starb der Greis, lebensmüde, aber seinen Grundsätzen treu, 1207. Dasselbe kann nicht von dem gleichzeitigen fünfzehnten Bischofe Bambergs — der vierzehnte, Konrad II., ein schlesischer Herzog, war den Tag nach der Wahl gestorben — gerühmt werden. Auch Ekbert, ein geborner Grav von Andechs, hielt anfangs zur staufischen Partei. Als der Papst Innozenz, seine Gedanken mehr und mehr enthüllend, den König Otto anzuerkennen, und den gebannten Philipp öffentlich zu verwerfen begann,

*) Zum Dank befreite der Bischof deren Güter zu Frickenhausen von allen Abgaben.

gab Ekbert gemeinschaftlich mit dem wirzburger Heinrich die energische Erklärung, daß man die unerhörte Einmischung des Papstes oder des päpstlichen Legaten in die deutsche Königswahl sowie die anmaßende Untersuchung über deren Giltigkeit als eine Kränkung der Reichsgerechtsamen und Fürstenrechte nicht dulden könne. Der Papst entschuldigte oder vertheidigte sich damals gegen weltliche Fürsten;*) den geistlichen zeigte er seine Macht. Wie Heinrichs Bestättigung ohne Grundangabe ausblieb, so erhielt Ekbert den Befehl, augenblicklich den Stab niederzulegen, weil er bei der Wahl noch nicht dreißig Jahre alt, demnach dieselbe nach dem lateranischen Beschluß von 1179 ungiltig gewesen sei. Das hatte der römische Hof erst nach drei Jahren (1203 bis 1206) wahrgenommen. Damit jeder Widerspruch verstumme, wurde zugleich auch das bamberger Domkapitel wie vordem das wirzburger mit dreijährigem Verluste der Pfründen und des Wahlrechtes für gegenwärtigen Fall bestraft. Ekbert hielt nun vor der Klippe, an welcher die Handlungsweise der meisten Menschen scheitert; ein Abfall mehr oder weniger bekümmerte bei solcher persönlichen Stellung die Geschichte nicht, hätte nicht derselbe in das Verhängniß des größeren Vaterlandes eingegriffen.

Ekbert schickte seinen Gesandten Luitpold mit Dispensgeldern nach Rom, und erneuerte den Schwur der Treue und Anhänglichkeit an den Stuhl Petri wie an die Person des Papstes. Der schon einmal getäuschte Innozenz verlangte Thaten. Ekbert mußte zu seinem Schwager dem Ungarnkönig Andreas reisen, angeblich denselben wegen Geburt eines Sohnes zu beglückwünschen, in Wahrheit, um ihn gegen König Philipp aufzubringen. Von dieser Unterhandlung bekam Philipp genaue Kunde. Man beschuldigte den heimgekehrten, jetzt bestättigten Bischof der Majestätsbeleidigung, und verhörte ihn auf dem Tage zu Augsburg. Während der Untersuchung hatte sich schnell und unverhofft

*) In einem Schreiben an den Herzog von Zähringen erläuterte der Papst, daß er den Fürsten keineswegs die Kaiserwahl streitig mache, daß er aber doch als derjenige, welcher den Gewählten unter Händeauflegung salbe und kröne, auch das Recht haben müsse, denselben zu prüfen, das heißt, anzunehmen oder zu verwerfen; sonst würde er ja auch einen Gebannten, einen Tyrannen, Ketzer, Heiden und Narren krönen müssen. Diese seine Forderung folgerte Innozenz aus dem Recht der Bischöfe, die zu weihenden Personen vor der Weihe zu prüfen, d. i. nach Tauglichkeit zuzulassen oder zurückzuweisen. Man hatte den schlauen Brauch erdacht, die Kaiser während der Krönung in Rom zugleich als Kirchenvertheidiger zu Diakonen zu weihen, welche religiöse Ceremonie nun ihre politischen Früchte trug.

das üble Verhältniß zwischen genanntem König und dem Papste auf den Kopf gestellt. Philipp, der sanfteste und nachgiebigste der Hohenstaufen, suchte, nachdem er durch diese Eigenschaften die meisten deutschen Fürsten gewonnen, die Vermählung seiner Tochter mit einem Neffen des Papstes. Versöhnt ließ ihm dieser durch seinen Gesandten die Absolution vom Bann ertheilen, und vermittelte einen Stillstand mit dem Gegenkönig Otto und der Welfenpartei von Johanni 1207 bis dahin des anderen Jahrs. Dadurch war nun der bamberger Bischof vom Standpunkte eines politischen Gegners auf den eines persönlichen Feindes verwiesen. Diese persönliche Feindschaft aber erfaßte gleichzeitig noch zwei andere Glieder seines Hauses, nämlich den Bruder Heinrich von Andechs, dem Philipp wegen dessen Freundschaft zu Otto die Markgravschaft Kärnthen und Istrien abgesprochen, und den Vetter Pfalzgraven Otto von Wittelsbach (einen Neffen jenes unter Friedrich I. berühmten Herzogs), dem der König aus Gründen wegen Jähzorns und ungeschlachter Wildheit jedoch in nicht ganz ehrlicher und offener Weise der Tochter Hand verweigert. Die drei unzufriedenen, bedrohten Verwandten hielten in Bamberg, wo eben der König weilte, blutigen Rath. Am dreiundzwanzigsten Juni 1208, am Tage vor dem Waffenstillstandsende mit dem Gegenkönig, drang der Wittelsbacher auf der Altenburg, wo Philipp nach einem Aderlaß auf dem Lager ruhte, in dessen Gemach, und ermordete ihn. Mit dem Mörder flohen der Bischof und der Markgrav. Alle drei fielen in die Reichsacht; doch nur den Pfalzgraven erreichte sie. Zur Zeit, wo diesen der Marschall von Pappenheim an der Donau aufsuchte und hinrichtete, barg sich Ekbert bei dem königlichen Schwager in Ungarn, und Heinrich von Andechs pilgerte unerkannt nach Palästina. Seine Stammburg und Wittelsbach wurden wegen des Königsmords dem Erdboden gleich gemacht.

Philipps Tod machte den Welfen Otto zum alleinigen König, besonders nachdem sich der Papst gegen eine neue Wahl erklärt. Zum Schein ließ man einen natürlich einstimmigen Akt vornehmen. Als Hauptagent Roms erscheint bei dieser Schlichtung deutscher Wirren Wirzburgs siebenunddreißigster Bischof Otto von Lobdenburg. Schon auf dem Tage zu Halberstadt beredete er seine Landsleute, die sächsischen Fürsten, zur Anerkennung des Königs Otto IV.; da die für den zwanzigsten August 1208 nach Wirzburg ausgeschriebene Versammlung nicht zu Stande kam, betrieb er gegen Martini den frankfurter Convent, wo Alles dem neuen und alten Herrn huldigte. Dafür ward

der Lobdenburger auch die Seele des um Pfingsten 1209 in seiner Hauptstadt gehaltenen großen Reichstages, der Urheber der beiden Haupthandlungen daselbst, nämlich des strengen Gesetzes wider die verschiedenen Gattungen des gränzenlosen Faustrechts und der Verlobung Otto's mit des ermordeten Philipps Tochter Beatrix. Von da geleitete der Bischof den König nach Rom. Weil Letzterer die ihm vom Papste vorgelegte Kapitulation*) unterschrieben, erhielt er ohne Anstand auf Michaelis 1209 die Kaiserkrone. Dieser unerwartete Glücksstern des Welfen erbleichte bald. Nachdem die Römer nach ihrer Gewohnheit die bei der Krönung anwesenden Deutschen meuchlings angefallen, gab der Papst dem Kaiser den Befehl binnen kurzer Frist Italien zu verlassen. Otto wollte aber erst die zum Reich gehörigen Städte in Pflicht nehmen; er eroberte Apulien. Da wandelte sich die bisherige Freundschaft in grimmigen Haß. Eine vom Kaiser gegen den bamberger Ekbert wegen Philipps Ermordung eingeleitete Untersuchung, während der Papst auf Verwendung des Ungarnkönigs dessen geächtetem Schwager ein geistliches Gericht zugesagt, nährte die Flamme. Der November 1210 brachte den Bambergern die vatikanische Erklärung über Ungiltigkeit der bisherigen Untersuchung gegen Ekbert und die Anordnung einer neuen Kommission; dem Kaiser, der sich daran nicht störte,**) brachte derselbe Monat die Exkommunikation. Otto ging erst 1212 nach Deutschland. Das gehoffte Rettungsmittel, die jetzt in Nordhausen vollzogene Vermählung mit der in Wirzburg verlobten hohenstaufischen Braut, schlug fehl; des Kaisers Kebsweiber, die bisher die Heirath gehindert, vergifteten die junge Frau am vierten Tage. Da erhob sich allenthalben laut und kräftig die entgegengesetzte Partei. Sie hatte nur die Großjährigkeit ihres Königs, jenes Söhnleins des sechsten Heinrichs, abgewartet. Fried-

---

*) Er verhieß darin dem Papste Gehorsam und Ehrerbietung, leistete auf alle von demselben in Besitz genommenen italischen Güter Verzicht, gestattete den freien Appellationszug nach Rom und die Untersuchung geistlicher Personen und Gegenstände dem Stuhle Petri und den Kirchenhäuptern, den Domkapiteln völlig freie Wahl und Verfügung über der Ihrigen Nachlaß und erledigte Renten, und verpflichtete sich zur Ausrottung aller Ketzerei. Diese Capitulation mußte freilich das verachtende päpstliche Verfahren gegen den sie nicht haltenden Kaiser rechtfertigen.

**) Aus dem doppelten Grunde, daß er sich für verpflichtet hielt, die Ermordung seines nunmehrigen Schwiegervaters zu rächen, und daß der eine neue Kommissär, der Erzbischof Siegfried von Mainz, bereits öffentlich wider ihn und für den Kronprätendenten Friedrich agitirte.

rich von Sizilien, bei seines Vaters Tod drei, war nun achtzehn Jahre alt. Im fünfzehnten Jahre mit einer spanischen Prinzessin vermählt, besaß er bereits einen zweijährigen Thronerben. Die vom sterbenden Vater der Kirche oder dem Papste übertragene Vormundschaft über sein Kind erleichterte um Vieles die Annäherung der Waiblinger an die Hierarchischen; abermals sollte die Welt das sonderbare Schauspiel eines Bündnisses zwischen Fort- und Rückschritt schauen. Hinter Otto brach Friedrich nach Deutschland auf. Von den Alpen bis zum Rheine huldigte Alles dem blonden Jüngling, dem verschönerten Ebenbilde des Großvaters Barbarossa. Am Main bewies der vom Kaiser Otto beleidigte Bischof Otto, daß seine stützende Hand auch stürzen könne; im Verein mit seinem Nachbarn, dem von der päpstlichen Kommission freigesprochenen, von Friedrich huldreich behandelten Ekbert warb er eifrigst für das neue Reichsoberhaupt. Eine Allianz des Welfen mit England und ein Krieg gegen das mit Hohenstaufen verbündete Frankreich endigte mit der Niederlage von Bovines, 1214. Die große Schuldenlast der spielsüchtigen Gemahlin nöthigte den von kölnischen Gläubigern Verfolgten zur schimpflichen Flucht in das braunschweiger Land. Dort vernahm er im nächsten Jahre die feierliche Krönung seines einundzwanzigjährigen Nebenbuhlers zu Aachen. Der Gekrönte ließ Weib und Kind nach Deutschland kommen, und gewann allmälig mit Hilfe der von ihm reich beschenkten Geistlichkeit*)

*) Die Urkunden, welche die königliche Verzichtleistung auf die Verlassenschaft der geistlichen Fürsten enthalten, sind für Bamberg 1215, für Wirzburg 1216 ausgestellt. „Wir haben, heißt es in letzterer, die alte Gewohnheit verworfen, welche unsere Vorfahren die römischen Kaiser und Könige in den von ihnen verliehenen Bisthümern und Abteien geübt, nämlich nach dem Tod der Bischöfe und Aebte nicht nur deren Hinterlassenschaft zu ihrem Gebrauche zu verwenden, sondern auch die in dem ersten Jahre fälligen Renten und Zinsen in der Art an sich zu ziehen, daß weder des Verstorbenen Schulden getilgt, noch des nachfolgenden Prälaten Bedürfnisse gehörig bestritten werden konnten." Diesem einträglichen Rechte oder Brauche entsagte Friedrich zu Gunsten der Kirchenfreiheit, wie er es nannte; zugleich machte er sich verbindlich, auf bischöflichem Territorium ohne Einwilligung keine neuen Zölle und Münzstätten anzulegen, vielmehr die Bischöfe bei den bisherigen zu schirmen, ihnen keine Dienstmannen durch Aufnahme in eine Reichsstadt zu entziehen, gegen die sechs Wochen lang Exkommunizirten auch die weltliche Acht zu erkennen, auf kirchlichem Grund und Boden keine Städte und Burgen zu bauen, die gebauten abzubrechen, das Vogtrecht zu beschränken, die Lehensherrlichkeit der Bischöfe zu handhaben, bei einem königlichen Hoftag in einer Bischofsstadt nur acht Tage vor und nach demselben die Souverainetät durch königliche Beamte ausüben zu lassen.

das ganze Reich. Im Mai 1218 starb auf der Harzburg der kinderlose Kaiser Otto IV., sein Loos das jenes ausgedienten römischen Gewaltherrn, zu dem der Letzte der davoneilenden Diener sprach: „Es beten mehr Völker die aufgehende als die untergehende Sonne an."

XIX.

Franken und der zweite Friedrich.

Konrad III., Friedrich I., Heinrich VI. und Philipp, wie unterschieden auch an Geist, Herz und Kraft, glichen sich darin, daß sie nach Geburt, Gesinnung und Thaten Hohenstaufen waren, im weiteren Maasstab Landsleute oder Mitbürger der Schwaben und Franken, im weitesten nationale Deutsche: im zweiten Friedrich bestieg ein Weltbürger den römischdeutschen Kaiserthron. Aber das natürliche Element eines solchen Herrschers, ein wolkenfreier Aetherkreis oder der Weltfriede fehlte dem Gesetzgeber, dem Schriftsteller, dem Künstler; daß er nun auf dem entgegengesetzten Feld im langen Waffenkampf wider einen übermächtigen dreifachen Feind, wider Deutschlands Aristokratie, Oberitaliens Demokratie und Roms Hierarchie als ein gewachsener Kämpe stand, das entrückt das reiche Maas seiner Seelengaben der alltäglichen Kritik. Daß, nachdem das Interesse der Italiener an dem halben Landsmann erkaltet und deutsche Treue wankend geworden war, noch der Sarazene, der Muselmann, mit Verehrung an dem christlichen Fürsten hing, daß ihn Sultan und Emire, mit denen er Schlachten gekämpft, den lieben Herrn und Bruder nannten, das wirft auf diesen Charakter einen magischen Schein, den keine Parteimeinung verwischen oder auch nur dunkeln kann. Der Mangel handgreiflicher Erfolge — eine unsichtbare Kette knüpft manchen abend- und vielleicht auch morgenländischen Geistesfortschritt an diesen vorurtheilslosen, weit über seine Gegenwart und nächste Zukunft erhabenen Regenten — entscheidet wenig oder nichts. Oft bringt es mehr Ruhm, besiegt zu werden als zu siegen; schöner sieht das Arminshaupt in der Niederlage bei Idistavisus als im Triumph auf der Teutoburg. Man unterstelle aber diesen Zeilen kein schattenfreies Bildniß! Das Menschliche an diesem Heroen war außer sarkastischer, bitterer Behandlung der

Gegner und außer ironischem Hänseln aller Halbheit eine etwas träge Rast nach gethanem Werk sowie Hang zu sinnlichem Genuß; ein Schriftsteller der andern Seite mag das immer die „angeborne Liederlichkeit des Genie's" heißen. Das beschimpft so wenig als es ehrt, wenn ein befreundeter Autor diesen Kaiser die bezauberndste Erscheinung des Mittelalters nennt. Friedrich, wie er war, gehörte einer andern Zeit; vielleicht paßte er eher zum zwanzigsten als zum neunzehnten Jahrhundert. Daher denn auch — der helvetische Tacitus sagt das — er noch lange nach dem Tode im Orient berühmt blieb, und im Occident Viele zweifelten, ob er sterben könne und nicht vielmehr als Antichrist bis an das Ende der Zeiten verborgen worden. Solch ein Unglaube an das Aufhören einer Persönlichkeit ward in der Weltgeschichte nur Wenigen zu Theil.

Gleich den Vorfahren hatte Friedrich dem Papst die persönliche Theilnahme an einem Kreuzzuge versprechen müssen. In Deutschland sah und fühlte er, daß Nützlicheres und Gottgefälligeres zu thun war. Er ließ den Ungarnkönig und dessen schuldbewußten Schwager*) nach Aegypten ziehen 1218, und stellte, während die Kreuzfahrer Damiette eroberten und wieder verloren, und am Ende mit großem Verlust und größerer Beschämung heimkehrten, im arg zerrütteten, tief gesunkenen Vaterland Gesetz, Ordnung und Ruhe her. Größeres hat kein einundzwanzigjähriger Mann geleistet. Nachdem die Reichstage von 1217 und 1218, beide zu Nürnberg, den Bedürfnissen geistlicher und weltlicher Fürsten Genüge gethan, hielt er den dritten in genannter Stadt im November 1219 zu Gunsten des Volkes, welches damals nur durch eine einzige Form, durch das Bürgerthum, vertreten und erschaubar war. Da der unterm achten November ausgestellte Freiheitsbrief der Nürnberger nicht nur für diese Stadt, sondern für das gesammte deutsche Städtewesen von hoher Bedeutung ist, scheint es zweckgemäß, denselben in der Hauptsache nach der Verdeutschung eines norischen Autors mitzutheilen: „Da wir vermöge unserer Pflicht die Rechte aller Getreuen des Reichs mit geneigtem Willen schützen und handhaben sollen und wollen, sind wir aus überfließender königlicher Milde besonders darauf bedacht, dieselben nicht nur zu befestigen, sondern auch zu mehren. Zum Beweise der besondern Gnade und Gunst, die wir zu unserer geliebtesten Stadt Nürnberg tragen, bestättigen

---

*) Außer dem Bischof Ekbert nahmen von den fränkischen Großen noch Otto von Meran und Poppo von Hennenberg an diesem fünften Kreuzzuge Theil

wir also nicht nur die alten Rechte, welche von unsern in Gott seligen Vorfahren und Vorvätern, den Kaisern und Königen, dem gedachten Orte verliehen worden sind; wir vermehren dieselben auch aus höchster Gnade, wo sich daran ein Mangel erzeigen sollte, da der Ort weder Weinberge noch Schifffahrt*) hat, vielmehr auf einem sehr rauhen Boden liegt. Beschließen daher und verordnen auf künftige Zeiten unabänderlich zu halten, daß jeder Bürger dieses Orts keinen andern Schutzherrn haben soll, als uns und unsere Nachfolger die römischen Könige und Kaiser. Welcher Bürger genannter Stadt Jemands Mundmann**) wird, derselbe Bürger sowohl, als derjenige, der ihn auf diese Weise aufnimmt, hat unsere Gnade verwirkt, und wird an Beiden der Friede nicht verletzt. Niemand im ganzen römischen Reich soll einen Bürger dieses Orts vor ein Kampfgericht laden können. Wenn Jemand einem nürnberger Bürger einige seiner Güter, Ländereien oder Lehen versetzt oder verpfändet hat, wem auch diese versetzten Güter anfallen, sei es dem Lehensherren oder dem Erben, so soll doch der Bürger, dem solche vorher versetzt worden, im ruhigen Besitz bleiben, bis sie der Nachfolger auslöst. So einer einen nürnberger Bürger in den Dienstgenuß irgend eines seiner Güter, Eigen oder Lehen zugelassen, nachher aber zu irgend einer Zeit der Lehensherr ihm die Lehenreichung verweigern, oder sonst Jemand den Bürger darüber anfechten, der Bürger aber mit seinen Mitbürgern in rechtlicher Zeugschaft den Dienstgenuß erwiesen haben würde, soll er in dessen ruhigem Besitz verbleiben. Kein Herr soll einen nürnberger Bürger vor das Lehenrecht fordern. Wenn ein Herr oder ein anderer Gläubiger einem Nürnberger das Geliehene zurückzustellen sich weigert, soll dessen Zinsmann oder Händler oder sein Vogtmann dem nürnberger zu Pfande stehen. Kein Nürnberger soll Jemands Bürge vor Gericht sein, auch kein Kaufmann für einen andern. Was auch ein Nürnberger verbricht, und wegen dieses Verbrechens zu bestrafen wäre an Leib und Gut, soll derselbe, wenn er unserm Schultheiß Genugthuung geleistet, Niemand ferner von diesem Verbrechen zur Rede stehen und unsere Gnade genießen." Folgt nun das Privileg, daß die Steuer der Bürger nicht vom einzelnen Haupt, sondern von der ganzen Gemeinde gefordert

*) Anspielung auf das verbischöflichte und deßhalb zu einem Vorort untaugliche Wirzburg.

**) Altdeutscher Ausdruck für Client. Wer sich also als Client unter das Patronat (Vormundschaft) eines Andern stellt, der soll u. s. w. Der Kaiser wollte zu Bürgern freie Männer, keine Knechte.

werde, die sich dann wieder unter sich nach der Glieder Kraft besteuere; hierauf das Recht, nicht nur zu münzen, sondern auch Annahme und Wechsel dieser Münze auf jedem Markt zu verlangen, endlich gegenseitige Handels- und Zollfreiheit in den Städten am Rhein- und Donaustrom. Das ehrwürdige Dokument schließt mit den Worten: „Damit die feierliche Bestättigung ewige Kraft bekomme, und in Zukunft unverletzlich gehalten werde, haben wir diese schriftliche Urkunde hierüber ausstellen und mit dem Sigel der Majestät befestigen lassen. Das wollen wir ernstlichst bei Androhung unserer Ungnade, und gebieten bei schwerer Strafe an Leib und Gut, daß durchaus Niemand weder hohen noch niedern Standes weltlich oder geistlich, zu irgend einer Zeit sich unterstehe, diesem zu widersprechen oder vermessenen Sinns entgegen zu handeln." Und solcher kaiserlichen Fürsorge gegen die Anfechtungen des Feudalismus erfreute sich das Bürgerthum auch anderwärts. Wer den ersten Heinrich den Vater der deutschen Städte nennt, muß den zweiten Friedrich ihren Erzieher und Lehrmeister nennen; Jenem dankten sie das körperliche, Diesem das geistige Sein und Leben.

Auch Nürnbergs ältere Schwester schritt um diese Zeit in ihrer städtischen Entwicklung vorwärts. Schon vor mehreren Jahren hatten die Wirzburger, angeregt durch jenen freisinnigen Pfarrer von Reicholsheim, die Summe von achtundachtzig Mark Silber aufgetrieben, und damit die jährliche Kopfsteuer der Abendmahlspflichtigen beiderlei Geschlechts an die Dompfarrei, den sogenannten Meßpfennig, abgelöst. Obschon hierüber gesigelte Verschreibung des Bischofs und Kapitels empfangend, hielt doch die Bürgerschaft den Vertrag für so wichtig, daß sie ihn zum Gedächtniß der Nachkommen mit großen Buchstaben oberhalb der mittlern Domthüre in eine festgemauerte Platte grub.*) „Und ist zu achten — sagt die Chronik — daß von nun an die andern Pfarrkirchen solchen Zinses und jährlichen Meßpfennigs zum Theil durch Abkauf, zum Theil vielleicht durch Nichtbezahlen auch bald erledigt worden." Andere Fortschritte dankte man der guten Gelegenheit. Als der Kaiser nach Ordnung der deutschen

*) Auf der Nordseite des Doms: „Anno incarnationis Domini MCCXII Venerabilis Otto Wirceburgensis Episcopus cum consilio Capituli postposuit missales denarios in Parochia ista, pro quorum recompensatione cives emerunt Billungo Parochiano et suis successoribus pro LXXX marcis et VIII Pfaffenberg IIII jugera et quartale, Schalksberg III quartale minus, Trebenklingen III et tertiam partem jugeris. Hoc privilegium sigillo Episcopi et Ecclesiae et Civitatis est signatum."

Angelegenheiten an die Wiedergeburt Italiens ging, ließ er vorerst seinen nun zehnjährigen Sohn Heinrich zum römischen König wählen, und gab demselben in den Erzbischöfen von Mainz und Köln und dem wirzburger Bischof Otto eine regierende Vormundschaft 1220. In des Letztern, des eigentlichen Erziehers, Hauptstadt sollte der junge König wohnen. Diesen Aufenthalt nützten die Wirzburger wohl. Während der Bischof wegen der äußerst glanzvollen Hofhaltung sich zum Verkauf der lambacher Güter und der reichen Stiftsrenten in Heilbronn genöthigt sah, und sonst noch in ein Meer von Schulden stürzte: erwarben die Bürger auf stattlichem Pergamen des Reiches Schutz und Schirm, königliches Geleit für ihren Handel, Freiung ihres Leibs und ihrer Güter von jeder unbefugten und privilegirten Plackerei, die erste Grundlage der Reichsfreiheit. Daher erschienen sie auch auf dem Landtag oder in der Versammlung, welche das Domkapitel zur Berathung und Abhilfe des bischöflichen Schuldenwesens aus des Herzogthums Landherren und Dienstleuten berufen, schon repräsentirt und thätig 1222. Da ward unterhandelt und beschlossen, daß die an den Herzog geschehene Veräußerung der lambacher Güter nur nach Darauflage von zweihundert Mark Silber (dreizehnhundert hatte Herzog Leopold dem Bischof bereits ausbezahlt) von den Ständen genehmigt sei. Von dem noch vorhandenen Geld sollte vor Allem die versetzte Münze eingelöst, und aus dem Landtag ein Ausschuß zur Einnahme aller Stiftsgefälle bis zu erlangter Schuldenfreiheit ernannt werden. Von den wieder aufzuhäufenden fünfzehnhundert Marken werden fünfhundert zur Gedächtnißfeier des Stiftes Adelbero und zur Verbesserung der Domherrenpfründen und tausend zum Ankauf liegender Güter für des Bischofs Unterhalt bestimmt. Mittlerweile begnügt sich derselbe mit dem Fiskalamt und andern unstäten Gefällen und einer angemessenen Baarsumme. Endlich sollte der Bischof Otto die großen unnöthigen Kosten und das übermäßige Hofgesinde einziehen und verringern, allermassen und dergestalt, wie er dessen von dem Domkapitel und den vorgedachten Verordneten beschieden würde. — So redeten damals die Landstände mit einem Landesherrn, der, abgerechnet seinen aus allzugroßer Gutherzigkeit fließenden Hang zur Verschwendung, in der allgemeinen Achtung der Hohen und Niedern stand. Eine Fehde mit dem gefährlichen Siegfried von Mainz, der als Beschützer des Klosters Komburg auch die Wirzburg zustehende geistliche Gerichtsbarkeit daselbst ausüben wollte und den widersprechenden Bischof, Abt

und Convent sogleich in Bann that, hatte Otto siegend durchgefochten; er hatte für die Bestättigung einer Schenkung der Ritter von Boxberg an den Johanniterorden das Schloß und Amt Schweinsberg und manches andere Lehen dem Stift erworben: allein Haus zu halten verstand er nicht; und weil er das wußte, und sich nicht für besser hielt, als er war, unterwarf er sich ohne Aerger und Reue den Anordnungen jenes Landtags. Vor seinem Tode gegen Ende 1223 bestättigte er die Uebertragung ravensburgischer Güter an den in Franken schnell aufblühenden deutschen Orden,*) und vermochte das Kloster Anhausen, in dem er seinen rechten Arm begraben ließ, zur Stiftung eines Jahrtages für den ermordeten Bischof Konrad. Schon diese Pietät für einen um der guten Sache willen Gebannten kennzeichnet die Herzensmeinung dieses Bischofs.

Von der vierzehnmonatlichen Kirchen- und Landesverwaltung des achtunddreißigsten wirzburger Bischofs (gewählt im Dezember 1223 und gestorben im Hornung des überaus kalten Pestjahres 1225) weiß man weniges. Dietrich von Homburg stammte aus jenem Ritterhause an der Werrn, welches seit der Begründung des wirzburger Herzogthums durch Kaiser Barbarossa dessen erbliches Untermarschallamt bekleidete. Er selbst schlichtete einen Streit zwischen den Nonnen zu Veilsdorf und dem Kloster Saalfeld, bestättigte die von einem burgbernheimer Pfarrer zu Schwebheim und Ottenhofen gestifteten Vikarien, und überließ auf Bitten der Hohenloher und auf Verwendung des päpstlichen Legaten den Stiftszehnten zu Mergentheim dem deutschen Orden. Desto reichhaltiger für Franken und Deutschland wird die achtundzwanzigjährige Regierung seines Nachfolgers Hermann von Lobdenburg. Unter ihm erneuert sich der große Kampf zwischen Kaiser und Papst, der zweite Akt in der Regentenlaufbahn des zweiten Friedrichs; mit ihm, dem seinem bischöflichen Oheim Otto so unähnlichen Mann, beginnt die eigentliche Fehde der wirzburger Bürger gegen den dortigen Clerus, eine Fehde, die, unter dem vierten Heinrich also vor

---

*) Der bekannte Mörder Bodo, der wahrscheinlich während seines Irrens in Paläſtina mit dem Orden bekannt geworden war, schenkte demselben alle seine Güter, darunter welche in Gerbrunn und Werneck, 1223. Schon 1224 besaß derselbe eine Komthurei zu Mergentheim an der Tauber, welche durch fortgesetzte Freigebigkeit mehrerer Herren von Hohenlohe besonders im Jahre 1224 sich sehr vergrößerte. Bald saß der Orden, den im Frankenlande ein Todter, der unvergeßliche Konrad, und ein nicht minder geachteter Lebender, der zweite Großmeister Hermann von Salza empfahl, in Wirzburg, Rothenburg, Schweinfurt und Münnerstadt fest.

hundertundfünfzig Jahren noch funkenartig, jetzt zur Flamme sich gestaltete, und in dieser Gestalt hundertundsiebzig Jahre fortbrannte,*) um dann nach mehr als dreihundertjährigem Bestand in Strömen Bluts erstickt zu werden. Man kann, ohne der Zeitordnung in der allgemeinen Frankengeschichte vorzugreifen, aus dem Wahljahre des Lobdenburgers zwei Thatsachen geben, welche bezeichnend für den Charakter der handelnden Personen und dabei Anhalts- und Erläuterungspunkte künftiger Ereignisse sind, die eine: des neuen Bischofs Irrung mit dem jungen König, die andere: des Erstern Wahlkapitulation. Der alte Otto hatte seinen Pflegling Heinrich mit etlichen Stiftsgütern belehnt, was dem Stift als Lehnsherrn eines Königs nur zur Ehre gereichen konnte, und jedenfalls, wie schon früher angedeutet, seine guten Zinsen trug. Nach Otto's Tod scheint Heinrich den Aufenthalt in Nürnberg dem zu Wirzburg vorgezogen, und schon dadurch des Bischofs Dietrich Mißvergnügen erregt zu haben. Man beschwerte sich über Eingriffe königlicher Diener in unverliehenes stiftisches Gut. Hermann, der mit solcher Beschwerde vergebens des Königs Rückkehr nach Wirzburg zu erzielen dachte, griff nun den Handel so ernstlich an, daß der erschrockene fünfzehnjährige Jüngling sich schnell zu einem Schiedsgerichte**) verstand, welches Ende Juli entschied, daß dem König die Stadt Heilbronn nebst den Dörfern Böckingen und Königshofen vom Stifte ganz, dagegen in Frickenhausen, Steft und Sickershausen nur die Vogtei und Vogtrecht als lehnbar zugehöre, jedoch alles Uebrige daselbst stiftisch sein und bleiben sollte. Dieser Vertrag brachte den Wirzburgern den Nachtheil, daß der König ihre Stadt eine Zeit lang mied, und gerade zu Nürnberg noch im Herbst dieses Jahres sein glänzendes Beilager mit Margaretha von Oestreich hielt. Die dortigen Unglücksfälle bei dem ungeheuern Menschenzudrang — Mehrere ertranken, Andere kamen durch den Einsturz einer Stiege um — mögen den gekränkten Bischof einigermassen getröstet haben. Wie nun dieser Vorfall zeigt, was Hermann von den Leuten dachte, so die Wahlkapitulation, was Andere über ihn gedacht.

---

*) Gerechnet von 1077 bis 1379 dem Anfangsjahr des fränkischen Städtekriegs.

**) Von königlicher Seite der Markgrav von Hohenburg, der Grav von Dietz, der Truchseß von Waldburg und ein Schenk von Klingenberg; von bischöflicher Seite der Burggrav Poppo von Hennenberg, der Domdechant, der Propst von Wöhrd und der Marschall von Lauer. Im Falle einer Spaltung unter den Schiedsmännern sollten die rheinischen Erzbischöfe Obmänner sein.

Das Domkapitel hatte bei dem jetzigen Erwählten zum erstenmal für nöthig erachtet, demselben vor dem Regierungsantritte einen spezifizirten Revers über sein künftiges Thun und Lassen vorzulegen. Er mußte schwören, das königliche Stiftslehen die herzogliche Gerichtsbarkeit mit aller Kraft wider männiglich zu vertheidigen, die dem Clerus verhaßten Kirchenvogteien der Laien möglichst zu beschränken, einzuziehen und in geistliche Hand zurückzubringen, die erledigten Lehen, welche über 20 Pfund eintrugen, besonders die Vogtei Karlstadt, ohne des Kapitels Genehmigung nicht zu vergeben, die Burg Arnstein mit Zugehör, das vom rinecker Graven gewaltsam vorenthaltene Lehen von Siebot von Lauda, die Lehen des Ulrich von Wiesenfeld, die vom Ritter von Endsee verweigerte Burg Frankenberg und Lehengüter des Graven von Velberg, den Hof und die Burg des Graven Ekhard, den haßberger Wald, die vom Graven von Hennenberg neu erbaute Burg Steinach, die von demselben entrissenen Güter zu Nickersfelden, die durch eines andern Hennenbergers Tod erledigten Lehen Meiningen und Münnerstadt, endlich das Lehen des Marschalls von Lauer mit Güte oder Gewalt und unabänderlich an das Stift zu bringen, wahrlich eine Aufgabe, um schon ein friedfertigeres Gemüth in endlosen Streit zu stürzen.

Bis anher weilte Friedrich das fünfte Jahr in Italien, gleich anfangs zu Rom als Kaiser gekrönt, sodann rastlos thätig, in allen Theilen der Halbinsel Gesetz und Ordnung herzustellen, jedoch vor Beendigung dieser herkulischen Arbeit unaufhörlich vom Papst an das frühere Versprechen, an die Fortsetzung und Ergänzung des fünften Kreuzzugs gemahnt. Zum Glück für den Frieden des Augenblicks saß nicht mehr der schroffe Innozenz III. sondern der sanftmüthige Honorius III. auf dem Stuhl Petri. Nachdem der Vorwand nicht vollendeter Staatsverfassung der drängenden Kirche nicht hinreichend schien: erwirkte Friedrichs überlegene Gewandtheit Fristen, erst auf zwei Jahre, dann noch einmal so lang; der schon mit dem Bann drohende Papst wurde stets durch des Kaisers persönlichen Anblick „besänftigt". Auch die Vermählung des Wittwers Friedrich mit Jolanda, der einzigen Erbin des Titularkönigs von Jerusalem, wodurch der Kaiser in ein näheres Verhältniß mit dem Orient zu treten schien, wirkte beruhigend auf Honorius. Zum Ueberfluß schrieb sich nun Friedrich selbst „König von Jerusalem" und ließ hiernach das Reichssigel ändern. Noch lief eine letzte Frist, nach deren fruchtlosem Ablauf der Kaiser unfehlbar dem Bann verfallen sein wollte. Honorius hätte — das wußte

Friedrich — ihn nicht gebannt. Der Leichtversöhnliche aber starb im März 1227, und an seine Stelle trat unter dem Namen Gregor IX. der achtzigjährige Greis Hugolin Grav von Signia, ein Stamm- und Sinnverwandter des dritten Innozenz. Da ward in einem allgemeinen Aufruf an die Christenheit der Kreuzzug als die schönste und verdienstlichste That bezeichnet. Friedrich konnte und wollte nicht mehr ausweichen; jetzt, wo er sich ernstlich mit dem Gegenstand beschäftigte, fand er erst dessen Hindernisse. Wie einst begeistert dafür, so sprach sich jetzt die öffentliche Meinung entschieden dagegen aus. Viel Volk zahlte keine Kreuzzugssteuer mehr; deutsche Fürsten verlangten für ihre Theilnahme ungeheuere Summen. Dennoch rüstete der Kaiser Schiffe und ein Heer. Das neapolitanische Klima brachte unter die Nordländer eine verheerende Seuche, der Landgrav von Thüringen und etliche Bischöfe starben. Dessen ungeachtet besteigt der Kaiser ein Schiff, erkrankt aber bald, und kehrt am dritten Tag an das Festland zurück. Auf diese Kunde zerstreut sich die Masse der Pilger nach allen Seiten. Gregor, der die Krankheit für eine Maske und sich für hintergangen hält, exkommunizirt den Kaiser noch im Herbst und Winter dieses Jahres, und entbindet im Frühling des kommenden, bis dahin jedes Rechtfertigungsschreiben, jeden Versöhnungsschritt streng zurückweisend, in der Peterskirche zu Rom, unter furchtbarem Lärm und Hohn des römischen Volkes, das zum erstenmale aufrichtig an einem deutschen Herrscher hing, alle Unterthanen vom Eid der Treue.

Dem Zeitgeist war durch den Einfluß des Ueberlegenen schon ein anderer Stempel aufgedrückt; der Bannende mußte in einen entlegenen Winkel Italiens fliehen, der Gebannte feierte mitten im Lande, umgeben von den Edelsten der Nation, das Osterfest. Dort wo Niemand mehr an die Nähe des Kreuzzuges denken mochte, erklärte der Kaiser dem überraschten Gefolge, was er als Knabe gelobt, wolle er als Mann erfüllen; nur befehlen lasse er sich von einem Priester nicht. Die Kaiserin Jolanda erlag jetzt der Seuche; vom Grabe des geliebten Weibes ging Friedrich besonnen an das schwere Werk. Im August schiffte er sich nach Cypern ein, im September landete er zu Akkon. Der Papst staunte, ohne sich in seiner Handlungsweise beirren zu lassen; dem Exkommunizirten, der sich in seiner Unreinheit an ein heiliges Unternehmen gewagt, sandte er einen zweiten Bannstrahl nach. Dem Patriarchen, den drei Ritterorden und allen orientalischen Christen ward der Verkehr mit Friedrich schärfstens untersagt; päpstliche Truppen fielen verheerend in des Kaisers italienische Staaten. Viele

Morgenländer, besonders die Tempelherren, zeigten offene Feindschaft gegen die Person des Gebannten. Dieser erließ nun seine Befehle „im Namen Gottes und der Christenheit". Bei Joppe zählte das Heer achthundert Gewappnete und zehntausend Fußgänger. Eine Tagreise entfernt stand die überlegene Streitmacht des Sultans Kamel. Aber statt des Kampfgebotes vernahmen Christen und Mohamedaner den zwischen ihren Häuptern abgeschlossenen Vertrag: „Jerusalem, Bethlehem, Nazareth, Rama und das Land zwischen Akkon und Tyrus, Sidon und Jerusalem, mithin das ganze alte gelobte Land kömmt in den Besitz der Christen. Die vorigen Befestigungen dürfen von denselben hergestellt, von den Sarazenen keine neuen angelegt werden. Die Moscheen bleiben unverletzt, die Mohamedaner, welche außerhalb der Stadt wohnen müssen, erhalten nach Ablegung der Waffen Zutritt zu dem auch ihnen verehrungswürdigen Tempel. Alle Gefangenen werden ohne Lösegeld zurückgegeben, und der Waffenstillstand dauert zehn Jahre." Im März 1229, zweiundvierzig Jahre nach Saladins Sturm, hielt Friedrich seinen feierlichen Einzug in Jerusalem. Was den großen Völkerwanderungen Europa's nach dem Morgenland nicht gelungen war, hatte der größere Mann ohne Blutvergießen mit einer Handvoll Menschen durchgesetzt. Frommen Seelen wegen seiner Exkommunikation kein Aergerniß zu geben, wohnte er dem Gottesdienste des zweiten Tages nicht bei; am dritten aber ging er mit seinen Deutschen in die Kirche, und setzte sich selbst die am Altar ruhende Krone auf. Da erschien der Erzbischof von Cäsarea, und belegte die Grabeskirche, die heiligen Oerter und den ganzen Kreuzzug mit dem strengsten Kirchenfluch. Friedrich trug nun einen dreifachen Bann, den ersten, weil er den Kreuzzug nicht unternommen, den zweiten, weil er ihn unternommen, den dritten, weil er ihn glücklich und ruhmvoll ausgeführt. Eine Verrätherei der Templer, die den Kaiser gebunden dem Sultan überliefern wollten, vereitelte die Redlichkeit des Sarazenen. Friedrich züchtigte und vertrieb die schmähenden Priester, setzte seinen Marschall über die Verwaltung des Königreichs, und langte im Mai dieses Jahres wohlbehalten und hochbewundert in der zweiten Heimath an.

Wie des Löwen Stimme niederes Gethier, so scheuchte der Ruf von Friedrichs Rückkehr die Schlüsselsoldaten aus ihren meisten Eroberungen. Unteritalien schaarte sich ermuthigt um seinen Herrn, die oberitalische Demokratie erkaltete bald in ihrem Bund mit dem Papst, als die angeordnete Alpensperre gegen kaufmännisches Interesse lief.

Der päpstliche Legat hatte in Wirzburg eine Provinzialkirchenversammlung angesagt, fand aber mit seinem halblauten Vorschlag, in der Person Otto's von Braunschweig einen Gegenkaiser aufzustellen, bei den anwesenden Prälaten eine solche Aufnahme, daß er erst stutzend, dann fluchend über deutsche Grobheit, nach Italien eilte. Gregor empfand das Unvermögen, der öffentlichen Meinung zu trotzen; er nahm Vermittlung an, und entledigte im August 1230 den Kaiser des Banns. Die nächste Zeit gebar Friedrichs treffliches Gesetzbuch, ein Mitwerk seines Kanzlers und Freundes, des Großrichters Peter von Vineis. Einem großen Theil der Menschheit öffnete sich jetzt die Aussicht auf dauernden Frieden; allein da, wo es Niemand vermuthete, fuhr der Pfeil gegen die Achillesferse; Deutschland, welches wir seit sechs Jahren verlassen, hegte „Friedrichs Absalon". König Heinrich verlor geraume Zeit nach Otto von Wirzburg auch seinen andern Vormund, den wackern Engelbrecht von Cöln 1226. Der verheirathete Knabe mochte nichts mehr von irgend einer Leitung und Beschränkung wissen. Selbst des fernen Vaters Oberaufsicht belästigte ihn. Er wollte unabhängigen Thronbesitz; dazu bedurfte er starke Beihülfe. Erst hatte er um die Gunst deutscher Städte gebuhlt; als auf dem wormser Tag 1231 die Fürsten gegen der Städte vermeintliche und wahre Eingriffe in fürstliche Rechte und Länder klagten, hielt das Heinrich für eine gute Gelegenheit, die damals der Demokratie noch überlegene Aristokratie für sich zu gewinnen. Er hob allenthalben die Zünfte auf, und untersagte den Städtern das Recht zu eigenen Satzungen, Gesellschaften und Bündnissen; ihre Stadtverwaltung sollte der Zustimmung der benachbarten Fürsten unterworfen, jedes fürstliche Privileg der weitesten Deutung fähig, jedes bürgerliche null und nichtig sein. Der Bischof Hermann von Wirzburg ließ sich das auf Pergamen mit goldener Bulle geben. Durch mancherlei Vorspiegelung des reichsstädtischen Unfugs und durch Angabe, daß er nur durch diese Nachgiebigkeit der Herren Beistand gegen die Lombarden habe erlangen können, erhascht der den Vater in Italien heimsuchende, ihm von Neuem Treue und Gehorsam schwörende Sohn die urkundliche kaiserliche Bestättigung seiner Handlungen. Als nach seiner Rückkehr deutsche Fürsten vor dem halbenthüllten Plan des werdenden Rebellen scheu oder zürnend zurücktraten, näherte sich dieser wieder den Städten, jedoch ohne Kopf und Takt, bald da= bald dorthin schwankend. So z. B., machte er das Spital der gefreiten, doch noch an Wirzburg und Hennenberg lehenspflichtigen Stadt Schweinfurt unmittelbar, und

trat später sein Münzrecht in gedachter Stadt dem Bischof von Wirzburg ab; so nahm er zu Wirzburg im November 1234 Edle und Gemeine, Priester und Laien in seine besondere Pflicht, und gab gleich darauf dem beleidigten Bischof einen gesigelten Brief, daß das ihn und das Stift nicht beeinträchtigen sollte. Den Handelsleuten daselbst erbot er, wenn sie ihn im Fall eines Bruchs mit seinem Vater unterstützen würden, sein sicheres Geleit bei allen Handthierungen und Reisen; in andern Städten verordnete er, daß der bisherige Brauch und Zwang, reiche Bürgerstöchter an königliche Hofdiener zu verheirathen, aufgehört habe. Sein östreicher Schwager unterstützte ihn. Der Kaiser, von diesen Umtrieben in Kenntniß gesetzt, warnte, drohte. Da schloß Heinrich am Jahresschluß ein Bündniß mit den Lombarden, und trat somit offen gegen den Vater auf. Das hatte er nicht geträumt, daß mitten durch das feindliche Heer nach fünfzehnjähriger Abwesenheit der Kaiser nach Deutschland komme, und mit der Zuchtruthe unverhofft vor dem von seinem Anhang Verlassenen stehe. Auf dem regensburger Tage erkannten siebzig geistliche und weltliche Fürsten gegen den Schuldigen die Todesstrafe. Selbst der Papst, darin seinem Vorfahrer zu Heinrichs des Vierten Zeiten unähnlich, äußerte sich entrüstet über des Sohnes Unnatur. Hermann von Salza rieth dem Verlorenen schleunige Unterwerfung. Heinrich umfaßte auch des Vaters Knie; aber er zögerte nach erlangter Gnade, die Reichsinsignien und die festen Burgen herauszugeben, und Friedrich entdeckte um diese Zeit einen gegen ihn gemachten Vergiftungsversuch 1235. Er sandte den Sohn in ein apulisches Schloß, wo der Staatsgefangene noch sieben Jahre lebte.

Noch einmal bricht durch des Kaisers wetterschwangern Horizont mildes Licht. Zu Worms feierte er in diesem Jahr die Vermählung mit seiner dritten Frau, Isabella, des Königs von England Schwester. Vier Könige, eilf Herzoge, dreißig Markgraven und Graven, ebensoviele Erzbischöfe und Bischöfe, zwölftausend Ritter und Edle, dann Bürger und Landleute ungezählter Zahl feierten mit ihrem Kaiser das bis dahin großartigste deutsche Fest. Turnire, Schauspiele, Wettgesänge und Gastmähler drängten sich; man sah Häuser aus dem Rheine wachsen, und auf dem Festland segelschnelle Schiffe ziehen. Alle Wunder und Schönheiten des Orients, mit dessen Sultanen Friedrich im freundschaftlichen Verkehr blieb, wurden in Natur und bildweise dem deutschen Volke zur Belustigung und Belehrung vorgeführt. Diesem Julifest folgte im andern Monat der überaus zahl=

reiche Reichstag in Mainz, wo Friedrich den allein böswilligen, grausam regierenden Herzog von Oestreich ächtete, Braunschweig und Lüneburg zu einem Herzogthum erhob, andere Fürsten belehnte, und vielen deutschen Städten die Freiheit schenkte. Dankbar vernahm die Nation das hier verkündete Gesetz des allgemeinen Landfriedens und die übrige Ordnung und Sicherung der Justiz. Dieses Ereigniß wurde im ganzen Reich auf geistliche und weltliche Art, in Wirzburg durch ein glänzendes Turnir, gefeiert. „Es gewährte einen schönen Anblick — sagt eine rheinische Chronik — zu sehen, wie er so dastand unter freiem Himmel, der Herr von sieben Kronen,*) ein Vater für Millionen, unter der unbeschreiblichen Pracht seiner Umgebung, im einfachsten Gewand, mit dem nächsten besten Prälaten ein theologisches Gespräch**) führend, während da sein Händedruck den Gruß eines Fürsten, dort den eines Reichsstädters erwiderte, wie er so dastand, nicht anders denn ein schlichter deutscher Bürger, und war doch ein der ganzen Welt gehöriger, alle andere Zeitgenossen an Verstand und Macht so weit übertreffender Mann."

Im folgenden Jahre zog der Kaiser wieder nach Italien gegen den neu das Haupt und Schwert erhebenden Lombardenbund. Schon war nach fruchtloser Vermittlung des Papstes, der seine Vorliebe für die Landsleute und den unerloschenen Staufenhaß allzusehr durchblicken ließ, eine Anzahl bündischer Städte unterworfen worden, als der langsame und nachtheilige Gang der östreichischen Achtsvollstreckung den Kaiser nach Deutschland rief. Friedrich eroberte in kurzer Zeit das Land, und erhob dessen Hauptstadt Wien zur Reichsstadt. Dann ließ er seinen zweiten Sohn, den nachherigen Konrad IV. zum deutschen König wählen, und ernannte für die Dauer seiner Abwesenheit den bamberger Bischof, den nürnberger Burggraven und die Graven von Hennenberg und Eberstein zu Statthaltern 1237. Hierauf ging er, um Deutschland nie wieder zu sehen, nach Italien. Statthalter Ekbert beschloß sein Leben zu Wien bald nach erhaltenem Amt. Ueber den Charakter dieses fränkischen Bischofs ist von den Autoren verschieden geurtheilt worden. Die für ihn rühmen den Eifer nach erlangter Lossprechung vom Königsmord, in seinem Bisthum Ord=

*) Als römischer Kaiser, als König von Deutschland, Burgund, Lombardei, Sardinien, Neapel und Jerusalem.

**) Friedrich war in allen Zweigen damaliger Wissenschaft wohl bewandert und besonders bibelfest.

nung, Gesetz und Recht wiederherzustellen, unterstellen seinen Fehden mit Thüringen, Wirzburg, Kärnthen und andern Nachbaren nicht Groll noch Eigennutz, sondern die unabweisliche Nothwendigkeit, und bedauern den Unfall, der ihn 1233 in die Hand eines kärnthener Ritters und von da in ein kasteiendes Gefängniß führte, woraus ihn nur ein schweres Lösegeld befreien konnte. Dagegen drückt sich über ihn ein Schriftsteller geistlichen Standes vielleicht mit zu großer Härte also aus: „Er hatte durch vierunddreißig Frühlinge den Küraß stets der Infel vorgezogen, und sich daher zwar das Lob eines guten und erfahrenen Kriegers erworben, aber als Kirchenprälat sich mit desto geringerm Ruhm bedeckt. Gleich im Anfang nach einem zweideutigen Betragen gegen Kaiser und Papst in eine Verschwörung gegen König Philipps Leben verwickelt, zog er seiner von Blut triefenden Seele auch während seines Aufenthaltes in Ungarn den Verdacht der gröbsten Ausschweifungen zu, und indem er der strengen Gerechtigkeit durch seiner Freunde Verwendung und große Opfer zu entgehen wußte, nährte nach seiner Rückkunft sein Herz nichts als Bosheit und Neid gegen Wirzburgs Bischof; und in jede Fehde mit dessen Feinden verbunden, fand er nur im Blutvergießen Vergnügen und Ruhe. Mit den Hennenbergern und Castellern verbündet, labte er sich an Schwarzachs rauchenden Ruinen; und Kärnthens Gefilde, durch ihn in furchtbare Brandstätten umgeschaffen, waren lange noch von dem durch seine Wuth vergossenen Blut gefärbt. Von Staatsklugheit geleitet, suchte er zwar der mächtigen Fürsten Gunst zu gewinnen, und er belehnte aus dieser Ursache nicht nur Friedrich mit dem bamberger Truchsessenamte, sondern auch den Herzog Ludwig von Bajern mit den an der Donau gelegenen, durch den Tod des Graven von Bogen dem Stift zugefallenen ansehnlichen Gütern. Ob sein unternommener Kreuzzug und das von ihm zu seiner Seele Heil 1236 in Kärnthen gestiftete Prämonstratenserkloster Griventhal ihm des Himmels Gunst erworben, und ihn von der Hölle Qual, worauf jeder Missethäter und Mörder gerechten Anspruch hat, befreit haben wird, ist nicht des Geschichtschreibers Sache, zu entscheiden."

Nach dem eben Gesagten und nach dem, was früher über Hermann von Lobdenburg bemerkt wurde, erübrigt für das Stift Wirzburg kein glänzenderes Bild. Feinde und Fehden ringsum durch Bischof, Nachbarschaft und allgemeine Zeitverhältnisse. Das aber muß für diejenigen, welche nach dem Erfolg bemessen, beigefügt werden, daß Hermann fast aus allen Kämpfen als Sieger ging, und da, wo

das Schwert versagte oder gar unterlag, mit der Feder und andern Kunstmitteln die bischöflichen und stiftischen Gerechtsamen zu decken und zu mehren wußte. Gleich Anfangs erwirkte er sich die päpstliche Befreiung vom mainzer Synodenbesuch. Damit beseitigte er den Schein einer Abhängigkeit, und konnte zu Hause ungestört seinem Zweck leben. Dieser ging zuerst auf friedlichen Erwerb. Innerhalb zweier Jahre gewann er von den reichen und mächtigen Dynasten zu Trimberg als Lehen deren Burgen Ober- und Untertrimberg, dann Freudenberg; er wollte sie dafür im Fall eines Krieges gegen den Feind schirmen; von den Rittern von Langenburg gewann er gegen die blose Verbindlichkeit, jährlich an das neue Münster in Wirzburg vierzig Scheffel Waizen und zehn Fuder Wein zu geben, Burg und Stadt Langenburg nebst eilf Dörfern und namhaften Gütern und Rechten anderwärts; er gewann vom hennenberger Graven Otto, dem Gatten der Erbtochter des vasallenreichen*) Gravenhauses Hildenburg, nach welchem er sich selbst nannte, erst die Gravschaft als Lehen, dann für eine unzureichende Summe als Eigenthum, als über den Tod des einzigen Sohnes das Ehepaar in geistliche Orden trat. Ein anderer Hennenberger, der sich von der Burg Bodenlauben schrieb, des Hildenburgers Vater, schenkte dem Stift gleichfalls Vieles; die Ritter von Raueneck und der von Boxberg machten ihm einen großen Theil ihres Besitzes lehnbar; ihm verkaufte Ludwig von Castell das Vogteirecht über Schwarzach, das er gemeinschaftlich mit seinem Bruder besaß, eigenmächtig um geringes Geld. Dergleichen Schenkungen und Geschäfte fielen bald den betheiligten Verwandten auf. Da gütliche Vorstellungen keinen Eingang fanden, verband sich Ruprecht Grav von Castell mit Poppo von Hennenberg, dem Aeltesten seines Hauses, der nicht blos wegen der Verschleuderung seiner Familiengüter, sondern auch wegen unterlassener Belehnung mit dem wirzburger Burggravthum, einer alten Ehrenstelle der Hennenberger, welche des Bischofs Politik gern stillschweigend eingegangen wünschte, tiefen Groll gegen den gemeinsamen Feind in Herzen trug. Auch Bambergs Ekbert

*) Seine Vasallen waren fast alle im Rhönlande begüterten Adeligen, als da die Truchsesse von Habichtsburg, die Schenken von Ostheim, die Rubenzagel, die Ritter von Ostheim, Werra, Brenta, Ströhe, Nordheim, Lengsfeld, Sondheim, Kozach, Niedlingen, Eschenbach, Dietbach, Büchelbach, Ertthal, Obersfeld, Gerbrechtswinden, Neuenhöfen, Rupertshausen, und die Hänlein, die späteren Guttenberger, welche fränkischen Geschlechter schon im sechzehnten Jahrhundert bis auf wenige ausgestorben.

meldet sich (wie schon früher berührt) zum Bundesgenossen. Die drei Verbündeten siegten in dem blutigen Gefecht bei Meiningen 1228, in welchem der eine Hauptmann des Bischofs Heinrich von Eich gefangen, der andere, Heinrich von Sternberg, mit dem größten Theil des Fußvolks getödtet wurde; allein bald nach dem Sieg sah sich der Casteller durch Drohungen des Bajernherzogs Ludwig gezwungen, zur Strafe für das niedergebrannte Schwarzach nicht nur alle seine Ansprüche auf diesen Ort aufzugeben, sondern auch das Schloß Hallburg nebst bedeutenden Einkünften zu Volkach, Nordheim und weiter umher an Wirzburg abzutreten; und Poppo, welcher noch zwölf Jahre allein und meistens glücklich die Fehde fortsetzte, kam durch die Vermittlung mächtiger Freunde des Bischofs wie durch dessen eigene Kunststücke von Vertrag zu Vertrag und damit von Verlust zu Verlust. Nicht besser ging es dem Ritter von Endsee, den, als er einen nachtheiligen Vertrag wegen Lehnbarmachung seiner Stammburg nicht halten wollte, der Bischof in die Reichsacht brachte; und noch schlimmer dem Ritter Ludwig von Stollberg, der wegen der benachbarten Stadt Gerolzhofen mit Wirzburg irrend, von des Bischofs Reitern erlauert, und, da er zu stolz zur Uebergabe, auf freiem Feld erstochen ward 1237. Dieser einen großen Theil des fränkischen Adels, besonders die stollbergische Freundschaft aufregende Vorfall ging abermals leidlich, ja zu Hermanns Vortheil aus. Er sollte zum Heil des Todten auf seine Kosten zwei Gewappnete wider die Ungläubigen nach Palästina senden, der Wittwe und ihrer Tochter, denen er vergebens den Schleier angerathen, einen Jahrgehalt und freie Wohnung in Stollberg geben, den Sohn Wernhard nach erreichter Volljährigkeit mit dem Schlosse nebst Zugehör als Stiftsvasallen belehnen, und im Falle dessen kinderlosen Sterbens Erbe der ganzen stollberger Herrschaft sein. Einen Theil des Blutgeldes benützte Bischof Hermann zur Klösterstiftung, wie denn unter ihm und durch ihn Himmelspforten, Frauenroda, Maidbrunn, Frauenthal, Seligenthal, Kreuzthal, Marburghausen, Heidingsfeld, Lichtenstern und Gnadenthal ihren Ursprung nahmen. Dem berüchtigten Ketzermeister Konrad von Marburg, der auf päpstlichen Befehl in Deutschland die Inquisition einzuführen strebte, jedoch nach Errichtung etlicher hundert Scheiterhaufen für die armen, aus Südfrankreich und Helvetien an den Rhein geflüchteten Waldenser anno 1238 durch den Stahl der Rache fiel, gewährte der Lobdenburger ansehnliche Unterstützung, und nahm endlich auch die vier Bettelorden der Dominikaner, Karmeliten, Minoriten und Franziskaner zuerst in

Stadt und Landschaft auf. Diese Müssiggangs-Anstalten wurden von den Bernhardinern gegen die geistig und körperlich thätigen Benediktiner ausgeheckt oder mindestens begünstigt.

In Italien entfaltete mittlerweile Kaiser Friedrich eine Kraft, wie kaum ein anderer Regent je aufzuweisen hat. Er versprengte den übermächtigen Lombardenbund; kaum vier bis fünf vereinzelte Städte wehrten sich noch hinter ihren Mauern mit dem letzten Zucken der Verzweiflung. Aengstlich bot jetzt der Papst seine Vermittlung, ahnend des Gegners Plan, ein einziges, untheilbares italisches Reich zu gründen;*) als der Kaiser die wiederholten Anträge zurückgewiesen, und das vierte Fünftheil des Landes, die Insel Sardinien in die Hand seines schönen und edlen Bastards Enzius gegeben: sprach der Papst im März 1239 den Bannfluch. Der schien Friedrich eher zu freuen, als zu kümmern. Rasch eroberte er eine Römerstadt nach der andern; daß er den Kirchenstaat, das letzte Fünftel, seinem Reich einverleiben, den Papst zu einem blosen Bischof von Rom zurückführen wolle, wußte bereits Jedermann, und wurde vom Kaiser selbst nicht geläugnet. Das Thier mit dem Löwenrachen und Bärenfüßen, jenes Scheusal der Offenbarung, nannte ihn darum öffentlich der immer mehr in die Enge getriebene Hierarch, worauf Friedrich durch witzige Vergleichung des Gegners mit dem Drachen und Antichrist seine Bibelkunde und Federschärfe zu erkennen gab. Was aber der Bann, der früher und später die Heldenkraft so manchen deutschen Cäsars lähmte, gegen diesen Riesen war, davon zeugen die Thatsachen. Als der junge König Konrad die deutschen Fürsten zur neuen Eidesleistung, die auch einstimmig stattfand, versammelt hatte, mußte er vorher auf des Vaters Befehl die päpstliche Exkommunikation allen Anwesenden wörtlich vorlesen. Als von Papstes wegen die Bannbulle dem deutschen Bischofscollegium eröffnet wurde, schrieb dies zurück, der heilige Vater möge lieber an Versöhnung, als an Rache denken. Als endlich Gregor den Bajernherzog Otto zu dem Versprechen verlockt hatte, falls die Wahl eines Gegenkaisers auf ihn falle, dieselbe anzunehmen: erklärten sich alle Bischöfe des bajerischen Landes gegen ihren Herzog; der von Salzburg trat die Bannbulle in der Kirche mit Füßen, der Regensburger bot dem Kaiser sechshundert Reisige wider die Römer an, und der Bischof von Freising schrieb: „Ohne Zustimmung der deutschen Bischöfe

---

*) Näheres über diesen Lieblingsplan des zweiten Friedrichs bemerkt Voltaire in seinem Essais sur l'hist. gen. Tom. II. chap. LII.

hat der römische kein Recht in Deutschland. Mag er seine welschen Schafe scheeren; uns hat Gott eingesetzt, von unsern Schafen die Wölfe im Schafpelz abzuhalten.“ Selbst die drei Waldstätten Uri, Schwyz und Unterwalden, sonst einem ziemlich starren Glauben zugethan, unterstützten den Kaiser bei Verfolgung des Papstes mit solchem Eifer, daß ihnen damals der Lohn ihres ersten Freiheitsbriefes ward. Gregor besaß nichts mehr als seine nothdürftig vertheidigte Hauptstadt. Die zu einem Concilium nach Rom eilenden Kardinäle und deren englisches Geld fing der gewandte Enzius. Schon hatte Friedrich mit Hilfe des zu ihm übergetretenen Kardinals Colonna die Einnahme der Stadt vorbereitet: da starb in Verfechtung dessen, wofür er gelebt, der neunzigjährige neunte Gregorius 1241.

Der Mensch, dem solche Uebermacht nicht Uebermuth erregte, müßte mehr als staubgeboren sein, zumal in Fällen wie hier, wo der Erfolg nicht mehr Sache des Glücks, sondern eigener Mittel und Kräfte war. Die Lombarden hatten dem Sieger ihre Privilegien und Fahnen, all ihr Gold und Eisen zu Füßen gelegt, wenn er ihnen nur verzeihen und Mailand schonen wollte: Friedrich begehrte Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. „Auf ihr Kinder Belials, ihr Schafe der Zerstreuung, ihr Thiere ohne Haupt!“ mit diesen Worten trieb der Kaiser die gefangenen, von ihm losgelassenen Kardinäle zu einer neuen Papstwahl, als Gregors Nachfolger Cölestin IV. schon nach vierzehn Tagen gestorben war, und das Kollegium Jahr und Tag über seinen nächsten Vorstand nicht einig werden konnte. Da verschwur sich der Rest der Republikaner lieber zu tausendfachem Tod, als zu schimpflichem Leben, und die Kardinäle gaben den Schlüssel Petri dem Sinibald Fiesco aus Genua. Eine Ahnung beschlich des Kaisers Geist, als er von dieser Erhebung seines ehemaligen Genossen beim Schachspiel hörte. „Ich fürchte — sagte er — daß ich mit dem vierten Innozenz (so nannte sich nicht ohne Anspielung auf jenen großen Hierarchen Innozenz III. der Neugewählte) einen Feind mehr bekomme. Kein Papst kann für Hohenstaufen sein.“ Diese Ahnung trog nicht. Während Friedrich über Aufhebung des Banns unterhandelte, entfloh Innozenz verkleidet nach Civita Vecchia, von da zur See in seine Vaterstadt, endlich nach Lyon, wo er das schon von Gregor beabsichtigte allgemeine Concilium zusammenrief 1245. Mit künstlicher oder wahrer Thräne erneuerte er da die alten Klagen über des Kaisers Ketzerei. Friedrichs vertrauter Umgang mit Mohamedanern und Heiden war allbekannt; Innozenz erwies, daß der Kaiser

einsmals bei Betrachtung eines Waizenackers, anspielend auf die geweihte Hostie, seine Umgebung gefragt habe, wie viel man Götter aus diesem Getraide backen könne? Andere Zeugen brachten Aeußerungen über die Person Jesu vor. Umsonst vertheidigte der berühmte Kanzler Thaddäus seinen Herrn; der Papst wiederholte unter schauerlichen Ceremonien den Bannfluch. Und wunderbar! wie bei den frühern Exkommunikationen Hunderttausende für, so erklärten sich jetzt Millionen gegen Friedrich, in dessen reformistischer Religionsmeinung selbst der freisinnige Theil der Geistlichkeit das Grab des ganzen Standes und persönlicher Existenz, der Pöbel aller Orten aber einen Gotteslästerer und Verbündeten des Teufels sah. Der Kaiser, mit der Menschen wetterwendischer Gunst, mit den Folgen des religiösen Fanatismus bekannt, erbot sich zur Ablegung eines orthodoxen Glaubensbekenntnisses, zum mündlichen Benehmen mit dem Papst; der jedoch wies jeden nur entfernt nähernden Schritt zurück, weil es eine pure Unmöglichkeit, daß ein solcher Ketzer sich jemals bessern könne. „Nur ein Lebensziel (sprach der Unversöhnliche) schwebt mir bis zum Tode vor, das Verderben dieses Einzigen."

Unter solchen Verhältnissen konnte sich in Deutschland eine frühere Unmöglichkeit verwirklichen, nämlich daß man da gegen Friedrich einen Gegenkaiser fand. Heinrich Raspe, Landgrav von Thüringen, ließ sich zum Treubruch an seinem Herrn verleiten. Die Bischöfe von Mainz, Cöln, Speier und Wirzburg und etliche weltliche Fürsten versammelten sich im Mai 1246 in letztgenannter Stadt. Die Wirzburger trugen damals eben ihren vierten Kirchenbann.*) Als sie von dem Vorhaben ihrer Gäste hörten, erhoben sie sich so drohend, daß Jene alsbald voll Bestürzung nach Veitshöchheim flohen, wo sie auf freiem Feld, gedeckt von ihren Reisigen, den vom päpstlichen Legaten vorgeschlagenen Landgraven zum König wählten. Der neue Herr gab sogleich dem für ihn so thätigen wirzburger Bischof, der mit aus der Stadt gezogen war, ein Pergamen mit goldener Bulle, welches Jedem verbot, in des Stifts unmittelbarem und mittelbarem Gebiet eine Burg oder Befestigung anzulegen. Die wirzburger Bürger aber warfen vor dem rückkehrenden Landgraven, der sich als gewählter König eines bessern Empfangs versah, unter dem höhnischen Zuruf: „Pfaffenkönig" ihre Thore zu. Derselbe Ausdruck begleitete ihn nun durch ganz Deutschland.

*) Die beiden ersten Exkommunikationen unter Heinrich IV. und Heinrich V., die dritte unter Philipp.

Zwar gelang es ihm mit Hilfe der vom Papst bezahlten Kreuzsoldaten und durch einen Verrath schwäbischer Graven, die gleichfalls von Innozenz IV. bezahlt, den König Konrad bei Frankfurt in die Flucht zu schlagen; allein schon im zweiten Monat des nächsten Jahres wendete sich das Blatt; der Thüringer empfing die Todeswunde vor und von den Mauern der Reichsstadt Ulm, die er vergeblich belagerte. Abermals brauchten Friedrichs Feinde lange Zeit und großen Wort- und Geldaufwand, um in der Person des zwanzigjährigen Graven Wilhelm, eines eitlen Jünglings, einen Fortspieler der raspischen Rolle aufzufinden. Da die Krönungsstadt Aachen wie Wirzburg und Ulm ihre Thore schloß, stellten ihm seine vier Wähler (die drei geistlichen Rheinfürsten und der Böhmenkönig) nachgemachte Reichsinsignien zu. Und solches Afterwesen blickt nun aus Wilhelms fernerem Regentenleben. Sich hie und da auf einem Punkte Deutschlands zu behaupten, verkaufte und versetzte er die Zölle und übrigen Staatsgefälle, oder fertigte den Kirchen und Klöstern Gnadenbriefe aus. Dafür gerieth er in solche Verachtung, daß in einer niederländischen Stadt ein gewöhnlicher Bürger mit Steinen nach ihm warf, und seine Gemahlin eben so ungestraft von einem Raubritter bis auf das Hemd ausgezogen wurde. Der Zustand der allgemeinen Verwirrung und Verwilderung wuchs ins Gränzenlose; wie immer trug Franken zur Reichsgeschichte sein reiches Scherflein bei.

In Bamberg sah man 1237 eine zweispaltige Bischofswahl. Siegfried, Grav von Oettingen und Poppo von Meran und Andechs, der Oheim des verstorbenen Ekbert, stritten um die Infel. Der frühzeitige Tod des Oettingers entschied für Poppo, einen Leichtsinnigen und Charakterlosen, der die Stiftsgüter, darunter die Stadt Amberg in der Oberpfalz, und selbst die goldenen und silbernen Kirchengefäße zur Befriedigung sinnlicher Lust vergeudete, und aus Geldmangel gegen Friedrich, dem er wiederholt Treue geschworen, es mit dem römischen Hof hielt. Vom Kaiser als Majestätsverbrecher seiner weltlichen Herrschaft entsetzt, starb Poppo im Elend; das zum Theil ihm anhängige Domkapitel wählte erst auf Friedrichs Drohung, das Wahlrecht einzuziehen, sein Mitglied Heinrich zum Bischof 1242. Den begünstigte anfangs Friedrich, indem er alle Verkäufe, Verpfändungen und andere lastende Regentenhandlungen Poppo's für null und nichtig erklärte; als aber die päpstliche Bestättigung ausblieb, verfügte sich Heinrich ins jenseitige Lager, und holte persönlich bei Innozenz IV. die Konsekration 1245. Mit diesem Papst trat er bald in solchen

genauen Verkehr, daß ihn derselbe als Botschafter zum Gegenkönig Heinrich Raspe sandte, bei welcher Kommission jedoch ein Grav von Krumburg mitspielte, nemlich den Bischof unterwegs fing, und in ein finsteres Gefängniß warf 1246. Sein hart aufzutreibendes Lösegeld verschlang den Rest des Stiftsvermögens. Des Papstes Erkenntlichkeit nach diesem Unfall heilte die Wunden des Ganzen nicht, und schlug welche den Einzelnen.*) Dazu trat noch der folgenreiche Tod des Herzogs von Meran 1248. Herzog Otto hatte vom Stifte Bamberg verschiedene Lehen besessen, alsda das bisthümliche Landgericht, die Burgen Gich, Bettenburg, Königsberg, Lichtenfels und Niesten, wo ihn sein Hofmeister ermordet, dann einen großen Theil des Waldes Hauptsmoor. Dieses Alles zog Heinrich als stiftischen Heimfall ein, und erklärte es für Domäne der bischöflichen Kammer. Die entrüsteten Erben des Meraners, der Grav von Truhendingen und die Wittwe des Graven von Orlamünde, rüsteten. Zu ihnen trat der Burggrav von Nürnberg als Bundesgenosse. Auch der Bischof sah sich nach Hilfe um; er gewann gegen große Versprechen die Graven von Gründlach, Schlüsselberg und Hennenberg. Der Nachbar von Wirzburg vermittelte die blutige Fehde; obwohl aber Herr Heinrich in der Hauptsache Recht behielt, mußte er doch den besten Theil der Beute oder hinreichenden Ersatz seinen drei Helfern geben; der Gründlacher erhielt die Präfektur in Forchheim nebst der Burgmannschaft zu Regensburg, der von Schlüsselberg die Burg Reifenberg nebst vierhundertfünfzig Pfund, der Hennenberger die Bettenburg und Königsberg 1250.

Des Wirzburgers nächste Fehde nach dem gewaltsamen Tode des Ritters von Stollberg war die mit den Graven von Rieneck. Die Graven hatten in derselben das Dorf Karlenburg verbrannt, und mehrere befrachtete Mainschiffe weggenommen: der Vertrag vom Mai 1243 legte ihnen und ihren Verbündeten den Graven von Wertheim und Dürn auf, dem Stifte jeder Zeit nach geschehener Aufforderung zu dienen, den Rieneckern noch das Besondere, dem Bischof die Hälfte der Stadt Gemünden und das Tauberdorf Kittelbronn zu Lehen zu übertragen, für den karlenburger Brand hundert Mark Silber zu be=

---

*) Er befahl allen Geistlichen, welchen bambergische Stiftsgüter verpfändet waren, dieselben bei Strafe des Kirchenbannes herauszugeben; die Laien bedrohte er für den Weigerungsfall mit den Strafen, welche eine lateranische Kirchenversammlung auf den Wucher und Wucherer gesetzt.

zahlen, mit den Burghütern der benachbarten Karlsburg sich noch besonders abzufinden, die Mönche des Klosters Schönrain, welche die Rienecker durch Anlegung einer Burg und anders noch gekränkt, durch Abbruch derselben und baares Geld zu befriedigen, und für die Sicherheir der Mainschifffahrt und Erfüllung des ganzen Vertrags sich in Wirzburg nebst sechs Rittern als Geisel zu stellen. Der Bischof verpflichtete sich zu nichts als zum Niederreißen seiner neuen Burg Florberg bei Gemünden. Fast gleichzeitig entspann sich der Kampf mit der Abtei Fuld. Schon die karolingische Zeit sah die nachbarliche Eifersucht und Reibung beider Kirchen. Vor etwa sechzehn Jahren stand dieselbe wegen des Rhöngebietes Dammersfeld dem Bruche nah. Jetzt handelte es sich um die Befestigung der fuldaer Gränzstadt Hammelburg, die Abt Konrad angeblich wegen Sicherung der dort vorüberziehenden hessisch=sächsischen Geleitsstraße unternommen, Bischof Hermann aber für einen Ausdruck feindseliger Gesinnungen hielt. Ohne viel Verhandeln folgte die Kriegserklärung. In denselben Tagen war der wirzburger Bischof auch den Graven von Hennenberg um einer ähnlichen Ursache willen feind geworden; der Grav hatte im kissinger Amte oberhalb des Dorfes Nüdlingen ein ungemein festes Schloß „Neuhennenberg" gebaut. Natürlich nun des Bischofs Widerspruch, aber auch des Graven Bündniß mit dem Abt. Hermann von Wirzburg belagerte Hammelburg. Der Heranzug der stärkern Verbündeten bewog ihn zum Rückzug. Beim Dorfe Thulba ward er ereilt, und in wilde Flucht getrieben; bis zu den Mauern Wirzburgs schwärmten die fulder und hennenberger Reisigen. Und des Sieges weiterer Erfolg? Des Hennenbergers eigener Bruder nahm aus religiösen Ansichten des Bischofs Partei mit solchem Eifer, daß der Abt unentschädigt heimzog, Grav Hermann aber dem Stift seine nüdlinger Burg, die Dörfer Winden und Reichenbach und zweihundert Morgen Weinberg lehnbar machte. Dieser Gewinn von einer Seite kühlte nicht des Lobdenburgers Rachbegierde gegen den andern Theil. Noch im nemlichen Jahre bereitete er sich zur Heerfahrt nach Fuld; unter den Trümmern dieser Stadt wollte er den tulbaer Schimpf begraben. Der Abt war mit seinem Verbündeten, dem thüringer Landgraven und nachmaligen Gegenkönig, zur offenen Feldschlacht ausgezogen; ein lebensgefährlicher Pferdesturz führte sein bestürztes Heer nach Fuld zurück. Das machte den Bischof keck und unvorsichtig. Als er sich zu schnell und nah an die Stadt gewagt, fielen ihm die ermannten Buchonier in den Rücken, und brachten ihm eine furchtbare

Niederlage bei. Diesesmal ging es nicht so wohlfeilen Kaufes ab. Der Bischof, dem es an Geld zur Auslösung seiner vielen Gefangenen fehlte, überließ an Zahlungs Statt dem Abt das Recht eines zu haltenden Sends; seinem Verbündeten Albrecht von Trimberg, dem Hermann aus der Beute des eroberten Fulda zweihundert Mark versprochen, verlieh er, als der Gläubiger ungestüm mahnte, die eben dem Stift zugefallene, durch das Aussterben der Rothenfelser erledigte halbe Vogtei zu Schlüchtern. Das nächste Jahr 1244 zeigt den geharnischten Kirchenvorsteher im Waffenkampf mit dem Herzog von Meran. Dieser hatte auf Gütern, die er bei Seßlach und Ebern erheirathet, den von Wirzburg angesprochenen Blutbann ausgeübt, und in Baunach eine eigene Cent errichtet; auch klagte der Bischof über Eingriffe in seine Wildbahn und geistliche Lehen. Ohne vorherigen Fehdebrief fing Hermann die zwei herzoglichen Ritter von Streitberg und Schaumburg, und legte sie ins Verließ: Dafür warf der herzogliche Diener Ritter Heßberg den Wolfram von Zabelstein, den Schenken des Bisthums Wirzburg nieder. Der Herzog selbst aber fiel mit Feuer und Schwert in die Aemter Ebern und Seßlach. Da nahm sich Heinrich, der neue Bischof von Bamberg, seines bedrängten Kollegen an; der so dem Meraner abgedrungene Vergleich legte demselben die Aufhebung der Cent Baunach, die Anerkennung der wirzburger Cent in Medlitz, die Loslassung der Gefangenen und ein Bußgeld von hundertundfünfzig Marken auf. Der Heßberger, der Fänger des Zabelsteiners, mußte strafweise dem Bischof einen Ritterdienst mit fünfzig Pferden leisten. Nicht glücklicher endete des Herzogs Streit mit der Abtei Banz, welcher er auf päpstliche Drohung hin nicht nur das Eroberte sondern auch von seinem Eigen den ganzen Zehnt in Koburg und das Gut Gnellenrode gab, und der zu Gefallen er seine Burgen Schottenau und Steglitz niederrieß 1247 und 48. Des wirzburger Bischofs Verhältniß zu dem Gegenkönig Heinrich Raspe, seinem früheren Gegner vor Fulda, ist bereits erwähnt worden. Die neue Freundschaft nützte er, einem alten Feind zu schaden. Heinrich, Graf von Hennenberg erhielt den drohenden Befehl, die von ihm wiedererbaute altberühmte Burg Habsberg*) sogleich abzubrechen; zur Strafe für

*) Auch Habsburg, das ist Habichtsburg, dreiviertel Stunden von der Stadt Meiningen, auf der höchsten Spitze der Bergkette an einem engen tiefen Thale, mitten im Walde, den man die Haßfurt nennt. Sie wurde unter Heinrich dem Vogler oder noch früher gegen die Einfälle der Magyaren gebaut. Die ersten bekannten Besitzer

das Wagniß gab er an Wirzburg auch seine Güter in Heidenfeld 1247. Wie Raspe's Wahl beförderte Hermann auch die des Wilhelm von Holland. Zur Unterstützung des Gegenkönigs wie wegen Ankaufs der zum Bisthumsschutz nöthig erscheinenden Burgen Werneck und Hallburg verpfändete er den wirzburger Hof zum Grafen Eckhart, den sonstigen Freisitz der unbesetzten Burggravenstelle, und das Schloß Rotenburg 1250.

Dieses Jahr 1250, ein Abschnitt für Wirzburgs und Bambergs Geschichte, enthält auch den letzten Akt eines großen europäischen oder welthistorischen Drama's. Kaiser Friedrich der Zweite lag sterbend auf der Burg Fierenzuola in Unteritalien. Dem offenen Kampfe mit einer ungeheuern Gegenmacht — Papst Innozenz IV. hatte nicht mehr gegen Türken und Mongolen sondern gegen Friedrich von Hohenstaufen „gegen den der Heide noch ein Engel" das Kreuz gepredigt, war er nicht erlegen; andere Leiden, Dolchstöße des Rückens, wühlten in seinem Herzen. Enzius, der schönste und beste seiner Söhne, schmachtete in der harten Gefangenschaft der Bürger von Bologna, woraus ein um die ganze Stadt gelegter Silberreif den Unglücklichen nicht mehr erlösen konnte; Peter von Vineis, der hochgelehrte Kanzler und langjährige Freund des Kaisers, nahm vom Papste Geld, um seinem kranken Herrn statt der Arznei Gift zu reichen; entlarvt, verurtheilt und geblendet, versprützte der Greis sein Hirn an der Kerkermauer. Ludwig der Heilige, König von Frankreich, der einzige Regent Europa's, der trotz seiner Frömmigkeit mit Achtung nnd Liebe an dem gebannten Kaiser hing, fiel in diesem Jahr mit seinem ganzen Heere in der Sarazenen Gefangenschaft. Dieser Gram und die erkannte Unmöglichkeit, seinen Riesenplan einer geistig zwergenhaften Mitwelt aufzudrängen, zehrte an dem kranken Leib. Die Seele blieb gesund, das heißt Friedrich blieb seiner Handlungsweise treu — ein

---

sind die Pfalzgraven bei Rhein, von denen es 1156 kaufweise an die Hennenberger kam. Diese Graven residirten nicht nur einige Zeit darauf, einer derselben gab sich und seinem Zweige auch davon den Namen. Durch die schon erwähnte Schenkung des frommen hennenberger Ehepaares auf der Bodenlaube fiel die Habsburg an Wirzburg. In der daraus entspringenden Fehde wurde sie von den erbosten Hennenbergern selbst zerstört 1239. Jetzt benützte Grav Heinrich die äußerst günstige Lage und das unzerstörte Grundgemäuer zu einem neuen Bau. Die noch heutigen Tags sichtbaren Ruinen, die in Felsen gehauenen Wallgräben, der Sockel des Waritthurmes und der merkwürdige Ziehbrunnen zeugen von einem für Jahrtausende beabsichtigten Unternehmen.

Schiffbrüchiger auf einem Brett im Ozean. Mit gekreuzten Armen blickt er die berstende Wolke, die schäumende Woge an, zufrieden mit sich selbst, weil des Schicksalshasses Uebermaß, weil der letzte Grad der Hoffnungslosigkeit die stolze Todesverachtung nicht rauben, nicht einmal schwächen kann. Eine planmäßig waltende Vorsehung muß die Schultern für stark kennen, denen sie solche Lasten auferlegt. Sechsunddreißig Jahre seiner deutschen Regierung und nur sechsundfünfzig seines Lebens zählte Friedrich; der dreizehnte Dezember ist der Todestag dieses erlauchten und erleuchteten Kaisers.

XX.

Die Bürger von Wirzburg.

1.

Hermanns Ende.

„Jene Trauertage in unserer Volksgeschichte sind bekannt, wo der Päpste Fluch und der Menschen Köhlerglaube die freisinnigen und patriotischen Kaiser in Elend und Verzweiflung stieß, wo deutsche Wahlfürsten den Herrscherstuhl der Salier und Staufen an Fremdlinge verkauften, wo die in sich zerfallene, aller Mittlung und Leitung baare Nation keine Ordnung, kein Gesetz, kein Recht erkannte, bis auf das der Fäuste. In diesen Tagen war der Ritter von der wankenden Burg in die sichere Stadt gestiegen, der dem Wilde gleich gehetzte Bauer floh Schutz suchend zu deren Thoren; und den nunmehr „Patrizier" benannten Herrn und den zum „Hintersassen" verwandelten Knecht verglich bald das Stadtgesetz durch den Namen Bürger. Die erste Frucht von dieser Mischung mehr geistiger und mehr körperlicher Thätigkeit war von dieser das Gewerb, von Jener der Handel; Beide erzeugten in ihrer Wiedervereinigung Wohlstand und Freiheit. Die bekannten Kreuzzüge, einst vom Menschenwitz bestimmt zu retrograden Zwecken, aber durch höhere Fügung gerade vorwärts leitend, sperrten die Bahnen zu des Morgenlandes Kultur, Schätzen, geheimen Wissenschaften und reineren Sittenlehren auf; der

durch heimischen Fleiß, veredelte Kunst und Länder umschlingenden Verkehr reichgewordene, hellerdenkende, wenigstens tolerante Städter — Handel kennt ja nur nähere und entferntere Handelsverwandte und keine religiöse oder politische Gegnerschaft — kaufte von verarmten Vögten die Reichsunmittelbarkeit, das heißt die Landeshoheit über sein Gebiet, Sitz und Stimme auf den allgemeinen Reichstagen, den Blutbann u. s. w., oder da, wo sein Geld und seine Bitte nichts mehr, wo Unabhängigkeit über Alles und der bestehende Druck für unleidlich galt, da erkämpfte er sie wie der Schweizer mit siegender Waffe, oder das kluge und dankbare Reichsoberhaupt schenkte freiwillig her, was nicht länger zu halten, und dabei eine billige Belohnung für Solche, die das Reich bereicherten, war. Und als nun dieser gefreiten oder Reichsstädte aufgehender Glücksstern des Neides Schatten rief, als erst der einzelne Ritter dem rhein- und alpenwärts ziehenden Kaufmanne den Pfad vertrat, und endlich mächtige Fürsten wider den täglich an Land und Leuten wachsenden dritten Stand, wider den Vorläufer nationaler Einheit, ihr furchtbares Bündniß schloßen: da errichteten die Bedrohten im Süden Germaniens den rheinischen und schwäbischen Städtebund und die Norddeutschen gründeten ihre Hansa, die von Land zu Land, von Meer zu Meer Flotten und Heere sandte, Staaten eroberte, Kronen verschenkte, und bis zur spätern Entwicklungsperiode der Freiheit Schirm, alter Gerechtsame, Sitten- und Bürgerglanzes Spiegel blieb. So ruhmreich, ernst und kraftvoll geht der deutsche Städter durch das Mittelalter." Diese vom Autor bei einer andern Gelegenheit gebrauchten Worte gelten als Geschichtsmotto für mehrere Jahrhunderte.

Als Heinrich der Vogler die deutschen Burgen und Städte als Schutzwehr gegen die fremden Raubhorden gründete, bestand Wirzburg schon lange Zeit als alleinige deutsche, das heißt nicht von den Römern gebaute Stadt. Die römische Stadtverfassung, die auch nach Vertreibung der Welteroberer theilweise in den Rheinkolonien fortlebte, und so die Grundlage des deutschen Städtewesens ward,*) ist der Stadt am Main wahrscheinlich nicht früher als ihren spätern

*) Dadurch erklärt sich die Stelle in Friedrichs II. nürnberger Freiheitsbrief 1219, wo er von Mehrung und Beståttigung älterer Rechte spricht. Es sind diese alten Rechte keine anderen, als welche die Römerstädte besaßen, und welche man den neuen deutschen Schöpfungen oder Nachbildungen zum Voraus stillschweigend zugestanden. Nur der Zweck der Mehrung konnte daher das kaiserliche Privileg veranlassen.

Schwestern, den Töchtern Heinrichs, zu Theil geworden. Erst von da an oder eigentlich erst vom Kampf des vierten Heinrichs an, wo mit dem Willen sich die Gelegenheit paarte, tritt sie selbstständig handelnd auf. Solche Handlungen ihrer Einwohner fanden bereits nach der Zeitfolge Erwähnung. Seit jenem Privileg, welches Friedrichs Erstgeborener, der nachherige Sträfling Heinrich, der Stadt verliehen, verfolgten ihre Leiter die betretene Bahn, so weit es eben der Argwohn der geistlichen Herrschaft litt. Ein mächtiger Schritt vorwärts geschah durch Ablösung der Marktpfennige, einer Steuer für Käufer und Verkäufer. Konrad Schweiger, der Hofschultheiß, gab dem Bischof zum Kauf des steigerwälder Dorfes Dingolshausen hundertundfünfzig Mark Silbers, nnd empfing dafür der Steuer Absein für ewige Zeiten 1243. Zur Förderung des Handels war Manches gethan worden. Durch eine Urkunde des glorreichen Landsmannes Kaiser Konrad vom 13. Oktober 1030 besaß Wirzburg schon seit zweihundert Jahren eine mit besonderem Reichsschutz versehene jährliche Hauptmesse vom 17. bis 24. August, welche man später aus dem Aerntemond auf das passendere Kiliansfest verlegte. Gebeten von den Gewerbtreibenden hatte der Bischof schon 1227 von mehrgedachtem Vicekönig Heinrich eine zweite Jahresmesse auf Allerheiligen ausgewirkt. Dadurch, wie durch die erörterten allgemeinen deutschen Zustände stieg die Bevölkerung fast um das Doppelte; besonders seit dem letzten Bann des Kaisers sah man viele des fränkischen Adels, vermuthlich nicht ohne höheres Zuthun, von der Burg in die Stadt wandern. Wer da auch nicht den Turnirhengst mit dem Saumroß, die Lanze mit dem Hammer tauschte, trat doch aus Theilnahme an der Gemeindesache, aus Parteigeist, Reiz des Verbotenen, Mode oder auch nur aus Hang zum Zusammenleben, den von Päpsten und Bischöfen gebannten, bisweilen auch von der weltlichen Macht geächteten, in ihren Trinkstuben Ernst und Scherz behandelnden, Sinn und Sinne befriedigenden Zünften, Innungen oder bürgerlichen Gesellschaften bei. Es steht verzeichnet, daß damals in den zwei Rebstöcken zu Wirzburg und in der dortigen Grünenbaumstube scharf und lustig gezecht, und der exkommunizirte Kaiser laut und heftig mit Worten und mit Werken wider Rom und die einheimische Klerisei vertheidigt und gerühmt wurde. So fand der bleibende Widerstand seinen Körper und der Körper Kopf und sonstige Gliederung. Die öftere Abwesenheit und Unmacht des Regenten lehrte das Selbstregieren, zumal wo Jeder voraus auf Selbsthilfe verwiesen war: man lernte können, oder man konnte schon, was man

wollte; durch die älteren und neueren Römerzüge, durch die Kreuzfahrten und des jetzigen Bischofs unaufhörliche Fehden stand in der reisfolgenden Hauptstadt äußerlich ein Geschlecht gedienter und geborener Soldaten da, im Innern der bürgerthümlichsten Ideen, des religiösen und politischen Fortschrittes voll. Neben diesem Pulverfasse lag nun wie eine brennende Lunte der Charakter des Lobdenburgers und nachfolgender Bischöfe.

Der erste Blitz zündete in der Zunft der Schröter oder Weinlader. Die vierundzwanzig Männer oder Meister derselben hielten sich befugt, mit ihrem Beispiel der Bürgerschaft voranzugehen. Als der Gegenkönig Wilhelm von Holland über Wirzburg reiste, empfing ihn derselbe Gruß, wie weiland den Thüringer. Die Schröter hatten ihm den vertreibenden Empfang bereitet. Dafür erklärte der Bischof die ohnehin gebannten Leute für vollends vogelfrei. Des Schlages Raschheit und Härte betäubte. Die das gewöhnliche Loos der Vorfechter theilende, von den übrigen Mitbürgern verlassene Zunft sah sich genöthigt, Hermanns Gnade anzurufen. Diese ward ihr unter einer fast kindischen Bußauflage, neben der Ruthe das Honigbrod.*) Mittlerweile machte Friedrichs Tod die eine Partei muthiger, die andere erboster. Der Bischof verkündigte den Bann des Hohenstaufen Konrad IV., und forderte Treue für Wilhelm als den rechtmäßigen Herrn. Zur Vergeltung erließ die wirzburger Magistratur ein Gesetz, daß jeder Einwohner der Stadt, gleichviel ob geistlich oder weltlich, an den allgemeinen Bürgerlasten gleichheitlich zu tragen habe. Damit geschah Ernst. Täglich sah man Steuer und Frohn weigernde Priester auspfänden, oder mit aufgedrungener Pickelhaube und Partisane auf die Wache ziehn. Bischof Hermann beschied heimlich seine Ritterschaft. Sie erschien zahlreich am bestimmten Tage. Aber die Bürger

*) Bei allen hohen Festen, wo man die große Domglocke Gloriosa läutete, mußten zehn Schröter dem Gottesdienst im Dom bis zum Schluß anwohnen, eben so bei den Begräbnissen und Jahrtagen der Könige, Bischöfe und anderer Landesherren. Das Wetter- oder Sturmläuten, die Ueberwachung der Domthürme bei benachbarter Feuersbrunst, das Kehren und Fegen des Münsters, die Ueberlieferung eines auf frischer That ertappten Kirchendiebes an das betreffende Gericht ward den Zehnmännern, die bei Sterbfällen der Domkustos aus der übrigen Zunft ergänzte, zur besondern Auflage und Pflicht gemacht. Dafür sollten aber auch Jedem ihrer Verstorbenen zwei Glocken geläutet, und zum Begräbniß ein rothes Bahrtuch und vier Wachskerzen geliehen werden. Auch die bisherige Verbindlichkeit der Schröter, den Markt zu kehren, und die Schimpf, eine Wassergrube in der heutigen Domstraße, zu reinigen, hob der Bischof auf.

waren gewarnt. Sie ließen die geharnischten Reiter mitten auf die Mainbrücke kommen, warfen dann das eiserne Thor auf der Kleinseite zu, fielen von der Neustadt aus in die Haufen, erwürgten und erstachen Mehrere, schleuderten Andere in den Strom hinab, und fingen endlich Alles, was überlebte. Von da ging's zum sogenannten Saal. Hermann wurde noch vor der Flucht überrascht, gebunden und über den alten Fischmarkt zum Strom geleitet. Da bat der todesnahe Greis mit beweglicher Stimme: „Wenn ihr mir auch jetzt das Leben nehmt, werdet ihr doch nicht damit das Schloß gewinnen. Schenkt ihr mir aber mein Leben, und führt mich hinauf, so will ich euch dasselbe, woran euch gewiß mehr als an meiner Person gelegen, übergeben lassen." Das ging den Bürgern ein. Sie warfen ihren Gefangenen auf eine Tragbahre, und zogen mit ihm vor den Frauenberg. Damals waren die Ritter Otto Wolfskehl und Reinhold von der eisernen Hose Burghüter. Als sie ihren Herrn sahen, und der Bürger Forderung hörten, erklärten sie, nach Ehre und Pflicht nicht in dieser Art das Schloß aufgeben zu können; so aber der Bischof freien Fußes sei, und sein Gebot wiederhole, dann gehorchten sie. Nach viel Unterredung und Handlung, nennt es die Chronik, das heißt, nachdem die Bürger ihrem Gefangenen einen schweren Eid, nicht zu entfliehen, abgenommen, stellten sie denselben zwischen sich und denen im Schloß, ungebunden und frei, vermeinend, daß er nun sprechen solle. Da liefen die Burgleute auf den Herrn und der Herr auf die Burgleute zu, und war Hermann schon mitten unter den Seinigen, als das Heer der über den Eidbruch stutzenden Bürger nachzulaufen begann. Während des Gedränges entkam der Bischof gänzlich in die Burg, wobei auf beiden Seiten Etliche todt blieben und Viele schwer verwundet wurden. Das darauf folgende Gefecht endigte mit Niederlage und Flucht der Belagerer. Nicht so sehr schmerzte Dieses als der allgemeine Spott über den fränkischen Schwabenstreich. Der ganze Stand mußte jetzt des Einzelnen Schuld und Rettung büßen. „Denn — schreibt die Chronik — es ist hierauf der Geistlichen zu Stadt und Land nicht mehr wohl gewartet und gepflegt, sondern sind sie von den Bürgern und Laien gar heftig verfolgt, gefangen, geschlagen und getödtet worden." Darum verbanden und verpflichteten sich zuletzt die Häupter des Clerus, wo ein geistlicher von den Laien vergewaltigt würde, Solches als Unbilde der Gesammtheit anzusehen, und die Thäter öffentlich zu exkommunizieren; wo aber dann noch weiter einer aus ihnen gefangen würde, da sollte gleich in allen Kirchen der Gottesdienst

aufgehoben sein.*) Diese Einigung schadete mehr, als sie nützte. Die gröbste Mißhandlung der Wehrlosen währte fort, und die nun gebannten Bürger und Landleute zwangen ihre Priester durch Peitschenhiebe zum täglichen Meßlesen. Der verhaßte „Fischkopf"**) aber, der seit der überstandenen Todesangst kränkelnde Bischof starb bald darauf im Frühling 1252. Seine Nachfolger zogen Jahrhunderte lang das Wohnen auf der Burg ihrer Stadtbehausung vor.

2.

Iring.

Der vierte Konrad, der letzte gekrönte Hohenstaufe, sorgte mehr für seine italischen Erbländer als für sein deutsches Vaterland. Bald nach seines Vaters Tod ging er unter Zurücklassung seiner schwangern Gemahlin aus dem Bajernlande, dessen Herzog, seinen Schwiegervater, er zum Reichsverweser ernannt, mit Umgehung der Lombardei zur See nach Neapel, wo er mit der dortigen Krone den alten Kampf der Ghibellinen gegen die Guelphen aufnahm. Eben wollte der Gebannte wieder nach Deutschland zurück, als er sechsundzwanzig Jahre alt, nach der Sage an einem vergifteten Klystier starb (Mai 1254).

---

*) Neunter Jänner 1252. Der Aufstand gegen den Bischof fand wahrscheinlich im Oktober 1251 statt.

**) Verdrehung des Wortes episcop, nicht ohne Anspielung auf das Lobdenburgische Familienwappen, welches einen geflügelten Fisch führte. Der diesem Bischof holde Chronist setzt demselben folgenden Kundspruch:

Groß Glück allzeit viel Neider hat!
Darum, daß ich schaffte früh und spat
Dem Stifte Wirzburg guten Rath,
Gewann ich der Feinde Viel.
Mir ward gemeinet heftiger Schad,
Doch kam ich durch Gottes Gnad
Mit Fried und Siegen aus dem Bad,
Und nahm Hochmuth sein Ziel.
Unlang danach wandte sich das Blatt;
Zu Wirzburg gleich in meiner Stadt
Die Bürger mich fingen (drat),
Mit mir trieben sie Spiel.
Gebunden mit dem Rückgrath
Ward ich auf eine Hürdenlad;
Hinauf gen Hofe stund ihr Pfad;
Ich kam davon — subtil.

Wilhelm von Holland, der nach Konrads Tod als Deutschlands alleiniger König galt, überlebte den Gegner kaum zwanzig Monate. Allenthalben verspottet, verjagt und selbst am Leben bedroht, gerieth derselbe in einen Kampf mit den Friesen, die ihn, als er beim Ritt über einen Fluß im Eis einbrach, mit Knütteln todtschlugen (Jänner 1254). Lange Zeit zeigte sich kein Bewerber um den verachteten Thron. Man sprach im Volke vom Markgraven Otto von Brandenburg und vom fränkischen Graven Hermann von Hennenberg; letzter, der schon erwähnte Feind des wirzburger Bischofs, scheint einige Lust, jedoch nicht das erforderliche Geld besessen zu haben; die Wahlfürsten waren übereingekommen, von der Wahlstimme persönlichen Gewinn zu ziehen, die deutsche Krone, den Schmuck so vieler großer Männer, an die Meistbietenden, und seien es auch Fremdlinge, zu verhandeln. Die Bischöfe von Mainz und Köln, der Pfalzgrav und der Bajernherzog wählten gegen eine namhafte Summe den englischen Prinzen Richard von Cornwallis; als der Prälat von Trier sich von der Theilung des britischen Kaufgeldes ausgeschlossen sah, beredete er die übrigen Fürsten zur Erwählung des Alphons von Castilien, des gelehrten Astronomen, aber sonst unweisen Regenten Castiliens, und empfing dafür spanische Goldstücke 1257. Alphons, zufrieden mit dem Titel, blieb trotz dringender Einladung seiner Partei zu Hause; Richard ließ sich in Deutschland krönen, brachte auch, wie die Chronik schreibt, viel Gold, Silber und Kleinodien mit, theilte Alles mildiglich aus, und vermeinte damit Gunst und Folge zu erkaufen, wie ihm denn auch im Anfang, da er zu verschenken hatte, viel Fürsten, Graven, Herren und Städte anhingen, und liebliche, gute Worte gaben. Als er aber ausgemessen, blieb Niemand bei ihm, sondern machte sich täglich einer nach dem andern davon, und kam das Sprichwort in Gang: „nimmer Geld, nimmer Gesell!" Da gingen dem Quasikönig die Augen auf, er befahl die Regierung etlichen Fürsten, und fuhr nach England. Dieser namenlose Zustand des deutschen Reichs währte gegen sechzehn Jahre, und wird in der Geschichte das Interregnum oder Zwischenreich und vorzugsweise die Zeit des Faustrechts genannt. Auch für das fränkische Volk und die Bürger von Wirzburg trug die Uebelthat der Fürsten*) entsprechende Früchte.

---

*) „Mit was Fug aber, Ehren und Glimpf die deutschen Fürsten dazumal verantworten mögen, daß sie das Reich der Deutschen, welches ihre Vorfahren mit sonderlicher Mannheit und Tugend ehrlich erworben, und nunmehr mit großem Lob

Iring von Reinstein, der Abkömmling der umgetauften Ravensburger (ein Brudersſohn des Mörders und Großneffe des Ermordeten) war kaum vom wirzburger Domkapitel zum Nachfolger des Lobdenburgers gewählt worden, als Heinrich Biſchof von Speier, ein geborener Grav von Leiningen und des Gegenkönigs Wilhelm Kanzler, perſönlich zu Wirzburg erſchien, eine päpſtliche Bulle vorzeigend, welche ihm für den nächſten Erledigungsfall das Bisthum Wirzburg verhieß, und im Voraus jeden Pflicht und Huldigung weigernden Wirzburger mit dem höchſten Bann bedrohte. Die Bürger, als Anhänger des Königs Konrad, trugen ihn bereits zum fünftenmal; deſſenungeachtet traten ſie ſogleich zu dem vom Papſt gemachten Biſchof. Die Unterhaltung des Zwieſpalts unter dem Clerus däuchte ihnen ſchon im Allgemeinen nützlich, und, wenn ſie doch noch dieſesmal ſich einem Herrn unterwerfen müßten, däuchte ihnen der fremde und abweſende viel erträglicher als der heimiſche und anweſende. Eine nicht weniger ſchlaue Politik beſtimmte den hennenberger Graven Hermann, den nachmaligen deutſchen Kronbewerber, gegen Iring Partei zu nehmen. Der Erwählte aber fand keine andere Hilfe als ſein Kapitel, dem er zum Danke nachher aus der läſtigen Kutte half,*) ſowie den Herrn von Hohenlohe, der um einer körperlichen Mißhandlung willen mit ſeinem hennenberger Schwager in blutiger Fehde lag. Den benachbarten Biſchof von Bamberg hatte Iring vergebens um Beiſtand angegangen. Heinrich mußte ſelbſt den eben vor die Thore ſeiner Hauptſtadt mit Feuer und Schwert ſtreifenden Ritter Kunemund von Eich mit Geld abkaufen, um den Einfall eines kärnthiſchen Vaſallen in die dortigen Stiftsgüter abwehren zu können. Dennoch ſiegte Iring, hauptſächlich durch den Eifer des erboſten Hohenlohers; die Eroberung der ein Jahr lang belagerten Stadt Schweinfurt entſchied gegen Hennenberg 1254. Beſtürzt wichen die Graven aus den rauchenden Trümmern des alten Gränzſitzes, der von nun an „Schweinfurt im Elend" hieß, und ſammelten ſich erſt wieder an der Vertheidigungs-

---

und Ruhm der ganzen Welt viele hundert Jahre bei den Deutſchen erhalten, ſo ſchändlich und ohne alle Noth allein um des Geldes willen von den Deutſchen an ausländiſche Häupter gewendet und bracht haben, davon laſſe ich andere reden" ſchreibt Lorenz Frieß im ſechzehnten Jahrhundert.

*) 1255. Die Domherren lebten damals noch als regulirte Chorherren klöſterlich zuſammen, und trugen ein dem benediktiniſchen ähnliches Ordenskleid. Die Verſetzung in den weltlichen Prieſterſtand hat nach der Chronik dem Biſchof beim Papſt viel Mühe, Arbeit, Fleiß und baares Geld gekoſtet.

linie vor der Rhöne. Unter diesen Umständen zeigte sich auch der Bisthumsprätendent Heinrich zum Vergleich geneigt, doch nicht so wohlfeil, als sein Gegner anfangs glaubte; Iring, bei seiner Berufung auf die rechtmäßige Wahl mit dem vaticanischen Blitz bedroht, demüthigte sich vor dem Papst, und gab dem heimziehenden Speierer dreitausend Mark Silber Abkaufgeld.

Wieder einmal standen die Wirzburger allein. Rachsucht und Noth trieben den Bischof gegen sie; er bedurfte zur Deckung der dreitausend Mark einer Steuer; die Bürgerschaft weigerte jede Zahlung. Da erneuerte Iring den kaum verschollenen Bann. Nun ging eine bürgerliche Gesandtschaft nach Rom zum neuen Papst Alexander IV., die stellte vor: „der geistliche Gerichtszwang sei vom päpstlichen Legaten, von mainzer Erzbischöfen und wirzburger Bischöfen schon oft wegen geringer Dinge selbst ohne allen Grund geübt worden. Aus Haß und Muthwillen entbehre man häufig Sakrament, Messe und ehrliches Begräbniß, und dulde Sonstiges. Die Wirzburger trügen jetzt ihren sechsten Bann; dieses aber bringe keinen andern Erfolg, als daß der gemeine Mann auf diese wie auf andere geistliche Handlungen mit verachtendem Stolz heruntersehe.“ Alexander nahm die deutschen Bürger wohlgefällig auf. Er untersagte in einer Urkunde allen geistlichen Würdenträgern, ohne seinen ausdrücklichen Befehl die Wirzburger in den Bann zu thun. Diese mit großem Jubel begrüßte Freiheit führte weiter. Man verwarf des Bischofs Münze, und besteuerte und strafte bischöfliche Diener, besonders die Juden, letztere unter dem gewöhnlichen Vorwand, daß sie Christenkinder umgebracht, in der That, weil sie Irings Schutz genossen. Drei Jahre währte der Zustand, in welchem des Bischofs Ansehen täglich mehr fiel, und die Macht der Bürger stieg. Unkluger Weise wurden 1261 etliche des fränkischen Landadels, die man für Hofdiener hielt, vom städtischen Volk beleidigt. Dadurch ließ sich Hermann von Hennenberg, obwohl er erst vor zwei Jahren mit seinem Ueberwinder Iring einen nachtheiligen Vertrag auf der Burg Bodenlaube eingegangen,*) zur Uebernahme des Vermittlungsamtes bewegen. Am siebenten Oktober wurde verbrieft: „Die Bürger

*) Schon 1258 mußten sich die Hennenberger verbinden, ihr Schloß Schönhard abzubrechen. Der Vertrag von 1259 legte ihnen auf, gemeinschaftlich mit dem Zerstörer Iring Schweinfurt, dessen Einwohner dem Bischof wie den Graven zu gleichen Diensten verbunden und dessen Einkünfte unter beiden Parteien gleich theilbar seien, wiederaufzubauen, worauf die Hennenberger ihre Stadthälfte erst vom Stifte Wirzburg zu Lehen empfangen müßten.

von Wirzburg kränken nicht mehr, sondern handhaben des Bischofs und Stifts Gerechtsame, sowie die Rechte und Würden des Clerus und des Adels. Ohne bischöfliche Genehmigung nehmen sie keinen neuen Bürger auf, vermehren nicht die Zahl der vierundzwanzig Rathsglieder, hindern nicht den Umlauf der Bischofsmünzen, entrichten gewöhnliche Steuern und Dienste, und lassen die mit Geleit versehenen Juden in Frieden und Errungenschaft. Der Bischof übrigens hat keinem Hauptverbrecher oder aus der Stadt Verwiesenen sondern nur dem aus Ursache seiner Rechtfertigung und Lossprechung Erschienenen einen Geleitsbrief zu ertheilen, und jedenfalls ist des Geleiteten Gegenpartei, und, falls er keine Feinde besitzt, der Stadtschultheiß davon in Kenntniß zu setzen, ohne dessen oder seines Boten Vorwissen Niemand in die Stadt aufgenommen wird. Zur Erfüllung des Vertrags verpflichten sich die Bürger durch einen feierlichen Eid und bei Uebertretung zu einer Buße von zweihundert Mark Silber. Im letztern Falle kommt vier vom Bischof gewählten Domherren die Untersuchung zu. Vermögen sie nicht innerhalb einer Woche die Sache gütlich beizulegen, so tritt Hermann von Hennenberg mit Zuziehung beliebiger Rathgeber und für Monatsdauer als unparteiischer Richter ein. Die schuldig befundenen Bürger leisten innerhalb zwei Monaten dem Bischof Genugthuung, und zahlen im Unterlassungsfall zweihundert Mark, bis zu welcher völligen Zahlung sie in die Bischofswohnung oder in den Katzenwicker vierzig Mitbürger als Tag und Nacht harrende Geiseln stellen. Verfehlt sich der Bischof, der die Bürger nach Kräften schützen, bei ihren Rechten handhaben, nicht über die Gebühr beschweren und nicht ohne vernünftigen Grund Einzelne derselben verhaften soll, gegen diesen Vertrag, so bildet sich gleichfalls ein Untersuchungsgericht in obigen zwei Instanzen der vier Domherren und des Hennenbergers, der schuldige Bischof genügt binnen vierzehn Tagen den Bürgern, oder diese sind der vorigen Geldstrafe quitt." Wie nun die Bürger den Vertrag beschworen, legten von anderer Seite der Archidiakon und der Domkustos über die Evangelien einen Eid in des Bischofs Seele, und die Graven von Hennenberg und Castell übernahmen auf Jahresdauer die Gewährschaft.

Dieses Uebereinkommen trug abgesehen davon, daß es in der Schiedsrichterwahl wie in der Strafart den Bischof eben so begünstigte als die Bürgerschaft beeinträchtigte, wegen wesentlicher und förmlicher Mängel den nahen Tod in sich. Mehrere Hauptfragen, wie zum Beispiel die der Zünfte, nicht erledigend, nicht einmal berührend, hatte

es sich durch die nur einjährige Dauer der grävlichen Gewährleistung zum Voraus selbst ein Lebensziel gesteckt; nicht die Bürgerschaft oder stimmberechtigte Stadtgemeinde, nur Bürgermeister und Rath war zur Verhandlung und Verbriefung gezogen worden. Daher nun allgemeiner Schrei über zu große Nachgiebigkeit, Eigenmacht und Hinterlist. Als die hennenbergische Gewährschaft zu Ende und die jetzige Gesinnung des Iring stets noch innerlich hassenden Graven Hermann außer Zweifel, kam es von Worten zur Handlung. Die Häcker, Bäcker und Metzger thaten ihre seit dreißig Jahren geschlossenen Zunftstuben auf. In wenigen Tagen folgten diesem Beispiele die meisten anderen Gewerbe; die Stadtverwaltung wich aus dem Rathhaus in die erst überwachenden, dann selbst regierenden Herbergen. Bischof und Kapitel sandten Botschaft, an jene abschaffende Verordnung des Königs Heinrich mahnend; die Bürgerschaft entgegnete, die Verordnung eines verurtheilten, im Gefängniß gestorbenen Rebellen besitze keine Kraft; noch seltsamer aber sei es, daß die Geistlichkeit, der geschworene Feind alles Hohenstaufischen, sich plötzlich auf ein Gesetz der exkommunizirten Gegner beziehen wolle. Hierauf besetzte man die Thore und Thürme der Stadt, verhaftete die des Widerstands verdächtigen Geistlichen und Hofdiener, trieb die Juden und mehrere bischöflich gesinnte Bürger aus, besserte Stadtgraben und Bollwerk, und prägte in der Münze unter eigenem und fremdem Namen. Dem alten Bischof und seinem Anhang wurde es nicht wohl bei der Sache; wirklich zeigte sich auch niemals eine der bürgerlichen Unabhängigkeit Wirzburgs günstigere Gelegenheit: das sozusagen gesetzliche Faustrecht im ganzen herrenlosen Reich und die gränzenlose Verwirrung unter allen Nachbarn. Bambergs neuer Bischof,*) Berthold Grav von Leiningen, der Regent des nach Wirzburg mächtigsten geistlichen Staates in Franken, ein persönlich kräftiger Mann, der 1260 die Graven von Orlamünde blutig besiegt, und zwei Jahre später die Truhendinger zu Paaren getrieben, lag wegen der 1264 eingeführten Besteuerung des Schenkbieres, einer nothwendigen Auflage zur Deckung der außerordentlichen Kriegslasten, mit seiner erbosten Bürgerschaft im harten Streit; und der geistliche Herr in Fulda wand sich unter den Schwertschlägen und Feuerbränden

---

*) Bischof Heinrich war 1256 gestorben. Er hatte in seiner letzten Regierungszeit sich vorzüglich mit Pflege des Franziskanerordens beschäftigt, und dadurch eine Ruhestätte in deren wolfsberger Kloster und den Beinamen „der Franziskaner" verdient.

der Graven von Ziegenhain und eines Schwarms umlagernder Raubritter. Hennenberg und Castell lauerten mehr als je nach dynastischer Selbständigkeit, und der gesammte niedere Adel des Oberlandes grollte wegen einer furchtbaren That Irings, verübt wider ein mit ihnen bluts- und sinnverwandtes Geschlecht. So der natürliche Feind; die den Wirzburgern befreundete Partei aber, die reichsstädtische, entfaltete eben ein reges Streben. Rasch stieg mit hennenbergischer Hilfe das verbrannte Schweinfurt an einem besser gelegenen Platze*) aus der Asche auf; Rotenburg, nach dem Muster Irings auf die Giltigkeit der heinrichischen Privilegien fußend, errichtete und hegte das ihm von jenem Jüngling verliehene, dem wirzburger Bischof so nahe tretende eigene Landgericht; und der 1264 zwischen Nürnberg und Mainz abgeschlossene Handelsbund stellte die Stadt Wirzburg gleichsam zwischen zwei verbündeten in die Mitte. Allzu greller Schimmer des Glücks und der dadurch erzeugte Glaube an die Unmöglichkeit des Fehlschlagens schwächte auch hier Vorsicht, Kraft und Muth.

Die Arbeiter an der Stadtbefestigung holten täglich bei den Stiftsherren und Klosterleuten ihren Labetrunk. Als ihnen derselbe nach geraumer Zeit bei größerem Bedarf verweigert wurde, liefen erst diese, dann die ganze Gemeinde vor die geistlichen Höfe und Klöster, und, wo man nicht gutwillig gab, fielen die Kellerthüren durch Gewalt. Auf den Kragendurst folgte, wie die Chronik sich ausdrückt, als zweite Krankheit der Gelddurst; sie plünderten das Regierungsgebäude und die Häuser der Stiftsvorsteher. Da verbanden sich Bischof und Kapitel an einem Julitag des Jahres 1265 mit den Herren von Hohenlohe und Weinsberg und mit dem mächtigen Dynasten Konrad von Trimberg. Während die Bürger vor den auf die Straße gerollten Weinfässern schwelgten, ritten unvermerkt mehrere hundert Reisige in den Frauenberg. Mit Staunen und Schrecken gewahrten die Nüchterngewordenen das bei der Tell und Brückenschanze aufgepflanzte Wurfgeschütz und die blanken Harnische der Gegner. Für Bewehrung und Uebung der Bürger war nichts geschehen. Schon bereiteten sich die in der Burg zu einem vernichtenden Ueberfall, als am sechsundzwanzigsten August die friedlich gesinnten Graven Ludwig von Rieneck und Heinrich von Brauneck in der Stadt erschienen, und folgender Weise mittelten: „Die Bürger erkennen neuerdings den Bischof für

*) Die alte Stadt stand östlich, in einer tiefern durch den sogenannten Höllenbach ungesunden Gegend.

ihren Herrn, schützen keinen seiner Widersacher, sondern helfen zu eines solchen Unschädlichmachung. Sie liefern Stadtschlüssel und Sigille aus, zahlen acht Jahre hintereinander das Umgeld, und lassen gegen die bisherigen Falschmünzer und Weinverfälscher mit Recht verfahren. Die Zünfte aufzuheben oder ferner zu dulden, liegt in des Bischofs Macht, eben so die Bestättigung der Bürgermeister und des Raths und die Ausfertigung der Geleitsbriefe. Fällig sind die zweitausend Mark Silber Bußgeld; der Schaden der Kirchen und Geistlichkeit wird besonders abgeschätzt, alles Geplünderte folgt zurück." Die Kraft der Eide in politischen Dingen noch im frischen Andenken wollte der Bischof diesen Vertrag nicht beschworen sondern durch lebendige Bürgen bekräftigt wissen. Zwölf Graven und Ritter und vierundzwanzig Städter leisteten bis zu erfolgter Zahlung Gewähr; andere vierundzwanzig Bürger verpflichteten sich, bei einer Verletzung bischöflicher Gerechtsamen gleich jenen Obigen zu Karlstadt oder Ochsenfurt in freiwilliger Haft des Ausgangs zu harren.*) Der berühmte Predigermönch und Schriftsteller Albertus Magnus, damals zu Wirzburg im Hof zum Weisenfeld seßhaft, schrieb und siegelte den für seine Miteinwohner so nachtheiligen Vertrag. Nebenbei mußten die Wirzburger dem Bischof noch in diesem Jahre zur Belagerung Rotenburgs, zur Bekämpfung der Freiheit, die sie selbst erstrebt, mit voller Reisfolge behilflich sein.

Iring überlebte gleich dem Vorgänger Hermann nur kurze Zeit seinen Sieg. Zu Anfang des sechsundsechziger Jahres erlag er einer schweren Krankheit. Keine Freundeshand setzte ihm den Leichenstein. Die nicht eingegrabene sondern nur gemalte Inschrift erlosch bald und mit ihr die Spur seines körperlichen Daseins. Um so frischer erhielt sich die Kunde seiner schon kurz erwähnten blutigen That. Unter Irings

---

*) Die ersten Sechsunddreißig: Zwei Graven von Rieneck und zwei von Bruneck, drei Ritter Kreß, ein von Hacken, Kraus, Paris, Luden und Geier; dann als Städter Reinhold von Freiberg, Eckhard von Heidenheim, Fritz und Apel Willmuth, Heinrich von Bleifeld, zwei von Mengen, Heinrich von Baireuth, Marquard von Weigenheim, Heinrich Petri, Rüger und Konrad von Masfeld, Konrad von Rebstock, Thomas Prätor, Arnold von Tann, Konrad von Heppenheim, Konrad von Speer, Rüdiger von Königshofen, Ulrich Zweinost, Herold von Versbach, Poppo Hartmund, Metzger, Krämer und Konrad Schwab. Die andern Vierundzwanzig: Konrad und Heinrich Weibler, Heinrich und Füchslein von der Höll, Gottfried Lenleither, vier Brüder Ruf, Heinrich von Rebstock, Hermann und Götz von Freiberg, zwei von Richte, Engelhard von Rothenberg und Heinrich von Schweinfurt, Götz Hirsch, Wölflein Münzmeister, Johann von Steer, Johann Volkmand, Otto Petri, Völklein Küchenmeister, Bräunlein Reinwart und Konrad von Heidenheim.

zahlreichen Feinden befanden sich auch die Ritter vom alten Stein, gelegen zwischen dem Haß- und Banzgau, unfern der fränkischen Stadt Ebern. Nachdem Iring deren festes Schloß vergebens mit den Waffen versucht, schloß er mit den Rittern einen Friedensbund, und lud sie, zwölf an der Zahl — zwei Altensteiner lebten eben im Auslande — zu einem Versöhnungsmahle. Nach aufgehobener Tafel begab sich der Bischof in ein Seitengemach, und ließ unter dem Vorwand einer Mittheilung einen Ritter nach dem andern zu sich rufen. Der eintretende wurde augenblicklich niedergestoßen, und der Leichnam ohne Geräusch bei Seite geschafft. Der Letzte dieser Unglücklichen, der Ritter Siegfried (nach Andern Herdegen), merkte Unrath, und, da er keine Möglichkeit des Entrinnens sah, beschloß er, sich und die Seinigen vor dem Tode noch zu rächen. Beim Eintritte in das verhängnißvolle Gemach schleuderte er rasch einen verborgenen Dolch nach des Bischofs Brust, traf aber nur, da Iring sich bückte, dessen Nase. Sinkend unter den Streichen der herbeieilenden Mörder rief der Sterbende seinem verstümmelten Gegner zu: „Meineidiger, schelmischer Pfaff! behalte das zu einem Andenken, welches dich an diese Stunde erinnert, so oft du künftig in den Spiegel schaust!" Die Leichen der zwölf Altensteiner wurden im benachbarten Kloster Langheim beigesetzt. Der eine der beiden Abwesenden fand nach seiner Heimkehr in Nürnberg Schutz und Bürgeraufnahme. Ein fränkischer Autor unterlegt dieser Grausamkeit die eiserne Nothwendigkeit gegenüber dem damaligen nur auf solche Art auszurottenden Raubritterwesen, und lobt also Irings durchgreifende Strenge; ein anderer Geschichtsschreiber, den Bischof mit einem Nero und Caligula vergleichend, bemerkt dazu: „Diese That verbreitet außerordentlich viel Licht über die schlechte Moralität der Geistlichkeit jener Zeiten; denn wenn ein Bischof zur Begehung solcher Handlungen sich nicht entblödete, wie übel muß es erst mit der sittlichen Denk- und Handlungsart der übrigen Geistlichkeit ausgesehen haben, die ohnehin eine weit schlechtere oder auch gar keine Erziehung genoß, und ganz ohne alle Vorbereitung dem Priesterstande sich widmete."

3.

Die beiden Bertholde.

Die Fortdauer des germanischen Interregnums hält auch das Frankenland auf dem alten Fleck. Nur über Bamberg ergeht um diese Zeit ein kurzer Lichtstrahl. Zwar bricht der früher erörterte Un-

wille der bierliebenden Bürger bei Veringerung des Weinmaßes im Todesjahre Irings in offenen Aufruhr aus, und bedroht selbst des Bischofs Leben: allein dadurch, daß dieser zu rechter Zeit einlenkt, die vielfachen Beschwerden der Bürger gegen eine übermüthige Clerisei untersucht und lindert, gelingt es ihm, nicht nur die drohende Flamme niederzuhalten, sondern auch, soweit es eben im Zustand allgemeiner Verwirrung möglich, für seines Stiftes übriges Wohl zu sorgen. Während so das östliche Bisthum Frankoniens einem Berthold den Frieden des Augenblicks dankte, treibt das westliche durch zwei Berthold auf dem Blutstrome ununterbrochener Fehden fort. Das wirzburger Domkapitel war nach Irings Begräbniß übereingekommen, wegen Drangs der Umstände Keinem des niederen Adels, vielmehr einem mächtigen Herrn Stole und Schwert zu vertrauen. Auf diesen patriotischen Beschluß folgte eine gleichstimmige Doppelwahl. Sechs Domherren stimmten für Konrad von Trimberg, den Anverwandten von Irings erwähntem Bundesgenossen gegen die wirzburger Bürger; die andern sechs für Berthold von Hennenberg, den Bruder des bekannten Bischofsfeindes Hermann. Den ersten empfahlen mehr persönliche Eigenschaften, höheres Alter, Klugheit und Mäßigung; den Zweiten die überwiegende Macht seiner Familie. Unter sich blutsverwandt und sonst gute Freunde standen nun auf einmal die beiden Bewerber als erbitterte Gegner da. Ausgleichungsversuche zwischen den Gewählten wie zwischen den Wählern führten zu keinem Ziele, Alles beharrte parteitrotzig auf gethanen Schritten. Soviel leuchtete endlich ein, daß die Entscheidung höheren Orts zu suchen sei. Demzufolge begab sich Berthold nach Mainz zum Erzbischofe Werner und Konrad nach Rom zum Papste Clemens. In der Zwischenzeit vereinigte sich doch das gespaltene Kapitel dahin, in der Person Bertholds von Sternberg, seines bisherigen Dechanten,*) einen Stiftsverweser oder Pfleger aufzustellen.

Berthold von Hennenberg zu Mainz, wo er schon vorher eine Dompräbende besaß, geweiht und bestättigt, eilte nach Wirzburg zu=

*) Als solcher wegen Verzichtleistung des K. Friedrich II. auf das königliche Reservat eigentlich schon der gesetzliche Verweser. Nach Frieß war Berthold von Sternberg der Letzte des dem Stifte Eichstädt lehnspflichtigen Ritterhauses, womit 1255 Hennenberg gegen eine namhafte Abgabe an Eichstädt belehnt wurde. (Bertholds weltlicher Bruder war nemlich 1254 gestorben.) Nach Lazius stammte er aus dem kärnthener mit Fürsten verwandten Gravenhause, welches in böhmischen Herren fortlebte.

rück, seine dortigen Kollegen um Anerkennung, Erbhuldigung und Einräumung der festen Plätze besonders des Frauenberges bittend. Nicht unhöflich verwies man ihn auf den nahe stehenden päpstlichen Entscheid, nachdem er selbst dem Trimberger einen hennenberger Anwalt zur Bearbeitung der römischen Curie nachgesandt hatte. Das währte dem jugendlichen Graven zu lang. Sein Bruder und der Grav von Castell sammelten eben ein starkes Heer, sich an dem von Iring begünstigten Hohenloher zu rächen. Als Berthold bei Hermann Hilfe suchend eingetroffen, schienen Diesem beide Zwecke leicht zu vereinigen. Durch die eroberte hohenlohische Stadt Kitzingen*) wollte er den Bruder in das sogenannte Erbe Sankt Kilians führen. Das Vorhaben blieb dem Domkapitel nicht fremd. Freunde Hennenbergs erklärten sich jetzt gegen ihn, entweder aus Zorn über den gewaltthätigen Sinn oder aus Furcht vor dessen Helfern. Letztere Betrachtung, verbunden mit des Pflegers glänzenden Verheißungen und des abwesenden Konrads Popularität, mag auch die Bürger Wirzburgs zur zahlreichen Theilnahme am bevorstehenden Kampf bestimmt haben; nur wenige, mit Hennenberg zu sehr Verbundene, entfernten sich heimlich aus der Stadt. Vom bedrohten Albrecht von Hohenlohe und dessen bruneckischen und weinsbergischen Waffenbrüdern langte in der Nacht des siebenten Augusts einige Mannschaft zu Wirzburg an; der Pfleger beschloß, der Gegner Ueberzahl mit einem raschen Ueberfall aufzuwägen. Am achten August Nachmittags ein Uhr stieß er vor den Thoren Kitzingens auf den ahnungslosen Feind. Sechs Stunden dauerte die Schlacht; nach furchtbarem Widerstand ließen die Hennenberger und Casteller den Wirzburgern die Wahlstatt. Fünfhundert ihrer tüchtigsten Streiter, darunter zwölf Glieder der genannten beiden Dynastieen, sieben Graven von Schwarzenberg und fünf von Hohenburg, deckten todt das Feld und die Gassen Kitzingens; von anderer Seite blieben außer den Herren von Weinsberg und Limburg und vielen Bürgern die dreizehn Domherren Otto von Lauterburg, Konrad der Pförtner, Arnold von Krautheim, Dietrich Kießling, Friedrich von Werburg, Johann von Rothensee, Heinrich Kämmerer, Eberhard von Masbach, Konrad von Turnau, Heinrich von Kirchberg, Konrad von

*) Nach Absterben der Dynasten von Grumbach (nicht zu verwechseln mit den spätern Ministerialen von Grumbach) maßten sich die Hohenloher nicht ohne Beihilfe des wirzburger Bischofs die Vogteilichkeit des berühmten aus der karolingischen Zeit stammenden Frauenklosters und anderes Eigenthum der immer mehr aufblühenden Stadt Kitzingen an.

Eisenberg, Ludwig Grav von Wertheim, Berthold von Malkos, dann der Domvikar Heinrich von Erfurt. Gegen die Kapitelsglieder war der Gegner ärgste Wuth gekehrt; hinwider scheint die Geistlichkeit das Gefecht im Vordergliede nicht gescheut zu haben. Bei der Brückenschanze in Etwashausen, dann auf dem Schmalfeld erneuerte sich der Besiegten Gegenwehr; die weitere Flucht begünstigte die Nähe des Steigerwalds und der Burg Castell gleichwie die große Erschöpfung der Sieger. Mit zweihundert Gefangenen zog der Pfleger am neunten August in Wirzburg ein, eifrigst bemüht, den Schmerz der Einzelnen im allgemeinen Siegesjubel zu ersticken. Der Cyriakustag wurde als ein Feiertag des Bisthums, an ihm eine jährliche Wallfahrt um das Weichbild der Hauptstadt, das öffentliche Aushängen der großen Schlachtfahne*) und sonstige Verherrlichungsweise für alle Zeit und Nachwelt angeordnet.

Nach der Niederlage im freien Feld erlitt der eine Bisthumsbewerber noch etliche im Kabinet. Zwar hatten der hennenberger Anwalt und hennenbergisches Geld zu Rom gute Geschäfte gemacht, und der Trimberger trat trotz persönlicher Befähigung und Anwesenheit immer mehr in den Hintergrund: als aber die Kunde von dem durch Bertholds Ungeduld entstandenen Blutvergießen kam, sah der Papst darin eine Verletzung seiner eigenen Hoheitsrechte, und ertheilte mit plötzlich verwandelter Gesinnung und ohne das von den mainzer und bamberger Kapiteln eingeforderte Gutachten abzuwarten, dem Konrad von Trimberg Weihe und Bestättigung. Das Schicksal, welches den Bestättigten auf dem Heimweg sterben ließ,**) brachte der Sache des Hennenbergers abermals keinen Vortheil. Als er durch dieses ver-

*) Das Bildniß Kilians und die Jahrzahl 1266 tragend erhielt sich dieselbe unversehrt bis auf die Gegenwart.

**) Er starb 1267 unfern von Rom an unbekannter Stätte. Die bischöfliche Chronik vergleicht ihn mit dem Propheten Moses, der auch des Vaterlandes wegen viel Mühe und Arbeit gehabt, auch nicht geringe Gefahr überstanden, aber in das verheissene gelobte Land nicht gekommen, sondern in seiner Pilgerschaft gestorben sei, ohne Spur seines Begräbnißortes. Gehaltvoller als dieser Vergleich ist der von einem andern alten Chroniker verfaßte Kundspruch:

> Sieh auf, hab Acht und merk mit Fleiß,
> Daß gewißlich bauet auf ein Eis,
> Der all sein Hoffnung, Sinn und Muth
> Setzt in das zeitlich Gewalt und Gut.
> Groß Gefahr ich drob bestanden hab.
> Als nun das Glück mich fertigt ab,

meintliche Glück aus tiefer Niedergeschlagenheit aufgerichtet das wirzburger Domkapitel mittels einer stattlichen Botschaft um nunmehrige Anerkennung als gewählter und geweihter Bischof bat, empfing er zur Antwort: „Des Papstes Entscheidung zwischen den zwei freiwillig an ihn appellirenden Candidaten hat die erste Wahlhandlung geschlossen und abgemacht. Mit Konrads des wahren Bischofs Tod tritt für die Wähler ein neues Wahlrecht ein; Bewerber und die ganze huldigende Masse haben diesen zweiten Wahlakt abzuwarten." Das Andenken an die kitzinger Schlacht war für jedermann noch zu frisch, und das durch sie entvölkerte Kapitel hatte sich aus den anhänglichen Adels- und Vasallengeschlechtern der Rieneck, Sternberg, Stollberg, Boxberg, Neidberg, Hohenberg und Starkenberg, der Uffigheim, Spießheim, Thälheim, der Willenau und Eberstein ergänzt. Einmüthig wählten die Domherren den Dechanten und Pfleger, den Sieger von Kitzingen, der mit seiner Feldherrngabe den Schein geistlichen Eifers und herablassende Leutseligkeit zu verbinden wußte, zum Herzog und Bischof. Eine protestirende Gesandtschaft des hennenbergischen Berthold zog in das mit eigenen Angelegenheiten beschäftigte Italien.

Nach dem Tode des vierten Konrad beherrschte Manfred, der natürliche Sohn des zweiten Friedrich, achtlos der Anfeindung des Papstes wie der Rechte seines Neffen Konradin, die Reiche Neapel und Sizilien. Oefters warf der Staufenfeind Clemens IV. diese doppelte Krone fremden Prinzen hin, bis sie endlich Karl von Anjou, der Bruder des Franzosenkönigs Ludwig IX. als päpstlicher Vasall und Zinspflichtiger aufhob. Um diese Zeit (1266) gelangte die Kunde von Manfreds Untergang in der Schlacht bei Benevent, von Anjou's Tyrannei und von der allgemeinen Sehnsucht der Italiener nach dem letzten Hohenstaufen in das deutsche Land. Der Jüngling Konradin war von seiner bajerischen Mutter in der Einsamkeit aber sorgsam aufgezogen worden. Die meisten hohenstaufischen Erbgüter in Deutschland befanden sich durch Schenkung, Heirath und Verkauf schon längere Zeit in fremder Hand. Den Rest verpfändete und schenkte der Scheidende seinen erwerbsüchtigen Oheimen, den Herzogen von Bajern.*) Ein dunkles Sehnen, genährt durch tausendstimmigen Zu-

---

Zu nehmen für mein Arbeit Lohn:
Da mußt ich blos scheiden davon.

*) Weil, heißt es in der Urkunde, sein Oheim Herzog Ludwig, um die Burg zu Nürnberg wieder an ihn zu bringen, Auslagen gehabt, versetzte ihm Konradin für 2200 Mark Silber das Schloß Hohenstein mit den Vogteien Hersbruck, Vilseck, mit

ruf der Völker, zog ihn zum Thron der Väter, zu seinem Grab. Nach glücklichem Fortgang der ersten Unternehmungen, triumphirenden Einzug in Rom, Flucht des umsonst seinen Bannstrahl schleudernden Papstes, Siziliens und aller übrigen Ghibellinen Erhebung, nach selbst anfänglichem Sieg in der Schlacht von Tagliacozzo (August 1268) erlitt er jene Niederlage, welche ihn in die Gewalt seines feigen und blutdürstigen Feindes gab. Karl wünschte, der Papst forderte Konradins Tod; feile Richter sprachen hienach das Urtheil. Am sechsundzwanzigsten August des obigen Jahres zu Neapel auf dem Marktplatz fiel das Haupt des letzten Hohenstaufen unterm Henkerbeil. Mit ihm starb edel und unerschrocken wie Konradin sein treuer Freund und Waffenbruder der Herzog Friedrich von Baden, der Sohn der östreichischen Gertrude, der Babenbergerin, endigend ein erlauchtes, in Heimath und Fremde glänzendes Frankengeschlecht. Konradins Tod verwischte den noch übrigen Schein eines weltlichen oder hohenstaufischen Herzogthums in Franken. Die bajerischen Herzoge, die wie jeder andere Fürst des deutschen Reichs zur Rettung des Verwandten und Landsmannes keinen Zug gethan, nahmen nicht nur die unverpfändeten Allode in Besitz, sie ließen sich auch noch mit dem unter Kaiser Friedrich der schwäbischen Herzogsfamilie übertragenen bambergischen Truchsessenamt belehnen; und die früher an Hohenstaufen lehnspflichtigen Burggraven von Nürnberg beeilten sich, ihr bisheriges Richteramt in eine erbliche Burggravschaft umzuwandeln.*) In Folge des Unter-

den Gütern zu Auerbach, Plech u. s. w., und bestättigte die von seinem Vater K. Konrad geschehene Verpfändung der damals fränkischen Schlösser Floß und Parkstein an den Bajernherzog Pfalzgraven Otto. Für den Fall seines kinderlosen Todes hatte der Jüngling ohnehin alle fränkische und schwäbische Güter seinen Oheimen „aus Liebe und Dankbarkeit" verschrieben.

*) Schon 1273 durch die feierliche Belehnung des neuen Königs Rudolf zu Aachen ward das Streben der Zollern mit Erfolg gekrönt. Burggrav Friedrich erhielt zwar in der Belehnung selbst nichts Neues, durch die Art und Weise derselben aber ward er weit über seine bisherigen Mitbeamten zu Magdeburg, Regensburg, Meissen, Prag u. s. w. gehoben, und den andern Reichsfürsten, als da Herzogen, Mark- und Landgraven gleichgestellt. Das Lehen bestand in der neuen Burggravenwürde selbst, im nürnberger Schloß, in der Thorhut nächst dem Schlosse, im kaiserlichen Landgericht, im Beisitz des burggrävlichen Amtmanns beim Stadtgericht, in zwei Dritteln der Gerichtseinnahmen, in einer jährlichen Häuser- besonders Schmieden-Steuer, in Frohndiensten zur Aerntezeit, im dritten Stück Wildpret, Baum- und anderes Holz, im Forstamt von der Brücke an, in der Stadt Schwand, dem Schloß Creussen, den Dörfern Wöhrd und Buch, der steinacher Klostervogtei und baarem Geld vom

gangs der staufischen Schirmherren hatte auch die Reichsstadt Rotenburg ihr eigenes, von Wirzburg bestrittenes Landgericht zu errichten gesucht.

Die zweijährige Erledigung des päpstlichen Stuhls nach dem Tode des vierten Clemens ließ auch die dort schwebende wirzburger Angelegenheit unerledigt. Als Gregor X. das Pontifikat überkam, fand er in der Nähe dringende Geschäfte. Mittlerweile lagen die Anwälte beider Nebenbuhler — denn der Sternberger hatte gleichfalls eine suplizirende Botschaft der hennenbergischen protestirenden nachgesandt — zu Rom dem hier üblichen Hoffen und Harren ob. In Franken aber blieb es auf altem Fuß; der größere Theil des Stifts gehorchte dem vorigen Pfleger, einige steigerwälder und rhönländer Bezirke dem Berthold von Hennenberg. Da versuchte dieser abermals, den verschlungenen Knoten auf gewaltsame Art zu lösen. In Wirzburg lebte ihm und den ehemaligen Burggraven noch mancher geheime Freund. Drei derselben, Fritz Ruf, Johannes Volkmand und Heinrich von Baireuth ließen sich her, unter mehreren Mitbürgern eine Verschwörung anzustiften. Der Prätendent, welcher nächtlicher Weile mit hinreichender Macht heranziehen wollte, sollte ein wirzburger Stadtthor offen und innerhalb desselben seine Freunde in den Waffen und zur Gefangennehmung des Gegenbischofs und Kapitels bereit finden. Dem Besitz der Hauptstadt mußte voraussichtlich die Unterwerfung des Landes folgen; die Häupter der Verschwornen, Glieder des Raths und schon zu Irings Zeiten als Bürgen des bürgerlichen Vertrags bekannt, besaßen und empfingen Geld. Unvorsichtigkeit oder Verrath entdeckte den Plan vor der Ausführung. Ohne Geräusch brachte der Pfleger die Verschwornen zur Haft. Im Gefängniß ergaben sich freiwillige oder erzwungene Geständnisse. Berthold von Sternberg, noch nicht bestättigt, der öffentlichen Meinung ungewiß, wohl der Verschwörung doch nicht des weitverbreiteten Mißvergnügens Herr, handelte mit Vorsicht und Schonung. Die drei Bürgervorsteher wurden nach geschworner Urfehde für Lebenszeit aus der Stadt verbannt. Sie wanderten wie mancher Ueberlebende der kitzinger Schlacht nach dem damaligen Asyl des politischen Schiffbruchs in Franken, nach Nürnberg. Der Hennenberger aber, als er von dem Unfall seines Anhangs hörte, verließ die hohe Rhöne nicht. Bald machten andere Ereignisse seinen Ansprüchen für immerdar ein Ende.

Schuldheissen- und Zollamt. Dazu kamen noch Lehen zu Baireuth, Hof und Kadolzburg.

Endlich entschlossen sich nemlich die deutschen Kurfürsten, von denen Mancher als unabhängiger Landesherr keines Reichsoberhauptes mehr zu bedürfen glaubte, auf Drängen der um ihre Freiheit besorgten Mindermächtigen wie auch des Papstes, dem die Beherrschung eines einzigen Kaisers leichter als die eines vielköpfigen Reiches schien, zur neuen Königswahl. Sie fiel auf einen Mann, der nach vorher aufgestelltem Grundsatz große persönliche Eigenschaften besaß, und dabei nicht einem großen Haus angehörte, auf den in Elsaß und Helvetien begüterten Graven Rudolf von Habsburg, 1273. Der zu Aachen Gekrönte setzte sich mit Zurückweisung der italischen Kronen und Händel die Pflege seines tiefgesunkenen Vaterlandes zum Ziel. Nachdem er die mächtigsten Fürsten Deutschlands durch die Hand seiner sehr schönen Töchter gewonnen, suchte er als Mittel zu jenem Zweck allenthalben den wirklichen Besitz, wenn er nur halb mit Recht und Ordnung verträglich war, zu befestigen und damit eine Gegenmacht des offenbaren Unrechts und der Anarchie aufzustellen. Berthold von Sternberg erfaßte dieses Zeichen der Zeit. Mit König Rudolf, der sein Kriegstalent durch den Ruf kannte, und in nächster Zukunft zu benützen dachte, unter der Hand im Reinen, begab er sich nach Rom, und kaufte dort Bestättigung und Weihe.*) Darauf begleitete er den Papst zur allgemeinen Kirchenversammlung in Lyon, die auf Empfehlung ihres Vorsitzenden dem Sternberger nochmals das Bisthum Wirzburg zuerkannte, und dabei nur auftrug, für Verpflegung und Unterhalt seines Gegners einige Sorge zu tragen 1274. Heimgekehrt ließ nun der eine Berthold, der vor Freude ein Dichter geworden sein soll,**) dem andern betrübten die Wahl zwischen Abdankung oder Kampf. Die Hennenberger sammelten sich in einem Feldlager beim Flecken Saal an der Saale. Plötzlich stand der bestättigte Bischof von Wirzburg mit aller Macht der eingenommenen Landschaft vor ihnen. Eberhard von Schlüsselberg erbot sich zum Vermittler. Grav Berthold, von des Gegners mehrfacher Ueberlegenheit überzeugt, entsagte. Die Folgezeit

---

*) Das alte Lied bemerkt: „Herrn Bertbold von Sterrenberg gingen seine Sachen überzwerg eine gute Zeit. Als er aber nach Rom kam und daselbst nahm behende zusamm Bestättigung und Bischofsweih, wandt sich das Glück."

**) Frieß erzählt, Berthold habe auf dem Heimweg in den Herbergen, dann in Wirzburg in seinen Bücherstuben und andern Gemächern nachgehenden von ihm selbst verfaßten Vers angeschrieben, anschreiben lassen und sonst im Munde geführt:

Grates reddo Deo, celebrato namque tropheo
Ad mea lätus eo, victor in hoste meo.

sieht ihn als Domherrn und Generalvikar zu Mainz. Fränkische Geschichtschreiber, einig über dessen Begräbniß in der Pfarrkirche zu Münnerstadt, bezeichnen verschieden das Jahr seines Todes. Nach dem saaler Vertrag, der ein siebenjähriges Duumvirat endete, schrieb sich der schlaue Berthold von Sternberg Berthold der Zweite, und rechnete vom Jahre 1275 seine Regierungszeit.

Der zweite Berthold regierte nun allein. Den Anfang der Alleinregierung begleiteten schlimme Naturereignisse. „Anno 1257 fing es in den ersten Tagen des Maien an zu regnen, und währte den ganzen Sommer durch bis in den Herbst; und waren seit Menschengedenken die Wasser nie größer gewesen. Daraus folgte, daß die Früchte auf dem Felde faulten und verdarben; dann kam Theuerung, Hunger und Pestilenz, worin unzählig viel Viehes und Menschen zu Grund gingen.“ Das verschuldete Stift stack ohnehin in arger Noth. Im vorigen Jahre war ein vorzüglicher Wein gewachsen; Berthold beschloß, jeden Morgen Weingarten mit einem wirzburger Schillinger zu besteuern. Merkwürdig ist die Form, unter welcher diese nothwendige, billige, höchstens einen kleinen Theil der Bevölkerung belastende Steuer dem Regenten von den Regierten bewilligt ward. Berthold mußte den Häuptern des Adels, der Kirche und Bürgerschaft einen Revers ausstellen, daß die Abgabe eine freiwillige, ungezwungene Gabe, ein Opfer am Altar des Vaterlandes wegen Nichtzureichens der gewöhnlichen Landeseinkünfte sei. Demohngeachtet zeigte sich noch Unlust zum Zahlen, des Präjudizes wegen. Der vom König Rudolf in diesem Jahre zu Wirzburg gehaltene Reichstag und dessen Beschlußnahme beschäftigte bald Denken und Handeln der Bürger anderwärts. Ottokar der Böhmenkönig, ein Eidam des letzten fränkischen Herzogs in Oestreich, daher nach des Schwiegervaters Tod dessen dem Reich heimgefallenes Herzogthum für sein Erbgut haltend und gewaltsam besetzend, selbst Bewerber um die deutsche Königskrone, aber von den mißtrauischen Wahlfürsten vom Wahlakt ausgeschlossen, erkannte den Gewählten nicht für den rechtmäßigen Herrn, gehorchte keiner königlichen Vorladung sondern dem eigenen leidenschaftlichen und eigenmächtigen Sinn. Der wirzburger Reichstag verhängte die Reichsacht. König Rudolf, von den Ständen ehrlich unterstützt, eroberte in kurzer Zeit Oestreich, 1276. Ottokar sah sich gezwungen, dieses Land dem Reich zurückzustellen, und über Böhmen die deutsche Hoheit anzunehmen. Im nächsten Jahre erklärte er den Vertrag für erzwungen, und erneuerte den Kampf. Die große Marchfeldschlacht (1278), welche

ihm Krone und Leben kostete, begründete für Jahrhunderte die Macht des Hauses Habsburg. Oestreich und Steiermark fiel an Rudolfs Söhne, das Königreich Böhmen blieb dem mit einer Tochter Habsburgs vermählten Sohne Ottokars unter Vormundschaft. In diesen zwei Kriegen hatten den neuen König besonders die Franken unterstützt. Bischof Berthold führte ihm ein ziemliches Kriegsvolk zu Fuß und Roß in eigner Person zu, und befehligte auch eine Heerabtheilung im Gefechte; unter den Eroberern Wiens findet man die Graven Ulrich von Hennenberg und Heinrich von Castell, die Herren von Hohenlohe, Truhendingen, Schlüsselberg, Heideck, Bruneck und Dornberg, dann Ritter von Hoheneck, Seckendorf, Künsberg, Tann, Förtsche von Turnau, sowie den Burggraven von Nürnberg und die nürnberger Bürger Groß, Holzschuher, Ebner, Stromer, Pfinzing, Forchtel und Andere namentlich aufgeführt.

König Rudolf verzichtete auf die Art und Weise seiner Vorfahren, auf einen Römerzug und die dortige Kaiserkrone. Nach Ottokars Sturz verkündete er den von ihm öfters erneuerten und vermehrten Landfrieden, und zog zu dessen Aufrechthaltung rastlos in den deutschen Ländern umher. Unzählige Raubschlösser (in Franken und Thüringen allein gegen hundert) wurden zerstört, und deren Inhaber hingerichtet. Oefters saß der König an entlegenen Orten persönlich zu Gericht. Dieses Beispiel fand bei andern Reichsfürsten Nachahmung. Auch der heimkehrende Bischof Berthold zog wider die benachbarten Burgen des weglagernden Adels aus. Dazu leisteten ihm die Bürger von Wirzburg, deren Handel und Gewerb nicht minder als der Ackerbau unter jenem Unwesen litt, treuen Beistand. Vor dem festen Thüngen entbrannte ein heftiger Kampf. Die Belagerer befanden sich im Nachtheil. Da drängten sich aus dem bischöflichen Heere mehrere Handwerker vor, und erstiegen die unüberwindlich geachtete Burg. Berthold wußte entweder als tapferer Soldat fremden Muth zu schätzen oder die Bürger hatten, was das Wahrscheinlichste ist, ihre Bedingnisse vor dem Sturm gestellt. Auf den Ruinen Thüngens gewährte er eine Bitte oder erfüllte er ein Versprechen, nemlich die Wiederherstellung der aufgelösten Zünfte. Berthold hatte sich früher gegen sein Kapitel verbinden müssen, dieselben für ewige Zeiten abzuthun. Im Drange des Augenblicks übersah er das. „Im Namen des Herrn Amen! Wir Berthold von Gottes Gnaden, Bischof zu Wirzburg, wollen, daß offenbar sei allmänniglich, so diesen Brief sehen werden, wiewohl wir die Gesellschaft in unserer Stadt, so man Zünfte

nennt, abgethan, und derselben Gebräuche widerrufen haben: nichtsdestoweniger sind wir mit der Zeit bewogen worden, nicht aus Leichtfertigkeit oder unstätem Sinn sondern um der angenehmen Dienste willen, die sie uns und unserem Stift in Eroberung des Schlosses Thüngen willig bewiesen haben, wie auch auf Bitte unseres Raths zu Wirzburg solches Abthun zu widerrufen, und verleihen den gemeldeten Gesellschaften alle Rechte und Gewogenheiten, die sie von Alters her gehabt haben, und lassen ihnen dieselben zu in nachgeschriebener Form"*) — mit diesen Worten beginnt der am Gertrudentag 1279 den Wirzburgern ausgestellte Freiheitsbrief.

Des Ursprungs und der Ausbildung des deutschen Bürgerthums nach dem Vorbilde römischer und lombardischer Stadtverfassung ist bereits gedacht worden, auch der Ursachen und Umstände, unter denen die städtische Bevölkerung, mit ihr die Zahl der Händler, Handwerker und Künstler mächtig wuchs. Dieses Wachsthum gebar die natürliche Idee, für die rechte Ausübung und Vervollkommnung solcher Stadtgeschäfte, für Ordnung und Eintracht unter den Geschäftsverwandten, endlich auch für deren äußere Achtung und Sicherheit Vorsorge zu treffen. Die Nothwendigkeit des Zusammenhaltens des Gleichartigen

*) Die allgemeinen Normen dieser Zunfterlaubniß waren, daß jede Zunft in Criminal- und Civilfällen von dem gesetzlichen Stadtrichter Recht nehme, von den Aufzunehmenden kein übermäßiges Eintrittsgeld noch sonst Unbilliges verlange, (widrigenfalls sich der Bischof selbst die Einsetzung des neuen Meisters in die Zunft vorbehält), und ihre Satzungen streng einhalte. Die besonders aufgeführten Zunftgenossen sind: die in Semmler und Röckner getheilten Bäcker, die Metzger, Zimmerleute, Schmiede, Höckner oder Höcken, Reifträger und Fischer. Die Bäcker sollten jeden Tag frisches schwarzes und weißes Brod backen, und die Landbäcker, welche in jeder Woche drei Tage in der Stadt von Morgens bis Abends feil haben durften, in Ausübung dieses Rechts nicht hindern; eben so sollten auch die Metzger die Landmetzger von deren dreitägigem Stadterwerb nicht abhalten, von denselben keine Ueberreste zum Wiederverkaufe ankaufen, den freien Viehhandel nicht durch Unterkäufer beeinträchtigen, ihre Verkaufsstätten oder Banken nicht verlegen, und andere böse Gebräuche, die ihnen, wie man sagt, anhängen, nicht behaupten. Auch den Höcken, den Händlern mit Eiern, Hühnern, Käs und Wildpret auf offenem Markt und an der Mainbrücke, den Reifträgern, ähnlichen Händlern auf dem Platz, die Hofstatt genannt, dann den Fischern an den Fasttägen wurde jeder vormittägige Vorkauf von Fremden und die Veränderung der alten Verkaufsstätte untersagt. Die Maurer und Zimmerleute sollten gemäß den Satzungen der Bauhütte oder Steinmetzen-Ordnung den Aufenthalt auswärtiger Bauleute nicht stören, und die Schmiede ihre Gläubiger, Schuldner oder Nachbarn nicht zwingen, deren Pferde gerade bei ihnen beschlagen zu lassen.

oder Aehnlichen in einer ringsumher unverläßigen, feindseligen Zeit hatte den Hang zum Verbindungswesen allgemein, die Theilnahme an einer geschlossenen Gesellschaft sozusagen zur Mode gemacht. Wie der Ritter und der Priester einem Orden angehörte, so trat der Bürger in seine Zunft, in den Verein für Ausübung der einzelnen Arten von Kunst, Gewerb und Handel; wie es dort Ordensregeln, so gab es hier Zunftsatzungen, die man beschwor oder unterschrieb, und gegen innere Auflehnung und fremde Eingriffe aufrecht hielt. Keinem war erlaubt, ein zünftiges Geschäft zu üben, das er nicht regelmäßig erlernt, worüber er nicht freigesprochen und der Zunft sein Gesellen- oder Meisterstück vorgelegt. Das sollte das Publikum vor Pfuscherei und dem Handwerk guten Ruf und Kundschaft sichern. Andere Vorschriften sorgten, daß man sich nicht unter sich verkürze, des Andern Arbeit und Ehre unbetastet ließ. Vergehen gegen die Handwerksordnung und auch gegen die guten Sitten wurden in der Zunft von der Zunft bestraft; von Außen erlittene Beleidigung oder sonstige Beeinträchtigung galt für Zunftsache, deren Wahlspruch: „Alle für Einen und Jeder für Alle."

Dieser Gemeinsinn, der erst viel später in Kastengeist ausartete, wurde im eigentlichen Mittelalter von gutem Erfolg gekrönt. Edle, hohe Gefühle beseelten damals den zünftigen Bürger eben so gut als das Glied eines Ritterordens, und bewahrten vor niedriger Denk- und Handlungsart. Eigenmächtigkeiten, jenen Faustrechts-Zeiten so angemessen, wehrte das Zunftgesetz; die hier erlernte Ordnung und Regelrechtigkeit verpflanzte sich in die Familie und in das öffentliche Leben. Aber nicht nur der friedlichen Entwicklung kamen gehobene Menschen und Werke zu Statten; oftmals im Waffenkampf, wo der Geselle unter dem Meister, der Sohn unter dem Vater, Bruder neben dem Bruder focht, war es die blutsverwandte Hausgenossenschaft oder der Herberge sinnverwandtes Gelag, war es der verschiedenen Zünfte Wetteifer, Stolz und Ruhmbegierde, was die unerreichbar scheinende Siegespalme brach. Das Bild der Vaterstadt trug in verjüngtem Maßstab jede Zunft in sich; wie dort Bürgermeister und Rath walteten hier Zunftmeister und Beisitzer. Man handhabte, wie schon angedeutet, im kleinen Kreis wie im großen Polizei und Justiz, führte Kassen, bestritt Auslagen und traf Anordnungen für Freud und Leid. Ging's in's Feld oder auf die Wälle, wo der Bürgermeister Oberst und die Bürgerschaft Regiment, so bildete eine Zunft oder deren zwei und drei die Kompagnie oder das Fähnlein, welches der älteste oder tüchtigste Zunft-

meister als Hauptmann führte. Stadt- und Zunft-Regierung vermittelten die in den großen und kleinen Rath gewählten Handwerker. Wo aber das Patriziat (das heißt das von den Burgen in die Stadt eingewanderte Ritterthum) noch ausschließlich die städtische Obrigkeit darstellte, da verlangten die Zünfte im Gefühl ihrer Wichtigkeit und gleicher oder höherer Verdienste um das Gemeinwesen Ueberwachung und Antheil an der Stadtregierung, und erkämpften dieses Recht, wo man es nicht freiwillig gewährte, oftmals mit gewaffneter Hand von Denjenigen, welche das verlockende Beispiel, sich einer geistlichen oder weltlichen Herrschaft zu entziehen, bereits selber gegeben hatten. Daß die beiden älteren privilegirten Stände den immer mehr sich entfaltenden und mit Ueberflüglung drohenden dritten Stand haßten und aus Selbsterhaltungstrieb hassen mußten, konnte mancher vorhergehenden Geschichtshandlung mehr oder weniger deutlich entnommen werden. Wir begegneten bereits wiederholt einer polizeilichen Auflösung der Zünfte, welche nichts anderes als die thätigen Glieder und Organe des lebendigen Körpers waren, welcher „Bürgerschaft" hieß. Kaum war daher die neue bischöfliche Verordnung an den Straßen angeschlagen, als Geistlichkeit und höherer Stiftsadel theils unmittelbar theils durch Klosterknechte, Bediente und etliche fremde Aufenthälter einen argen Lärm machten. Man schrie, die Zünfte brächten nur den Bürgern Nutzen, den übrigen Stadtbewohnern aber, besonders den Fremden, empfindlichen Schaden. Wahre und erdichtete Mängel und Gebrechen wurden geklagt; man beeiferte sich, nachzuweisen, daß ein und der andere Artikel des jungen Freiheitsbriefes von den Zünften selbst bereits umgangen sei. Schon am Tage nach Lorenzi desselben Jahres erschien folgendes Ausschreiben: „Wir Berthold von Gottes Gnaden Bischof von Wirzburg, bekennen mit diesem Briefe und thun kund allmänniglich gegenwärtigen und künftigen. Da uns durch mannigfache Klage der vornehmsten Geistlichen und Weltlichen unserer Stadt Wirzburg ein groß Geschrei wider die Gesellschaft oder Versammlung gemeldeter unserer Stadt, die Zunft genannt, zu Ohren kommen, daß durch solche Gesellschaften und Versammlungen nicht allein den Geistlichen, Laien und ganzem Volk, sondern auch Reichen und Armen männiglich Nachtheil, Schaden und Beschwerde zugehe, zuvörderst, weil dieselben Gesellschaften und Versammlungen machen, daß aller Dinge Gewerb in genannter Stadt nicht frei kann betrieben werden, und weil auch dieser Zünfte wegen, Prälaten, Kapitel und Geistlichkeit zu Wirzburg von ihren göttlichen Aemtern gelassen und uns heftig gebeten

haben, dieselben als unbillig, Gott und den Menschen zuwider, zu verwerfen, zu widerrufen und aufzuheben. Dieweil wir aber solchen vielfältigen der Geistlichen und Weltlichen Bitten geneigt sind, erkennen wir die gemeldeten Gesellschaft oder Zünfte für unbillig, verwerfen dieselben auch jetzt mit Zustimmung und Bewilligung unsers Domkapitels, heben sie auf und widerrufen sie ohne alle Zurückziehung ewiglich. Und damit dieselben Gesellschaften hiemit ewig nicht wieder ergänzt, hervorgezogen und lebendig gemacht werden, setzen und bestättigen wir mit unseres Kapitels Gunst und Willen, verbinden auch dazu uns und unsere Nachkommen, in der Art daß die Vollziehung bis zum nächsten Andreasfest aufgeschoben bleibe, von da an aber haben wir mit gegebener Treue in die Hand unsers Propstes, Dechants und Kapitels mächtiglich versprochen, und versprechen kraft dieses Briefes, zu eröffnen und allen möglichen Fleiß anzuwenden, daß die Zünfte zertrennt werden. Wo nach Erscheinen des genannten Andreastages die Zünfte nicht getrennt sind, alsdann unterwerfen wir unsere Stadt Wirzburg mit Verwilligung unseres obengenannten Kapitels dem geistlichen Interdikt. Wir verkünden auch mit diesem Brief alle Diejenigen in den Bann, welche nach Andreastag die gemeldete unbillige Gesellschaft diesem Widerruf entgegen handhaben, vertheidigen, ihr anhangen, und, daß sie nicht zertrennt werde, Hilfe, Rath und That zu thun, sich unterstehen werden, und bekräftigen im Voraus das Interdikt, welches für obigen Fall das Kapitel in unsere Stadt Wirzburg gelegt hat."

Die Bürger von Wirzburg nahmen dieses Edikt für das, was es zu nehmen war, für einen dem Bischof von den „vornehmsten" Geistlichen und Weltlichen angethanen Zwang, welchen hohen Elementen man lächerlicher Weise die niedern „ganzes Volk" und „die Armen" beizumischen suchte. Bei dem nahen Verhältniß dieses Bischofs zu den Bürgern, deren freiwillige Geld- und Waffenhilfe er so oft in Anspruch nahm, läßt sich auch noch denken, daß er seinen „Freunden" unter der Hand die nöthigen Winke gab. Die Bürger erklärten mit Gemüthsruhe, sie hätten den Freiheitsbrief vor und auf der Burg Thüngen erkämpft und nicht erschlichen, und achteten sie deßhalb den bischöflichen Widerruf für nichts. Gegen Interdikt und Bann besäßen sie einen päpstlichen Schutzbrief. Die geistliche Regierung hatte eben mit Uebernahme der Gravschaft Trimberg, deren grävliches Ehepaar ins Kloster gegangen, vollauf zu thun; das Schloß Schönbrunn und mehrere Dörfer am Steigerwald waren aus dem Besitz des Ritters

von Windsheim in den Wirzburgs durch Kauf gekommen; Korn und Wein des Jahres neunundsiebzig gerieth in reichem Maße; der Dompfarrer ließ auf seine Kosten einen schönen Taufstein, das Meisterstück eines Erzgießers, setzen u. s. w.: unter gegenseitiger Beschäftigung und Behaglichkeit dauerten für die nächsten Jahre die Zünfte fort. Bald veranlaßte ein bevorstehender äußerer Kampf die das Interdikt vergessende Geistlichkeit zu noch freundlicheren Gesichtern. Die Niederlage bei Kitzingen ging nun in das sechzehnte Jahr. Jene tiefe Wunde Castells und Hennenbergs mochte geheilt, doch nicht so leicht verschmerzt werden. Eine Irrung über die Stadt Schwarzach, die Castell in verschiedenen Gefällen zur Hälfte ansprach, der Bischof aber als den kitzinger Siegespreis oder als Kriegsentschädigung verweigerte, blies in die Kohlen. Mit dem Casteller sandte auch der Grav von Hennenberg seinen Absagbrief. Schon in nächster Woche stand das damals sehr feste Schwarzach in hellen Flammen. Vom Schutt der unglücklichen Stadt rückte das oberländer Heer mit Brandfakeln vor das gleichnamige Kloster, welches der Lehnsmann des Abtes Arnold, Ulrich von Hanau, heldenmüthig vertheidigte. Am achtzehnten Mai des Jahres 1283 zog Berthold von Wirzburg zum Ersatz heran. Die Gegner erwarteten ihn bei Alberhofen. Ein fürchterliches Gemetzel begann; schon neigte sich der Sieg auf Seite der erbitterten Graven: da entschied der Opfertod des bischöflichen Ritters Reicholf vom Rumroth zu Gunsten seines Herrn. Mit Verlust von fünfhundert Todten und vielen Gefangenen flohen die Graven in ihre Burgen. Dieser neue Schlag unterbrach für lange Zeit das Streben der beiden ältesten fränkischen Dynastenhäuser nach souveräner Unabhängigkeit. Siegesjubelnd kehrte der Bischof nach Wirzburg zurück; die Zünfte, die unter ihm gestritten, ließ er wie bisher stillschweigend ihre Zunftstuben halten; den Sohn des gefallenen Rumroth aber belehnte er mit des Herzogthums Untertruchsessenamt.*)

---

*) Dieses auch Küchenmeisteramt geheißene Stiftslehen war nach dem Absterben der einen Linie von Rebstock erledigt und bereits an Seibold von Wallhausen vergeben worden, als die Eltern Rumroths, vom Bischof zu einer Bitte aufgefordert, sich dieses Lehen für ihren Enkel Ludwig ausbaten, worauf Wallhausen anderswo entschädigt wurde. Die Einkünfte eines Erbtruchsessen bestanden in den beiden Silbergeschirren, woraus ein erwählter Bischof sein erstes Frühstück nahm, in einer Mark Silbers von jedem neu bestättigten Abt, Probst und Abtissin; dann während eines Feldzugs in den Fellen und Häuten des Schlachtviehes zur Hälfte und nach Beendigung desselben im Ueberrest des lebenden und todten Fleischvorrathes. An seinem

Von diesen Kämpfen zwischen Wirzburg und Hennenberg suchte und fand auch das bereits umfangreicher wiedererstandene Schweinfurt seinen Vortheil. Schon 1275 hatte ihm König Rudolf erlaubt, sich zum Reiche einzulösen; nicht minder schirmte Rudolf es gegen den deutschen Orden, der, nach Beherrschung der Reichsstadt lüstern, keinen üblen Vorwand zum Streite fand. Des Ordens Eigenthum auf der Stätte der neu angelegten Stadt war von den eiligen und eifrigen Schweinfurtern ohne Anfrage in ihre Ringmauern eingefaßt und überbaut worden. Deshalb forderten die Deutschherren unerschwingliches Geld. Der von den bedrohten Städtern herbeigerufene König mittelte auf Petri 1282: „Der Reichsstadt Schweinfurt soll der dem deutschen Orden zugefügte Schaden verziehen sein, und wird nun der angebaute oder verschanzte Raum ihr wirkliches Eigenthum. Dafür tritt die Stadt dem Orden ihr altes Baufeld und einige Güter bei Hilpersdorf ab. Die Gränze zwischen beiden Theilen wird genau bestimmt und berichtigt. Schweinfurt erhält seine eigene Vogtei und Jurisdiktion. Den Bürgern der Reichsstadt steht es frei, ihre Güter auf Deutschordensgebiet zu verkaufen oder zu bewohnen. Die Unterthanen des Ordens sind zehntfrei und die Mainfähre unverwehrt. Hingegen steht der Stadt das alleinige Fischrecht auf dem Maine zu, nachdem ihre Fischerzunft schon voraus wegen der im Kriege gegen den böhmischen Ottokar bewiesenen Tapferkeit ein kaiserliches Privileg besitzt, für sich auf dem ganzen Mainstrome von Bamberg bis Mainz ungehindert zu fischen.“ Auch an andern Orten Frankens fand um diese Zeit der wandernde König zu mitteln, so zu Nürnberg den Streit der onolzbacher Kirche mit den Hohenlohern über das Dorf Uttenhofen, die Irrung der Reichsstadt selbst mit dem Burggraven wegen der Waldreuthe, den Haß der Nürnberger gegen den basler Bürger Schorlin, einen der Helden des Marchfeldes.*) Bei den Zank gewohnten Deutschen hatten die Fehden nur den Prozessen Platz gemacht. Die bei allen Reichstagen, Gerichtshandlungen und Privatverträgen ge-

---

Wohnsitze besaß der Truchseß freien Schaftrieb und das Fischrecht, bei seinem Hofbesuch Futter und Bedienung für vier Pferde.

*) Er hatte die schöne Tochter seines nürnberger Wirths genothzüchtet. Als das entrüstete Volk von dem König Gerechtigkeit verlangte, verheirathete dieser zur allgemeinen Ueberraschung den schuldigen Liebling mit der schwangern Wirthstochter, und gab dem Ehepaar 200 Mark Silber Hochzeitgeschenk. Die gegen den Burggraven strittige Waldangelegenheit wurde vom König zum Vortheil der Bürger entschieden, 1284.

brauchte lateinische Schrift that dazu das Ihre. Dieses Uebel, wodurch so manche Heldenthat der deutschen Vorzeit unverzeichnet blieb, äußerte seinen schlimmen Einfluß auch auf die Gegenwart. Man mußte bei jedem wichtigeren Geschäft fremden, oft unverständigen, oft unredlichen Schreibern trauen; ein vermeintlich beigelegter Streit gebar durch das Friedensinstrument selbst zehn neue. Auf dem Reichstag setzte der König durch, daß fortan bei öffentlichen Verträgen, Verschreibungen und Briefen die bisher für unschreibbar gehaltene deutsche Sprache gebraucht werden mußte.

Solange Berthold von der grävlichen Beute zehrte, blieb die wirzburger Bürgerschaft unbehelligt. Als es ihm wieder, wie das oft der Fall, an Geld gebrach, lieh er den Feinden derselben geneigtes Ohr. Großer Lärm entstand, als er das sogenannte Meßgeld, eine gesetzliche Abgabe der fremden Verkäufer an die Hausbesitzer, für sich einzog. Die herbeieilenden Aebte von Ebrach und Langheim und die beiden Herren von Hohenlohe entschieden am siebenten März 1285 als Obmänner dahin, daß von vier Pfennigen dem Bischof drei Heller und den Bürgern fünf gebühren sollten. Nach diesem das Prinzip rettenden Vergleich erneuerte sich der alte Streit mit der übrigen Geistlichkeit. Die Geistlichen kauften in und um Wirzburg viele Häuser und Weinberge, ohne davon Steuern und sonstige Abgaben zu entrichten. Selbst des nächtlichen Wacht- und Feuergeldes wollten sie frei und ledig sein. Die Stadtvorsteher baten, mahnten, pfändeten. Bei der ersten Pfändung ward geistlicher Seits das Interdikt verkündet. Umsonst beriefen sich die Bürger auf ihr päpstliches Privilegium, man fuhr fort, sie von der Messe und dem Genuß der Sakramente auszuschließen. Da faßte die erbitterte Bürgerschaft in einer allgemeinen Versammlung den Beschluß, die Pfaffheit (so hieß damals die Priesterschaft) mit Ausnahme der vier Bettelorden, welche die Bulle des Papstes respektirend, offen Messe lasen und das Abendmal reichten, aus der Stadt zu jagen. Der Vollzug dieses Beschlusses fand unter Plünderung der geistlichen Höfe und Mißhandlung mehrerer Cleriker statt. Etliche Kirchenvorsteher wurden als Geiseln festgehalten. Die Vertriebenen sandten sogleich eine Botschaft an den königlichen Hof, klagten und suchten Hilfe; nicht minder erschienen daselbst städtische Gesandte zur Gegenklage und Entschuldigung. Weil nun kein Theil, schreibt die Chronik, dem andern seines Zeihens geständig war, und der König bei gegenseitiger Hitze nicht gründlich vernehmen konnte, wer die eigentliche Schuld des Aufruhrs trug: schrieb

er einen allgemeinen Reichstag für Wirzburg aus; mittlerweile gebot er Bürgermeistern und Rath, die Gefangenen zu entledigen, die Verbannten einzulassen und bis zu seiner Ankunft den Frieden aufrecht zu halten. Der Reichstag, mit dem der Papst ein Concilium zu verbinden wünschte, verschob sich bis in das siebenundachtziger Jahr. Wichtigere Angelegenheiten drängten da die wirzburger Händel in den Hintergrund.

Nachdem König Rudolf die vierzehn Artikel seines erneuerten und vervollständigten Landfriedens*) zum erstenmal in deutscher Zunge den Reichsständen vorgelegt und mit deren Genehmigung verkündet hatte, erschien auf dem nunmehr zum Concil sich gestaltenden Reichstag der Kardinalbischof von Tuskulum als Legat des Papstes Honorius IV., und begehrte in ernster, scharfer und drohender Weise, daß jeder Geistliche, Keiner ausgenommen soweit Deutschland reiche, den vierten Theil seines gesammten jährlichen Einkommens vier Jahre hintereinander oder auch ein ganzes volles Jahreinkommen als eine sogenannte Türkensteuer dem Papst zustellen und überantworten sollte. Die meisten Prälaten, obschon höchlich erstaunt und entrüstet, schwiegen aus Furcht. Da nahm sich Probus, der Bischof von Tull, den Muth, stieg auf den schönen neuen, mitten im Dom, dem Sitze des Concils, stehenden Taufstein, auf daß er von männiglich gesehen und gehört werden möchte, und erzählte mit hellen, verständigen Worten, aus welchen Ursachen diese unerhörte Schatzung des Papstes der Geistlichkeit unleidentlich, unerträglich und unmöglich sei, und protestirte sogleich für sich, sein Kapitel und sein Stift. Ob dieser Rede und Handlung ward der Legat sehr zornig, schalt den gemeldeten Bischof ein ungehorsames und widerspenstiges Glied der Kirche, und drohte, falls er nicht abstehen, um Verzeihung bitten und sich bessern würde, ihn als einen abtrünnigen Ketzer zu bannen und des Bisthums zu entsetzen. Mit ruhiger Würde wiederholte der Bischof seine Erklärung, und der Legat sprach die Entsetzung aus. Und nachdem mehrgedachter Probus, bevor er zum bischöflichen Stande kam, ein Barfüßermönch gewesen, der Geburt ein Schwab, wie man sagt von Tübingen bürtig, bekümmerte er sich solcher Entsetzung nicht zu viel, sondern zog wieder in sein Klösterlein, daraus er zu dem Bisthum erfordert worden war, und wollte lieber ein armer Mönch bleiben, als ein reicher Bischof

*) Dieses große Aktenstück findet sich in Ludwigs wirzburger Chronik Seite 590 — 592 vollständig abgedruckt.

sein und des Papstes und seines Gesandten unersättlichem Begehren statt geben. So die Chronik. Weiter erzählt sie, wie des Mönchs Exempel endlich auch die Fürsten von Cöln und Trier dahin ermuthigte, daß sie in einer geheimen Unterredung mit dem Legaten die Schatzung auf einen Zehntheil für 6 Jahre herunterhandelten, und wie darauf der Kardinal mit Verdruß nach Hause ging, und er und sein Herr nicht lange mehr lebten. Auch die weltlichen Reichstagsglieder waren fortgezogen, ohne daß bei ihnen Wirzburgs Sache zur Sprache oder Entscheidung kam.

Den Aufschluß über die Beseitigung eines Gegenstandes, der doch des Reichstages nächster Anlaß war, erhielt man bald. Bischof Berthold beredete die Bürgervorsteher, die Geistlichkeit wie seit Erscheinen des königlichen Mandats in Ruhe und Besitz zu lassen; im Uebrigen werde diese von nun an ihre städtischen Pflichten thun. Man versprach und hielt Wort. Kleriker und Mönche beschäftigte die Einsammlung und Ablieferung der von ihnen verwünschten Türkensteuer. Als so ziemlich die erste Lieferung unter manchem ärgerlichen Wort zur bischöflichen Kammer gekommen und Berthold über die Stimmung seiner meisten Standesgefährten außer Zweifel war, erklärte er: „Weil ehevor von den Päpsten mehr Anlage und Schatzung in deutschen Landen vorgenommen, aber das Geld, so in ansehnlicher merklicher Summa daraus kommen, nicht wider die Ungläubigen gebraucht, sondern dem Papst und seinem Gesinde zur Erhaltung ihrer Pracht heimgeführt worden: enthalte er sich seines Theils oder seiner bischöflichen Gebührniß an dieser Schatzung, und wolle das von der übrigen Geistlichkeit erlegte Geld lieber zur Auslösung der verpfändeten Flecken und Güter des Stifts verwenden, indem es nach seinem Dafürhalten weger (besser) sei, als daß es zu Rom unnütz verthan werde." Diese neue Kühnheit eines deutschen Bischofs mag den römischen Hof sehr überrascht haben; zum Glück für Berthold trat eben der Wechsel im Papstthum ein. Bevor der neue Papst sein Anathem erlassen konnte, wurde der Bischof krank und starb 1287. Ob er die Türkensteuer ganz im Landesinteresse verwandte, kann nicht bejaht, nicht verneint werden. Ein Chronikschreiber erzählt, daß er kurz vor seinem Tode noch das Schloß Hallburg um eine Tonne Goldes versetzt habe; ein anderer bemerkt bei Beschreibung seines Leichensteins, worauf Berthold in bischöflicher Tracht und Lebensgröße abgebildet: „Was die auf seiner Stole und Manipel befindlichen vielen Würfel bedeuten, und was die mitten auf dem Stein stehende Jüdin mit den auf ihrem Arme hangen=

den bischöflichen Kleidern anzeigen soll, wollen wir Andern zur Untersuchung anheimstellen.“ Ein ähnliches Dunkel schwebt über der Geschichte des oberländer Schlosses Waldberg, welches des Bischofs Burghüter, ein Ritter von Steinau, genannt Steinruck zu Poppenhausen, mitten im Frieden des Jahrs 1286 den Graven von Hennenberg ausliferte. Gegenüber den Bürgern von Wirzburg bleibt gewiß, daß in der argen Gereiztheit der Gemüther ein anderer, minder geldbedürftiger und mehr priesterlich gesinnter Regent blutige Katastrophen veranlaßt haben würde.

4.

Mangold.

Des zweiten Bertholds Nachfolger im Herzog- und Bisthum war Mangold, aus dem Geschlechte der Küchenmeister von Nortenberg,*) bis anher wirzburger Domprobst. Er regierte sechzehn Jahre; seine Regierung fiel in die der deutschen Könige Rudolf I., Adolf und Albrecht I. Das erste Jahr verfloß für Wirzburg ruhig, das nächste erneute den nun einmal in Gewohnheit und Natur übergegangenen Streit. Anlaß gab die Weigerung der Geistlichkeit, an den städtischen Lasten mitzutragen. Vieles Andere, die ganze Stellung der Stadtverwaltung zum episkopalen Regiment, lag in einer Neues gebährenden Zeit rechtlich unentschieden da. Die seitherigen Verträge schienen nur gemacht zu sein, um wieder gebrochen zu werden; sie waren immer dem schwächeren Theile mehr oder minder aufgedrungen worden. Jetzt hörte man von verdächtigen Bewegungen des mit Gewalt besteuerten Clerus, von einem Waffenvorrath im Hofe Grundlach. Sturmglocken tönten, Bewaffnete bemächtigten sich des Hofes und brachen ihn. Von den zertrümmerten Mauern blickte der bürgerliche Siegesrausch nach der verhaßten Veste. Da erschienen als Mittler Kraft von Hohenlohe und der ebracher Abt. Die Bürgerschaft fühlte ihre augenblickliche Oberhand; von einem Schadenersatz für den Grundlach und sonstiger Entschädigung durfte gar nicht gesprochen werden; was man zugestand, bestand in der abgenützten Redensart „es sollte Geistlich und Weltlich

*) Fränkische Chroniker nennen ihn irrig Archimagirus oder Küchenmeister von Neuenburg. Mangolds Bruder Heinrich bekleidete um diese Zeit das Richteramt zu Rotenburg, und wurde nach Diethers von Castell Tod des römischen Reichs Landvogt zu Nürnberg.

bei seinen alten Rechten bleiben"; auf vieles Bitten der Mittler versprachen die Rathsglieder und zwölf Männer der übrigen Gemeinde, den neuen Bischof gegen seine Widersacher zu vertheidigen. Der reichsstädtische Geist segelte unter dem Zerstörer der Raubburgen und dem Verächter Italiens mit vollem Wind; ja selbst diesem starken Kaiser gegenüber behauptete er seine Stellung.

Als man zu Ende 1288 in Wirzburg jenseits des Maines das deutsche Haus zu bauen begann, und dasselbe mit der daran liegenden Kirche so zu verbinden dachte, daß der offene Weg zum Schottenanger würde gesperrt worden sein: wehrten das die Bürger den Vorstehern des Ordens, und achteten dabei der wiederholten kaiserlichen Befehle nicht. Da schrieb Rudolf im Sommer 1289 von Erfurt aus den merkwürdigen Brief: „Rudolf von Gottes Gnaden römischer König, allzeit Mehrer des Reichs, entbeut den fürsichtigen Mannen, Schuldheissen, Bürgermeister, Rath und allen Bürgern zu Wirzburg, seinen lieben Getreuen, seine Gnade und alles Gute. Uns ist noch wohl eingedenk, daß Wir euch mit mehr als einem unserer Briefe gebeten haben, damit ihr den Weg bei dem Hause unserer Geliebten, der deutschen Brüder, außerhalb der Mauer zu Wirzburg folgen lassen wollet zu dem Bau, so daselbst gebauet wird zum Lob der ehrwürdigen Jungfrau, zum Voraus, weil eurer Stadt Bischof, Unser lieber Fürst, seine Bewilligung auf unsere Bitte gegeben hat. Also bitten wir abermals mit besonderem Fleiß, daß ihr Unserer Majestät zu Ehren solchen vorgemeldeten Weg (auf daß der angeregte Bau wegen Mangels des Orts vonwegen eurer Mißhandlung nicht unvollbracht bleibe) günstig folgen lassen, und euch auf Unsere Bitte in Solchem dermassen erweisen wollet, als ihr hinwieder auch gern hättet, daß Wir eurer Bitte, wo die an Unserer Majestät Hoheit gelangte, Statt geben sollen. Wir können auch ohne Scham nicht sein, nicht unbillig, daß Wir euch um dergestalt geringe Sachen mit Unsern Briefen so oft anstrengen sollen. Was nun eure Meinung in Solchem sein will, das lasset Uns durch Vorzeiger dieses, Bruder Dietrich Unsern Kaplan, in Schriften endlich wissen." Darauf antwortete der wirzburger Magistrat: „Sie wollten den deutschen Herren den Haus- und Kirchenbau an bewußtem Orte gestatten, doch müßte die Verbindung Beider durch einen geräumigen Schwiebbogen geschehen, damit der alte Weg zum Jakobskloster nicht versperrt, sondern zum Gehen, Reiten und Fahren frei behalten werde." Und dabei verblieb es für Kaiser und Orden. Nicht minder kräftige Haltung bewies die damals zweitgrößte Frankenstadt.

Als bei dem Turnier, welches Rudolf gegen Ende des wunderbaren*) neunundachtziger Jahres zu Nürnberg hielt, Kraft von Hohenlohe den Bajernherzog Ludwig zu Tod gerannt hatte, und darob ein hitziger Kampf zwischen den anwesenden Bajern und dem königlichen Gefolge entstand; als wilder Aufruhr durch die Gassen tobte und des Reichsoberhauptes Befehl für nichts mehr galt: trat der nürnberger Schuldheiß Konrad Eßler, den man den guten und gerechten Richter hieß, mit seinen bewaffneten Bürgern zwischen die Kämpfenden, und gebot bei Todesstrafe Frieden. Fürstliche und grävliche Schwerter senkten sich vor der drohenden Stadtjustiz.

Solche Umstände nützten mehrere Frankenstädte zur Vervollständigung und Verbriefung ihrer inneren Gesetzgebung, wofür nachgehender Auszug einer fränkischen Stadtordnung zum Muster und Vergleiche dient: „Wehrtragen. Niemand soll ein Schwert oder spitziges Messer, das nicht stumpf geschlagen ist, oder andere verbotene Wehr tragen außer dem Landrichter, dem Landvogt, Schuldheiß und dem Gesinde so deren Brod ißt, und dem Stadtbüttel. Wer es gefährlich oder heimlich trägt unter dem Rock oder in den Schuhen, schuldet zwei Pfund; hat er das Geld nicht, verliert er die Hand. Einem, der verbotene Wehr trägt, soll Niemand etwas zu kaufen geben; der Wirth, bei dem er einkehrt, soll ihn zur Ablegung des Gewehrs bereden, im Weigerungsfalle ihm und dem Pferde nichts zu essen und zu trinken geben; der unterlassende Wirth zahlt 60 Pfennige. Frevel. Wenn ein Gast einem Bürger in seine Haare greift, ihn stößt oder schlägt, ist er schuldig fünf Pfennige, und wird ihm, so er kein Geld besitzt, die Hand abgeschlagen. Rottirung. Der Hauptmann einer andere Bürger mißhandelnden Rotte zahlt zehn, der einzelne Theilnehmer fünf Pfund, beide bei Verlust der Hand. Spielen. Ein Bürger oder Bürgerskind soll in Tag und Nacht nicht mehr verspielen als sechzig Heller, gleichviel ob in Würfeln, Kugeln, Potzen, Seiben und Welzeln; der Dagegenhandelnde verfällt dem Stadtrichter. Wirthschaft. Kein Weinschenk soll seine Wirthin vor den Zapfen setzen, und sie soll nicht zu ihm in den Schenkkeller gehen. Wer Wein aufträgt, bevor er ihm mit Geld oder Pfand vergolten, zahlt sechzig Pfennige und eben so viel der Gast für jedes absichtlich zerbrochene Glas. Kornkauf. Ueber den Hausbedarf darf kein Getraid angeschafft werden. Leistung. Ein

---

*) In den Monaten Oktober, November und Dezember blühten die Bäume, und auf Weihnachten badeten viele Menschen im Mainstrom.

Bürger, der zu leisten hat, schuldet seine Leistung nur einmal des Tags, des Morgens oder des Nachts, auch an keinem Sonn- und Feiertag, auch nicht in der Marter-, Oster-, Pfingst- und Weihnachtswoche. Geschäftsreisen entbinden von der Leistung. Stadtbefestigung. Wer etwas an Thurm, Mauer und Graben verdirbt, verliert die Hand oder zahlt zehn Pfund. Gebäu. Es muß mit Ziegeln gebaut und gedeckt werden. Obrigkeit. Wer obrigkeitliche Personen, Räthe und Schöffen schimpft, zahlt fünf Pfund. Taubenhäuser. Fliegende Tauben sind bei sechzig Pfennige Strafe verboten. Stadtämter. Der Rath hat zu be- und entsetzen das Schreiber- das Büttel- und das Meßmeisteramt, die Thorwarten, Markthüter und Hirten. Zunft. Ohne Rathsgenehmigung öffnet sich keine neue Zunftstube. Oeffentliche Gelder. Unterschlagung derselben wird an Leib und Gut gestraft, selbst noch an den Kindern, und macht jedes Amtes für alle Zeit unfähig. Bürgerrecht. Wer es aufsagt, verbürgt sich noch, die nächste jährige Steuer zu zahlen. Münze. Sie soll nicht gesteigert, nicht der schwere Heller aus den leichten, der neue aus den alten gelesen werden. Feuerglocke. Nach derselben darf man nicht ohne Licht auf der Straße gehen Landesverwiesene. Wer einen ewig Verwiesenen aufnimmt, zahlt dreißig Pfund oder meidet selbst die Stadt ewig; wer einen kürzer Verwiesenen, zahlt zehn Pfund, oder meidet die Stadt für die Dauer der Verweisungszeit. Kampf. Kein Bürger soll einen Gast kämpflich ansprechen. Brautschenk. Ohne Wissen beiderseitiger Eltern soll man keiner Braut die Morgengabe reichen. Kindtaufe. Zu derselben sollen nicht mehr gehen als vier Frauen und die Gevattern auch nicht mehr Männer. Badstube. Frauen dürfen dahin nur zu viert gehen. Hoffartsordnung. Zu einer Hochzeit sollen sich nur die nächsten Verwandten festlich kleiden, und Gold- und Silbergeschmeide möglichst vermieden werden. Zechen und Spielen. Nach der Feuerglocke soll Niemand Luder oder Spiel in seinem Haus gestatten und Wein über die Strasse geben. Brod. Es muß zweierlei Weißbrod, von Semmelmehl und Bollen, gebacken werden, und jede Mehlgattung unvermischt bleiben. Fleischverkauf. Fleisch verkauft man nicht ungewogen; Fleisch gilt nur zwei Tage für frisch; unter vier Wochen schlachtet man kein Kalb; die Juden schlachten nicht in der Nähe der Christenbank; das Vieh, welches die Metzger im mehrstündigen Umkreis um die Stadt kaufen, darf nur in der Stadt verwerthet werden. Fischordnung. An gebotenen Fasttägen darf vormittags kein Fisch an Juden verkauft werden. Bierordnung. In die Stadt geht kein fremdes Bier und Malz; Bier

braut man nicht von Haber, Dinkel, Waizen, Korn, nur von Gerste. Der Biersatz (das Viertel im Winter zwei, im Sommer drei Heller) darf nicht überschritten werden."

Wie wenig auch solche bürgerliche Selbstthätigkeit einem Bischof von Wirzburg gefallen mochte: er mußte sie zugeben, um so mehr, als Mangold nach dem Muster vieler Vorgänger mit weltlichen Herren im Kampfe lag. Hermann von Hennenberg, der alte Bischofsfeind, schien noch aus dem Grab zu zürnen. Von seinen beiden Kindern und Erben starb der Sohn Poppo kinderlos; der Gemahl der Tochter, Markgrav Otto von Brandenburg, hielt dessen wirzburger Lehensstücke für der Gattin Erbe. Mangold läugnete die Lehensfähigkeit einer Frauensperson. So folgte denn der markgrävliche Fehdebrief und mit ihm der Kampf, der einem großen Theil der Rhöngegend besonders der Stadt Meiningen mit Verderben drohte. Zwar legten die Schiedsmänner Heinrich Grav von Stollberg und der Dompropst Heinrich von Wechmar den Parteien einen Vertrag vor, wonach sie selbst die vier strittigen Orte, nemlich Stadt und Schloß Kissingen, Flecken und Schloß Steinau, die Burg Rotenstein und die Stadt Königshofen im Grabfelde in vierjährige Verwaltung nehmen wollten, bis der Markgrav viertausend Mark Silbers, je tausend für einen Ort zur Entschädigung des Bischofs aufgebracht haben würde; auch wurde dieser Vertrag wirklich zu Schweinfurt im Jahre 1290 von beiden Theilen angenommen und verbrieft; allein der Tod des Faustrechtsbändigers, des Königs Rudolf, ließ den Markgraven vorziehen, die Sache mit einem anderen Metall abzumachen. Zehn neue Jahre währte nun dieser gegen Ende so laß als anfangs hitzig betriebene Krieg. So lange Mangold den Feind im Rücken fürchtete, erfuhren Wirzburgs Bürger alles Liebe und Gute. Als des Markgraven erstes Feuer verraucht und die deutsche Krone an einen Mann gekommen war, den man in Folge seiner Erhebung allgemein für ein Werkzeug der Priester hielt, lüftete nicht nur in Wirzburg sondern auch anderwärts in Franken die Herrschaft der Privilegirten ihre stets durchschaubare Larve.

Gerhard, Erzbischof von Mainz, ein geborner Grav von Nassau, hatte seinen Vetter Adolf, nicht ohne Anwendung von List zum deutschen König gemacht. 1291. Ein Fingerzeig auf die außerordentlich gewachsene Macht des Hauses Habsburg und dessen Streben nach erblichem Thronbesitz sollte den andern Wahlfürsten zur Maßnahme dienen. Man sehnte sich wieder nach einem schwachen Oberherrn. Adolf nicht ohne persönliche Kraft entbehrte der Klugheit und des

Geldes. Zur nothwendigen Mehrung seiner Hausmacht wählte er den unrechten Weg. Er ließ sich von England gegen Frankreich erkaufen, und erwarb mit dem unedlen Lohn von Albrecht dem Unartigen, der aus Liebe zu einer Buhlerin und deren Bastard die beiden Söhne seiner rechtmäßigen Gemahlin haßte, die Länder Thüringen und Meissen zu einem nassauischen Familiengut. Der unglückliche Streit um die Bärenhaut — die rechtmäßigen Träger Friedrich mit der gebissenen Wange und Diezmann lebten noch, und wehrten sich sieghaft — setzte den König in den Augen der Nation, die ihn nie recht geachtet, noch mehr herab. Man liest, daß zu Nürnberg während der ersten Anwesenheit des neuen Reichsoberhauptes daselbst achtzehn Bürger wegen erregten Tumults und Aufruhrs verbannt wurden. Nur das sogenannte materielle Interesse — Adolf machte Nürnberg zu seinem häufigen persönlichen Aufenthalt wie auch zum bleibenden Sammelplatz seiner Truppen im Thüringer- und Böhmenkrieg; er hielt einen Reichstag und die Hochzeit seiner Tochter daselbst, und begünstigte auch sonst die Stadt und deren Waldungen — scheint die dortige Bürgerschaft beschwichtigt und das aristokratische Element des Magistrats bestärkt zu haben. Dagegen sprach sich der Unwillen um so unverholener in Wirzburg aus. Hier verschlug der Rath gleich die erste Münze, welche der arme König schlug, als zu geringhaltig, und verbot sie für Handel und Wandel. Selbst das höfliche schriftliche Gesuch des Regenten*) änderte die stolze Weisung nicht.

Auch da wäre muthmaßlich die bürgerfeindliche Partei alsbald hervorgetreten, hätte nicht abermals ein auswärtiger Zwist ihres Hauptes Arm gelähmt. Von der schon erwähnten trimbergischen Erbschaft ging dem wirzburger Hochstift noch die Stadt Arnstein ab. Auch diese wünschte der Bischof dem von seinen bigotten Eltern schon genug mißhandelten Sohne noch abzunehmen. Der junge Grav aber kehrte

*) „Adolf von Gottes Gnaden, römischer König und allzeit Mehrer des Reichs, entbeut den fürsichtigen Leuten, Bürgermeistern, Rath und den Bürgern zu Wirzburg, seinen lieben Getreuen, seine Gnade und alles Gute. Aus wahrer Anzeige hat Unsere Hoheit Gehör erlangt, daß ihr Uns und dem Reich zum Nachtheil vorhabt, zu gebieten und zu setzen, daß man Unsere Heller in euerer Stadt nicht nehme noch gebe. Darum befehlen Wir euern Treuen fleißig, und gebieten, daß ihr von diesem Vornehmen abstehen, und Unsere Heller in ihrem Gang, in dem sie verrückter Zeit gewesen, laufen lassen wollet. In solchem werdet ihr Unserer Hoheit einen angenehmen Dienst erzeigen. Gegeben zu Heilbrunn am 23. Tag des März, Unseres Reichs im ersten Jahr.

das Verlangen; er forderte jetzt seine ganze Gravschaft zurück, die ihm als einem Minderjährigen durch Pfaffentrug entrissen, von seinen erlauchten Ahnen auf ihn ohne Veräußerungsrecht der im Kloster befindlichen, unzurechnungsfähigen Eltern vererbt worden sei. Mangold berief sich auf den angeblich giltigen Vertrag, und zeigte dabei drohend auf die blanke Waffe. Der unmächtige Jüngling mußte rettungslos erliegen, hielt nicht ein Theil des fränkischen Adels seine Lanzen vor. Am Brikzientag 1292 vereinigte man sich: „Konrad von Trimberg der Jüngere überläßt dem Stift Wirzburg nicht nur das von seinen Eltern bereits abgetretene trimbergische Gut sondern auch die Stadt Arnstein, und verzichtet also auf die ganze Gravschaft, die dem Bischof Mangold, seinen Nachkommen und dem Stift ewig bleiben soll. Dagegen gibt der Bischof an Konrad die Stadt Bischofsheim vor der Rhöne,*) das darin am Kirchhof gelegene Schloß mit allen sonstigen Zugehörungen wie auch 100 Pfund Heller Jahresgenuß von den um Bischofsheim gelegenen wirzburger Ortschaften, letzteres solange, bis es Mangold oder einer seiner Nachfolger mit achtzig Mark Silbers abgelöst.“ Genannter Handel verzögerte des Bischofs Auftreten gegen die Wirzburger. Von seiner Gesinnung gab die glänzende Erhebung des Stiftsfleckens Iphofen einen Vorgeschmack. Dieses große Dorf hatte stets des Bischofs Partei genommen, demselben auch besonders eifrig gegen Hennenberg gedient. Es erhielt nun den Auftrag, sich eine Gnade auszubitten, und es bat, wie ihm schon vorher eingegeben worden, um das volle städtische Recht. Die fürstliche Erlaubniß, Graben, Zwinger, Mauern und Thürme aufzuführen, begleitete eine zehnjährige Steuerfreiheit. Ein weitgereister kunstfertiger Jude, Namens Michelmann, leitete den stattlichen Bau. Als die Bürger von Wirzburg über das neue Bethlehem oder Bettelheim spotteten, verlieh Mangold den Iphöfern das vermehrte und verschönerte wirzburger Wappen.**) In der neuen Stadt suchte die eingangs erwähnte Partei

*) Den Namen vermuthlich als ein Rastplatz des aus Thüringen nach Franken wandernden Missionärs Kilian tragend. Bischofsheim wird schon im achten Jahrhundert als temporärer Wohnsitz der Klosterfrau Lioba, der Schwester Winfrieds, genannt. 1270 wurde es als ummauerter und sonst wohlbefestigter Schlupfwinkel mehrerer buchonischer Raubritter von dem tapferen fuldaer Abt Bertho II. erstürmt. Bei den Trimbergern blieb es bis zu deren Aussterben im Jahre 1376.

**) Nemlich in den blauen Grund einen dreizackigen grünen Berg, auf dem die roth und weiße Frankenfahne zweimal steht, welche zwei Fahnen auch den glänzenden Helm zieren.

nicht nur eine Herabsetzung der Hauptstadt sondern auch eine Vormauer gegen Castell und Schwarzenberg.

Zu Anfang des Wintermondes 1294 nahm sich endlich Mangold den Muth, das unter seinem Vorgänger Berthold erlassene, bisher nicht gehandhabte Verbot der Zünfte mittels öffentlichen Ausschreibens zu erneuern. Entweder weil er die Folge dieser aufreizenden Handlung zuvor kannte, oder weil er sie bald genug erfuhr, hob er am nächsten Tage gleichsam zum Ersatz für das Genommene die Weinsteuer auf. Damit hoffte er, das Interesse des gemeinen Mannes, der Gesellen und Handlanger, wie auch der übrigen unzünftigen Stadtbevölkerung von dem der eigentlichen Bürgerschaft zu trennen. Die Zünfte lösten sich nicht auf. Der Bischof ließ anfragen, ob das der dem Regenten schuldige Gehorsam sei, und wofür er das Umgeld, so ihnen doch genehm, aufgehoben habe? Die magistratische Antwort unterschied zwischen Geschenk und Gebot; jenes könne man stillschweigend annehmen, zu diesem ermangle die Zustimmuug der Bürgerschaft. Doch schloß man die Zunftstuben. Aber unmittelbar hierauf erschienen vor dem Rath die Vorsteher der Innungen, und verlangten dringend und drohend deren Oeffnung. Zugleich brachten sie das alte Kapitel von der Besteuerung des Clerus vor, und wirklich ließen schon die von ihnen unterrichteten Thorhüter kein geistliches Kaufgut mehr ein- und auspassiren. Die geängstigten Stadtvorsteher halfen sich für den Augenblick mit Versprechungen. Nun kamen aber auch die Abgeordneten der Priesterschaft, und klagten über freventliche Neuerung, über gewaltthätige Verletzung ihrer Rechte. Auch diesen fiel ein gefälliger Bescheid. Als man davon in der Stadt hörte, entstand ein gewaltiger Lärm; Alles schrie über die Doppelzüngigkeit und Feigheit der Räthe. Sogleich erbrach man die Zunftstuben, berief und berieth sich, wählte Ausschüsse und aus diesen noch am nemlichen Tage einen neuen Rath. Es wurde in den Straßen verkündet: „Der Rath, welcher damals seine Sitzungen in dem sogenannten Bischofssaale hielt, sei des Bischofs Rath; Bürgermeister und Rath der wirzburger Bürgerschaft sitze im grünen Baum; nur dort suche und gebe man Recht, dort befinde sich die Stadtregierung.“ Damit war nun faktisch die Reichsstadt ausgerufen. Die Wirzburger hatten vergessen, daß das Reichsoberhaupt, welches die Reichsfreiheit zu geben, wenigstens zu bestättigen hatte, von ihnen schwer beleidigt war.

Bischof und Kapitel mußten auf einen kampffreien Augenblick des Königs warten. Dieses jahrlange Warten schläferte die junge Reichs-

stadt ein. Nachdem eine heimlich von Wirzburg abgereiste geistliche Deputation zu Nürnberg ihre Klagen angemeldet, befahl Adolf schriftlich den drei Herren von Hohenlohe, Brauneck und Wertheim, die Sache in der Güte beizulegen. Mündlich, beim Abschied gab er wohl einen andern Befehl. In der zweiten Dezemberwoche 1296 hielt die Streitmacht der drei Dynasten vor und in Wirzburg. Kraft von Hohenlohe, jener mehr erwähnte Staats- und Kriegsmann, führte das Wort und den Heerbefehl. Unter der überraschten Stadtgemeinde theilten sich die Meinungen; etliche riethen zum rücksichtslosen Widerstand; andere, denen unklug schien, alle Hoffnungen der Zukunft auf einen einzigen und dazu vom Feind gewählten Tag zu setzen, zum Nachgeben. Es ward hin und her gehandelt, gedroht, gebeten: die königlichen Kommissäre bestanden auf unverweilter Annahme folgender Artikel: „Die Bürger erkennen nach wie vor die Oberherrlichkeit des Bischofs und Domkapitels, und helfen, daß jeder Widersacher zur gebührenden Strafe gezogen wird. Die neugewählten Bürgermeister und Rath sammt deren Anordnungen, Rathhaus und Rathsglocke hören auf; es tritt der alte abgesetzte Rath wieder ein, und Jedermann gehorcht ihm. Nur vor des Bischofs Gericht wird das Recht gesucht. Das Umgeld erhebt der Bischof künftig zu eigenem Bedarf. In seinem Belieben steht es, die Zünfte aufzuheben und zu lassen. Sein Geleit ist heilig und unverletzlich. Bei Unruhe und Auflauf folgt Alles bereitwillig dem bischöflichen Aufgebot. Diese Artikel beschwört die ganze Gemeinde, und die sechzig angesehensten Bürger, von denen jeder Abgehende sogleich durch einen anderen ersetzt wird, verpflichten sich noch besonders, bei einer Irrung zwischen Regenten und Regierten auf dem bischöflichen Saal als Leibesbürgen den Ausgang abzuwarten.“ Am dreizehnten Dezember unterfertigte die Stadt diesen Unterwerfungsakt. Die Gemäßigten glaubten genug gewonnen zu haben, daß die Urkunde das Dasein der Zünfte der bischöflichen Gnade anheimstellte, und die Entschädigung der hart mitgenommenen Stifter und Klöster unberührt ließ. Darüber schienen die Adeligen mit den Bürgern einverstanden. Wegen dieser Unruhen hatte man auch das auf Lorenzi dieses Jahrs nach Wirzburg ausgeschriebene Turnir nach Schweinfurt verlegt.

An diesem Lorenzitage war, wie man später erfuhr, das geheime Bündniß zwischen Adolf und Mangold zu Wezlar abgeschlossen worden. Gerhard von Mainz machte den Mittelsmann zwischen dem Bluts- und dem Wahlverwandten; denn der König zürnte dem Bischof wegen

übler Behandlung der wirzburger Bürgerschaft, oder er stellte sich so, um von dem Eingeschüchterten Zugeständnisse für die hilfsbedürftige Majestät zu erhalten. Die gegenseitige Verbindlichkeit zu Schutz und Trutz wurde in zwei besondern Urkunden abgefaßt. Mangold verpflichtete sich, von einem Strafgelde der Bürger an den König keinen Theil zu fordern, ja von seiner eigenen daherigen Entschädigung noch Einiges an Adolf abzutreten, sodann, um wenigstens den Schein der königlichen Unparteilichkeit zu retten, mehrere verhaßte Hofdiener zu verabschieden. Dafür gelobte Adolf dem Bischof und Kapitel seinen fortwährenden Beistand wider die Unterthanen und jeden andern Feind. Bischof und Kapitel ließen voran, wie nachher die Schiedsmänner, die Sache des übrigen Clerus fallen oder unerinnert. Mehrere gleichzeitige Vorgänge zeigen zur Genüge, daß das damals so gute Einvernehmen der beiden Stiftsgewalten nicht auf dem Prinzip fußte sondern auf Geldgeschäft. Schon vor zwei Jahren hatte der wie der König verschuldete Bischof das Schloß Frankenberg der Dompropstei verkauft, und ein Jahr darauf die Stadt Ochsenfurt, welche der bischöflichen Tafel gewidmet war, für dreitausendvierhundert Pfund Heller dem Domkapitel."*) Darauf im Sommer 1297 versetzte der König dem Bischof an Statt zweitausend Mark Silber die Stadt Windsheim, beide Ahausen (Sommer- und Winterhausen), die Vogteien zu Seinsheim und Heidingsfeld, den Hof zu Sulzfeld und andere Reichsgüter jener Gegend. Dafür sollte Mangold mit Adolf gegen Frankreich ziehen; denn England verlangte für seine jüngst vorgeschossenen hunderttausend Mark vom deutschen König nun einmal eine thätige Hilfe, und Deutschlands größere Fürsten, dieselbe früher verheißend, aber nun des Nassauers überdrüssig, verweigerten sie. Auch der fränkische Herzog durfte jetzt für die gute Vorauszahlung keine Arbeit thun.

Der Rheinstrom sah im nächsten Jahre den Kampf um die deutsche Reichskrone. Geleitet von der Idee, daß der Geber seine Gabe wieder nehmen dürfe, beschuldigte der mainzer Erzbischof den König, er habe vom Ausland Sold genommen, die Kirchen verwüstet, das Reich nicht gemehrt, den Landfrieden nicht gehandhabt. Wie wahr auch diese Klagepunkte, erregten doch nicht sie des Mainzers Zorn sondern

---

*) Dieser Verkauf wurde von den Bischöfen öfters als ungiltig angefochten. Bischof Johann Gottfried aus dem Hause Guttenberg soll den Prozeß bereits gewonnen gehabt haben, starb jedoch am Tage der Insinuation (14. Dezember 1698), wodurch die Sache wieder ins Stocken und Vergessen gerieth. 1300 verkaufte der Bischof dem Kapitel auch das Dorf Willanzheim.

der gewagte Emanzipationsversuch Adolfs von der ihn bevormundenden Geistlichkeit. Darum sollte er fallen. Nach dreimaliger Vorladung, welcher er nicht Folge leistete, wurde er zu Frankfurt von den Fürsten von Mainz, Köln, Sachsen und Brandenburg förmlich abgesetzt. Dieselben Vier wählten nun den bereits durch Bajern und Schwaben vorgerückten Sohn Rudolfs, den Herzog von Oestreich. Bei Worms verlor Adolf Schlacht, Krone und Leben, letzteres durch des Gegenkönigs eigene Hand (2. Juli 1298). Albrecht I. entsagte seiner ersten Wahl, und erhielt etliche Wochen darauf alle sieben Kurstimmen. Während dieses innerlichen Krieges begann der große Judenmord. Religionshaß und Barbarei unterliegen dem Verdammungsurtheil aller Zeiten; doch kann zur Steuer der Wahrheit nicht verschwiegen bleiben, daß jenes gräßliche Geschick des unglücklichen Volkes nicht ohne eigenes Verschulden war. „Damals, sagt eine alte Handschrift, hatten die Juden in fast allen fränkischen Städten die besten Wohnplätze, die Häuser am Markt inne, und weil sie den römischen Kaisern und Königen (besonders dem Adolf von Nassau) ansehnliche Schatzung gaben, und viel Geld borgten, unterstunden sie sich alles Frevels und Muthwillens; und klagte man dagegen bei kaiserlichen Landvögten und Amtleuten, so erhielt man abweisende oder gar keine Antwort." Wirzburg, welches den Nassauer am eifrigsten haßte, ging auf die Kunde von Adolfs Tod mit der blutigen That gegen dessen Schützlinge voraus. Am 23. Juli wurden alle hier wohnenden und anwesenden Juden ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, was nicht schnell zur Taufe kam, auf eine schauerliche Art ermordet. Der Clerus, mit den Bürgern zerfallen, froh, deren Messer gegen Anderer Brust gekehrt zu sehen, bekräftigte die Rechtlichkeit der Handlung und auch das Märchen, daß die Juden Kirchen erbrochen, daraus Hostien gestohlen, diese in Mörsern zerstossen und dann gespottet, daß der lebendige Leib der Christen kein Blut gebe. Von Wirzburg leitete ein fanatischer Bauer Namens Rindfleisch, der durch ein göttliches Traumgesicht zum Vertilger „gesammter Judischheit" geweiht sein wollte, den wüthenden Pöbelhaufen durch das Frankenland. Zu Bamberg, Rothenburg, Mergentheim, Nürnberg, Neumarkt, Forchheim, Eichstädt und Amberg endeten die Juden wie in Wirzburg durch Schwert und Feuer. Nur in Regensburg rettete sie ein aufgeklärter Magistrat. Man rechnet auf dieses und die nächsten Jahre, wo erst die erstarkte Regierung Albrechts dieses Unfugs Meister ward, über hunderttausend Todte. Von da an wurden die überlebenden Juden in [illegible] frühern Orte und Rechte wieder ein-

gesetzt, die Judenmörder um Geld gestraft, und deren Anführer Rindfleisch auf ewig des Lands verwiesen.

Nach Ausrottung der Juden beschäftigte man sich zu Wirzburg wieder mit der nicht minder verhaßten Geistlichkeit. Schon im Oktober des verwichenen Jahres siebenundneunzig hatte Bischof Mangold auf Klage der Aebte von Ebrach, Heilbronn, Brombach und Bildhausen, besonders aber des ausgebreiteten Zisterzienserordens beiderlei Geschlechts die Stadtvorsteher von fernerer Belastung der klösterlichen Wein- und Korn-Einfuhr schriftlich abgemahnt. Die Bürger ließen dem Bischof sagen, sie hielten treu an dem ihm und dem Kapitel gethanen Versprechen, er möge daher auch ihnen freie Hand gegen die faulen Mönche und albernen Nonnen lassen, um so mehr, als die Besteuerung derselben zur Tilgung der königlichen und bischöflichen Strafgelder durchaus nothwendig sei.*) Unterdessen hatte der Citlerorden, dem das bischöfliche Auftreten zu leise däuchte, durch eine wohlversehene Gesandschaft das Einschreiten der römischen Curie nachgesucht. Papst Bonifazius beorderte den Bischof von Eichstädt als Untersuchungsrichter. Zu Anfang 1299 erschien dieser zu Wirzburg, und verhängte ohne viel Fragen über die Stadt den Bann. Das war der a c h t e. Mehr die politischen als die religiösen Folgen desselben scheinen jetzt auf die Stimmung der wirzburger Bürger gewirkt zu haben. Die nunmehrigen Vorladungen bald an den Gerichtsstuhl des Erzbischofs von Mainz bald an den des päpstlichen Gesandten, die persönliche Gefahr der Hin- und Herreisen im goldenen Zeitalter der Weglagerer und Räuber neben deren Geldkosten, endlich der Umstand, daß die Mönche und Nonnen die Bürgerskinder ohne Einwilligung der Eltern in die Klöster aufnahmen, andere Minderjährige ohne Wissen der Väter und Mütter zur Ehe einsegneten oder gar für sich verführten,**) alles dieses stimmte zur Nachgiebigkeit. Die theuersten Familieninteressen zu retten, verpflichtete man sich am Samstag nach Dreikönig, die freie Ein- und Ausfuhr des geistlichen Getraides und Weines und dessen beliebigen Verkauf allerorts zu gestatten, und den seitherigen Schaden

*) Der Scheffel Getreid zahlte 6 Denarien, das Fuder Wein 1 Pfund Heller.

**) „Und als der Zeit ein neue Sitt'
Entstunde, daß die Kupplerin
Auch die Mönche durch argen Sinn
Den Bürgern ihre Kinder ohne Noth
Verführten, dasselbe er verbot"

heißt es im Kundspruch zu Ehren des Bischofs Mangold.

zu ersetzen. In der hierüber ausgestellten Urkunde mußten die bedrängten Wirzburger zu ihrer Schmach bekennen, durch das Einflüstern verderbter Menschen verführt zu sein, auf eine unvernünftige Weise die Cisterzienser zu beeinträchtigen. Dafür nahm nun der Eichstädter den Bann zurück; von Aufhebung des fremden Gerichtszwanges und des übrigen Unfugs war keine Rede.

Wirzburgs Selbsterniedrigung, außer angeführten Ursachen noch erklärbar aus dem Gewissensdrucke, welcher den Gräuelscenen der Judenermordung folgte, hatte unerwartet einen alten Freund der Bürgerschaft zu deren aufrichtigem Freund gemacht. Dieser war kein Anderer als Bischof Mangold. Nächsten Anlaß zu dieser Sinnesänderung gab der tiefe Sittenfall der Standesgenossen, welcher bei der im Frühjahr 1298 zu Wirzburg gehaltenen Diözesansynode recht ersichtlich ward. Obschon die Synode nur die Seelsorger des Stifts umfaßte, mithin den bis jetzt noch besten Theil der Priesterschaft, fand man doch nothwendig, den Anwesenden das Lesen zweier Messen an einem Tage, die Reichung des Abendmals an kleine Kinder, das Oeffnen der Kirchen zum Tanzvergnügen, die Zulassung weiblicher Altarbedienung, den Verkauf der Pfarrgüter, das Anzünden der Kirchengebäude, den Mißbrauch der Kirchengeheimnisse zu Wahrsagereien, das Verfälschen päpstlicher Briefe, die Unterlassung der jährlichen Beicht beim Bischof oder dessen Stellvertreter, das Erpressen der Stollgebühren, die Einsegnung unerlaubter Ehen, das Einmischen in weltliche Händel und Geschäfte, den Kleiderluxus, das Halten von Gauklern und Spaßmachern, das Wirthshausbesuchen und Würfelspiel, das Berauschen und die Unsitte, sich zu gleichen Trünken herauszufordern, den Umgang mit verdächtigen Weibspersonen, den Aufenthalt der Bastarde in den Pfarrhöfen, das Befördern unreifer Geburten, die Beiwohnung bei Hinrichtungen und Zweikämpfen, das Tragen spitziger Messer und dergleichen mehr schärfstens zu untersagen. Bei solchen Gebrechen der Seelsorger mußte es begreiflich noch schlimmer in Stiftern und Klöstern aussehen. Von jenen erzählt ein fränkischer Autor, daß sie, um die Abgaben an den Papst zu erschwingen, neben den Präbenden sogenannte Expektanzen, oft in gleicher Anzahl, schufen; daß bei der Menge der Exspektanten das Verlangen, sich bald präbendirt zu sehen, immer reger und dadurch mancher Stiftsherr frühzeitig zum Tode befördert ward. Auch des ausgedehnten Geldwuchers gegenüber dem weltlichen Adel beschuldigte man sie; Mangold selbst wußte von dem unchristlichen Zins des ebracher Abts zu erzählen, als er bei einer Geldverlegenheit sich diesem Herrn

und seinem Convente in die Arme warf. In den meisten kleineren Klöstern war Zucht und Regel völlig untergegangen. Fraß und Völlerei, Prügelei unter den betrunkenen Conventsbrüdern bildeten die Tagesordnung vieler männlicher Religiosen; bei den weiblichen fanden sich nach Herkommen die benachbarten Edelleute als Blutsfreunde oder Anwälte ein; die Zeit erhielt manchen unterirdischen Gang zwischen Manns- und Frauenklöstern gleichwie die Kunde schauderhafter Geschlechtsverbrechen. Ein Beispiel für viele gab damals das fränkische Nonnenkloster Wächterswinkel, wo, nachdem verarmte oder habgierige Ritter ihre Töchter und Schwestern ohne Einwilligung des Convents gewaltsam eingesetzt, die Parteien der Alten und Jungen entstanden und mit ihnen fast tägliches Handgemenge unter denselben, blutige Abtreibung der bischöflichen Commissäre unter Beistand der beigerufenen Liebhaber und Verwandten, nächtliche Orgien, Entwendung und Verschleuderung der Kirchenschätze, mit Kurzem ein Skandal, der über die Alpen zu Ohren des Papstes drang, und den wirzburger Bischof nöthigte, mit allem Ernst persönlich einzuschreiten. Dieses Alles zusammengehalten hatte bereits den geschlechtsstolzen Nortenberger*) gegen seinen Stand eingenommen, worauf das eigenmächtige Schalten und Walten des eichstädter Bischofs in Wirzburg, das offene Mißtrauen der dasigen Cleriker und Mönche gegen Mangold und deren muthmaßliche Denunziationen in Rom, endlich auch ein Mitleidsgefühl gegen die so sehr eingeschüchterten Bürger jenen Aerger noch steigerten. Man wollte in der Stadt wissen, daß auf dem Frauenberg ein anderer Wind gehe.

Gleich nach Aufhebung des Banns gingen die Bürger zu Bischof Mangold, erzählten ihm ihre Anliegen und Beschwerden, klagten und baten unter Hinweisung auf den durch die königlichen Stellvertreter geschlossenen Vertrag, der sie ausschließlich an das Gericht des Bischofs

*) Obwohl der Sage nach von einer rotenburgischen Kürschnerfamilie stammend, hatten sich doch die Ritter der zwischen Rotenburg und Burgbernheim gelegenen Nortenburg, besonders als des Reichs Küchenmeister, zu Macht und Ansehen aufgeschwungen. Der Burghof ihrer Veste war ein geräumiger Marktplatz für die Umgegend, und öfters zogen die Ritter mit sechzig bis siebzig Reisigen aus. Der starke Reichsdienst, Stiftungen und Schankungen an die Kirchen brachten das stolze Geschlecht in solchen Verfall, daß es die Ahnenburg an die Reichsstadt Rotenburg verkaufte, worüber der Burggrav von Nürnberg so erbost und neidisch ward, daß er die Veste unversehens überfiel und ausbrannte. Ihre entflohenen Vögte bestrafte die Reichsstadt mit dem Tod.

weise, sie doch gegen die verderblichen Ladungen vor auswärtige Gerichtsstühle zu schützen. Zugleich beschwerten sie sich über die verführende Aufnahme unmündiger Kinder in Klöster, über die boshafte Trauung ungerathener, über andern Unfug der städtischen Geistlichkeit. Die Abgeordneten konnten der Gemeinde den freundlichen Empfang beim Fürstem rühmen. Sie hatten demselben unaufgefordert die treue Haltung des Vertrags, er ihnen Schutz und Theilnahme für alle Zeit gelobt. Schon am nächsten Tage erschien mit Zustimmung des Kapitels ein verschärftes Sittengesetz für die städtischen Priester, dann die Verordnung: „Wer einen wirzburger Bürger vor ein fremdes Gericht ladet, verliert, sei er wer er wolle, all sein Hab und Gut innerhalb des Herzogthums. Jünglinge und Jungfrauen unter zwanzig Jahren verlieren ihr Vermögen, wenn sie ohne Einwilligung der Eltern oder bei deren Tod ohne Einwilligung der nächsten Blutsfreunde heirathen. Kinder, welche vor erreichtem zwanzigsten Jahr in ein Kloster gehen, denen sowohl als dem Kloster, das sie aufgenommen, haben ihre Eltern zeitlebens nichts zu geben."*) Die Bürger jubelten; ihre und des Bischofs Gegner rächten sich durch eine heimliche Erinnerung des Papstes an das vom letzten Bischof Berthold II. in Empfang genommene, jedoch, wie schon bemerkt, zu andern Zwecken verwendete Türkengeld. Unvermuthet traf eine päpstliche Botschaft in Wirzburg ein, und forderte bei Vermeidung des Banns die ganze Summe. Vergebens berief sich Mangold auf seine Unschuld: „Geld oder Bann" blieb der Legaten Losungswort. Mangold durfte sich glücklich schätzen, die Forderung auf die Hälfte, auf achtzehnhundert Pfund Heller**) herunterzuhandeln. Er beeilte sich, der wälschen Gäste los zu werden; auf den Thor- und Holz-Zoll in Wirzburg schoß ihm der Ritter Rüdiger Pfahl***) neunhundert Pfund vor (9. August 1302).

Der Wechsel der Partei — wenn man eine Verbrüderung zwischen Fürst und Volk gegen privilegirte Stände so nennen darf — brachte Mangold weniger Schaden als Gewinn. Glänzende Kriegsthaten, fußend auf die Tapferkeit wirzburger Bürger besonders der wieder erlaubten Zünfte, bestrahlen seinen Lebensabend. Die Bürger folgten ihm, als Hermann Markgrav von Brandenburg, der Sohn des 1298

*) Diese am Dionysientage 1299 erlassene Satzung wurde auch von den beiden nächstfolgenden Bischöfen bestättigt.

**) 4,500 Gulden; das Pfund galt damals dritthalb Gulden.

***) Andere Schreibart „Spal" ein buchonisches Geschlecht.

verstorbenen Markgraven Otto und Eidam des Kaisers Albrecht den väterlichen Streit um die vier Rhönflecken ungerechter Weise*) erneuerte. In mehreren Gefechten schlugen sie den markgrävlichen Pfleger Walter Graven von Barby, den grausamen Verheerer des Amtes Haßfurt, aus dem Feld. An der zwischen Ebern und Seßlach unfern des Altensteins gelegenen Burg Lichtenstein, einer alten Opferstätte der Slawen, die der Markgrav in Sturm genommen und der Bischof nun wieder bestürmte, blutete unter Konrad Staudigel dem tapfern Vogt von Raueneck mancher Wirzburger, nicht minder im Kampfe mit dem jungen Ritter von Stein, einem Verbündeten des Markgraven. Dem guten Schwert der Bürger dankte der Bischof den vom Kaiser selbst zum Nachtheile seines Tochtermanns gestifteten Vergleich.**) Auch die Fehde zwischen den Herren von Hohenlohe und Brauneck wegen des Geleits zwischen Aub und Gelchsheim rief die Wirzburger bewaffnet an die Landwehr. Diesen Thatenlauf schloß die Unternehmung gegen die Reichsstadt Schweinfurt, die, stolz auf die ihr vom neuen Kaiser verliehenen Privilegien, ihren Blutbann vom fränkischen Landgerichte nicht mehr als Lehen nahm, und die freie Mainschifffahrt beschränkte. Als der deßhalb verhängte Bann fruchtlos blieb, rückte Mangold mit den Wirzburgern im Frühling 1303 vor genannte Stadt, und erstürmte sie nach hartnäckigem Widerstand. Schweinfurt entsagte dem erhöhten Zoll, und unterwarf sich dem Landgerichte des Herzogthums Franken. Mit diesem Siegspreise segnete Mangold das Zeitliche. Er starb,

---

*) Er verlangte dieselben, ohne daß er oder sein Vater an den bedungenen 4,000 Marken etwas bezahlt hätte. Dazu kam noch des Markgraven Fehde mit dem bischöflichen Ritter Apel von Lichtenstein, der aus Rache, daß der Markgrav ihm mütterliches und schwesterliches Erbgut vorenthalten, das markgrävliche Gebiet furchtbar verwüstete. Endlich gerirte sich der Markgrav als Beschützer der coburger Juden, die ein dem Bischof Mangold geliehenes, von demselben bereits zur Hälfte zurückbezahltes Kapital noch einmal voll verlangten.

**) Unterm 6. Dezember 1301. Dieser Friedensschluß gab dem gefangenen Apel von Lichtenstein Freiheit und Erbschaft und dem markgrävlichen Vogte in Franken, jenem Barby, strenge Vorschrift über zu verwaltende Justiz und nachbarliches Einvernehmen. Der Bischof behielt die Rhönflecken, und durfte bei Entrichtung des Kapitals an die Juden zu Coburg die von ihm eidlich erhärtete Abschlagszahlung in Abzug bringen. Der Sohn des Götz von Stein mußte den Zehnten in Nordheim für die Kaufsumme dem Bischof abtreten, und verpflichtete sich, gegen das Stift Wirzburg Ruhe zu halten. Die Kriegskosten wurden compensirt, das Vorgefallene vergessen, ein Schiedsgericht von je zwei Vertretern mit dem Graven Ludwig von Oettingen als Fünften oder Obmann für künftige Irrungen aufgestellt.

seinen Tod ahnend, am neunundzwanzigsten Juli 1303. Etliche Jahre zuvor waren die fränkischen Dynastenhäuser Wildberg und Zabelstein ausgestorben. Mangold erlebte noch die Freude, sein Stift mit wichtigen Besitzungen vermehrt zu sehen. Der zweite Theil seines Lebens erhielt sich im dankbaren Gedächtniß der Wirzburger; in weltgeschichtlicher Bedeutung bildet dieser Bischof und Herzog eine der wenigen Ausnahmen, wo die Herrschersonne ein Abendroth besitzt.

Das vierzehnte Jahrhundert, hochwichtig für das deutsche Bürgerthum im Allgemeinen wie für Franken und Wirzburg besonders noch, hatte bereits begonnen. In ihm ging der reiche Empörungsstoff dieser Gegend zu jener Stärke über, welche man Umwälzung nennt. Revolutionen zeigen häufig die angegriffene Herrschaft in einem bessern Lichte als die angreifenden Beherrschten. Um richtig zu urtheilen, thut noth, neben der Gegenwart auch die ganze Summe der Vergangenheit in die Wagschale zu legen. Ein solcher zusammenrechnender oder rückblickender Punkt in der fränkischen Geschichte steht hier. Abgerissen erscheint manche kommende Handlung als Schandthat, während sie in Verbindung mit vorausgehenden nur das nothwendige Glied einer Kette ist. Eine Meinung der Autoren vergleicht die Freiheit, dieses bald Ideal bald Idol des mittelalterlichen Bürgerthumes, mit dem Strom, der über seine Ufer tritt, und spricht von einem gesetzmäßigen Entwicklungsgang. Was soll das Wort Gesetzmäßig heißen, wo der natürliche Bürgerfeind die Gesetze nicht blos machte, sondern auch nach Belieben aufhob oder modelte?! Es gibt in der Weltgeschichte wie im einzelnen Gemüth Regungen, die sich nicht mit Kanne oder Elle messen, nicht nach dem Quecksilberglas voraus bestimmen lassen. Freilich hat ein Strom, will er sein natürliches Ziel erreichen, nichts besseres zu thun, als unverrückt von der Quelle bis zur Mündung fortzulaufen. Wenn aber Wolkenbrüche ihn anschwellen, und die Uferbewohner auf ungeschickte oder boshafte Art ihn dämmen: ist die hierauf erfolgende Verwüstung Schuld des Stromes? Nicht anders verhält es sich mit jener mittelalterlichen Bürgerfreiheit, ihren Freunden und Feinden. Das wahrhaft Gute würde nur Empfindungen des Dankes eingeflößt haben, hätte man sich nicht seinem segnenden Laufe mit störenden Hindernissen entgegengesetzt. Soviel von der Sache; was die Personen betrifft, ist oft schwer zu entscheiden, welche Partei verkehrter handelte. Sei dem wie ihm wolle, trage Regent oder Regierter die Schuld: das steht zur Achtung des Mittelalters vor unsern Augen fest, daß dortmals in der Regel beiden Parteien die Ueberzeugung oder auch

nur die Meinung mehr als Güter und Leben galten, und es wird daher, wenn auch nicht von der Vernunft doch vom Gefühl, welches ebenfalls eine berechtigte Seite der Menschenseele bildet, entschuldigt werden, daß bisweilen die rauhe Kraft an Statt des gesetzlichen Herkommens nach dem Steuerruder griff.

Noch erübrigt, nachdem das Bild der Frankenstädte Würzburg, Nürnberg, Rotenburg und Schweinfurt an uns vorüberglitt, ein Seitenblick auf die südliche, östliche und nördliche Gränze der Landschaft, auf Eichstädt, Bamberg und Fulda. (Windsheim, die Reichsstadt am Flüßchen Aisch, unter den Karolingern eine Königsvilla des Rangau's, als Mittelpunkt der alten Handelsstraße zwischen Nürnberg und Wirzburg durch fruchtbare Oertlichkeit und thätigen Einwohnergeist rasch aufblühend sowie das noch ältere, wahrscheinlich aus der Römerzeit stammende Weissenburg im Nordgau, gleichzeitig aus der Bevogtung Selbständigkeit erkämpfend, treten jetzt erst in das laute Geschichtsleben ein.) Von Eichstädt genügt zu bemerken, daß das in's neue Jahrhundert fallende Aussterben der Dynasten von Hirschberg den Grundbesitz des Bisthums bedeutend vermehrte. Sonst spiegelt sich hier die bemerklichste Zeiterscheinung, nemlich der Kampf der beiden herrschenden Stände unter sich und gegen den dritten Stand, in dem geringern Maße ab, das in der örtlichen Natur und im Charakter einer nur Bier trinkenden Bevölkerung lag. Kräftiger als Eichstädt, schwächer als Wirzburg, tritt Bamberg auf, gleichsam einen politischen wie geographischen Uebergang bildend, wo das Streben zum Durchbruch kömmt, ohne von dauerndem Erfolg begleitet zu sein. Hier finden wir, daß die Geistlichkeit nicht blos sich sondern alle klerikalische und klösterliche Unterthanen von den städtischen Lasten eximirt, hohe, zentbarliche Gerechtsamkeit sich selbst angemaßt, das Stadtgericht verhöhnt, die Urtheilsvollstreckung geweigert und gehindert, und eine Menge Freistätten für Verbrechen aller Art gehegt und geschützt habe. Die bamberger Bürger schlugen Lärm, beruhigten sich aber bald, als Bischof Berthold durch zwölf in den Rechten und Gewohnheiten der Stadt erfahrene Männer unter Eidesleistung das Herkommen untersuchen ließ, und größten Theils zu Gunsten des Rechts und der Bedrückten verfügte. 1282. Der beliebte Bischof starb 1285; sein Nachfolger Arnold mußte sich verpflichten, die verpfändeten Stiftsgüter einzulösen und heimgefallene Lehen einzuziehen. Während dieser Arbeit, welcher nicht selten Fehden des benachbarten Adels unterliefen, bemächtigte sich abermals der Geist des Fortschritts der bamberger

Bürger. Sie fingen an, ihre Stadt mit Mauern und Thürmen zu befestigen, diese mit Wärtern zu besetzen, die Thore nach ihren Anordnungen zu öffnen und zu schließen, über die städtischen Straßen Ketten und Planken zu ziehen, Rath und Schöffengericht selbst zu bestellen, und sogar Geistliche und Diener des Bischofs vor ihr Gericht zu laden. Das vom Bischof wieder eingeführte Umgeld verwarfen sie. Allein bald hierauf bewiesen Bischof und gewaffneter Adel, daß sich die Bamberger mit den früheren bertholdischen Zugeständnissen zufrieden stellen könnten, und unter solchen Umständen verschwanden schnell, wie sie gekommen, die erwähnten Neuerungen 1291. Auf Arnold folgte Leopold. 1296. Nachdem er ruhig zusehen mußte, wie der Grav Hennenberg eine Schaar Raubritter auf bambergisches Gebiet verfolgte, und aus Verdruß, daß er sie nicht erreicht, stiftische Dörfer niederbrannte, wurde er selbst zum Schutz der kärnthischen Besitzungen des Stiftes, welche dortige Wegelagerer verwüsteten, abgerufen. Damit erhielt ein Theil der Bürgerschaft Beschäftigung und der Rest des Empörungsstoffes Abfluß. (1300).

Ein eigenes, mit keinem andern zu vergleichendes Verhältniß gestaltete sich im fränkischen Nord. Links ab von der Heerstraße, welche Wirzburg gegen Hennenberg, und rechts ab von jener, welche Wirzburg wider Fulda führte, hatten schon lange adelige Landbesitzer, genöthigt durch die große Armuth der Umgebung, gedeckt durch die damalige Unzugänglichkeit der Rhönstraßen, verlockt durch den endlosen Zwist jener mächtigen Herren, das Plackerhandwerk in vollem Umfang ausgeübt. Beim Beginn der Hohenstaufen waren die Milseburg und der Haselstein gefürchtet durch Natur und Menschen. Nach und nach entstanden zu ähnlicher Bestimmung der Ebersberg und der Eberstein, der Biberstein und der Auersberg, Steinau, Tann und andere mehr. Von fuldischen Aebten errichtete Schirmburgen fielen mönchisch bewacht in der kriegskundigen Ritter Hand, und dienten nun denselben gegen die Erbauer. Des tapfern fuldaer Abtes Bertho II., eines geborenen von Leibolz, benamst Fingerhut, geschah bereits Erwähnung. Nach Erstürmung der Stadt Bischofsheim und Vertreibung der Raubgraven von Ziegenhain eroberte und brach er noch fünfzehn Burgen, und ließ endlich das Haupt der Wegelagerer, den Ritter Hermann von Ebersberg, auf dem Markte zu Fuld öffentlich hinrichten. Da verabredeten sich die andern Ebersberger mit den Verwandten und Bekannten von Steinau, Brandau, Luplen, Schenkwald, Spala, Keitz und Rasdorf; am Altar seiner Kirche während des Hochamts fiel der Abt unter den Dolchen

der Verschworenen. 1271. Die Flüchtlinge schirmte Anfangs die dazu geeignete Burg Steinau. Bei einem Raubzug in das Dorf Hasel erlauerte sie der neue fuldaer Abt Bertho III., und würgte die Mörder in der dortigen Kirche, ausgenommen die beiden am Leben erhaltenen Ebersberger, welche dann das neue Reichsoberhaupt zu Frankfurt rädern ließ. 1274. Der nicht betheiligte Ebersberger sollte seinen Namen in Weihers, der Steinau in Steinruck ändern, und wegen der Hauptmannschaft, die der erschlagene Vetter Giso über die Verschworenen ausgeübt, drei Räder im Wappen führen. Das alte Unwesen an der Lütter, Fulda und Ulster währte fort. Mehrmals suchte die Abtei Fuld die Hilfe Wirzburgs, welche dieses in Erinnerung früherer Fehden und Niederlagen unfreundlich abschlug. Erst im Jahre 1282 auf einem Tage zu Fuchsstatt bei Hammelburg, wo eine Versöhnung in übrigen Punkten stattfand, vereinigten sich die Vorsteher beider Stifte dahin, die dermalen am meisten gefürchtete Burg des Ritters von Eberstein*) zu zerstören, und das benachbarte Dorf Brand gemeinschaftlich zu befestigen. Der Eberstein wurde geschleift, Brand blieb ohne Mauern; denn der Abt Berthold war abgesetzt worden, sein Nachfolger Eberhard überließ die Regierung unfähigen Leuten, und die wirzburger Grenznachbaren fanden neuerdings für gut, das bekannte Verfahren fortzusetzen. Aus dem vom Kaiser Rudolf gestifteten Frieden geht nicht undeutlich ein Mitwissen des wirzburger Bischofs um das Vorhaben der Angreifenden hervor. Im Jahre 1286 begann auch Hermann von Steinau oder Steinruck, Giso's Bruder, die fuldaer Kirche aus Blutrache oder Raublust zu befehden. Besiegt und gefangen verschwor er für sich und seine Nachkommen den Wiederbau seiner zerstörten, sowie das Bauen und Bewohnen jeder andern Burg. Seine Söhne hielten das Versprechen in der Art, daß sie im Thale an der Lütter, im tiefgelegenen Dorfe Poppenhausen, mit Hilfe der benachbarten Ebersberger ein für jene Zeit unersteiglich geachtetes Haus erbauten. So hatte denn die Seele wieder Körper und der buchonische oder buchenländische Adel ein Haupt. Außer den eingangs genannten Gründen muß dessen ungehinderte Bewegung dem Umstande beigemessen werden, daß hierorts aus Anlaß mancher gemeinsamen Noth Herr und Knecht, Ritter

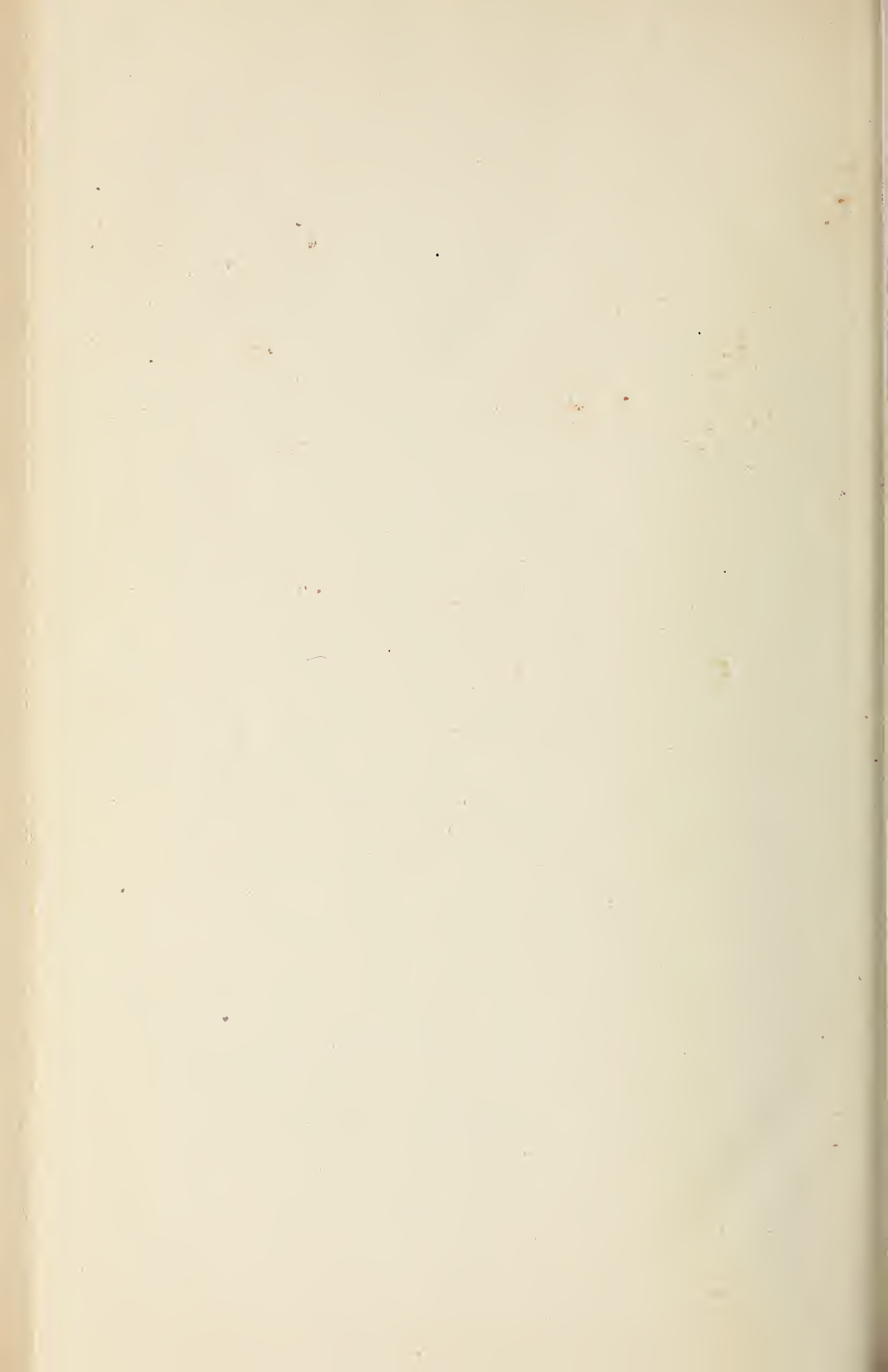
*) Nicht zu verwechseln mit dem zwei Stunden südlich entlegenen Ebersberg. Der Eberstein, jetzt Tannenfels genannt, ist noch in seinen Ruinen an einer waldigen Basaltkuppe ersichtlich. Mit diesen Besitzungen wurde nach Aussterben der Ebersteiner die Familie Rosenbach belehnt, von welcher sie auf die schackauer Gutsherren übergingen.

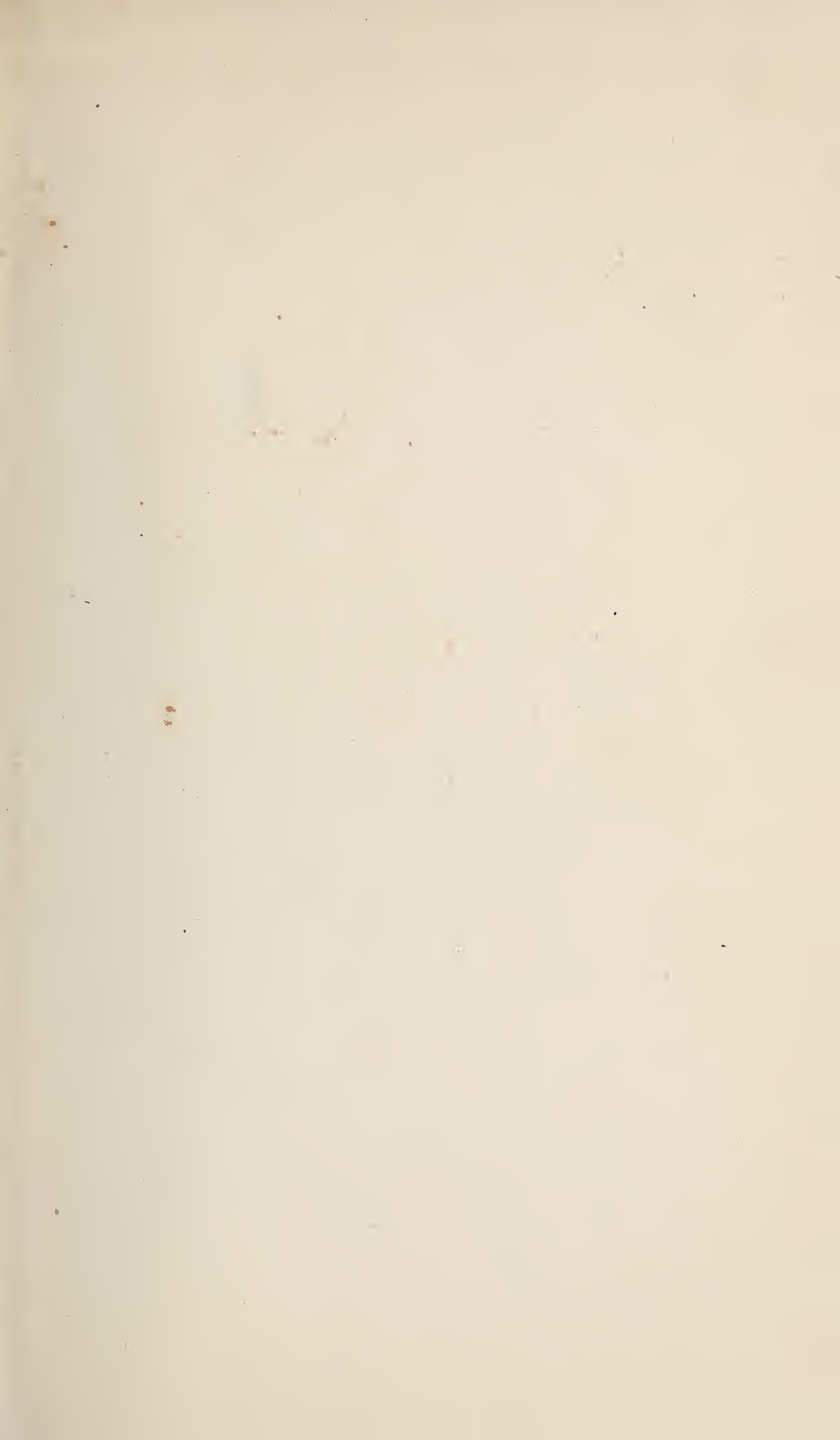
und Bauer sich näher standen als anderswo, und so mehr patriarchalisch als feudalistisch eine große Familie mit Häuptlingen zeigten. Wildschön wie die hintere oder westliche Rhöne, nicht nach Jedermanns Geschmack, doch dem Kenner theuer, erwuchs hier aus den zurückgebliebenen germanischen, thüringischen, fränkischen und sächsischen Volksbruchstücken*) (mit einer bereits erwähnten hibernisch-caledonischen Beimischung aus der christlichen Bekehrungszeit) ein eigener und eigenthümlicher, entschlossener und dabei munterer, zum Guten wie zum Bösen starker Menschenschlag. Weiter ähnlich dem Gebirge, welches mit seinen Quellen weithin das Flachland netzt, sendet er nun seine Männer auf die fränkische Thatenbühne. In der Schlacht von Bergtheim — gerade hundert Jahre nach diesem Zeitabschnitt — in dem entscheidendsten Akt des reichsstädtischen Trauerspiels war es der Buchonier, war es dieser äußersten Nordfranken Heldenmuth und Verrath, welcher die Schicksalswaage erst hoch schnellte und dann tief zu Boden drückte.

*) Noch bestehende Ortsnamen zeugen, abgesehen von vielen urkundlichen Nachweisen, für diese vierfache Abkunft. Da ein Dalherda, Herthathurm, Thuisbrunn und Theuten, dort das thüringische Günthers, Seiferts, Wickarts u. dgl. m., dann ein Hilders (von dem nach Thüringen verbannten Frankenkönig Hilderich) und die Dörfer und Höfe, welche in ihrem Namen „Franken", wie die, welche „Sassen und Roda" enthalten.










LIBRARY OF CONGRESS
0 029 894 512 5